Indogermanische Forschungen

ZEITSCHRIFT

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL BRUGMANN UND WILHELM STREITBERG

SIEBZEHNTER BAND

MIT FÜNFZEHN ABBILDUNGEN IM TEXT.

STRASSBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1904/1905.



M. DuMont-Schauberg, Straßburg.

Inhalt des 1. bis 4. Heftes.

Inhalt des 5. (Ergänzungs-)Heftes.

Ἑκών und seine griechischen Verwandten.

Daß ἑκών 'willig, freiwillig' (lokr. Ϝεϙόντας SGDI. n. 1478, 12), ἀέκων ἄκων 'unwillig, wider Willen' das Partizipium zu dem im Altindischen als *váśmi*, im Avestischen als *vasᵊmī* ('ich will, wünsche') erhaltenen, im Griechischen selbst im übrigen verschollenen Verbum uridg. **u̯ek̂-mi* ist, steht fest. Wie ἑκών, war ai. *uśánt-* vorzugsweise nominales Adjektiv, das sich teils mit 'willig, bereit, gern', teils mit 'verlangend, begierig' übersetzen läßt. Als sicher darf auch bezeichnet werden, daß aus dem Griechichen ἕκητι (dor. ἕκᾱτι) und εἵνεκα = *ἐνϜεκα mit ἑκών gleicher Wurzel sind, und höchst wahrscheinlich wenigstens hat man an ἑκών, nicht mit den Alten an ἑκάς 'fern', überdies noch die altepischen Beinamen des Apollo ἑκηβόλος, ἑκατηβόλος, ἑκάεργος anzuschließen. Diese neuere etymologische Deutung dieser Beiwörter, die namentlich in Ansehung von ἑκάεργος vorzuziehen ist, ist zwar schon im Jahre 1837 von G. Hermann gegeben worden (Opusc. 7, 306 f.), hat aber erst in den letzten Jahren mehr und mehr den verdienten Beifall gefunden[1]).

Nun gehört freilich zu einer guten Etymologie nicht bloß, daß die Wörter, die man zusammenbringt, in bezug auf den wurzelhaften Teil nach Lautung und Bedeutung zusammenstimmen, sondern auch die formantische Gestaltung des Wortes, um dessen Herkunft es sich handelt, muß klar sein. Man kann aber weder von den bisherigen Behandlungen der Formationen ἕκητι und εἵνεκα, noch auch von denjenigen der Anfangsglieder der drei genannten Komposita, die den Apollo bezeichnen, sagen, daß sie diese Klarheit gebracht hätten.

1) Hermann zieht zum Vergleich nur ἕκητι heran. Von ἑκών und ἕνεκα spricht er nicht, doch hat er sicher wenigstens ἕκητι und ἑκών für verwandt gehalten.

Meiner Ansicht nach bergen diese Formen alle den Stamm *Ϝεκᾰτ- = ai. *uśat-*, die schwache Form zu ἑκόντ- = ai. *uśánt-*, die, wie längst erkannt ist, auch in dem Femininum dor. ἀέκαϲϲα, kret. Ϝέκαθθα[1]) = ai. *uśatī́* enthalten ist (vgl. dor. ἔαϲϲα kret. ἴαττα ἴαθθα = ai. *satī́*, zu ἐών). Ist dies richtig — ich hoffe es überzeugend begründen zu können —, so ist die Wurzel *u̯eḱ-* im Griechischen nur durch das Partizipium ἑκών und solche Formen, die von diesem abgeleitet sind, vertreten. Denn erstlich ist ἕκηλοϲ εὔκηλοϲ, das man früher öfters zu ihr gezogen hat, fern zu halten. Und zweitens hat Bezzenbergers Anknüpfung von ἕκαϲτοϲ ἑκάτεροϲ an griech. ἑκών (BB. 5, 94 f.) der Bedeutung wegen mit Recht keine Anerkennung gefunden; dieses Pronominale gehört, wie jetzt wohl allgemein angenommen wird, zu ἑκάϲ = *ϲϜε-καϲ, das vom Reflexivstamm gebildet ist.

Zu dieser Etymologie von ἕκαϲτοϲ mag jedoch noch folgendes bemerkt sein. ἑκών aus Ϝεκών ist einer von jenen Fällen, wo Ϝ- = uridg. *u̯-* nicht, wie gewöhnlich (z. B. ἔργον = Ϝέργον), durch den Spiritus lenis sondern durch den Spiritus asper vertreten ist: so z. B. noch ἕργω, ἕδνα[2]), ἕννῡμι, ἕϲπεροϲ, ἅλιϲ. Was es mit diesen Ausnahmen für eine Bewandtnis hat, weiß man noch nicht. Eventuell ist wenigstens teilweise das lautgesetztliche Ϝh- von Wörtern, die ursprünglich den Anlaut *su̯-* gehabt haben, analogisch auf Wörter mit ursprünglichem *u̯-* (stimmhaften Ϝ-) übertragen worden, ähnlich wie Wörter mit den ursprünglichen Anlauten *m-*, *l-* den Anlaut von solchen erhalten haben, die von Haus aus *sm-*, *sl-* hatten (Griech. Gramm.³ 124). Dabei könnte nun das die Vorstufe des Spiritus asper bildende Ϝh- von *Ϝhεκών *Ϝhεκᾰ- (böot. Ϝhεκάδᾱμοϲ) speziell durch Einfluß der vorhistorischen Lautung von ἕκαϲτοϲ und dessen, was zu ihm gehört, entstanden sein (vgl. Fälle wie mhd. nhd. *heischen* für *eischen*, ahd. *eiskōn* durch Anlehnung an *heissen*).

Betrachten wir nun die fraglichen Formationen näher.

Hom. ἑκηβόλοϲ, dessen Sinn etwa ʽnach Belieben treffend, so treffend, wie und wann man will’ gewesen ist, war eine Neuerung für *ἑκᾰβολοϲ nach andern Komposita auf -ηβόλοϲ; diese Änderung nahm man vor, um die Form für das Versmaß

1) Ϝέκαθθα hat Kretschmer KZ. 33, 427 ansprechend aus γεκαθά· ἑκοῦϲα bei Hesychius erschlossen.

2) Zu diesem Wort vergleiche man jetzt E. Hermann Zur Geschichte des Brautkaufs, Progr. von Bergedorf 1904, S. 35 ff.

gefügig zu machen. Der kurze Vokal des älteren *ἑκᾰβολος ist noch durch die zugehörige Kurzform Ἑκά-βη (korinth. Ϝακάβα durch Vokalassimilation, s. J. Schmidt KZ. 32, 355) repräsentiert, worüber J. Baunack Stud. auf dem Gebiete des Griech. usw. 1, 286 handelt. Vgl. Solmsen Unters. zur griech. Laut- und Versl. 25 ff.

*Ϝεκᾰ- als erstes Zusammensetzungsglied erscheint außerdem in hom. ἑκά-εργος, etwa 'nach freiem Belieben wirkend und waltend', und in den Namen hom. Ἑκα-μήδη, Teos Ἑκά-διος und böot. Ϝhεκά-δᾱμος, aus dem durch Vokalassimilation einerseits das thess. Ϝεκέδᾱμος, anderseits das att. Ἀκάδημος hervorgegangen ist (J. Schmidt a. a. O. 355 ff. 393). Als Kurzformen schließen sich an Ἑκᾶς (Fick-Bechtel Personennamen[2] 127) und pamphyl. Ϝέκειτους Gen. Sing. (Kretschmer KZ. 33, 263).

Nur formale Varianten des Apollonamens ἑκηβόλος waren ἑκατηβόλος und ἑκατηβελέτης, denen sich die Kurznamen Ἕκατος und Ἑκάτη (vgl. Curtius in seinen Studien 9, 112) und die Namen Ἑκατήνωρ, Ἑκατώνυμος, Ἑκατόδωρος, Ἑκατοκλῆς, Ἑκατόμανδρος (Fick-Bechtel a. a. O. 107. 452) anreihen. Bezieht man diese τ-Formen mit uns auf den Partizipialstamm Ϝεκᾰτ-, so stellen sich ἑκατηβόλος und ἑκατηβελέτης in die Kategorie der Formen wie ἀσπιδηφόρος, λαμπαδηφόρος und ἐλαφηβόλος, θανατηφόρος, θαλαμηπόλος usw., in denen analogisch ο durch η ersetzt worden ist. Zuletzt ist über diese Klasse von Neubildungen von Solmsen a. a. O. 22 ff. gehandelt worden. Ob die Personennamen Ἑκατήνωρ, Ἑκατώνυμος und Ἑκατόδωρος usw. ebenfalls direkt von Ϝεκᾰτ- ausgegangen, oder ob sie, wie Fick und Bechtel annehmen, erst auf Grund der Götternamen Ἕκατος und Ἑκάτη, die selbst Kurznamen waren, gebildet worden sind (z. B. Ἑκατώνυμος, Ἑκατόδωρος wie Ἀπολλώνυμος, Ἀπολλόδωρος), oder endlich ob sie teils den einen, teils den andern Ursprung haben, ist kaum auszumachen. Im ersten Fall wären Ἑκατήνωρ, Ἑκατώνυμος mit ποδήνεμος, ἀν-ήνωρ, παν-ήγυρις, αἰγ-ῶνυξ, πολυ-ώνυμος usw., Ἑκατόδωρος aber mit παντ-ο-μῖσής, δρακοντ-ό-μαλλος, ὀρνῑθ-ο-σκόπος, αἰγ-ό-βοτος usw. zu vergleichen. Die Kurzformen Ἑκατᾶς und Ἑκάτων sind jedenfalls erst aus der Gruppe dieser Vollnamen Ἑκατήνωρ, Ἑκατόδωρος usw. erwachsen (Fick-Bechtel S. 107).

Die nächstliegende Annahme ist nun, daß in bezug auf die Formation des ersten Gliedes zwischen *ἑκᾰβολος (ἑκηβόλος, Ἑκᾰβη, ἑκᾰεργος) und ἑκατηβόλος kein größerer Unterschied war

als etwa zwischen πάνcοφοc und παντόcοφοc, πανόπτηc und παντόπτηc, κάββαλε und κατηβολή (ἐπήβολοc, ἐπηβολή), εὐγενήc und εὐηγενήc u. dergl. Ehe ich jedoch darauf eingehe, wie dieses Ϝεκᾰ-, das Osthoff Perfekt 573 für den Instrumentalis Sing. eines Wurzelnomens *Ϝεκ- erklärt hat, als zum Partizipialstamm Ϝεκᾰτ- gehörig betrachtet werden kann, ist die Präposition *ἕνϜεκα näher ins Auge zu fassen.

Der Ausgang dieses Wortes variierte nach Mundart und Zeit: εἵνεκεν ἕνεκεν, ἕνεκε, ἕνεκαν, ἕνεκο. Dabei ist aber klar und auch allgemein anerkannt, daß nur *ἕνϜεκα mit -ᾰ urgriechisches Alter hatte, daß die genannten Nebenformen jüngere Umbildungen nach der Analogie anderer präpositionaler Wörter waren. S. hierüber Osthoff a. a. O. 337, E. Schweizer Gramm. der Pergamen. Inschr. 35 f., Kühner-Blass Ausf. Gramm.³ 1, 2, 251 f., Verf. Griech. Gramm.³ 457, Herwerden Lex. Graec. suppl. 244. 272. Über die Nebenform οὕνεκα ist auf Wackernagel KZ. 28, 109 ff., Schulze Quaest. ep. 500 ff., Verf. a. a. O. 140. 563 zu verweisen: Wackernagels Hypothese, daß sie aus Verbindungen wie ἐκείνουύνεκα = ἐκείνου ἕνεκα abstrahiert worden, in ihr also keine von ἕνεκα im Anlaut von Haus verschiedene Formation zu erblicken ist, klingt durchaus glaubhaft.

Ich sehe nun in dem zweiten Teil von *ἕν-Ϝεκα, der nach Osthoff a. a. O. 573 wiederum Instr. Sing. des Nomens *Ϝεκ- gewesen sein soll, den adverbial gebrauchten Akk.-Nom. Sing. Neutr. *Ϝεκᾰτ = ai. *uśát* und vergleiche mit ihm die ai. Partizipialadverbia wie *dhr̥ṣát* 'kühnlich', *dravát* 'eilends, schnell', *br̥hát* 'weit, breit, hoch, laut'. Auf die Möglichkeit dieser Auffassung von -Ϝεκα als Neutrum zu ἑκών hat auch bereits Kretschmer KZ. 31, 347 hingewiesen. Im Griechischen darf dieses Neutrum als Adverb nur noch in irgendwie isolierten Formen erwartet werden, weil sonst bei partizipialen Wörtern -ωc eingedrungen ist: ὄντωc, διαφερόντωc u. a. Am nächsten vergleicht sich wohl πᾰ́ν in den Univerbierungen παν-ύcτατοc u. dergl. und in πάν-υ, da πᾶc gleichfalls ein Partizipium gewesen war, mag man meine Ursprungserklärung Die Ausdrücke für den Begriff der Totalität S. 60 ff. billigen oder nicht. Zu diesem Adverbium *Ϝεκα verhielte sich das späte ἑκόντωc so, wie πάντωc zu πᾰ́ν. Nicht in Verbindung mit ἐν- scheint dieses *Ϝεκα vorzuliegen in der Hesychglosse οὔφεκα· οὐκ ἀρεcτῶc. Sehr ansprechend nämlich ist die Vermutung von Schulze a. a. O. 494, daß dies ein οὐ

Ϝεκα sei; zu φ für Ϝ vergleiche man außer dem, was Schulze selbst darüber bemerkt, Thumb IF. 9, 320.

Wie ist aber der Anfangsbestandteil ἐν- zu verstehen? Seit Osthoff a. a. O. erklärt man ihn für das Adverbium **sem* 'mit' (zu ὁμοῦ, ἅμα, ἁ-), das im Preußischen als *sen* (Nominalpräposition mit dem Akkusativ und Dativ, und Präverbium in *sen-rīnka* 'er sammelt' *sen-ditans* Akk. Plur. 'zusammengelegt, zusammengefaltet' u. a.) auftritt, im Germanischen als *sin-* in as. ahd. *sin-hīun* 'coniuges' und einigen andern von den Komposita mit *sin-* (s. Grimm D. G. Neudr. 2, 541 f. und namentlich L. Tobler in Frommanns Deutschen Mundarten 5, 25 f.) enthalten zu sein scheint und im Griechischen selbst nach Ahrens Beitr. zur griech. u. lat. Etym. 1, 21 in ἐμ-φερής 'ähnlich' (vgl. lat. *conferre*), ἔμ-φῡλος = ὁμό-φῡλος σύμ-φῡλος u. a. sich behauptet haben soll (vgl. auch Usener Götternamen 67 ff.). Osthoff, der das -Ϝεκα von *ἕν-Ϝεκα wiederum, wie das Ϝεκα- von ἑκά-ερϝος, für einen Instrumentalis Sing. hält, meint, ἕνεκά τινος sei ursprünglich 'unter dem Mitwollen jemandes' gewesen. Das scheitert aber schon daran, daß der von ἕνεκα abhängige Genitiv ursprünglich vielmehr ein Genitivus obiectivus gewesen sein muß. Eher schiene vielleicht denkbar, daß man gegenüber den negativen ἀ-έκων, οὐχ ἑκών dem positiven Ausdruck jenes Präfix zu besonderer Kennzeichnung des Bedeutungselements des Positiven vorgeschoben habe: 'ohne Willen, Absicht' — 'mit Willen, Absicht, Fleiß'. Doch schwebt auch dies in der Luft, zumal da ein wirklich unzweideutiger Beleg für dieses adverbiale **sem* im Griechischen noch nicht beigebracht ist. Ich denke, ἐν- ist das, was man doch wohl zunächst darin sucht, das Neutrum zu εἷς in seiner gewöhnlichen Bedeutung 'unum'. Ai. *vaś-* 'wollen, wünschen' hat das Objekt im Akkusativ bei sich. Dieser bezeichnet teils eine Sache — wobei man *vaś-* zuweilen in dem Sinne 'gerne etwas betreiben' zu nehmen hat —, z. B. RV. 2, 14, 1 *tád íd ēṣá vaṣṭi* 'das gerade will (wünscht) er', 9, 96, 4 *tád uśanti víśva imē sákhāyas tád ahá vaśmi pavamāna sōma* 'das wünschen alle diese meine Freunde, das wünsche auch ich, o hellentflammter Soma', 1, 91, 6 *tvá ca sōma nō váśō jīvātu̥ ná marāmahē* 'wenn du, o Soma, unser Leben wünschst (dich um unser Leben bemühst), so sterben wir nicht', 2, 31, 6 *utá vaḥ śásam uśíjām iva śmasy* (= *uśmasy*) 'und euer Lob, die ihr es wünscht, betreiben wir gerne' (Ludwig: 'eure Zustimmung,

der Freiwilligen, wünschen wir'), 1, 21, 1 *ihéndrāgnī́ úpa hvayē táyōr ít stṓmam uśmasi* 'hierher rufe ich Indra und Agni, denn beider Lob betreiben wir gerne' (Ludwig: 'beabsichtigen wir'), 1, 22, 6 *apā́ nápātam ávasē savitā́ram úpa stuhi tásya vratā́ny uśmasi* 'den Sohn der Wasser Savitar preise ich, daß er hilfreich sei: sein Wirken wünschen wir', teils ist das Objekt von *vaś-* eine Person, z. B. 1, 94, 3 *tvám ādityā́ñ ā́ vaha tā́n hy ùśmásy* 'führe die Adityas her, denn diese wünschen wir', 1, 129, 4 *asmā́kaṃ va índram uśmasīṣṭáyē* 'unsern Indra wünschen wir zu eurer Erquickung'. In dieser Weise hatte auch ϝεκών in urgriechischer Zeit Objektsakkusative bei sich und zwar entweder ausschließlich substantivische Neutra wie τό, τοῦτο, oder auch maskulinische und femininische Wörter, Bezeichnungen von Sachen und Personen: z. B. *τὸ ἓν ϝεκών, *τοῦτο ἓν ϝεκών 'das einzig wollend, gerade nur das wollend, das als einzigen Zweck habend', und daneben eventuell auch etwa *cὲ ἕνα ϝεκὼν ἐνθάδ' ἦλθον 'te unum volens huc adveni'. Das so zur Verstärkung häufig hinzugefügte Zahlwort[1], welches regelmäßig unmittelbar vor ϝεκών stand, univerbierte sich mit diesem, wobei, falls man auch *cὲ ἕνα ϝεκών u. dgl. sprach, die Neutralform ἕν Verallgemeinerung erfuhr (vgl. ἕν-δεκα, ebenfalls mit dem Neutrum ἕν), und blieb auch haften, als statt der persönlichen Konstruktion mit ϝεκών die adverbiale Ausdrucksweise mit dem Neutrum ϝεκα[τ] (vgl. νουν-εχόντωc, zu νοῦν ἔχων, und die neutralen Adverbia wie ἐνύπνιον neben ἐνύπνιοc, ἔμπεδον usw.) mehr und mehr durchdrang. Der besondere Sinn von ἑν- in *ἕν-ϝεκα hatte sich mittlerweile verflüchtigt (vgl. etwa nhd. *also* mhd. *al-sō*, ursprünglich 'ganz so', jetzt nur ein lautvolleres 'so', z. B. *also sprach er* neben *so sprach er*), und der präpositionale Redeteilcharakter, den *ἕνϝεκα annahm, ließ für den ursprünglichen Objektsakkusativ durchgehends den Genitiv eintreten, der sonst für sich allein schon zur Bezeichnung des Sachbetreffs üblich war, außerdem bei χάριν stand und auf diese Weise sehr nahe gelegt war (vgl. die zahlreichen Neuerungen wie *trotz* mit dem Genitiv

---

1) Man halte dazu die verstärkende Bedeutung von ahd. *ein-* in *einwillīg -īch* 'obstinatus, pertinax' neben *willīg* 'willig, geneigt', *einstrītig* 'pervicax, pertinax', *einhart einherti* 'constans', mhd. *einkriege einkriegic* 'eigensinnig, zänkisch' u. a. (Grimm D. G. Neudr. 2, 930 f., L. Tobler in Frommanns Deutschen Mundarten 5, 302 f.). Einigermaßen vergleichbar ist auch εἷc beim Superlativ sowie bei ἕκαcτοc.

statt mit dem Dativ usw.). Möglich bleibt dabei indessen, daß die homerischen Worteinheiten τοὔνεκα 'deswegen' und οὕνεκα 'weswegen, daß', über die man van Leeuwen Enchir. dict. ep. 51f. vergleiche, nicht aus τοῦ, οὗ εἵνεκα zusammengezogen sind, sondern noch unmittelbar die ursprünglichere Verbindung *τὸ εἵνεκα, *ὃ εἵνεκα = *το ἐν Ϝεκα, *ὁ ἐν Ϝεκα darbieten. Vgl. etwa *trotzdem* mit fester Dativform, nicht *trotzdessen*, neben *trotz des regens* usw. Der Gebrauch der Präposition ἕνεκα von einem Realgrund ('in Anbetracht von etwas'), z. B. ἐπαινέσαι τινὰ ἀρετῆς ἕνεκα, war auf alle Fälle jüngere Entwicklung: aus der Vorstellung, daß die Gedanken etwas strebend umfassen, ist das Element des Strebens ausgeschieden worden.

Wir kehren nunmehr zu ἑκατ-ηβόλος: Ἑκά-βη (ἑκηβόλος), ἑκά-εργος zurück, um eine Antwort zu suchen auf die Frage, war das Ϝεκᾰ- der letzteren Komposita die Stammform Ϝεκατ-, wie sie in ἑκατ-ηβόλος anerkannt werden muß, oder war es das eben behandelte Neutrum Ϝεκα, das als Adverbium in die Verbindung einging, in welchem Falle Komposita wie πάν-σοφος, παν-ύστατος, πάν-δημος, ἀκαλα-ρείτης u. dgl. (Griech. Gramm.[3] 172 f.) zu vergleichen wären.

In jenem ersteren Falle wäre der stammauslautende Konsonant in der Art unterdrückt worden, wie es in αἰπόλος 'Ziegenhirt' = *αἰγ-πολος geschehen ist. Mein ehemaliger Zuhörer Herr Dr. H. Ehrlich teilte mir vor Jahren seine Vermutung mit, daß αἰπόλος auf einer Ausdehnung des zunächst nur im Auslaut geschehenen Verschlußlautabfalls auf den Inlaut beruhe: das etymologisch als Zweiheit empfundene Wort erscheint dem Sprechenden mit der Aneinanderreihung zweier Wörter gleichartig, und so stellt er die Kompositionsfuge dem wirklichen Wortende gleich. Diese Ansicht, die sich auf zahlreiche Analoga stützen kann, ist recht wahrscheinlich. Es ist natürlich, daß gegen diese Behandlung das Sprachgefühl sich meist wieder aufgelehnt hat, und man hat sich nicht zu wundern, wenn in der historischen Zeit der griechischen Sprachentwicklung Formen wie αἰγ-ό-βοτος, ἀσπιδ-ό-δουπος den herrschenden Typus bilden. Nur irgend eine Verdunklung des ersten Gliedes konnte jene vorhistorische Behandlung des Auslauts des ersten Zusammensetzungsteils unrückgängig gemacht lassen[1]). Wegen

1) Vgl. den von J. Schmidt Die Pluralbild. der Neutra 248 besprochenen Fall, ahd. *militou* für zu erwartendes **milit-tou*.

αἰπόλος vergleiche man das homerische Μελάνθιος αἰπόλος αἰγῶν.

Für diesen Vorgang hier noch ein Beispiel, das bisher falsch beurteilte altatt. ἀκράχολος 'heftig zürnend', ion. ἀκρήχολος. Das Kompositum wird in doppelter Weise erklärt: teils als οὗ ἡ χολὴ ἄκρα ἐστί — so zuletzt von Solmsen Untersuch. zur griech. Laut- und Versl. 30 f.; teils als entstanden aus *ἀκρᾱτόχολος — so zuletzt von Bally Mém. 12, 62. Gegen die erstere Deutung spricht, daß man zwar z. B. ὀργὴν ἄκρος (Herodot 1, 72) sagte, aber nicht ἄκρα ὀργή, χολή oder dgl. Auch wäre gerade in dieser Verbindung die unregelmäßige feminine Gestaltung des Adjektivs recht auffallend; man sieht keine Ratio für diese Ausnahme. Die Nebenform ἀκρόχολος (ἀκροχολεῖν, ἀκροχολία) beweist nicht, daß von Haus aus ἄκρος im ersten Glied von ἀκράχολος enthalten war, und sie gibt überhaupt keinen Aufschluß über die Entstehung dieses Kompositums. Denn sie ist geschichtlich die jüngere Form, und sie kam augenscheinlich dadurch zustande, daß die Formation ἀκράχολος zu einer Zeit, als die Sprecher sie als mit ἄκρος im Zusammenhang stehend auffassten (vgl. H. Schmidt Synonymik 3, 559 f.), von ihnen dem regelmäßigen Bildungstypus (z. B. πικρόχολος) angepaßt wurde. Und ebenso wenig wie diese Deutung als οὗ ἡ χολὴ ἄκρα ist die Annahme einer Verkürzung aus *ἀκρᾱτόχολος wahrscheinlich, so vortrefflich sie zu dem Sinne des Wortes paßt (vgl. ἀκρητεστάτη χολή Hippokrates, ἄκρᾱτος ὀργή Dionysius Halic.). Denn lautlich ist diese Kürzung schlechterdings nicht zu begründen. Daß sie, wie Bally meint, infolge davon geschehen sei, daß zwei, beziehungsweise drei Silben hintereinander o hatten, wird niemand glauben: eine derartige Vokalfolge hat sonst nirgends eine derartige Wortkürzung veranlaßt. Ich nehme an, daß es neben ἄκρᾱτος ein *ἀκράς -ᾶτος gegeben hat, wie ἀβλής -ῆτος neben ἄβλητος, ἀγνώς -ῶτος neben ἄγνωτος usw., und daß ἀκράχολος dieses *ἀκρᾱτ- enthielt. Daß die Griechen von ἀκρά[τ]χολος nicht alsbald zu etymologisch deutlicherem *ἀκρᾱτόχολος übergingen, erklärt sich einfach daraus, daß man in dem Kompositum mittlerweile volksetymologisch ἄκρος gefunden hatte, eine Umdeutung, die, wie wir gesehen haben, schließlich die Neubildung ἀκρόχολος ins Leben gerufen hat.

In dieser Weise können also *ἑκᾰ-βολος (ἑκηβόλος), ἑκάεργος alte Stammkomposita mit ϝεκᾰτ- gewesen sein. Und ich

möchte dieser Erklärung vor der, wonach das adverbiale Neutrum *ϝεκᾰ[τ] ihr Vorderglied gewesen wäre, darum den Vorzug geben, weil sich so *ἑκᾰ-βολος und ἑκατηβόλος von éinem Prinzip aus erklären lassen.

Weiter ist zu nennen das homerische Partizipium ἀεκαζόμενος 'nicht wollend, widerstrebend'. Es stellt sich zu ἀ-ϝεκᾰτ-, wie θαυμάζω zu θαῦματ-, γουνάζομαι zu γοῦνατ- u. dgl.

Ferner ἕκητι, dor. ἕκᾱτι, das bei Homer und Hesiod mit dem Genitivus 'durch den Willen, durch die Gnade jemandes' bedeutet und nur mit Namen von Göttern verbunden erscheint, z. B. Διὸς ἕκητι. Nach Osthoff a. a. O. 355 wäre ἕκᾱτι ein Instrumentalis Sing. *ϝεκᾱ = ai. *vaśā + Partikel τι = ai. *cid*, dagegen nach Kretschmer KZ. 31, 459 (vgl. Bezzenberger BB. 24, 321) ein durch -ι erweiterter Ablativus Sing. *ϝεκᾱτ = ai. *vášād* (*váśāt*) gewesen. Eines ist so unwahrscheinlich als das andere. Auf der Fährte zu der, wie ich glaube, richtigen Erklärung dieser Bildung war Kretschmer in KZ. 30, 586 gewesen, wo er sie als eine Lokativform wie ἰότᾱτι bezeichnet[1]). ἕκᾱτι dürfte nämlich aus *ϝεκᾰτᾱτι hervorgegangen sein. Zu ἑκόντ- gehören ἑκοντή-ς und ἑκοντηδόν, wie ἐθελοντή-ς, ἐθελοντηδόν zu ἐθέλοντ-. Diese *ā*-Erweiterung war schon vorhanden, als noch die schwache Stammform ϝεκᾰτ- existierte, und ἑκοντής wird Vertreter von älterem *ϝεκᾰτᾱ-ς gewesen sein, wie ἑκοῦσα älteres *ϝεκᾰτ-ι̯α (ἀέκασσα) ersetzt hat. Zu *ϝεκᾰτ-ᾱ- gehörte ein Abstraktum *ϝεκᾰτᾱτ-, haplologisch verkürzt zu ϝέκᾱτ- mit Beibehaltung des ᾱ als des für die Abstraktbildung charakteristischen Vokals. Vgl. ποτής -ῆτος 'das Trinken' neben πότη-ς 'Trinker', dor. πινυτᾱ́ς -ᾶτος 'Verständigkeit' neben πινυτή 'Verstand'. Wenn Pokrowskij KZ. 35, 251 f. recht hat, daß lat. *voluntās*, *aestās*, *tempestās* keine haplologische Vereinfachung erfahren haben, sondern dadurch entstanden sind, daß hinter auf -*ā* ausgehenden Verbalstamm (zu *voluntās* vgl. *frequentāre*, *recentārī*) das weibliche Abstrakta bildende Formans -*t*(*i*)- antrat (unzweifelhaft sind *satiās*, *quiēs*, *salūs* u. a. solche auf einem Verbalstamm auf langen Vokal beruhende Bildungen gewesen, vgl. Wölfflins Archiv 12, 422), so läßt sich in dieser Weise auch *ϝεκᾰτᾱτ- auffassen, das, mit Absehung von der Ablautverschiedenheit im partizipialen Formans, eine genaue

---

1) Auch schon andre vor Kretschmer haben ἕκητι als Dativ eines Substantivs *ἕκης 'Wille' betrachtet, z. B. Christ Grundz. der griech. Lautl. 237.

Parallele zu *voluntās* bildete. Indessen ist nicht unmöglich, daß *ϝεκᾰτᾱτ- selber erst wieder aus *ϝεκατο-τᾱτ- verkürzt war, ursprünglich also dem Typus παντότης (zu πᾶς), χαριεντότης (zu χαρίεις), ἑνότης (zu εἷς) angehört hat. (Für ποτῆτ- ist Entstehung aus *ποτο-τᾱτ- durch ποτό-ς 'trinkbar' ποτό-ν 'Trank' πότο-ς 'Trinken' besonders nahe gelegt.) Dies also mag dahingestellt bleiben, nur *ϝεκᾰτᾱτι als nächste Vorstufe scheint mir sicher.

Wenn das altepische ἕκητι, das nach Homer und Hesiod nur bei Dichtern auftritt, bei diesen im Sinne von ἕνεκα erscheint, so handelt es sich hier wohl nicht um eine natürliche Fortentwicklung der ursprünglichen Bedeutung, sondern um eine schiefe Anwendung, wie sie auch andere homerische Wörter in der späteren Zeit erfahren haben (Beispiele bei v. Wilamowitz-Moellendorff Isyllos von Epid., Philol. Unters. 9, 111 ff., Eur. Herakl. 2, 252 f. und bei Wackernagel KZ. 33, 49 ff.).

Schließlich noch ein Wort über die Adverbia ἑκοντί, ἀκοντί, die erst in nachklassischer Zeit auftreten und mit dem von Thukydides an belegten ἐθελοντί zusammen beurteilt werden müssen. Vielleicht ist ἑκοντί erst nach dem Muster von ἐθελοντί geschaffen worden. Die Quantität des -ί in diesen Adverbia ist unbekannt. War der Vokal kurz, so sind pind. ἀβοατί́, hom. μελεϊστί́ u. a. zu vergleichen, dagegen hom. ἀμογητί, ἐγρηγορτί u. a., wenn er lang war. Ich glaube nun nicht, daß Delbrück recht hat, der Vergl. Synt. 1, 572 vermutet, ἐθελοντί sei der Dativus ἐθέλοντι als Dativ der beteiligten Person gewesen, der seinen Akzent im Anschluß an jene Adverbia auf -τῐ́ (-τί) verändert habe. Zu ἐθελοντής (ἑκοντής) wird man vielmehr ein Adverbium ἐθελοντί (ἑκοντί ἀκοντί) geschaffen haben nach ἀβοατί : βοητής, ἀμαχητί : μαχητής, ὀνομαστί : ὀνομαστής u. a. Ähnlich ist man auch von ἐθελοντής zu ἐθελοντήρ gekommen (β 292 ἐγὼ δ' ἀνὰ δῆμον ἑταίρους | αἶψ' ἐθελοντῆρας συλλέξομαι) auf Grund des Nebeneinanders von ὀρχηστήρ und ὀρχηστής u. dgl.[1]). Übrigens wird

---

1) Ich meine irgendwo gelesen zu haben, ἐθελοντής sei aus *ἐθελοντητης (*ἐθελοντᾱτᾱ-ς) hervorgegangen, was dann für ἐθελοντί tatsächlich oder ideell ein *ἐθελοντητι (*ἐθελοντᾱτι), für ἐθελοντήρ ein *ἐθελοντητηρ (*ἐθελοντᾱτηρ) als ältere Form ergäbe. Diese Konstruktion ist völlig überflüssig, weil so wie so vom Stamm ἐθελοντᾱ- ausgegangen werden muß und dieser ja ohne weiteres als Nomen agentis dienen konnte. — Mit ἐθελοντήρ vergleicht R. Meister Ber. der sächs. Ges. der Wiss. 1898 S. 222 das δηλοιηρ der von Szanto Jahresh. des österr. archäol. Instit.

neben ἐθελοντί, ἑκοντί noch ein drittes zu einem Part. Präs. Akt. gehöriges Adverbium auf -ντί angeführt: Herodian 1, 505, 7 ἐρρεντί παρὰ Ἀλκαίῳ ἀπὸ τοῦ ἔρρω ἢ ἐρρῶ περισπωμένου [d. i. ἐρρέω] ἡ μετοχὴ ἐρρεὶς ἐρρέντος ἐρρεντί ὡς παρὰ τὸ ἐθέλοντος ἐθελοντί.

Leipzig. K. Brugmann.

Über Bezeichnungen der Heiratsverwandtschaft bei den idg. Völkern.

Vor einer Reihe von Jahren haben B. Delbrück in seiner Abhandlung Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen, ein Beitrag zur vergleichenden Altertumskunde, Leipzig 1889 und ich in der zweiten Auflage meines Buches Sprachvergleichung und Urgeschichte (4. Abschnitt, 12. Kap.) sich gleichzeitig mit den idg. Verwandtschaftswörtern beschäftigt. Wir sind dabei unabhängig von einander, namentlich hinsichtlich der idg. Heiratsverwandtschaft, zu einigen nicht unwichtigen übereinstimmenden Ergebnissen gekommen, über die ich auch in meinem Reallexikon der idg. Altertumskunde (s. u. Schwiegerschaften) berichtet habe. Es hat sich gezeigt, daß in der idg. Grundsprache lediglich die Beziehungen der in eine fremde Familie eintretenden jungen Frau zu den Angehörigen ihres Mannes sprachlich ausgebildet waren, während der heiratende Mann noch keine speziellen Namen für die Verwandten seiner Frau hatte.

Auseinander gingen Delbrück und ich dagegen in der Beantwortung der Frage, ob in der Urzeit schon ein Name für den Schwiegersohn vorhanden war.

Während nämlich D. die vielerörterten Bezeichnungen desselben, scrt. *jā̆mâtar*, zend. *zāmâtar*, griech. γαμβρός, lat. *gener*, alb. *δendεr*, lit. *žéntas*, altsl. *zętĭ*, die in jedem Fall unter einander viel stärker abweichen als die Benennungen der Schwieger-

---

in Wien 1, 197 ff. herausgegebenen Bronzeinschrift von Olympia: ὁ δηλοιμηρ Z. 5 steht offenbar im Sinne von ὁ δηλόμενορ = ὁ βουλόμενος. Man erwartet aber als Analogon zu ἐθελοντήρ entweder *δηλοντήρ oder *δηλομενήρ. Ob δηλομηρ (δηλομήρ) ein Mischprodukt war aus *δηλοντήρ und δηλόμενορ (*δηλομενήρ)? Vielleicht war die Form als ein solches nur ein Versehen des Graveurs. Vgl. auch Danielsson Eranos 3, 137 f.

tochter, des lat. *nurus* und seiner Sippe, dennoch für 'wahrscheinlich' zusammengehörig ansieht, und darauf die Annahme gründet, daß ein Wort für den Eidam in der Urzeit vorhanden gewesen sei, habe ich eine solche sprachliche Übereinstimmung nur für die arische und litu-slavische Gruppe, zu welcher letzteren vielleicht auch das albanesische Wort stimme, angenommen und behauptet, daß der Begriff 'Schwiegersohn' in den idg. Sprachen ein verhältnismäßig neuer sei. Dieser Ansicht hat sich im Jahre 1894 auch P. v. Bradke (IF. 4, 89) angeschlossen und die ganz richtige Bemerkung hinzugefügt, daß, wenn die Benennung des Vaters (und der Mutter) der Ehefrau erst verhältnismäßig spät zum 'Verwandtschaftswort' geworden sei, die Vermutung nahe liege, daß auch der Terminus für den Eidam nicht sonderlich alt sei.

Unter diesen Umständen dürfte es bei der Wichtigkeit dieser Frage für die richtige Auffassung unserer ältesten Familienordnung, die ich für die dritte Auflage von Sprachvergleichung und Urgeschichte augenblicklich erneut darzustellen habe, nicht unnützlich sein, die Aufmerksamkeit noch einmal jenen Benennungen des Schwiegersohns zuzuwenden. Dabei soll der Ausgangspunkt der Untersuchung nicht wie gewöhnlich von Erwägungen der Laut- und Wortbildungslehre genommen werden, von denen aus jenen Wörtern nicht endgiltig beizukommen zu sein scheint. Auch neues Sprachmaterial dürfte hinsichtlich jener Wörter kaum zu bedenken sein. Zu erwähnen ist nur, daß M. Niedermann (Notes d'étymologie latine, Macon 1902) aus den lateinischen Glossen eine Variante *genta* für *gener* hervorgeholt hat, die er zusammen mit lit. *žentas*, altsl. *zętĭ* auf eine Grundform **gemta* zurückführt, um so eine Brücke zu griech. γαμβρόϲ und den arischen Wörtern zu schlagen. Doch ist einerseits die Überlieferung dieses Wortes nicht ganz einwandfrei. Herr Prof. G. Goetz schreibt mir darüber: "Die Überlieferung des *genta* scheint im ersten Moment untadlig. Das Wort steht in einem der allerbesten Glossare, in dem viele alte und seltene Worte vorkommen: doch liegt ein Bedenken vor: kurz darauf folgt abermals *gener* γαμβρόϲ. Solche Doppelglossen sind nicht selten: nicht wenige Beispiele aber sind so, daß eine korrupte und eine gesunde Form vertreten ist. Das könnte hier auch so sein, müßte es aber freilich nicht". Andererseits liegt auf der Hand, daß die Ansetzung einer

Grundform **gem-ta* für *gen-ta* durch kein in letzterem liegendes Kriterium gefordert wird, sodaß wir durch dieses *genta*, auch falls es echt sein sollte, hinsichtlich der Rekonstruktion eines gemeinsamen Wortes für Schwiegersohn auch nicht weiter wie bisher kommen dürften.

Hingegen hoffe ich, daß eine sorgfältigere Betrachtung der Bedeutungsentfaltung jener und anderer alten Bezeichnungen des Schwiegersohns zunächst zu einer richtigen Auffassung des Schwiegersohnverhältnisses in der ältesten Zeit und hierdurch wieder zu richtigen etymologischen Deutungen jener Wörter führen wird.

Schon Delbrück hat darauf hingewiesen, daß sowohl das indische *jā̃mâtar* wie auch das griech. γαμβρός und russ. *zjatĭ* außer dem Schwiegersohn auch den Schwager, d. h. den Mann der Schwester bezeichnen. Er hätte auch noch das lat. *gener* hinzufügen können, das an zwei Stellen, bei Justin (XVIII, 4) und wahrscheinlich auch bei Nepos Paus. 1 den *sororis meae maritus* bedeutet, und überhaupt einen allgemeinen Sinn aufweist (nach Forcellini: *filiae maritus* und *sponsus*, *neptis* und *proneptis maritus*, *vir sororis* und vielleicht *nurus viduae maritus*).

Delbrück spricht nun in allen diesen Fällen von einer 'Erweiterung' der Bedeutung Schwiegersohn zu der von Schwager, während ich vielmehr die Bedeutung Schwager, die sich in Griechenland schon bei Homer (Il. 13, 463 ff.) und auf slavischem Boden schon im Altrussischen (vgl. J. J. Sreznevskij Materialy dlja slovarja drevne-russkago jazyka 1, 1015) nachweisen läßt, für ebenso alt wie die von Schwiegersohn halte, und beide in einer allgemeinen, ihrem eigentlichen Sinne nach noch zu ermittelnden Bezeichnung des Ehemanns dem ganzen Brautvaterhaus gegenüber wurzeln lasse. Wo diese Wörter also in dem besonderen Sinne von Schwiegersohn oder Schwager gebraucht werden, ist umgekehrt nach meiner Meinung von einer Einengung der ursprünglichen allgemeinen Bedeutung zu sprechen.

Die Richtigkeit dieser Anschauung, die mit Beschränkung auf das griech. γαμβρός übrigens schon P. v. Bradke ausgesprochen hat, tritt uns mit besonderer Deutlichkeit auf russischem Boden entgegen. Über den Gebrauch des russischen *zjatĭ* berichtet Dahl (Tolkovy slovarĭ usw.) folgendes: Er ist 1. der Mann der Tochter, 2. der Mann der Schwester, 3. der Mann der Schwester

des Mannes (*zolovkinŭ mužŭ*). Die Eltern der Frau sind für den *zjatĭ*: *testĭ* und *tĕšča*, der Bruder des Weibes ist für deren Mann, seinem *zjatĭ*: *šurinŭ*, die Schwester *svojačina*. Also heißt ein und dieselbe Person *zjatĭ* 1. für den Vater, 2. für die Mutter, 3. für den Bruder der Frau (und dessen Weib, vgl. oben *zolovkinŭ mužŭ*), 4. für die Schwester der Frau, also für das ganze Brautvaterhaus. Sehr schön tritt dieses Verhältnis auch in den russischen Volksliedern zutage. Vgl. Velikorusskije narodnyje pěsni izdany professoromŭ A. J. Sobolevskimŭ 7, 506 (und folgende): "Ich gehe, ich spaziere rings um den Reigen, ich blicke, ich schaue herum bei allen Leuten, ich suche, ich wähle mir einen reichen *testĭ*, ich fand, ich wählte mir einen reichen *testĭ*. Nun sei Du mir *testĭ*, ich will Dir *zjatĭ* sein". Und entsprechend heißt es am Schluß der drei nächsten Strophen: "Nun sei Du mir *tĕšča*, ich will Dir *zjatĭ* sein", "Nun sei Du mir *šurinŭ*, ich will Dir *zjatĭ* sein", "Nun sei Du mir *svojačina*, ich will Dir *zjatĭ* sein".

Ein Zweifel, daß wir es hier mit einem alten und volkstümlichen Gebrauch des Wortes *zjatĭ* zu tun haben, ist somit nicht gestattet.

Wir kommen nun weiter zu der Frage, welches denn aber der ursprüngliche und eigentliche Sinn jener allgemeinen Ausdrücke für den Mann, der ein Mädchen aus einer fremden Familie in das Haus seiner Eltern heimführte, gewesen sei.

In dieser Beziehung äußert sich Delbrück über das griech. γαμβρός: "Über die Etymologie von γαμβρός wird noch gestritten. Es ist fraglich, ob es mit *gener* zusammenhängt, oder ob es eine griechische zu γάμος gehörige Bildung ist. In beiden Fällen würde sich als Grundbedeutung 'Schwiegersohn, Heirater' ergeben". P. v. Bradke, der nach dem Vorgang anderer griech. γαμβρός und lat. *gener* mit scrt. *jārá* 'Freier, Buhle' vergleicht und alle diese Wörter auf das griech. γαμέω in einer Bedeutung 'freien' zurückführt, deutet demzufolge den griechischen und lateinischen Namen des Schwiegersohns als den 'Freier'. Die slavische Bezeichnung *zętĭ*, *zjatĭ* hat Lavrovskij in seiner Abhandlung über die wurzelhafte Bedeutung der slavischen Verwandtschaftswörter (in den Zapiski akademii naykŭ 12) als den 'Erzeuger' zu erweisen versucht.

Es liegt auf der Hand, daß alle derartigen Deutungen an sich recht wohl auch zu unserer Auffassung des einstmals

allgemeinen Charakters aller jener Namen passen; denn der Ehemann kann als 'Heirater', 'Freier' oder 'Erzeuger' ja ebenso gut wie von den Eltern seiner Frau, auch von seinen Schwägern und Schwägerinnen bezeichnet werden.

Gleichwohl glaube ich, daß diese Erklärungen nicht das Richtige treffen. Dies läßt sich zunächst an dem griech. γαμβρός deutlich machen.

Dieses Wort hat nämlich nicht nur die Bedeutungen, die wir bisher kennen gelernt haben: Schwiegersohn und Schwager, sondern es bezeichnet bei Euripides und Pindar, wie das von Delbrück S. 145 beigebrachte Material zeigt, auch ganz deutlich den Schwiegervater (Vater der Frau). Delbrück sucht diese Tatsache durch einen sog. Anredewechsel zu erklären, d. h. er nimmt an, der Schwiegervater habe den Schwiegersohn γαμβρός angeredet, und dieser habe diese Bezeichnung, natürlich ohne Bewußtsein ihrer ihr von Delbrück untergelegten Grundbedeutung 'Heirater' dem Schwiegervater zurückgegeben. Und in der Tat scheint es, daß sich D. (S. 115, 117) mit Recht auf ähnliche Sprachvorgänge berufen kann; wird doch bekanntlich unser Wort 'Neffe' im Mittelhochdeutschen auch für Oheim, unser 'Oheim' auch für Neffe gebraucht. Gleichwohl bin ich der Ansicht, daß diese Fälle nicht als brauchbare Analogien für die Annahme eines Bedeutungsübergangs Schwiegersohn zu Schwiegervater bei griech. γαμβρός verwendet werden können. Betrachtet man sie nämlich näher, so läßt sich zweierlei über sie aussagen: Erstens beschränkt sich der in Frage stehende Anredewechsel zwischen Personen korrespondierenden Verwandtschaftsgrads durchaus auf das Deutsche. Auch in den romanischen Sprachen läßt sich, wie aus den von E. Tappolet in seiner Abhandlung über die romanischen Verwandtschaftsnamen (Straßburg 1895) zusammengestellten Fällen von Verwandtschaftsübertragung (vgl. die Tabelle auf S. 150 151) hervorgeht, nichts eigentlich Entsprechendes auffinden. Zweitens aber kann auch auf deutschem Boden die ganze Erscheinung erst seit mittelhochdeutscher Zeit nachgewiesen werden, was übrigens auch von den Bedeutungsübertragungen bei unsern Wörtern 'Vetter', urspr. Vatersbruder, 'Base', urspr. Mutterschwester gilt. Im Althochdeutschen ist die eigentliche und etymologische Bedeutung aller dieser Wörter noch im wesentlichen fest. Ich glaube daher, daß wir bei dem Bedeutungsübergang von 'Oheim' zu Neffe,

'Neffe' zu Oheim einen speziell deutschen, erst in mittelhochdeutscher Zeit aufgekommenen, vielleicht von höfischen Kreisen ausgegangenen Sprachgebrauch, der, wie das heutige Deutsch zeigt, auch nicht im Volke durchgedrungen ist, vor uns haben.

Unter diesen Umständen werden wir gut tun, für das Verständnis der Bedeutungsentfaltung des griech. γαμβρός von dem Begriff des Anredewechsels, zu dem wir am Schlusse dieser Arbeit noch einmal zurückkehren werden, abzusehen und uns nach einer Erklärung umzutun, die mit einem Schlage die drei Bedeutungen des griechischen Wortes: Schwiegersohn, Schwager, Schwiegervater begreiflich macht. Eine solche bietet sich aber dar, sobald wir γαμβρός nicht mit Delbrück als 'Heirater' und nicht mit P. v. Bradke als 'Freier', sondern, indem wir es als den 'durch Heirat erworbenen', den 'Angeheirateten', den 'Heiratsverwandten' auffassen, wobei es ziemlich gleichgültig ist, ob wir in γαμβρός eine Primärbildung von γαμέω, ἔγημα (vgl. τάφρος 'Graben' = 'gegrabener', ζω-ρός 'ungemischt', ἄκ-ρος 'geschärft'), oder mit K. Brugmann Grundriß 1², 405 eine Sekundärbildung von γάμος 'Heirat' erblicken. 'Heiratsverwandter' ist natürlich ebenso der Schwiegersohn dem Schwiegervater, wie der Schwiegervater dem Schwiegersohn und der Schwager dem Schwager gegenüber.

Daß aber diese Erklärung in der Tat den wirklichen Sachverhalt wiedergibt, den ich übrigens in Papes Griechisch-deutschem Wörterbuch schon ganz richtig verzeichnet finde, geht aus dem Umstand hervor, daß erstens γαμβρός (vgl. Delbrück S. 145) im Griechischen selbst noch die ganz allgemeine Bedeutung 'Heiratsverwandter' hat, und daß zweitens die gleiche Vereinigung der Bedeutungen: Schwiegervater (Vater der Frau), Schwiegersohn, Schwager sich noch in einer ganzen Reihe anderer Fälle mit ähnlicher Grundbedeutung findet.

Ich nenne hier zuerst das griech. πενθερός (: scrt. *bándhu*, wörtlich der 'Verbundene'), das Delbrück S. 142 f. nur in der Bedeutung 'Vater der Frau' erörtert. Es hat aber auch den Sinn 2. von *gener* (vgl. Phot. S. 410, 10: Σοφοκλῆς εἶπε πενθερὸν τὸν γαμβρὸν ἐν Ἰφιγενείᾳ. Ὀδυσσεύς φησι πρὸς Κλυταιμνήστραν περὶ Ἀχιλλέως: 'Σὺ δ' ὦ μεγίστων τυγχάνουσα πενθέρων' ἀντὶ τοῦ γαμβρῶν). 3. von *sororis maritus* (Eurip. El. 1286) und 4. von 'Heiratsverwandter' überhaupt (Eurip. Hippol. 636). Die letztere

Bedeutung hat πενθερός, wie es scheint, auch in einer delphischen Inschrift um 400 v. Chr. (Dittenberger II² Nr. 438 Z. 158). Eigentümlich entwickelt hat sich das sonst dem γαμβρός genau entsprechende πενθερός nur insofern, als es in späterer Zeit ἑκυρός, die uralte Bezeichnung des Vaters des Mannes verdrängt hat, so daß πενθερός im heutigen Griechisch sowohl den Vater der Frau wie auch den des Mannes bezeichnet. Dies ist eine Besonderheit des Neugriechischen, mit der es auf dem ganzen indogermanischen Völkerboden allein steht (s. u.). Ganz wie griech. γαμβρός und πενθερός, bezeichnet ferner westgerm. 'Eidam', agls. *áðum* im Angelsächsischen (vgl. Bosworth An Anglo-Saxon Dictionary) den Schwiegersohn und Schwager, im Deutschen (Delbrück S. 151) den Schwiegersohn und Schwiegervater. Da das Wort aller Wahrscheinlichkeit nach 'den durch ein feierliches Versprechen, einen Eid Gebundenen' bezeichnet, war es zum Ausdruck für alle die genannten Beziehungen vorzüglich geeignet.

Ein weiteres Wor das nach den Bemerkungen Hübschmanns zu Delbrück S. 140 in sich die Bedeutungen Vater der Frau, Schwiegersohn, Schwager (Bruder der Frau) vereinigt, ist das armenische *aner*; doch hat es leider bis heute noch keine etymologische Deutung erfahren.

In eine etwas verschiedene Richtung weist die Erklärung anderer Namen des Schwiegersohns, die zugleich Schwager und Schwiegervater bedeuten. Auf sie führt mit großer Deutlichkeit das gemeingermanische 'Mage' (: got. *magus* 'Knabe'?), das im Westgermanischen ausschließlich für Blutsverwandte, noch genauer, worauf die der lateinischen Gens genau entsprechende agls. *mǽgð* 'Gesamtheit der agnatischen Blutsverwandten' (vgl. M. Förster Beiblatt zur Anglia Juni 1902) hinweist, für agnatische Blutsverwandte gebraucht wird, im Ostgermanischen aber, wie got. *mêgs* 'Schwiegersohn', altn. *mágr* 'Schwiegersohn, Schwager und Schwiegervater' beweisen, auf die Heiratsverwandtschaft übertragen worden ist. In den altnorwegischen Rechtsquellen heißen die Affinen *námagar*, während die Agnaten mit *bauggildi* und die durch Weiber vermittelten Kognaten mit *nefgildi* bezeichnet werden (vgl. P. Vinogradoff Geschlecht und Verwandtschaft im altnorwegischen Rechte, Z. für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 7, 1 ff.). Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse bei der jetzt wohl überall anerkannten Gleichung: lat. *pâri-(cîda)* 'Sippenmörder' (vgl. in sachlicher Hinsicht ir. *fingal* 'Mord

eines Familiengenossen': ir. *fine* 'Sippe', joint family) = griech. πηός aus **pâsó-s* (: ahd. *fasal* 'Junges, Nachkommenschaft', altn. *fösull* 'fetus, proles'). Der dem lateinischen Wort zugrunde liegende Stamm der ersten Worthälfte (**pâri-* = **pâso-*) kann zu Folge der Konstruktion der römischen Familie nur agnatische Verwandte gemeint haben, im Griechischen dient hingegen πηός durchaus der Bezeichnung der Heiratsverwandtschaft, des Schwiegersohns, Schwiegervaters usw. Dieselbe Erscheinung tritt uns auch in dem griech. καδεστάς, κηδεστής entgegen. Das Wort bezeichnet in Kreta 'Blutsfreunde bei Männern und Frauen', sonst überall Heiratsverwandte jeder Art (vgl. Delbrück S. 145), und daß die erstere Bedeutung die ursprünglichere ist, macht der noch zu erschließende älteste Sinn des Wortes so gut wie sicher; denn *καδεσ-τα: κῆδος, κήδε(σ)-ος kann von Haus aus nichts anderes als etwa 'Fürsorgegenossenschaft' bezeichnet haben, und wer den noch historischen Gebrauch des Wortes κῆδος und seiner Anverwandten überschaut (κῆδος, besonders 'Trauer um Verstorbene', 'Bestattung der Toten', κήδειος 'zum Leichenbegängnis gehörig', κηδεία 'Bestattung der Toten', κηδεμών 'der Besorger des Leichenbegängnisses' usw.), wird nicht bezweifeln, daß mit dieser Fürsorge in erster Linie die Sorge um den Toten gemeint war. Diese Sorge, d. h. die Pflicht der Bestattung, ruht aber in den ältesten Zeiten (vgl. mein Reallexikon unter Ahnenkultus und Erbschaft) ausschließlich bei Blutsverwandten, genauer bei den Agnaten eines bestimmten Verwandtenkreises, und darum ist es klar, daß κηδεστής in der Bedeutung 'Heiratsverwandter' eine spätere Entwicklung darstellt.

In allen diesen Fällen hat sich also ein ganz natürlicher, ein zu erwartender Vorgang abgespielt. Als der Begriff der Heiratsverwandtschaft zwischen dem Ehemann und den Verwandten seiner Frau, so zu sagen, entdeckt worden war, und immer mehr an Bedeutung gewann, geschah es immer häufiger, daß neben allgemeinen Ausdrücken wie 'Angeheirateter' (γαμβρός), 'Verbundener' (πενθερός), 'durch Eid Verpflichteter' (*eidam*) alte Wörter, die ursprünglich Blutsverwandte bezeichnet hatten, auf die neuen Heiratsverwandten übertragen wurden, je mehr die letzteren, namentlich auf dem Gebiet des Totendienstes und der Blutrache, zu den Aufgaben der ersteren herangezogen wurden.

Wenden wir diese Erkenntnis auf die Erklärung der noch ausstehenden Benennungen des Schwiegersohns an, so ergibt sich ihre etymologische Deutung ohne besondere Schwierigkeiten. Lett. *znůts* ist = griech. γνωτός 'consanguineus', got. *knôþs* 'Geschlecht', das altsl. *zętĭ* entspricht genau dem lat. *gens*, sodaß wir ein weibliches **genti* im Sinne von Geschlecht und ein männliches **genti* im Sinne von Geschlechtsgenosse erhalten. Dasselbe wäre die Grundbedeutung von lat. *genta* und lit. *žéntas* (alb. *δεndεr*), vorausgesetzt, daß das lateinische Wort sich als echt erweist, und das letztere nicht mit A. Brückner (Fremdwörter) eine Entlehnung aus dem Slavischen darstellt. Die arischen Wörter, scrt. *jā̃mâtar* usw. erklären sich durch Anlehnung an *bhrā̃tar*, *yâtar*, *mâtár* aus *jâmí* 'verschwistert, verwandt, angehörig', *jâmitrá* 'Verwandtschaft' usw., ebenso wie lat. *gener* durch Verquickung mit *socer*, **lêver* (*lêvir*) aus *genus*, *generis*, *gens*. Derartige Verschränkungen sind ja auf dem Gebiete der Verwandtschaftsnamen nichts seltenes. So ist, wie allgemein angenommen wird, altsl. *nestera* 'Nichte' durch Kontamination von *sestra* 'Schwester' mit einem aus scrt. *naptī̆* sich ergebenden **neti* entstanden, armen. *tal* für **cal* = lat. *glôs* hat wahrscheinlich sein *t* von *taigr* = griech. δαήρ bezogen, und weiteres werden wir unten kennen lernen.

Eine Schwierigkeit macht bei dieser Erklärung nur der Umstand, daß bei den zuletzt erörterten Fällen (*znůts*, *zętĭ*, *žéntas*, *jā̃mâtar*, *gener*) nicht wie in den vorher besprochenen auch die Bedeutung 'Schwiegervater' (Vater der Frau) zu belegen ist, sondern sie sich auf die Bezeichnung des Schwiegersohns und Schwagers oder nur des Schwiegersohns beschränken. Es dürfte indessen hieraus nichts weiteres folgen, als daß für den Vater der Frau frühzeitig sich die Notwendigkeit einer besonderen Terminologie herausstellte, die, wie bekannt, in den einen Sprachen durch Schaffung neuer Wörter (z. B. lit. *úszwis*, slav. *testĭ*), in den anderen durch Ausdehnung des Namens für den Vater des Mannes auf den der Frau (z. B. lat. *socer*) gewonnen wurde. Durch diese frühzeitige Ausschließung der auch für sie ursprünglich wohl vorauszusetzenden Bedeutung 'Schwiegervater' (Vater der Frau) stellt die zuletzt besprochene Wortgruppe gegenüber den vorher erläuterten Fällen von γαμβρός, πενθερός, 'Eidam', *aner*, *mêgs*, πηός, κηδεστής einen Fortschritt in dem Prozeß der Gewinnung einer deutlicheren Terminologie für den Schwiegersohn dar.

Auf jeden Fall aber ergibt sich, daß in der indogermanischen Grundsprache ein spezieller Name für den Schwiegersohn noch nicht vorhanden war, und daß selbst, wenn zwei oder mehrere der im obigen erörterten Namen desselben auf eine gemeinsame vorhistorische Grundform zurückgehen, ihre Bedeutung noch eine allgemeine, Schwiegersohn und Schwager, gewöhnlich auch den Schwiegervater (Vater der Frau) umfassende gewesen ist.

Die Zahl jener Wörter, die ursprünglich allgemein 'Anverwandter' im Sinne zunächst von Blutsverwandter, dann auch von Heiratsverwandter bedeuteten, wird nun durch eine Gruppe von Bildungen beträchtlich vermehrt, die miteinander gemein haben, daß sie von dem Pronominalstamm *sve*, *svo*, *svei*, *svoi* abgeleitet sind, und die eine besondere Besprechung notwendig machen.

Ich übergehe hierbei die drei uralten, in ihrer Grundbedeutung undurchsichtigen Verwandtschaftswörter lat. *soror*, *socer*, *socrus* mit ihren Sippen und bemerke nur, daß, wenn, wie wahrscheinlich, in ihnen jenes pronominale *sve* anzuerkennen ist, es bei *soror* aus **svesor* auf Blutsverwandtschaft, bei *socer* und *socrus* auf die alte und echte Heiratsverwandtschaft, die Beziehungen der Eltern des Mannes zu der Schwiegertochter angewendet ist.

Ein hierhergehöriges urzeitliches Verwandtschaftswort liegt aber auch in der Gleichung griech. ἀέλιοι, αἴλιοι, εἰλίονες aus **sveliones* = altn. *svilar* vor, obwohl das ει in εἰλίονες (statt *ἐλίονες) noch nicht aufgeklärt ist. Die Grundbedeutung ist 'Männer, die Schwestern geheiratet haben', das Gegenstück also zu lat. *janitrices* 'Frauen, die Brüder geheiratet haben', merkwürdig deswegen, weil hier schon in der Urzeit eine über die Herdgemeinschaft hinausgreifende Verschwägerung sprachlich bezeichnet worden wäre. Ich habe daher schon früher vermutet, daß die genannte Gleichung ursprünglich Brüder oder Vettern, d. h. Söhne von Brüdern (die also in derselben Hausgemeinschaft wohnten), die Schwestern heimgeführt hatten, bezeichnen mochte. Dabei dürfte sich die Form ἀέλιοι : εἰλίονες geradeso verhalten wie das später zu besprechende ahd. *gesuîo* : *suîo* 'Geschwei', d. h. in dem ἀ von ἀέλιοι ist das ἀ von ἀδελφός, ἀγάστωρ usw. anzuerkennen.

Aus dem Griechischen stelle ich als zu dem Pronominalstamm *svo* gehörig nach dem Vorgang von G. Curtius

und mit F. Solmsen Untersuchungen zur griechischen Laut- und Verslehre S. 203 das schon homerische ἔτης, inschriftlich Ϝέτας, gebildet wie οἰκέ-της hierher. Die alten Grammatiker stritten darüber (vgl. H. Stephanus, s. v. ἔτης), ob (ein bei Ableitung von *sve* zu erwartendes) ἕτης, oder (das in der Sprache durchgedrungene) ἔτης zu lesen sei. Es werden also doch wohl beide Aussprachen einmal nebeneinander üblich gewesen sein. In jedem Falle erklärt sich die Bedeutungsentwicklung von ἔτης aus **sve-tâ* 'Angehörigkeit, Angehöriger' aufs beste. Bei Homer werden die ἔται einerseits von den κασίγνητοι und ἀνεψιοί 'Brüdern und Vettern', andererseits aber auch von den γείτονες und ἑταῖροι 'Nachbarn und Freunden' unterschieden. Es sind also nicht zu nahe Anverwandte, später auch Heiratsverwandte, wie die Hesychische Glosse ἔτας· τοὺς κατ' ἐπιγαμίαν οἰκείους zeigt. Ebenso erklärt sich die Bedeutung 'Bürger, Mitbürger', die ἔτης schon bei Aeschylus (vgl. die Stellen bei H. Stephanus) hat, so aufs beste. Es spiegelt sich in diesem Bedeutungsübergang: 'Angehöriger' zu 'Staatsbürger' der überall auf indogermanischem Boden sich vollziehende Umschwung vom Geschlechterstaat zur politischen Staatsgemeinschaft (vgl. mein Reallexikon unter Staat), wie er sich am deutlichsten in lat. *civis* 'Bürger, Mitbürger' gegenüber dem germanischen Stamm **heiwa* 'Haus, Familie' (got. *heiwa-frauja* 'Hausherr') ausspricht. Weiterhin ist mit ἔτης ohne Zweifel auch ἑταῖρος, ἕταρος zu verbinden, die den Spiritus asper treu bewahrt haben, dagegen das Ϝ entbehren, weil sie nach Solmsen a. a. O. S. 204 auf einen Anlaut *se*, nicht *sve* zurückgehen; denn auch die Vorstellung von Freundschaft und Genossenschaft (vgl. mein Reallexikon unter Freund und Feind) wurzelt, wie z. B. ahd. *wini* 'Freund' gegenüber ir. *fine* 'Verwandtschaft' auf das deutlichste zeigt, in der Geschlossenheit der Familie und des Geschlechts. Auch blickt der ursprünglich verwandtschaftliche Sinn des Wortes in der kretischen ἑταιρία, der Unterabteilung der Phyle, entsprechend der attischen Phratrie oder Brüderschaft (vgl. Bücheler und Zitelmann Das Recht von Gortyn S. 55) noch deutlich genug hindurch. Eine Anknüpfung an Ϝέτας findet Solmsen S. 203 außerhalb des Griechischen in lit. *swēczias* aus **svet-jas* 'Gast' und in altsl. *po-sětiti* 'besuchen' von einem vorauszusetzenden **sětŭ* 'Gast' (wiederum *sve* : *se*). Auch hierbei würde semasiologisch von der Bedeutung 'Angehöriger' auszugehen sein. Der sonst als *gasts*, *gostĭ* = lat. *hostis* bezeichnete fremde

Ankömmling wird zum Hausgenossen, sobald ihm Gastfreundschaft gewährt ist. "Auch der Fremdling, dem Gastfreundschaft gewährt wird, gehört in den Familienverband des Gastfreunds, weshalb dieser rechtlich für ihn verantwortlich ist" (vgl. Roeder Die Familie der Angelsachsen, Studien zur englischen Philologie herausg. v. L. Morsbach 4, 83 Anm. 1 und die hier angeführten angelsächsischen Gesetze). In sprachlicher Hinsicht ist auch an lit. *wiészéti* 'zu Gaste sein' zu erinnern von *wiész-* = griech. οἶκος, lat. *vîcus* usw. 'Haus, Familie, Sippe'.

Den umfangreichsten Gebrauch des Pronomens der dritten Person in dem hier in Frage stehenden Sinne, ganz vorwiegend jedoch zur Bezeichnung der Heiratsverwandtschaft, machen aber die slavischen Sprachen. Während im Lateinischen *proximiores ex adgnatis sui dicuntur* (vgl. Heumann Handlexikon zu den Quellen des römischen Rechts [8], herausgegeben v. A. Thon S. 525), ist im Russischen *svojstvo* im Gegensatz zu *rodstvo* (in den Volksliedern auch *rodŭ-plemja*) der technische Ausdruck für die Verwandtschaft durch Heirat, die Schwägerschaft, *svojstvennikŭ* im Gegensatz zu *rodstvennikŭ* der Heiratsverwandte. Vor allem aber kommen hier drei Gruppen von Bildungen in Betracht, die sich durch alle slavischen Sprachen hindurchziehen und überall verschiedene Formen der Heiratsverwandtschaft bezeichnen. Es ist dies:

1. altsl. *sĕstĭ* und seine Sippe 'die Schwester der Frau'. Nach Lavrovskij a. a. O. S. 78 wäre es aus **svojastĭ* hervorgegangen, was Miklosich, zweifellos mit Recht, in seinem Et. Wtb. nicht anerkennt. Jedenfalls stellt aber auch er die hierhergehörigen Wörter zu dem Pronomen *svoj*. Die Bedeutung *soror uxoris* ist eine sehr feste. Nur im Alt-Čechischen soll *svĕst* auch die Schwester des Mannes und die Frau des Bruders bezeichnen, in letzter Zeit sogar die Schwiegermutter, *svekrovĭ* (?).

Eine weitere Bedeutung hat das litauische *swaĩnis*, *swaĩnius*, *swaĩnė*, das hier angefügt sei. In dieser Sprache nenne ich den Bruder meiner Frau *swaĩnis*, ihre Schwester *swaĩnė*, wie diese mich umgekehrt als *swaĩnius* bezeichnen. Ferner nennen mein Bruder und meine Schwester meine Frau ebenfalls *swaĩnė* (vgl. Delbrück S. 153). Vielleicht stammen die litauischen Formen aus dem Slavischen, wo aber genau entsprechendes fehlt (vgl. Leskien Bildung der Nomina S. 371). Über das Verhältnis der

litauischen Wörter zu armen. *keni* 'Schwester der Frau' vgl. Hübschmann Armen. Gr. S. 503.

2. Die zweite hierher gehörige Gruppe bildet das altsl. *svatŭ* und seine Sippe, das nach Lavrovskij und Miklosich aus **svoj-atŭ* zu erklären wäre. Da aber eine solche Form nirgends in den slavischen Sprachen vorhanden ist, auch nicht im Russischen, wo sie (vgl. u. 3) zu erwarten wäre, so ist es geratener, in *svatŭ* mit Solmsen a. a. O. S. 204, dem auch Fortunatov (brieflich) beistimmt, eine uralte Bildung von *swo* (*swâtŭ*) zu erblicken, die sich mit griech. Ϝέτης, lit. *swẽczias* vergleichen läßt. Über die Bedeutung dieser Sippe berichtet Lavrovskij S. 82 f.: "Das substantivische *svatŭ* und das dazugehörige weibliche *svatĭja* haben die verschiedenartigste Bedeutung, aber mit der unweigerlichen, bei allen Slaven geltenden Beschränkung auf die Verwandtschaft zwischen zwei Geschlechtern oder Familien. In Rußland nennen sich unter einander *svatŭ* vor allem die Väter des Mannes und der Frau, entsprechend *svatĭja* ihre Mütter. In gleicher Weise tituliert man aber auch einen, der bei der Eheschließung die Stelle des Vaters vertritt, oder der für den Freier um die Braut wirbt und der Braut den Freier vorstellt[1]) (im Weißrussischen sind *svaty* der leibliche Vater oder der Taufvater oder der älteste Bruder, vgl. Šejnŭ Materialy dlja izučenija byta i jazyka russkago naselenija sěvero-zapadnago kraja, Sbornik 51 Nr. 3. S. 13). Deswegen bezeichnet man in Serbien mit *svat* alle, die sich zusammen mit dem Freier zur Braut begeben. Bei den Čechen erscheint *svat* nur in unbestimmter Bedeutung wie (das unten zu besprechende) *svakŭ*, indem es bald wie letzteres ganz allgemein 'Verwandter' bedeutet, obwohl immer mit Rücksicht auf seine Mitwirkung bei der Eheschließung, bald auch den Bruder des Mannes oder der Frau, also den *šurinŭ* oder *zjatĭ* bezeichnet. Hinter der čechischen Bedeutungsentfaltung bleibt der Gebrauch des Wortes *swat* in der polnischen Sprache nicht zurück. Im Kroatischen aber wird nicht selten auch der Freier *svat* genannt". So erhalten wir eine Fülle von Bedeutungen, die sämtlich in einer Grundbedeutung 'Heiratsverwandter' wurzeln, wie denn auch die Hochzeit selbst altsl. *svatĭba*, russ. *svadĭba* heißt.

1) In neuerer Zeit ist an Stelle des *svatŭ* in städtischen Kreisen die durch das russische Lustspiel so berühmt gewordene *svacha* getreten. Im Volkslied aber herrscht noch der *svatŭ* als Heiratsvermittler vor.

In das Litauische ist das slavische Wort in der Gestalt von *swotas* und *swoczà* 'die Eltern des jungen Paares' übergegangen.

Die für uns aber, wie sich noch zeigen wird, bedeutsamste Gruppe ist:

3. altsl. *svojakŭ* und seine Sippe. Diese vollere Form liegt außer im Altslovenischen noch im Russischen und teilweise (d. h. neben *svak*) im Serbischen und Bulgarischen vor. Sonst herrscht im Westen und Süden des Sprachgebiets das nach Lavrovskij und Miklosich, denen sich hierin auch Fortunatov (s. o.) anschließt, aus *svojakŭ* kontrahierte *svâk*, *svak*[1]). Die ursprüngliche Länge des Kontraktionsvokals ist u. a. noch im kašubischen *svok* = *svâk* ersichtlich (vgl. F. Miklosich Über die langen Vokale in den slavischen Sprachen, Denkschr. d. kais. Ak. d. W. phil.-hist. Kl. XXIX S. 89). Ein genau entsprechendes Beispiel bietet altsl. *pojasŭ*, russ. *pojasŭ*, serb. *pojas*, *pas*, čech. *pás*, poln. *pas* 'der Gürtel'. Was die Bedeutung des Wortes *svojak*, *svak* anbetrifft, so ist im Russischen nach Dahl *svojakŭ* zunächst der Mann der *svojačina*, d. h. der Schwester der Frau. Männer, die mit zwei Schwestern verheiratet sind, heißen *svojaki*. Ferner ist aber auch der Mann der Schwester seinem *šurinŭ* und seiner *svojačina* gegenüber *svojakŭ*. Endlich bedeutet das Wort im Westen des Sprachgebiets auch allgemein Angehöriger, Familiengenosse, Heiratsverwandter, *svatŭ*, dessen weite Bedeutung wir oben kennen lernten. Im Serbischen nennt die Frau den Mann ihrer leiblichen Schwester *svak*, und für die übrigen süd- und westslavischen Sprachen verzeichnen die Wörterbücher die allgemeine Bedeutung 'Schwager'. Im Polnischen, wo auch ein nach Fortunatov als Neubildung zu betrachtendes *swojak* 'Landsmann' vorkommt, hat daneben das Wort den Sinn von 'Nebenbuhler', *swakowstwo* ist 'Schwägerschaft' und 'Nebenbuhlerschaft'. Dieser Bedeutungsübergang wird auf der weit verbreiteten Vorstellung beruhen, daß Schwäger und besonders die Männer von Schwestern oft einander feindlich gesinnt seien. Im Russischen sagt man z. B.: "Wenn der Schwiegersohn bei der Schwiegermutter zu Gaste ist, fährt man auf 7 Werst heran, wenn aber der *svojakŭ* bei dem *svojakŭ* zu Gaste ist, dann macht man einen

1) Doch will ich nicht unerwähnt lassen, daß A. Brückner (brieflich) auch *svâk*, *svak* (wie *svatŭ*) für eine uralte Bildung von *svo* hält. Für den weiteren Gang meiner Untersuchung wird durch diese von den Slavisten zu entscheidende Frage nichts geändert.

Umweg von 7 Meilen". Hierbei ist zu bemerken, daß im alten Rußland, dem Rußland der Volkslieder, im Gegensatz zu unseren Anschauungen die Weibesmutter (*těšča*) nur für lieb und gut gegenüber dem Schwiegersohn gilt, wofür ich des näheren auf meine Schrift Die Schwiegermutter und der Hagestolz, eine Studie aus der Geschichte unserer Familie (Braunschweig 1904) verweise.

Wir verlassen hier das slavische *svojakŭ*, *svak*, zu dem wir noch einmal zurückkehren werden, um uns den germanischen Sprachen zuzuwenden. Diese weisen eine sicher hierher gehörige Bildung in ahd. *swîo*, *geswîo*, mhd. *geswîe*, *geswîge* 'Geschwei' auf, das ohne Zweifel eine N.-Ableitung zu einem Pronominalstamm **sveio*, wie lat. *meus* aus **meio-s* darstellt. Ihre in ahd. und mhd. Zeit belegten Bedeutungen (vgl. Grimms W. s. v. Geschwei) sind: Schwager (Bruder der Frau), Schwiegervater, Schwestermann, Frauenmutterbruder, Gatte der Vaterschwester, Ehemann der Brudertochter (entsprechend im Femininum), sodaß sich auch hier, ganz wie bei dem slavischen *svatŭ* und *svojakŭ* die Grundbedeutung 'Heiratsverwandter' ergibt.

Dieses Wort 'Geschwei' hat sich nun, wie bekannt, mehr und mehr aus unserer Sprache zurückgezogen und seine Herrschaft dem erst seit mittelhochdeutscher Zeit belegten Ausdruck *swâger* abgetreten, das, wie die mhd. Bedeutungen (vgl. Grimms W. und Delbrück S. 151) *sororius*, *levir*, *socer* und *gener* beweisen, ebenfalls von Haus aus alle Seiten der Heiratsverwandtschaft umfaßte, später dann noch wie 'Bruder' und 'Gevatter', "in dem verblaßten Sinne der vertraulichen Anrede" und namentlich auch in dem der Nebenbuhlerschaft um die Gunst eines Weibes gebraucht ward.

Wie ist dieses Wort zu erklären?

Da ist denn zunächst die Ansicht F. Kluges (Et. W.[6]), obgleich ihr auch Noreen (Urgermanische Lautlehre S. 74) zustimmt, daß mhd. *swâger* auf ein indogermanisches, zu **svekro-* 'Schwiegervater', ablautendes **svêkro-* zurückzuführen sei, als recht unwahrscheinlich zu bezeichnen. Ja, es dürfte eigentlich alles gegen sie sprechen. Zunächst die Bedeutung; denn gesetzt den Fall, daß mhd. *swâger* als eine indogermanische Bildung zu **svekro-*, der idg. Bezeichnung des Vaters des Mannes der jungen Frau gegenüber, gehörte, so müßte es ursprünglich 'den zum Schwiegervater gehörigen' (vgl. altn. *svǿra* 'die Schwiegermutter', falls es mit Kluge aus **svêkrjôn*, **svâhrjôn* zu erklären ist,

= 'die zum Schwiegervater gehörige', umgekehrt: armen. *skesreay* 'Schwiegervater' = 'der zur *skesur* 'Schwiegermutter' gehörige') bezeichnet haben. Dies könnte (außer dem Manne) der Bruder des Mannes gewesen sein. Für diesen Verwandtschaftsgrad war aber in der Ursprache ein besonderer, auch im Germanischen (ahd. *zeihhur*) erhaltener Ausdruck schon vorhanden. Nicht weniger sprechen aber gegen die Anschauung Kluges und Noreens drei weitere Punkte: erstens der Umstand, daß sich außerhalb des Germanischen nirgends die Spur einer Ablautsstufe **svêkro-* des überall verbreiteten Stammes **svekro-* findet, zweitens die späte, erst vom Mittelhochdeutschen an bezeugte Überlieferung, und drittens die geringe geographische Verbreitung des Wortes 'Schwager', die sich von Haus aus auf das Festland beschränkt; denn nach Schweden und Dänemark ist es erst durch spätere Entlehnung eingewandert.

Wenn so auf der einen Seite die Zurückführung des Wortes auf den indogermanischen Wortschatz voller Bedenken ist, so besteht auf der anderen Seite die Bemerkung Delbrücks (S. 151), daß man bis jetzt keine Möglichkeit sehe, das Wort als germanische Neubildung aus Schwäher zu erklären, auch heute noch zu Recht. So ist unser Wort 'Schwager' ein 'Rätsel', dessen Lösung auf einem anderen Weg zu versuchen wäre. Vielleicht liegt ein solcher nicht allzu fern; denn wenn 'Schwager' nach dem Obigen weder eine altererbte idg. Form noch auch eine spätere germanische Neubildung ist, so werden wir auf die Erklärung, die ich im folgenden vorzuschlagen gedenke, fast von selbst hingewiesen.

Ich möchte nämlich mhd. *swâger* 'der Heiratsverwandte' als eine Entlehnung aus dem oben besprochenen slavischen *svâk*, *svak* = *svojakŭ* 'der Heiratsverwandte' auffassen.

Gegen eine solche Deutung dürften sich in formeller Beziehung keine ernstlichen Schwierigkeiten ergeben. So viel ich sehe und habe ermitteln können, steht der Annahme nichts im Wege, daß das urslavische *svojakŭ* im West- und Südslavischen schon im 9. und 10. Jahrhundert oder noch früher zu *svâk* zusammengezogen worden sei. Ein solches *svâk* mußte von jedem Deutschen, der es hörte und nachsprach, als ein Gegen-, bezüglich Seitenstück zu seinem *mâc*, *mâges*, *mâge* 'der Blutsverwandte' aufgefaßt und dementsprechend **svâc*, **svâges*,

**svâge* dekliniert werden, woraus sich dann unter dem Einfluß der Verwandtschaftswörter auf *-er* überhaupt (Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Tochter, ahd. *zeihhur*) und der sinnverwandten Wörter *swëher* und *swiger* im besondern die überlieferte Form *swâger* unschwer ergab.

Der Einwand, daß das Gebiet der zu dem ältesten Sprachgut gehörigen Verwandtschaftswörter für die Annahme derartiger Entlehnungen nicht geeignet sei, würde nicht schwer wiegen; denn es läßt sich leicht zeigen, daß sich bei allen Völkern unseres Stammes auch hier neben aus der Urzeit ererbten Bildungen frühere oder spätere Lehnwörter in nicht geringer Anzahl finden. So sind die slavischen Sprachen reich an Verwandtschaftswörtern, die fremdländischen Ursprungs verdächtig oder überführt sind (vgl. Delbrück passim), und unser 'Schwager' selbst ist in späterer Zeit in mehrere slavische Mundarten eingedrungen (nsl. *švagor*, kleinruss. *švager*, poln. *szwagier*, nserb. *švar*). Litauische Lehnwörter aus dem Slavischen haben wir oben S. 24 kennen gelernt. Altpr. *tistics* (*tisties*) stammt aus slav. *tĭstĭ* 'Weibesvater'. Das griech. θεία 'Tante' ist frühzeitig in das Volkslatein (*thia* vel *amita* soror patris, *thia*, *tia* soror patris aut matris, vgl. G. Goetz Thesaurus s. v.) eingedrungen, das es weiter an die romanischen Sprachen (vgl. Tappolet S. 95) abgegeben hat. Auch das germanische, got. *bruþs* 'Braut' spielt als Verwandtschaftswort auf romanischem Boden eine frühe und wichtige Rolle (vgl. Tappolet S. 130). Bei uns sind die fremdländischen 'Onkel' und 'Tante' im Begriff, die alten Ausdrücke ganz zu verdrängen usw.

Schwerer zu widerlegen dürfte dagegen ein anderer Einwand gegen die vorgeschlagene Herleitung des deutschen Wortes 'Schwager' sein. Man könnte nämlich sagen, daß die slavischen Entlehnungen in den älteren Epochen des Hochdeutschen nach Zahl und Bedeutung zu gering seien, um die Annahme der Übernahme eines so wichtigen Verwandtschaftsworts aus dem Slavischen ins Deutsche, auch wenn sonst gegen dieselbe nichts eingewendet werden könne, glaublich zu finden. Nach dieser Seite hin muß ich daher meine These noch zu stützen versuchen.

Die slavischen Völker sind seit Anheben der geschichtlichen Überlieferung unsere Nachbarn. In diesem gewaltigen Zeitraum hat eine überaus starke Durchsetzung der slavischen Sprachen mit germanischen und besonders deutschen Elementen statt-

gefunden, ein Sprach- und Kulturvorgang, über den ich mit Beschränkung auf das Russische und mit Betonung der von der Forschung bisher vernachlässigten späteren Jahrhunderte an einer anderen Stelle einen Überblick gegeben habe ("Die germanischen Bestandteile des russischen Wortschatzes und ihre kulturgeschichtliche Bedeutung", Wissenschaftliche Beihefte des allg. deutschen Sprachvereins IV. Reihe, Heft 23/24, Berlin 1903). Ist es nun, so wird man fragen dürfen, an sich wahrscheinlich, daß dieser gewaltige germanisch-slavische Entlehnungsprozeß ohne bemerkenswerte Rückschläge geblieben ist, daß die Slaven, die wir uns in den verschiedensten Gegenden der vorher und wieder nach Zurückdrängung der slavischen Flut von Deutschen beherrschten Länder mit diesen in engster Gemeinschaft lebend vorstellen müssen, immer nur die nehmenden und fast niemals die gebenden gewesen sein, namentlich wenn man bedenkt, daß die Slaven, so niedrig auch ihre eigene Kultur gewesen sein mag, doch schon in frühhochdeutscher Zeit eine wichtige Vermittlungsrolle einerseits zwischen Deutschland und Byzanz, andererseits zwischen Deutschland und der osteuropäisch-asiatischen Welt gespielt haben?

Es scheint mir daher, daß die Frage des slavischen Einflusses im deutschen Wortschatz einer eingehenderen Behandlung bedarf, als sie ihr bis jetzt zu teil geworden ist, und tatsächlich ist denn auch im einzelnen in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten her — ich nenne Namen wie E. Kuhn, Peisker, Palander, Meringer, Möller — der Versuch gemacht worden, dunkle deutsche Wörter durch Entlehnung aus dem Slavischen zu erklären.

Für den gegenwärtigen Zweck wird es genügen, wenn ich die bisher mir bekannt gewordenen sicher oder doch wahrscheinlich slavischen Lehnworte im Deutschen, soweit sie ein kulturhistorisches Interesse haben und in alt- oder mittelhochdeutschen Texten belegbar sind, nach sachlichen Rubriken geordnet, in Kürze aufzähle. Später überlieferte Wörter habe ich, da sie für meine augenblickliche Beweisführung nicht entscheidend sein können, nur subsidiär herangezogen, obgleich natürlich ein Wort schon Jahrhunderte vor seiner literarischen Bezeugung im Volke gang und gäbe gewesen sein kann.

Slavische oder durch Slaven vermittelte Lehnwörter im älteren Deutsch.

Aus dem Tierreich nenne ich zunächst die schon althochdeutschen Namen von drei Pelztieren *zobel* (russ. *sobolĭ*), *sisimûs*, mhd. *zisemûs*, *zisel* (russ. *susolŭ*, *suslikŭ* 'mus citellus') und *bilih* (altsl. *plŭchŭ*, ursl. **pilchŭ*). Hinsichtlich des ersteren Falles besteht kein Zweifel, hinsichtlich der beiden anderen schließe ich mich den Ausführungen Palanders Die althochdeutschen Tiernamen S. 68 und 69 an und bemerke nur, daß ahd. *bilih* alsdann von cymr. *bele* 'Marder', mit dem es zuletzt Osthoff Etymologische Parerga 1, 185 zusammengestellt hat, getrennt werden muß, und daß ahd. *sisimûs* in seinem Verhältnis zu russ. *susolŭ* auf eine Erscheinung hinweist, die uns im folgenden noch wiederholt begegnen wird, nämlich auf eine starke Um- und Andeutung des slavischen Sprachmaterials im deutschen Volksmund. Naturgemäß hat der Pelzreichtum des Ostens sehr frühzeitig die Aufmerksamkeit des Westens auf sich gezogen, und unter den Namen der im Handel des 13. und 14. Jahrhs. vorkommenden gangbarsten Pelzwerksorten (vgl. L. Stieda Über die Namen der Pelztiere und die Bezeichnungen der Pelzwerksorten zur Hansazeit. Altpreußische Monatsschrift 24, 1887, Heft 7/8) finden sich bereits eine ganze Reihe sonst im Deutschen nicht bezeugter slavischer Ausdrücke, z. B. *wymeteken* oder *opus Wimense* von russ. *vymetka* 'Ausschuß', *lasten*, *lasteken* von russ. *lasočka*, *laska*, *lasica* 'Wiesel', *merlitzen* von russ. *merlica* 'Fell gefallener Schafe' (mit dem man die Pelzkäufer betrog) und viele andere. In späterer Zeit ist auf diesem Wege bekanntlich russ. *juftĭ* = 'Juchten' zu uns gekommen. Unter diesen Umständen ist es mir in hohem Grade wahrscheinlich, daß auch ahd. *chursina* 'der Pelzrock' (spätagls. *crúsne*, mlat. *crusna*, vgl. auch mlat. *sabellum* und *sisimus*, *sismusinus*), wie es übrigens schon F. Kluge Et. Wtb.[6] s. v. Kürschner annimmt, aus altsl. *krŭzno* usw. 'Pelz' stammt, wo immer auch der Ursprung des letzteren Wortes liegen mag. Dasselbe gilt aber auch von mhd. *schûbe* 'Schaube' in seinem Verhältnis zu dem in nahezu allen Slavinen bezeugten *šuba* 'der Pelz'. Gewöhnlich werden ja allerdings die slavischen Wörter aus dem Deutschen abgeleitet und das mhd. *schûbe* zu it. *giubba*, arab. *ǵubba* gestellt. Da aber die zweifellose Fortsetzung der romanisch-arabischen Sippe Wörter wie mhd. *gippe*, *joppe*, russ. *jubka* 'Frauenunterrock' usw. (vgl. bei Miklosich Fremdwörter, Denkschriften

der Wiener Ak. XV unter *jupa* und auch unter *župan*) darstellen, so verstehe ich nicht, wie sich hiermit die Reihe mhd. *schûbe* — russ. *šuba* vermitteln lassen soll. Mir scheinen vielmehr russ. *šuba* usw. eine uralte slavische Wortgruppe zu sein. Slavischen Ursprungs ist endlich nach dem Urteil V. Hehns (Kulturpflanzen[7] S. 610) und A. Leskiens (bei Kluge Et. Wtb.[6] s. v. Hamster) auch ahd. *hamustro*, zunächst als 'Kornwurm', dann als 'Hamster' bezeugt, verdächtig (vgl. russ. *chomjakŭ* 'Hamster'). Leider ist die früher angenommene, späte östliche Herkunft des Tieres, die für eine Entscheidung in dieser Frage besonders in die Wagschale fallen würde, von mancherlei Zweifel umspült.

Das Reich der Vögel stellt außer anderen Wörtern auf *-itz* namentlich mhd. *stigeliz* (čech. *stehlec*, vgl. Kluge Et. Wtb.[6]), ferner mhd. *zîsec* 'der Zeisig' (nsl. *čížek* usw.), das der Fische ahd. *hûso* 'der Hausen' (čech. *vyz*, nsl. *viza*, poln. *wyz*, os. *vyz*, klruss. *vyz*, *vyzyna*, **wûso*, **ûso* : ahd. *hûso*), obgleich ich den Anlaut des deutschen Wortes nicht erklären kann. Der Name wird irgendwo am Schwarzen Meere wurzeln, in dessen Flüssen, ebenso wie in denen des kaspischen Meeres, der Fisch zu Hause ist. Die Beziehungen von ahd. *sturio*, agls. *styrja* 'Stör' zu serb. *jesetra*, poln. *jesiotr*, klruss. *osatr*, russ. *osëtrŭ* sind noch nicht genügend aufgeklärt. An späteren slavisch-deutschen Fischnamen nennt L. Meyer (Sitzungsberichte der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat 1873 S. 16) den *sterlet*, *ukelei*, die *plötze* und den *beiszker*.

Wenden wir uns nun zu den Kulturpflanzen, so sind uns in früher Zeit durch die Slaven der Meerrettig, mhd. *krên*, *krêne* (altsl. *chrěnŭ*) und die Weichselkirsche, mhd. *wîhsel* (russ. *višnja*) vermittelt worden. Ersteres geht durch die slavischen Sprachen hindurch auf ein schon von Theophrast bezeugtes, am Schwarzen Meere einheimisches κεράιν, letzteres ebenfalls durch slavische Vermittlung auf byzantinisches βύϲϲινα 'die Früchte der Weichselkirsche' (von βύϲϲινοϲ : βύϲϲοϲ, eigentlich 'rot') zurück (vgl. mein Reallexikon unter Meerrettig, sowie G. Meyer Alb. W. S. 474 und Th. v. Heldreich Die Nutzpflanzen Griechenlands S. 69). Der Weg, den die Weichselkirsche genommen hat, wäre also derselbe, auf dem die etwas später bezeugte 'Gurke' (aus poln. *ogurek*, čech. *okurka*, byzant. ἀγγούριον 'Wassermelone') zu uns gekommen ist. Eine weitere wichtige, dem finnisch-tatarischen Osten entstammende Kulturpflanze, den Hopfen,

werden wir unten in einem anderen Zusammenhang erwähnen. Hier sei nur noch unseres Wortes 'Preißelbeere' gedacht, das, obgleich nicht im Mittelhochdeutschen selbst überliefert, mit seinen mannigfachen Nebenformen (vgl. Kluge Et. Wtb.[6]) auf ein mhd. **briuzel-ber* hinweist, das sicher aus dem Slavischen (russ. *brusnica*, *brusnika*, poln. *brusznica*, čech. *bruslina*; russ. *brusničnaja voda* 'Preißelbeerwasser' ein beliebtes Getränk) entlehnt ist. Seit der ältesten Zeit bis heute haben die Slaven und hat der Osten Europa-Asiens (Herodot 4, 23) überhaupt in der Benutzung von Obst- und Beerensäften aller Art ein großes Geschick bewiesen. Ähnliches würde man unter den deutschen Pflanzennamen bei einigem Suchen wohl noch in größerer Anzahl finden.

Aus dem Gebiet der Metalle habe ich schon an anderer Stelle (vgl. mein Reallexikon) das mhd. *messinc* 'Messing', das auch nach Kluge Et. Wtb.[6] nicht wohl als Lehnwort aus lat. *massa* erklärt werden kann, auf das Slavische zurückgeführt. Die entsprechenden slavischen Formen (poln. *mosiądz*, os. *mosaz*, ns. *mjesnik*, čech. *mosaz*, klruss. *mośaž*, weißruss. *mosenz*) erklären sich nach Miklosich Et. Wtb. aus einem ursprünglichen **mosengjŭ*, das offenbar seinerseits wieder mit einer langen Kette orientalischer Namen des Kupfers npers. *mys*, *mis*, kurd. *mys*, búchar. *miss*, mazend. *mers*, *mis*, kirgis. *moes* (vgl. die kürzeren mhd. Formen *mess*, *messe*, *mesch*, *mösch*) zusammenhängt. Schon im Altertum hatte die Bronze- und Messingfabrik im persischen Reiche eine hohe Blüte erlangt, die auch im Mittelalter anhielt, sodaß K. B. Hoffmann (Berg- und Hüttenm. Zeitung 1890 Nr. 30) nach dem Vorgang A. Potts und mit Zustimmung G. Meyers auch die weitverbreitete Sippe unseres Wortes 'Bronze' auf npers. *birinǰ* 'Kupfer, Messing' zurückzuführen geneigt ist. Dieses npers. *birinǰ* geht nun zusammen mit armen. *ptinj*, wie ich schon Sprachvergleichung und Urgeschichte[1] S. 274 vermutet habe, und womit jetzt auch G. Meyer a. a. O. übereinstimmt, auf ein kaukasisches (georgisches) *spilendzi* 'Kupfer' zurück. Bedenken wir dies und bedenken wir ferner, daß der älteste Name, unter dem uns das Messing, das in der ältesten Zeit nicht durch Mischung hergestellt, sondern direkt in den Bergwerken gewonnen wurde, begegnet, 'Mossynökisches Erz' (Μοccύνοικος χαλκός bei Pseudo-Aristoteles De mirabilibus auscultationibus) war, so wird der Gedanke nahe liegen, der sich übrigens schon bei Kopp Geschichte der Chemie 4, 113 findet, daß in dem Namen der dem metallreichen

Kaukasus benachbarten Mossynöken ein barbarisches **moss*, **mossun* 'Kupfer, Messing' verborgen ist, von dem die oben erörterten iranisch-slavisch-germanischen Namen des Messings in letzter Instanz ihren Ausgang nahmen, ähnlich wie in dem Völkernamen der Chalyber das griechische Wort für Stahl (χάλυψ) oder in der Silberstadt Ἀλύβη vielleicht die nordeuropäischen Namen des Silbers ihre Heimat haben.

Die Kulturstufe, auf der die west- und südslavischen Völker mit ihren deutschen Nachbarn in Berührung traten, war die der Viehzucht, verbunden mit einem primitiven Ackerbau, Erwerbszweige, die sie oft im Dienste ihrer deutschen Herren ausüben mußten. So werden wir uns nicht wundern, daß diesen beiden Gebieten eine größere Zahl slavischer Lehnworte im Deutschen angehört. Aus dem Bereiche des Ackerbaus nenne ich mhd. *arl* 'der Pflug', dessen Übernahme aus dem Slavischen (altsl. *oralo*, *ralo*) neuerdings J. Peisker in der Z. für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 5, 46 ausführlich begründet hat. Entlehnt ist auch das scheinbar von *arl* abgeleitete mhd. *arling* 'die Pflugschar' aus sloven. *ralnik*, serbo-kroat. *raonik* (vgl. Meringer Z. f. österr. Gymn. 1903, 5. Heft, S. 3). Hingegen möchte ich für slavisch *plugŭ* 'Pflug' an der Annahme seiner westlichen Herkunft festhalten, da die Lautentsprechung slav. *u* (*plugŭ*) = germ. *ô* (altn. *plógr*, ahd. *pfluog*) auch in den sicher entlehnten altsl. *buky* = ahd. *buohha* und slavisch *Dunaj* = ahd. *Tuonouua* (keltisch *Dânuvius*) wiederkehrt. Das wichtigste und älteste hierhergehörige Wort aber wäre ahd. *bior* 'Bier', für dessen Entlehnung aus slav. *pivo* vor kurzem E. Kuhn (KZ. 35, 313) mit großer Entschiedenheit eingetreten ist. Er weist in Übereinstimmung mit V. Hehn und mir (vgl. Kulturpflanzen [7]) darauf hin, daß jedenfalls der Hopfen, dessen Zusatz das Bier gegenüber dem ungehopften Ale zum eigentlichen Biere macht, und dessen mittellateinischer Name *humalus*, der wohl auch ein ahd. **humil* = altn. *humli*, *humall*, altschwed. *humbli* (vgl. frz. *houblon*) voraussetzt, aus slav. *chmělĭ* usw. entlehnt ist, zur Zeit der Völkerwanderung vom Osten her zu uns gekommen ist, ohne sich freilich mit den lautlichen Schwierigkeiten, die seine Erklärung bietet, des näheren auseinanderzusetzen. Ich könnte mir ahd. *bior* nur dann aus slav. *pivo* entlehnt vorstellen, wenn man für letzteres von einem *s*-Stamm **pivos*, auf den aber altpr. *piwis* nicht mit irgend welcher Sicherheit hinweist (vgl. *piwa-maltan* 'Malz'), ausginge.

Aus den obliquen Formen dieses *s*-Stammes, **pivese* usw. könnten, bei der Annahme frühzeitiger Entlehnung, wohl die germanischen Wörter *bior*, agls. *béor*, altn. *bjórr* (letzteres Fremdwort) entstanden sein. Wegen $b = p$ vgl. oben ahd. *bilih*. A. Schleicher nahm Urverwandtschaft zwischen *bior* und *pivo* an.

Dem Gebiet der Viehzucht sind zuzuweisen: mhd. *komat* 'das Kummet' (altsl. *chomatŭ*, russ. *chomutŭ*, die selbst aus dem Germanischen entlehnt sind), dann auf die im Osten Europas besonders gepflegte Kastration der Haustiere (vgl. 'Reußen' im Sinne von 'Wallachen' und ahd. *prûz* 'burdo ex equo et asina', eigentlich 'der Preuße') hinweisend mhd. *schöpez* 'das Schöps' (aus altsl. *skopĭcĭ*, russ. *skopecŭ*, altsl. *skopiti* 'evirare'; auch schwäb. *raun*, mndd. *rûne*, westf. *riune* 'Wallach' scheint ein östliches Wort, vgl. lett. *rûnît* 'equum castrare', finn. *ruuna* 'Wallach'), ferner für Milchspeisen mhd. *twarc* (aus altsl. *tvarogŭ* 'lac coagulatum') und mhd. *smant* (aus russ. *smetana* usw.; in Wien: 'Schmetten'). Auch mhd. *kretscheme* 'das Dorfwirtshaus' (altsl. *krŭčĭma*, russ. *korčma* usw.), mhd. *greniz* 'die Grenze' (altsl. *granica*) für das deutsche 'Mark' und das freilich erst später bezeugte 'Jauche' (poln. *jucha* 'Brühe') mögen bei dieser Betrachtung des ländlichen Lebens ihre Stelle finden. Zweifelhafter ist die Entlehnung von ahd. *nuosc*, mhd. *nuosch*, bair. *nuesch* 'Viehtrog' und ahd. *grindel* 'Riegel', nhd. dial. auch 'Pflugbalken'. Jedenfalls ist aber die Verbreitung dieser Wörter im Slavischen (vgl. Miklosich Et. Wtb. unter *nŭštry* und *grenda*) eine viel größere und bei *grindel* auch stammhaft durchsichtigere (vgl. altsl. *gręda* 'Balken') als im Deutschen. Unaufklärbar scheint das nähere Verhältnis von ahd. *scaz*, got. *skatts* usw.: slav. *skotŭ*. Die Bedeutungsentfaltung Vieh — Geld, Schatz (*pecus* — *pecunia*) scheint, da die vorauszusetzende Grundbedeutung 'Vieh' viel treuer im Slavischen als im Germanischen (hier nur fries. *sket* 'Vieh') bewahrt worden ist, auf Herkunft aus dem Osten zu deuten. Die Lautverhältnisse (slav. *o* zu germ. *a* oder germ. *a* zu *o*?) dürften nichts zur Entscheidung beitragen, jedenfalls weisen sie auf einen sehr frühzeitigen Austausch dieser Wörter hin. Dasselbe ist bei ahd. *nôz* 'Vieh': altsl. *nuta* 'bos' der Fall, nur daß hier die weitere Verbreitung des Wortes im Germanischen (agls. *neát*, altn. *naut*) für einen westlichen Ausgangspunkt dieser Reihe spricht.

Von einzelnen kulturhistorisch wichtigen Wörtern nenne ich als auf das Badewesen der östlichen Völker bezüglich,

mhd. *dürnitze*, *dürniz* 'geheizte Badestube, Speisegastzimmer, Hofstube' (entweder mit A. Brückner Die slavischen Ansiedelungen 1879 S. 21 aus altsl. *dvornica* 'aula' oder mit Meringer Z. f. österr. Gymn. 1903 S. 5 aus russ. *gornica* 'Stube' mit Angleichung an *dörren*), als auf ihre Sprachgewandtheit hindeutend mhd. *tolc*, *tolke* (altsl. *tlŭkŭ*) und *tolmetsche* (altsl. *tlŭmačĭ*), ferner mhd. *petschat* 'das Petschaft' (altsl. *pečatĭ*), mhd. *dudel-sac* (russ. *duda* usw.), als schon mittelhochdeutsch erschließbar aus einer deutlichen Schilderung des Instruments im Renner Hugo von Trimbergs (v. 12, 417), und aus der Sprache des Bergbaus mhd. *quarz* (zu altsl. *tvrŭdŭ* 'hart' usw.; spätere slavische Bergwerkausdrücke: 'Kux', 'Düse', 'Strosse', vgl. bei L. Meyer a. a. O. S. 14). Endlich kann ich mir auch ahd. *silcho*, *sëlecho* 'toga, stragulum' zusammen mit agls. *seolc*, altn. *silki* nicht anders als aus östlichen Wörtern, die durch das slavische *šĕlkŭ* 'Seide' vermittelt wurden, erklären (vgl. Handelsgeschichte und Warenkunde 1, 249 f.).

Dies sind die slavischen, bezüglich slavischer Herkunft verdächtigen Kulturwörter des älteren Hochdeutsch, die ich bisher habe ermitteln können. Bei meiner Beschränkung auf den kulturhistorischen Wortschatz unterlasse ich es, auf andere hierhergehörige Fragen, besonders auf die von Möller (Z. f. deutsche Altertumskunde 36, 326 ff.) eingeleitete Kontroverse über die slavische Herkunft des schon ahd. Adjektivums *ganz* näher einzugehen (dagegen K. Brugmann Die Ausdrücke für den Begriff der Totalität S. 56).

Blicken wir auf die obigen Zusammenstellungen zurück, so bestreite ich nicht, daß mehr als erwünscht in ihnen unsicher ist und noch näherer Erwägung bedarf. Gleichwohl glaube ich, daß sie hinreichen, um einen Zustand slavisch-deutschen Sprachaustausches zu erweisen, in dem die Bildung eines Wortes wie des oben erörterten mhd. *swâger* wohl möglich war. Und zwar bin ich umsomehr dieser Ansicht, als ich die gleiche Herkunft noch für ein zweites deutsches, unter ähnlichen Umständen überliefertes Verwandtschaftswort glaube wahrscheinlich machen zu können.

Dieses Wort ist unser deutsches 'Enkel', in spätahd. *eninchilî* etwas früher als *swâger* bezeugt, aber wie dieses auf das Festland, ja auf Deutschland beschränkt. Man sagt von ihm in der Regel zweierlei aus, einmal mit Berufung auf lat. *avunculus* : *avus*,

daß es soviel wie 'kleiner Ahn' bedeute, das andere Mal, daß es mit der gemeinslavischen Sippe altsl. *vŭnukŭ* (Miklosich Et. Wtb. S. 396) zusammenhänge.

Nun hat aber, was den ersten dieser beiden Punkte anbetrifft, schon Delbrück S. 103 bemerkt, daß die Bedeutungsvermittlung doch ihre Schwierigkeiten habe; denn den *avunculus*, den Mutterbruder, könne man wohl einen jüngeren Großvater nennen, aber in welchem Sinne sei der Enkel ein Großväterchen?

Auch die Behauptung Tappolets a. a. O. S. 88 und A. Zimmermanns IF. 15, 399, daß das spätlat. *aviaticus* in seiner Bildung genau dem deutschen 'Enkel' entspreche, ist schwerlich richtig, da *aviaticus* offenbar einen bezeichnet, der zum Großvater oder eigentlich zur Großmutter gehört, aber nicht 'kleiner Großvater' bedeutet. Dasselbe gilt von dem von Zimmermann a. a. O. angeführten ir. *aue* 'Enkel' aus **avios*, falls es zu lat. *avus* gehören sollte, und das ebenfalls von Z. beigebrachte mhd. *anere* 'Vetter' scheint mir erst recht nicht geeignet, als Analogon für 'Enkel' in der Bedeutung Großväterchen zu dienen. Hingegen könnte man geneigt sein, in Erinnerung an die oben erörterten mittelhochdeutschen Fälle von 'Oheim' und 'Neffe' auch hier an einen 'Anredewechsel' zu denken und sich dabei auf Schmellers Angabe in seinem Bayrischen Wörterbuch[2] S. 86 zu berufen: "Das Änlein kommt auch als Beziehungsgegensatz der Großeltern, nämlich als Großkind oder Enkel vor: 'Meinem lieben Aidem N. N. und Anna seiner Tochter, meinem lieben *ändlein*'". Der große Unterschied wäre aber doch der, daß in allen diesen Fällen die doppelte Bedeutung Oheim-Neffe, Neffe-Oheim, bair. *en'l*, *än'l*, österr. *æn'l*, *ân'l* 'Ahnherr, Ahnfrau' — *ändlein* wirklich bezeugt ist, während unser 'Enkel' im Sinne von Großvater unerhört sein dürfte.

Endlich wäre zu bedenken, daß das Suffix *-i(n)klî(n)* im Althochdeutschen (vgl. F. Kluge Stammbildungslehre[2] S. 32) fast ausschließlich Diminutiva zu Tiernamen bildet.

So scheint es in der Tat mit der Deutung unseres Wortes als 'Großväterchen' nichts zu sein. Bestehen bleibt dagegen seine Verknüpfung mit der slavischen Sippe; doch würde sich bei der Annahme von Urverwandtschaft, wie ebenfalls Delbrück hervorhebt, die ganze Übereinstimmung auf die Stammsilbe beschränken, da die Suffixe sich lautgesetzlich nicht entsprechen. Viel ansprechender scheint es mir daher, auch hier eine

Entlehnung aus dem Slavischen mit volkstümlicher Anpassung an das eben genannte Suffix anzunehmen. Der Anlaut der slavischen Sippe muß im Westen, wie auf das deutlichste das zweifellos aus dem Slavischen entlehnte lit. *anukas* (nach A. Brückner Fremdw. S. 68 aus kleinruss. *onúk*) zeigt, wie *a* geklungen haben. Was das Suffix betrifft, so ist die dem Deutschen nächst liegende Form das poln. *wnęk* (vgl. Miklosich a. a. O.). Auch der Grund der Entlehnung wäre hier deutlich sichtbar. Das altidg. Wort für Enkel, unser 'Neffe' = lat. *nepos* war mehr und mehr in die Bedeutung von Schwester- und Brudersohn übergegangen. Ein neuer Ausdruck für den alten Verwandtschaftsbegriff war also ein Bedürfnis. Es wurde einerseits durch eine einheimische Bildung: ahd. *diehter* (: scrt. *tuc* 'Nachkommenschaft'), das aber nicht durchgedrungen ist, andererseits durch Entlehnung, durch 'Enkel' befriedigt. Die slavischen Völker sind in der sprachlichen Nüanzierung der Verwandtschaftsgrade von jeher Meister. Warum sollten sie daher nicht hinsichtlich der beiden Wörter 'Schwager' und 'Enkel' vorbildlich für die Deutschen geworden sein?

Ich habe es in den vorstehenden Erörterungen vermieden, auf die Heimatsfrage der ältesten Quellen, in denen jene beiden Wörter begegnen, einzugehen, weil ich glaube, daß auf diesem Wege, wenigstens bei älteren Entlehnungen, entscheidende Ergebnisse nicht zu gewinnen sind. Die Hauptfrage wird sein, ob die spätere Forschung, die sich diesen sprachlich wie kulturhistorisch gleich wichtigen Beziehungen der Slaven und Deutschen zuwendet, weitere Analoga zu Tage fördert.

Jena. O. Schrader.

Über den Ursprung der Verbalflexion im Indogermanischen.

Ein glottogonischer Versuch.

Der Begründer der indogermanischen Sprachwissenschaft, Franz Bopp, hatte sich als letztes Ziel nicht etwa die Erforschung der idg. Ursprache gesetzt, sondern er hoffte mittels der Sprachvergleichung dem Ursprung der Sprache näher zu kommen[1]), und so hat er denn auch Vermutungen über die Herkunft der

1) Vgl. Delbrück Einleitung in das Sprachstudium², S. 2.

Personalendungen aufgestellt, die heute in der eigentlichen Sprachwissenschaft zwar wenig geschätzt werden, die aber trotzdem in etwas fernerstehenden Kreisen weit verbreitet sind. Der Grund mag mit darin liegen, daß eine andere Ansicht kaum aufgestellt ist, wenigstens ihren Weg nicht in das große Publikum gefunden hat. Trotzdem ist Bopps Ansicht kaum haltbar[1]; denn wenn man auch die Endung der 1. Person *-m* oder *-mi* mit dem Pronominalstamm *-me, -mo* vergleichen kann, bei der Endung der 2. Pers. *-s* oder *-si* hört diese Möglichkeit schon auf. Ebenso zeigt die Endung der 1. Plur. *-mes* und 2. Plur. *-te, -the* durchaus keine Ähnlichkeit mit den Pronominalstämmen.

Wenn nun heute diesem Problem der Erklärung der Flexionsendungen gegenüber ein großer Skeptizismus herrscht, so scheint es mir doch nicht angebracht zu sein, das Problem ganz zu übergehen, und man kann wohl erwarten, daß wir, wenn wir unsere bessere Kenntnis der Lautgesetze und der sprachlichen Entwicklung benutzen, vielleicht zu einem brauchbaren Ergebnis kommen.

Ich will daher hier den Anfang zu einer Erklärung vorlegen, die sich mir schon seit langem aufgedrängt hat. Angeregt, sie auszuführen, hat mich einerseits Wundt durch seine Völkerpsychologie I, 2, 133, andrerseits hat Leskien in wiederholten Gesprächen darauf gedrungen, dieses Problem in Angriff zu nehmen. Daß man in glottogonischen Spekulationen sehr leicht irren kann, dessen bin ich mir vollauf bewußt. Aber ich habe versucht, wenigstens Fehler gegen die bisher erkannten Lautgesetze zu vermeiden. Eine Reihe von Erscheinungen scheinen mir so kombiniert werden zu können, daß man an der Möglichkeit der später gegebenen Erklärung nicht wird zweifeln können. Im übrigen stelle ich die Ansichten zur Erörterung. Was ich nicht erkannt habe, werden vielleicht andere erkennen.

---

1) Bopps Ansicht ist nach Delbrück Einl. S. 13 kurz folgende: Die Personalendungen stammen von den Pronominibus erster, zweiter und dritter Person, *mi* ist eine Schwächung der Silbe *ma*, "welche im Sanskrit und Zend dem obliquen Kasus des einfachen Pronomens als Thema zum Grunde liegt". Aus *mi* ist weiterhin *m* entstanden. In der Pluralendung *mas* steckt entweder das Pluralzeichen *as* der Nomina, oder das pronominale Element *sma*. Das *v* des Dualis ist nur eine Entartung des pluralischen *m*. Die Endungen zweiter Person gehen in ähnlicher Weise auf *tva*, die dritter Person auf *ta* zurück. Die Medialendungen beruhen vielleicht auf Verdoppelung der jedesmaligen aktiven Endung.

Erst nachdem die folgenden Erwägungen feststanden, bin ich mit den Arbeiten von Ludwig bekannt geworden. Ich sehe, daß dieser Forscher bereits manches erkannt und gut begründet hat, was ich später ausführe. Andrerseits finden sich in seinen Ausführungen des öfteren solche Unmöglichkeiten, daß man sich nicht wundern kann, wenn sein eigentümlicher Standpunkt in der Sprachwissenschaft keinen Anklang gefunden hat. Wie ich ferner aus Delbrück Einleitung in das Sprachstudium ersehe, befinde ich mich in manchen Punkten in Übereinstimmung mit A. H. Sayce Introduction to the science of language.

Zwischen der nominalen Flexion und der nominalen Stammbildung auf der einen und der verbalen Flexion und der verbalen Stammbildung auf der andern Seite besteht eine unzweifelhafte Ähnlichkeit. Wir besitzen nominale und verbale *o*- und konsonantische oder, wie man auch sagen kann, thematische und athematische Stämme, z. B. nominal φόρο-, verbal φέρο-μεν, ποδ-ί und εἶ-μι. Ebenso gibt es nominale und verbale *ā*- und *jē*-Bildungen, im Nomen die Wörter der ersten griech. Deklination δορά und der lat. 5ten, *faciē-s*, und im Verbum den Konjunktiv auf -*ā*, lat. *ferā-mus* und den Optativ auf *jē*, lat. *siē-m*. Der *s*-Aorist ist nach der formalen Seite mit den neutralen *s*-Stämmen identisch, lat. *gener-a* aus **genes-a*, ai. 1. Sg. aor. *a-janiṣ-am*, griech. ἐτέλεσα. Es gibt Verben mit Suffix -*sko*, griech. βάσκω und Nomina auf -*sko*, -βοσκός usw. Die Reduplikation spielt beim Verbum eine große Rolle, τί-θημι, βέ-βλη-κα, sie ist aber auch beim Nomen als formenbildendes Element anerkannt.

Das alles ist jetzt nicht mehr schwer zu verstehen; den nominalen wie verbalen Bildungen liegt eben das zugrunde, was ich in meinem Ablaut Basis genannt habe, und aus den Ausgängen dieser Basen haben sich z. T. erst eine Reihe von Suffixen oder Formantien, wie Brugmann jetzt sagen will, entwickelt. Es muß sich also von selbst verstehen, daß im Nomen wie im Verbum die gleichen Elemente erscheinen. Die Ähnlichkeit erstreckt sich aber nicht nur auf die Stammbildung, sondern auch in den Endungen treten die gleichen Elemente auf. In meinem "Handbuch der griech. Laut- und Formenlehre" habe ich S. 216, 7 gesagt: "daß zwischen den Kasus- und Verbalendungen ein noch unentdeckter Zusammenhang besteht, legt die Tatsache nahe, daß aus der großen Anzahl von Lauten,

die das Idg. besaß, nur *m*, *s*, *t* (*d*) und *ai* in den Endungen häufiger auftreten. Es fehlen vollständig die Gutturale (*k*, *g*, *gh*, k^w, g^w, gh^w), die Labiale (ausgenommen *bh*), die Liquida *r*, *l*". Sollte dieser Zusammenhang aufgedeckt werden, so könnte eine Erklärung nur in der Richtung gefunden werden, daß in den Verbalformen Nomina stecken, denn es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß aus Nominalformen Verbalformen entstehen. Ich brauche hier nur darauf hinzuweisen, was Wundt in seiner Völkerpsychologie 1, 2, 133 ausführt. Er sagt dort: "Bieten schon die Sprachen, welche die Wortformen des Verbums in ihrer schärfsten Ausprägung gegenüber denen des Nomens entwickelt haben, mannigfache Spuren eines Ineinanderfließens der Begriffe, indem das Verbum bald nominale Elemente in sich aufnimmt, bald seine eigene prädizierende Funktion auf solche überträgt, so treten uns vollends überaus wechselnde Verhältnisse zwischen beiden Grundformen des Wortes in zahlreichen andern Sprachgebieten entgegen. Oft ist hier ein Verbum in unserem Sinne, als reiner Zustandsbegriff und als ausschließlich prädizierender Bestandteil des Satzes, entweder überhaupt nicht oder nur unvollständig zur Ausbildung gelangt, sodaß jene Form der Aussage, die dem Aufbau unserer allgemeinen Grammatik und Logik zugrunde liegt, im Hinblick auf diese Sprachen keineswegs auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen kann. Wird nun auch dieses Verhältnis teils durch die Verbreitung der Sprachen, in denen das verbale Prädikat herrschend ist, teils durch den Wert ihrer Literaturdenkmäler wesentlich kompensiert, so bleibt es doch für die allgemeine Entwicklung des Denkens eine um so bedeutsamere Tatsache, daß numerisch die weit überwiegende Mehrheit der auf der Erde existierenden Sprachen, und darunter immerhin auch solche, die nach anderer Richtung eine nicht zu unterschätzende Ausbildung besitzen, den Gegensatz von Nomen und Verbum nicht oder mindestens nicht in bestimmten Wortformen ausgeprägt hat".

Diese allgemeinen Ausführungen Wundts nebst den später folgenden spezielleren unterrichten uns darüber, was wir rein theoretisch erwarten können, und was wir auch, wenn die folgenden Ausführungen das Richtige treffen, wirklich finden, nämlich eine Reihe von Nominalformen, die sich allmählich zu Verbalformen entwickelt haben.

Im übrigen haben die indogermanischen Sprachen zum Teil nicht darauf verzichtet, die Gedanken rein nominal auszu-

drücken. Man braucht nur an die zahlreichen Partizipialkonstruktionen des Griechischen und Lateinischen zu denken, und man braucht sich nur an die fast rein nominale Ausdrucksweise des spätern Indischen zu erinnern, über die H. Jacobi IF. 14, 236 ff. neuerdings anregend gehandelt hat, um sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß auch in einer Vorstufe des Indogermanischen eine 'nominale Ausdrucksweise' bestanden haben kann.

Es ist freilich nur dann möglich, einen tieferen Einblick in die Herkunft der Flexionsendungen zu bekommen, wenn man das, was wir über den indogermanischen Ablaut wissen, energisch anwendet, um eine Stufe der indogermanischen Ursprache zu erschließen, die noch ein gut Stück hinter der Zeit liegt, die wir durch die Vergleichung der Einzelsprachen gewinnen. Zweifellos ist die indogermanische Ursprache durch die Einwirkung der Betonung außerordentlich stark verändert worden, und das, was wir Flexion nennen, ist in seinem vollen Umfang erst entstanden durch die Verschiedenheiten, die durch die Betonung hervorgerufen sind.

Der folgenden Erklärung der Personalendungen muß aber eine Analyse der Nominalflexion vorausgehen, da nur auf diese Weise die Darstellung verhältnismäßig einfach werden kann. Ich bemerke aber, daß der Weg meiner Untersuchung gerade umgekehrt gewesen ist, und daß ich zu der Analyse der Nominalflexion erst gekommen bin, als die des Verbums die mannigfachen Berührungspunkte zwischen Verbum und Nomen klargelegt hatte.

Will man die indogermanische Nominalflexion verstehen lernen, so muß man sich zu Sprachen wenden, in denen wir die Entstehung der Flexion sozusagen noch beobachten können. Äußere Umstände führten mich zunächst zu Otto v. Böhtlingks Jakutischer Grammatik, Petersburg 1851 unter dem Titel Dr. A. Th. v. Middendorffs Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens Bd. 3. Über die Sprache der Jakuten erschienen. Es empfahl sich deshalb, dieses Werk heranzuziehen, weil wir darin eine der besten Darstellungen einer uralaltaischen Sprache haben. Indem ich einerseits auf das Werk im allgemeinen hinweise, muß ich andrerseits ausführliche Stellen daraus anführen. Ich kann das um so eher tun, als das Buch doch nur wenig in den Händen der Indogermanisten sein wird. Das Jakutische hat nun ohne Zweifel

eine Flexion, deren Elemente aber viel deutlicher zu erkennen sind, als im Indogermanischen. Aber die Flexion ist noch nicht ganz vollendet. Es kann auch noch der bloße Stamm als Kasus verwendet werden. Darüber sagt Böhtlingk a. a. O. S. 212: "Jeder Stamm, d. i. ein nicht mehr zerlegbarer Sprachbestandteil", was ich im Indogermanischen jetzt Basis nenne, "kann in der Regel in derselben Gestalt als Wort im Satze erscheinen. Der Nominalstamm (im weitesten Sinne) ist zugleich der von mir sogenannte Kasus indefinitus, der Verbalstamm aber die 2. Sg. Imperativi. Man würde aber einen großen Fehler begehen, wenn man sagte, daß von jeher der Kasus indefinitus und die 2. Sg. Imperativi den jetzt scheinbar oder in Wirklichkeit davon stammenden Formen zugrunde gelegen hätten. Die Sache verhält sich vielmehr so: der Kasus indefinitus und die 2. Sg. Imperativi haben in der Sprache keine lautliche Bezeichnung gefunden; der Stamm, der in einer früheren Periode der Sprache, ehe die Flexion entwickelt war, alle oder, ebenso richtig gesprochen, keine Beziehung auszudrücken hatte, verblieb, nachdem derartige Beziehungen, welche des lautlichen Ausdrucks mehr als der Kasus indefin. und die 2. Sg. Imperat. bedurften, einen solchen gefunden hatten in diesem seinem flexionslosen Zustande als Ausdruck des Kasus indefin. und der 2. Sg. Imperat.".

Zu diesen Ausführungen hat dann O. v. Böhtlingk noch folgendes allgemeine hinzugefügt: "Auch in den indogermanischen Sprachen war nach meiner innigsten Überzeugung das, was wir jetzt Wurzel oder Stamm nennen, vor Zeiten, ehe die Flexion sich entwickelt hatte, ein bedeutsames Wort. Wie der nackte Stamm in dem Sprachstamme, zu dem das Jakutische gehört, nach Entwicklung der Kasus mit besonderen Kasusendungen, auf die Bezeichnung des Kasus indefinitus beschränkt wurde, so in den indogermanischen Sprachen, zum Teil wenigstens, zur Bezeichnung des Vokat. Sg. Auch scheint mir die Zusammenstellung des flexionslosen Vokat. Sg. in den idg. Sprachen mit der flexionslosen 2. Sg. Imperat. in den uralaltaischen Sprachen nicht ganz unpassend zu sein". Diese Worte, die vor mehr als 50 Jahren geschrieben sind, scheinen mir heute noch völlig zutreffend zu sein, ja zutreffender als Böhtlingk selbst ahnen konnte. Es ist nämlich auch für das Indogermanische nötig und sehr vorteilhaft, den Begriff des Kasus indefinitus einzuführen.

Zu diesem Kasus rechne ich

1. Die Nominative ohne Endung.

Das sind a) die femininen *ā*-Stämme. Ich habe schon in meinem Ablaut § 838 bemerkt, daß ihr *ā* nichts weiter ist, als der Auslaut zweisilbiger schwerer Basen auf -*ā*, und ich habe dabei auf das Verhältnis von μεσό-δμη zu δέ-δμη-κα, von δορά 'Fell' zu ai. *darī-man* u. a. hingewiesen. Daß diese Formen keine Endung haben, ist jetzt wohl allgemein anerkannt. Also haben wir es mit dem reinen Stamm zu tun.

b) Die meisten Neutra wie gr. πολύ, got. *filu*.

c) Die Nominative der Mask. und Fem. mit Dehnstufe ohne Endung, wie ai. *pitā́*, griech. πατήρ, griech. δαίμων, lat. *homo*. Allerdings ist für diese Fälle die Möglichkeit nicht abzuweisen, daß sie schon in indogermanischer Zeit ein *s* verloren haben. Jedenfalls steht es auch ohne diese Kategorie fest, daß wir im Indogermanischen endungslose Nominative gehabt haben.

d) Da nach Joh. Schmidts Nachweis das Neutr. Plur. mit dem Nom. Sg. F. identisch war, vgl. got. *waúrda* (N. Plur.) und *giba* (N. Sg. Fem.), so kann man wohl die Frage aufwerfen, und hat es auch getan, weshalb denn niemals der Akk. Sg. als Neutrum Pluralis verwendet worden ist. Möglicherweise stammt die Ausbildung des Neutrum Pluralis aus einer Zeit als es einen Akkusativ in dem spätern Sinne noch nicht gab, sodaß eben auch der Kasus indefinitus als Akkusativ verwendet werden konnte.

2. Die Vokative ohne Endung.

Es steht jetzt wohl allgemein fest, daß der Vokativ in allen Stammklassen ohne Endung war. Es hat sich hier also genau wie im Jakutischen der Kasus indefinitus erhalten. Zur Vokativform ist er natürlich erst geworden, als die andern Kasus mit Endungen versehen waren oder einen besondern Akzent und damit eine andere lautliche Form erhalten hatten.

3. Die Lokative ohne Endung.

Hierzu einige Bemerkungen. Die Forschungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß der Lokativ ursprünglich keine Endung hatte, vgl. z. B. ai. Lok. *mūrdhán* 'im Kopfe' *udán* 'im Wasser', griech. αἰ(F)έν zu αἰ(F)ών, die griech. Infinitive auf -μεν, δόμεν, ἴδμεν, ἔμμεν, den Lok. der *i*-Stämme idg. auf -*ēi* und -*ē* aus -*eje*, ai. *agnā*

von *agníṣ* 'Feuer', got. *anstai*, vgl. J. Schmidt KZ. 27, 287 ff., den Lok. der *u*-Stämme auf *-ēu* aus *-ewe*, ai. *sūnāú*, l. *noctū*, got. *sunau*, ahd. *suniu*, altb. *synu* usw.

Meringer hat es einmal als eines der wichtigsten Probleme bezeichnet, nachzuweisen, wie es komme, daß der Lokativ mit dem bloßen Stamme, resp. dem Vokativ und Nominativ identisch sei. Das muß in der Tat auffallen, es kann aber sehr leicht erklärt werden, wenn man einen Kasus indefinitus annimmt, und in diesen endungslosen Lokativen eben Reste der flexionslosen Zeit sieht.

4. Zum Kasus indefinitus muß ferner die in der Komposition auftretende Stammform gerechnet werden. Ich brauche kaum nachzuweisen, daß auch sie mit dem bloßen Stamm identisch ist, da dies schon von H. Jacobi in seiner Schrift "Kompositum und Nebensatz" geschehen ist. Ich will hier nur hervorheben, daß in dieser wenig beachteten Schrift außerordentlich viel richtiges und anregendes zu finden ist.

Ebenso hat Jacobi gezeigt, daß die Komposition aus einer Zeit stammt, als die Flexion nur zum Teil, ich möchte hinzufügen, vielleicht noch gar nicht ausgebildet war. Es ist also durchaus notwendig, daß wir in der Komposition den Kasus indefinitus finden. Von dieser kleinen Modifikation abgesehen, kann ich mir das, was Jacobi auf den ersten Seiten seiner Schrift anführt, völlig zu eigen machen.

Vergleichen wir nun, welche Gebrauchsweisen der Kasus indefinitus im Jakutischen hat. Das Nötige darüber gibt Böhtlingk auf S. 336 f., und es ist sehr auffallend, wie weit man das dort gegebene einfach auf das Indogermanische übertragen kann.

§ 607. "Im Kas. indef. erscheint das Subjekt eines Satzes, desgleichen das mit einem Subjekt in logischem Kongruenzverhältnis gedachte nominale Prädikat: џiä ӱрΔӱк '(das) Haus (ist) hoch', lat. *columba (est) timida*. Der Kasus indef. vertritt auch die Stelle des Vokativs." Dies entspricht also unsern ersten beiden Fällen, nur daß sich im Idg. schon teilweise eine besondere Nominativendung entwickelt hat.

§ 610 heißt es: "Ein Substantiv, das einem andern Substantiv, mit dem es in einem logischen Kongruenzverhältnis steht, vorangesetzt wird, um den Umfang eines Begriffes zu beschränken, bleibt unter allen Umständen im Kas. indef.". Als Beispiele werden unter anderm angeführt: тojон кiciнi 'den

angesehenen Mann (Herr-Menschen)' тојон ајаҕы 'den Hauptbecher (Herr-Becher)'. Das entspricht genau der idg. Komposition gr. λυκάνθρωπος usw., nur daß im Indogermanischen auch schon die unechte Komposition begegnet. Auf einen Punkt will ich hier aber gleich aufmerksam machen. Jacobi sagt S. 3: "Betrachten wir die *Tatpuruṣa*, d. h. diejenigen Komposita, deren erstes Glied zum zweiten in einem Kasusverhältnis steht (wie griech. θεο-είκελος 'gottähnlich'), und zwar solche, bei deren Auflösung das erste Glied in den Genitiv und in den Lokativ zu stehen kommt. Im Veda finden sich viele Komposita, deren erstes Glied die Endung des Lokativs, verhältnismäßig wenige, wo es die des Genitivs hat. Daraus können wir schließen, daß die Funktion des Lokativs fester an die Endung geknüpft war als die des Genitivs, und daß der Lokativ schon längst nicht mehr der Endung entraten konnte, als das Genitivverhältnis noch hinlänglich durch die Stellung ausgedrückt schien". Es ist aber hierbei zu beachten, daß als Lok. z. T. der Kasus indefinitus verwendet wurde.

Ferner wird aber der Kasus indefinitus da gebraucht, wo man auch bestimmte Kasus anwenden kann. Diese Verwendungsweisen sind in den §§ 536, 540, 541, 546, 553, 556, 563, 564, 588, 593 erörtert.

Besonders interessierte mich die Verwendung des Kasus indefinitus für den jakutischen Dativ. Von diesem sagt Böhtlingk S. 321: "Der jakutische Dativ könnte mit allem Fug und Recht auf den Namen eines Lokativs Anspruch machen; auch hätte ich ihm diesen Namen ohne Bedenken gegeben, wenn ich nicht desselben für einen andern Kasus, dessen Gebiet ganz auf die Bezeichnung von Raum- und Zeitverhältnissen beschränkt geblieben ist, bedurft hätte". Nun steht nach S. 324 der Dativ auf die Frage 'wo'. Aber im gleichen Sinne auch der Kasus indefinitus. Es würde dies also dem unter 3 erwähnten idg. Lokativ entsprechen.

Ich glaube, durch diese Parallele ist die Annahme eines idg. Kasus indefinitus so gesichert, wie nur etwas sein kann. Die Hypothese erfüllt alles, was man von einer Hypothese erwarten darf, sie erklärt sämtliche Erscheinungen.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir noch einmal an den Begriff der Basis erinnern. Das, was ich in meinem idg. Ablaut Basis genannt habe, entspricht völlig dem Begriff des Kasus

indefinitus, und es läßt sich auch ohne weiteres zeigen, daß die Basen auch als selbständige Wörter gebraucht werden. Ich brauche nur an die sogenannten Wurzelnomina zu erinnern, die ich Idg. Ablaut § 837 ff. zusammengestellt habe. Das dort gegebene Material läßt sich noch sehr vermehren.

Der Kasus indefinitus hat sich möglicherweise noch in viel weiterem Umfange erhalten, als man bisher ahnen konnte. Hierher gehören vielleicht die ai. Gerundia auf *-ya* und *-tva*, ai. *prati-bhidya* 'spaltend', *ā-gam-ya* 'herbeikommend', *hatvā* 'getroffen habend'. Bisher hat man in diesen Bildungen meist Instrumentale gesehen, so z. B. Brugmann Grdr. 2, 632, aber es läßt sich nicht leugnen, daß diese Auffassung (*prati-bhidya* ursprünglich 'mit Spalten') recht gezwungen ist. Setzen wir *prati-bhidya* = idg. **bhidjo*, so erhalten wir regelrechte Adjektiva auf *-jo*, die sich mit solchen wie ai. *tr̥tyas* 'faciendus', avest. *darᵉs-ya-* 'sichtbar', gr. σφάγιος 'schlachtend', lat. *eximius* 'ausgezeichnet, ausnehmend', got. *brūks* 'brauchbar' usw. auf das leichteste vereinigen lassen.

Das Suffix *-trā* würde dagegen dem Nom. Sing. einer schweren Basis genau entsprechen. Es läßt sich die Vermutung nicht abweisen, daß *tvā* zu der Basis **teuā* 'Kraft haben' gehört, *śru-tvā* würde heißen 'hören Kraft habend', d. h. 'im stande sein zu hören, hörend'. Die Form *-tvī*, die im Rgveda häufiger ist als *tvā*, läßt sich vielleicht als Ablautsform fassen im Hinweis auf 3. Sg. *tavīti*, während man in *tvāya* eine Kompromißbildung aus *-tvā* und *-ya* sehen könnte.

Mit noch größerer Sicherheit sehe ich den Kasus indefinitus in den umschriebenen Verbalformen, wie gr. ἐτιμή-θην, lat. *amā-bam*, *calē-facio*, got. *salbō-da*. Daß die Anfänge dieser Umschreibungen bis in die indogermanische Zeit zurückgehen, scheint mir daraus hervorzugehen, daß alle Sprachen derartige Umschreibungen kennen. Verlegen wir aber die Anfänge dieser Bildungen bis in die Zeit vor der Ausbildung der Flexion, so sind die Schwierigkeiten, daß der Kasus, der in diesen Bildungen steckt, nicht recht zu bestimmen ist, beseitigt. Streitberg sagt schon Urgerm. Gram. 341: "Es ist vergebne Mühe, die zu einem einheitlichen Ganzen verwachsenen periphrastischen Bildungen durch einen einfachen Schnitt in zwei Teile zu zerlegen und in dem ersten den oder jenen Kasus zu suchen". Er konnte sich aber naturgemäß damals, als er dies schrieb, nicht von dem

Gedanken losmachen, daß ursprünglich in der Zusammensetzung ein Kasus gestanden haben müsse. Das ist aber durchaus nicht nötig. In einer gar nicht allzulange verflossenen Periode der idg. Grundsprache war eben der Kasus indefinitus noch lebendig erhalten.

In zahlreichen Adverbien liegt zweifellos der bloße Stamm vor, den man ebenfalls Kasus indefinitus nennen könnte, wenn es sicher wäre, daß diese Worte flektiert worden wären. Ich meine natürlich Fälle wie gr. ἀπό, ai. apa, gr. πρό, gr. τε, lat. *que*, ai. *ca* usw.

Analysieren wir nunmehr die indogermanischen Kasusendungen etwas genauer, so können wir folgendes feststellen.

1. Der Nominativ Sing. war in einer Reihe von Fällen endungslos, entspricht also dem Kasus indefinitus, in anderen hat er eine Endung *-s*, deren Ursprung und Bedeutung noch nicht feststeht. Jedenfalls liegt jetzt aber die Vermutung nahe, daß das *s* dem Nominativ eine besondere Bedeutung verlieh. Darüber weiter unten.

2. Der Vokativ Sing. war endungslos, also gleich dem Kasus indefinitus.

3. Ebenso stand es ursprünglich mit dem Lokativ Sing. Später ist zur Charakterisierung an den Lokativ ein Suffix getreten, das meistens *i* war, ai. *pitári.* Daß mit diesem *i* das Suffix *-ai* des Dativs identisch ist, scheint mir an und für sich wahrscheinlich zu sein, wird aber durch die Parallele, die das *-ai -i* im Verbum hat, fast zur Gewißheit erhoben. In der Tat stehen ai. D. *pitr-é*, L. *pitár-i* in einem ganz regelrechten Ablautsverhältnis. Mit einiger Wahrscheinlichkeit kann man ferner vermuten, daß *ai-i* die Bedeutung des zeitlichen oder örtlichen *hier* hatte. Es geht das einerseits aus der Bedeutung hervor, die das *ai-i* im Verbum hat, über die wir weiter unten handeln werden, anderseits dürfte mit dem *ai-i* das auch sonst in der Nominalflexion auftretende Element *i* identisch sein, auf das J. Schmidt Ntr. 227 die Aufmerksamkeit gelenkt hat. Wir finden es in lat. *quai* CIL. 1, 198, 34, *quae* neben *si qua*, *aliqua.* Es wird aus dieser Verteilung ganz klar, daß *i* einen besonderen Sinn gehabt haben muß, der sich aus dem Gegensatz von *quae* und *aliqua* mit Deutlichkeit ergibt. Es wird dies *i* auch stecken in den ai. Nom. *ákṣi*, *ásthi*, *dádhi*, *sákthi*, *máhi.* Es kehrt, wie J. Schmidt Ntr. 250 gezeigt hat, auch in den europäischen

Sprachen wieder. Ob es auch in dem ī von gr. οὑτοςί vorliegt, ist wegen der Länge fraglich[1]).

Daß die Bedeutung des Dativs sich syntaktisch aus einer örtlichen Bedeutung herleiten läßt, scheint mir nicht zweifelhaft zu sein. Delbrück Gr. 3, 184 f. will jetzt freilich nicht viel von einer lokativischen Bedeutung des Dativs wissen, aber er gibt doch S. 185 zu, daß im Indischen wirklich Zieldative vorkommen, z. B. *grāmāya gacchati* 'er geht zum Dorfe'. Am deutlichsten liegt dieser Dativ im Slavischen vor, vgl. Delbrück a. a. O. S. 290. Daß diese Dative uralt sind, zeigen erstarrte Bildungen wie *domovi* 'nach Hause', *dolu* 'herab'. Und Delbrück hat vor vielen Jahren KZ. 18, 100 ff. eine lokalistische Grundbedeutung des Dativs zu begründen versucht. Er sagt: "'Was nun speziell den Dativ betrifft, so haben hoffentlich die angeführten Beispiele bewiesen, daß man als Grundbedeutung des vedischen Dativs aufstellen muß, 'die körperliche Neigung nach etwas hin'. Und dieses scheint auch der Grundbegriff des Dativs überhaupt zu sein". Ich kann mich daher in dieser Frage recht gut auf den jüngeren Delbrück stützen. Was man damals aufstellen mußte, wird man heute doch noch als Möglichkeit gelten lassen können. Gestützt wird die ältere Ansicht auch dadurch, daß im Plural ein anderes Dativsuffix verwendet wird, während *ai* wenigstens bei den *o*-Stämmen instrumentale Bedeutung hat (ai. *vṛkāiṣ*).

Wir sehen aber aus dem Angeführten zur Genüge, daß das Element *ai-i* keineswegs ein Kasuselement war, denn wir finden es außer im Dat., Lok. auch im Nom. und im Instr. Plur.

Neben dem *i* finden wir im Lokativ auch eine Partikel *u*. Nämlich 1. im Lok. Plur., da wir das Suffix *-su* des Lok. in *s* + *u* zerlegen dürfen. *u* ist aber im Indischen eine vollständig lebendige Partikel mit sehr allgemeiner Bedeutung.

Die Partikel *-u* ist 2. angetreten an den Lok. der *i*-Stämme, ai. *agnā́-u*, griech. -ηϝ-ι πόληϝι, vgl. Wackernagel Vermischte Beiträge 51 Anm. Eine andere Erklärung ist hier kaum möglich. Man wird wohl auch daran denken dürfen, dieses *-u* in dem slav. Dativ der *o*-Stämme zu sehen, *vlъku*, das ja bis jetzt allen Erklärungsversuchen getrotzt hat. Wenn man sich erst mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, daß die indogermanische Flexion

---

1) Da ein dem ι vorausgehender langer Vokal verkürzt wird, αὑτηΐ, τουτουΐ = — ⏑ — usw., so liegt die Möglichkeit vor, daß wir es mit Umspringen der Quantität zu tun haben, ι also ursprünglich kurz war.

keineswegs so fertig war, wie es vom Standpunkt des Altindischen den Anschein hat, so fällt hier alles Auffallende fort. Ich erinnere an dieser Stelle noch daran, daß Walde Die germanischen Auslautsgesetze 87 einen Kasus auf *-ōū* auch für das Germanische erschlossen hat. Wenn ich auch seinen Schlußfolgerungen nicht ganz zustimmen kann, so ist es doch durchaus richtig, wenn er eine neue Kasusendung rekonstruiert, obgleich sie vorläufig noch nicht in weiterer Verbreitung nachgewiesen werden kann.

Zweifellos gibt es im Slavischen Lokativadverbien auf *-u*, *vrъchu* 'hinauf, oberhalb', *dolu* 'hinab', *vъnu* 'hinaus', *tu* 'dort', *onu-de* 'ἐκεῖ'. Die Formen ähneln den griechischen Adverbien auf ου, αὐτοῦ, ποῦ auf das stärkste, können aber doch nicht verglichen werden.

Auch eine andere Vermutung will ich hier nicht unterdrücken, obgleich ich wenig Wert darauf lege. Kretschmer hat ZfdöG. 53, 711 eine neue Ansicht über die Herkunft der griechischen Nomina auf -εύς ausgesprochen. Er sieht ihren Ausgangspunkt in den Verben auf -εύω, von denen er mit Recht annimmt, daß sie älter sind, als die Nomina. Sie finden nämlich ihre Entsprechung in den lit. Verben auf *-auju*, den slav. auf *-ują*. Wenn demnach diese Verben alt sind, so müssen wir doch das Suffix irgendwie erklären. Und dabei müssen wir von einer Stammform auf *-ēu* ausgehen. Da nun aber die *eu*-Verben allermeist zu *o*-Stämmen gehören, so ist uns nach unsrer bisherigen Kenntnis keine Möglichkeit der Erklärung gegeben. Alles würde aber klar, wenn wir von einem alten Lokativ auf *ēu* ausgehen dürften. Das griech. ὁδεύειν 'gehen, wandern' würde bedeuten 'auf dem Wege sein', πορεύω 'auf der Fahrt πορός sein'. Ebenso lit. *keliáuju* 'reisen' eig. 'auf dem Wege *kĕlias* sein'. *karáuju* 'Krieg führen', d. h. 'im Kriege sein'. So gut wie Adjektiva von Lokativen gebildet werden können, ebensogut ist das bei Verben möglich. Ich lege aber hierauf kein allzugroßes Gewicht, da ein Lokativsuffix *u* auch ohnedem sicher erwiesen ist.

4. Der Genitiv Singul. ist ausführlich von Wijk behandelt.[1]) Der Grundgedanke seiner Ausführungen ist der, daß der Gen. Sing. gleich dem Nominativ ist. Und in der Tat läßt sich die formale Gleichheit des Gen. und des Nom. Sing. nicht bestreiten. Der Genetiv **p̥dós* ist tatsächlich mit dem Nom. **péds* aus **pédos*

1) N. van Wijk, Der nominale Genitiv Sing. im Indogerm. in seinem Verhältnis zum Nominativ Zwolle 1902.

identisch, griech. ἰατρός könnte ebenso gut der Gen. zu ἰατήρ sein, wie es in Wirklichkeit ein Nominativ ist. Ich erinnere ferner daran, daß Sommer Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre 371, Anm. 3, den lat.-kelt. Gen. Sing. der *o*-Stämme auf *-ī*, l. *jugī* für einen Nom. Sing., eine Bildung wie got. *frijondī*, aisl. *ylgr* erklärt hat. Da das *ī* von lat. *jugī* nur auf altes *ī* zurückgehen kann, so ist diese Erklärung durchaus ansprechend. Und wenn man sich erinnert, daß V. Michels das Fem. idg. **velkī* erklärt hat als das 'zum Wolf gehörige', so läßt sich die Verwendung der Form als Genitiv syntaktisch durchaus verstehen. *Lupī pes* würde bedeuten 'der zum Wolf gehörige Fuß, der Fuß des Wolfes'.

5. Der Ablat. Sing. fällt bei allen Stammklassen mit Ausnahme der *o*-Stämme mit dem Genitiv zusammen, und da der Genitiv nach der formalen Seite nicht von dem Nominativ verschieden ist, so sind Abl. und *s*-Nominativ schließlich gleichen Ursprungs. Das läßt sich übrigens wohl verstehen, wie wir weiter unten sehen werden. Daß der Zusammenhang zwischen **péds* **pédos* Nom. und **pₑdós* Ablativ nicht zufällig ist, darauf scheint mir die Ablativbildung bei den *o*-Stämmen hinzuweisen. Der Abl. **tōd*, ai. *tâd*, l. *istōd* enthält doch wahrscheinlich wieder dasselbe Suffix wie der Nom. Ntr. **tod*, ai. *tad*, griech. τό, l. *istud*, got. *þata*. Beim Pronomen personale werden im Lat. die Formen *mēd*, *tēd*, *sēd* nicht nur als Ablative, sondern auch als Akkusative verwendet. Diese Verwendungsweise ist zweifellos uralt, wenngleich sie vielleicht von dem Pronomen 'wir' **nsmed* stammt.

Ich bemerke übrigens noch, daß ich in dem *s*-Kasus den ursprünglichen Ablativ, nicht den Genitiv sehe, denn der Genitiv ist entschieden spätern Ursprungs als der Ablativ und die übrigen Kasus.

6. Der Akkusativ Sing. zeigt eine besondere Endung *m*, l. *lupom*, gr. λύκον. Aber dieses *m* ist nicht auf diesen Kasus beschränkt. Wir finden *-m* als Suffix des Instrum. Sing., wenn meine Ausführungen IF. 1, 15 ff., die natürlich jetzt einiger Änderungen bedürfen, richtig sind. Jedenfalls sind lit. Akk. des Fem. *mer̃gą*, Instr. *mergà*, abg. Akk. *rąką* und Instr. *rąką́* bis auf den Akzent identisch. Der Instrumental der *o*-Stämme got. *wolfa*, ahd. *wolfu*, lit. *vilkù* geht allerdings auf idg. *-ṓ* mit Stoßton zurück. Aber es scheint mir noch immer möglich, daß dieses *ō* schon in indogermanischer Zeit aus *-ōm* entstanden ist,

obgleich wir eigentlich, falls die Endung von jeher betont war, *ō̃* mit Schleifton zu erwarten hätten. Auf den Schwund irgend eines Elementes hinter dem Stammauslaut läßt die Dehnstufe schließen, die sonst absolut unerklärbar ist. Nehmen wir ein *-ōm* als älteste Grundform an, so müßte dies weiter auf *-omo* zurückgeführt werden. Was mich zu dieser Ansicht hinneigen läßt, ist die Parallele, die das Verbum bietet. Idg. *bhérō* (gr. φέρω, l. *fero*) verhält sich zu **bherom* (gr. ἔ-φερον) genau wie ahd. Instr. *tagu* zu Akk. *tag*, idg. *-ō* zu *-om*.

Weiter finden wir dieses *-mo* tatsächlich im Dat. Plur. Wie ich IF. 5, 251 ff. ausgeführt habe, geht abg. D. Pl. *vlъkomъ*, lit. *vilkáms*, ahd. *wolfum* auf *-mos* zurück. Wer die Herleitung dieser Endung aus *-mos* bestreitet, wird doch zugeben müssen, daß wir im Dat. Plur. ein *m*-Suffix finden, das mit dem *m* der übrigen Kasus sehr wohl zusammenhängen kann.

Wir würden also zu einem sehr einfachen Ergebnis kommen, wenn wir ein Suffix *-mo* annehmen. Die mit diesem Element gebildeten Kasus treten als Akk., Instr. Sing., Dativ Plur. auf. Das läßt sich natürlich auch nur so erklären, daß diesem Suffix ursprünglich keine besondere kasuelle Bedeutung anhaftete, daß wir es hier mit einer Stammbildung zu tun haben, die im Kasus indefinitivus auftritt.

Nur eines erfordert noch eine Bemerkung. Ist unsere Annahme richtig, so sollten wir im Akk. Sing. der Mask. eine Dehnstufe finden. Aber wir können sehr wohl annehmen, daß *-ōm* im Akk. Sing. nach dem *-im*, *-um* der *i-* und *u*-Stämme zu *-om* umgewandelt ist.

Schließlich finden wir ein *-m* im Genitiv Pluralis. Die Endung war hier schon im Idg. *-ō̃m* mit schleifendem Ton, vgl. griech. θεῶν, got. *dagē*, lit. *vilkũ*, abg. *vlъkъ*. Wir müssen daher eine Kontraktion aus *-o* + *om* oder *-em* annehmen, und man könnte in dem *-om* die Vollstufe I zu dem *-m* oder *-mo* der übrigen Kasus sehen, aber ein Umstand legt es nahe, dieses *-om* oder *-em* von dem *m* der übrigen Kasus zu trennen. Während nämlich der Plural deutlich durch ein besonderes Pluralzeichen *-s* oder *-es* als solcher charakterisiert ist, idg. Nom. *péd-es*, Akk. *péd-n̥-s*, Dat. *-mo-s* oder *-bho-s*, *-bhjo-s*, Instr. *-ōi-s*, Lok. *-o(i̯)-s-i*, mangelt dieses *s* dem Gen. Plur. Und da der Gen. Sing. jüngern Ursprungs als die übrigen Kasus ist, so dürfte dies auch für den Gen. Plur. anzunehmen sein.

7. Ein besonderes eigentümliches Element finden wir schließlich in der Endung *-bhi* und deren verschiedenen Formen. Dieses Kasuszeichen treffen wir ausgebildet im Indischen als *-bhyas* im Dat. Abl. Plur., als *-bhis* im Instrum. Plur. und als *-bhyām* im Dat. Abl. Instr. Dual. Im Keltischen und Italischen erscheint es als *-bho*(*s*) im Dat. Plur., und im Griechischen finden wir nur -φι resp. -φιν.

Wie man sich das Verhältnis der verschiedenen Formen denken soll, ist eigentlich noch nie recht klargestellt, vgl. die verschiedenen Ansichten bei Brugmann Gr. Gr.[3] 240 Anm.: "Die Hauptschwierigkeit, welche sich der sprachgeschichtlichen Einordnung des φι(ν) Kasus entgegenstellt, besteht darin, daß die Formen sowohl singularisch als pluralisch fungieren. Man hat teils angenommen, dieses numeral indifferenzierte -φι repräsentiere noch ein uridg. *-bhi* ohne Numeralbedeutung, teils es sei im Griechischen einst nur singularisch gewesen und erst sekundär auch pluralisch geworden, teils auch, es sei im Griechischen einst nur pluralisch gewesen und erst sekundär auch singularisch geworden (letzteres ist jetzt Delbrücks Ansicht Grdr. 3, 274 f.). Für keine von diesen drei Ansichten sind triftige Gründe vorgebracht, und mir scheint mindestens gleichberechtigt mit diesen Ansichten die Annahme, daß -φι, -φιν einmal im Griechischen nur Adverbialausgang gewesen war, der in derselben Weise zum lebendigen Kasussuffix wurde, wie *-tas* im Altindischen, das als Ablativsuffix alle Numeri vertrat."

Ich kann Brugmann nur zustimmen und möchte nur noch einen Schritt weiter gehen, den vielleicht Brugmann schon getan hat, ohne daß es deutlich aus seinen Worten hervorgeht. Die griechische Verwendung des *-bhi* ist am allerursprünglichsten, und die übrigen Verwendungen sind erst später entwickelt. Wenn sich *-bhi* als selbständiges Element abhebt, das an den Kasus indefinitus trat, so können wir auch versuchen, es zu etymologisieren. Man kann es ohne Schwierigkeiten identifizieren mit ai. *abhí*, gthav. *aibī*, jgav. *aiwi*, apers. *abiy* 'herzu, herbei', got. *bi*, ahd. *bī* 'bei'. Die germanische Bedeutung ist ziemlich mannigfaltig, sie entspricht aber dem gr. -φι in einer ganzen Reihe von Fällen.

Über die Bedeutung des griech. -φι(ν) bemerkt Kühner Blass 1, 439: "dieses Suffix steht vorzugsweise als Vertreter des Lokativs, des Ablativs und des Instrumentalis anderer Sprachen,

also der Kasus, deren Funktionen im Griechischen teils auf den Dativ, teils auf den Genitiv übergegangen sind; doch kann es auch in anderen Funktionen und Bedeutungen den Genitiv oder Dativ vertreten. Oft verbindet es sich mit Präpositionen: ἐξ, ἀπό ἀμφί, σύν usw."

Im einzelnen läßt sich folgendes vergleichen.

N 168 steht δόρυ μακρόν, ὅ οἱ κλισίηφι λέλειπτο. Dafür könnte im Got. *bi* mit dem Dativ stehen, ahd. *pi dera steti*, as. *bi them ahastrōme*.

I 618 ἅμα δ' ἠοῖ φαινομένηφιν könnte man übersetzen 'zugleich mit der Morgenröte, bei der erscheinenden', wie im Ahd. *bi* mit dem Dativ zur Zeitbestimmung dient: *bi dero wilo*, as. *bi Nōeas tīdun* 'zu Noahs Zeiten'. Zu diesem φι, das zur Zeitbestimmung dient, gehört auch das erstarrte bei *Hesiod* vorliegende ἐννῆφιν.

Wir finden ferner: κεφαλῆφι λαβεῖν, ἑλέσθαι, got. *fairgreipan* oder *undgreipan ina bi handau* 'κρατεῖν αὐτόν oder αὐτοῦ τῆς χειρός', as. *nam ina alomahtig .. bi handum*.

Die öfter wiederkehrende Verbindung θεόφιν μήστωρ ἀτάλαντος bedeutet danach ursprünglich 'bei den Göttern ein unvergleichlicher Ratgeber'.

Der Konstruktion ὄχεσφιν ἀγαλλόμενος, ἀγλαΐηφι πεποιθώς vergleicht sich got. *bi þamma galaubjam* 'ἐν τούτῳ πιστεύομεν'.

Das sind so viel Übereinstimmungen, daß ich nicht an der Zusammengehörigkeit der beiden Elemente zweifle. Damit scheiden aber die Kasus mit *-bhi* aus der Zahl der zu erklärenden aus. Andrerseits erkennen wir, daß zu der Zeit, als es antrat, der Kasus indefinitus auch noch bei den *o*-Stämmen bestand.

Ist diese Erklärung richtig, so bestätigt sich das, was ich schon IF. 5, 251 ff. ausgeführt habe. Es wären dann die slavischen und germanischen Sprachen mit ihrem *m*-Suffix im Dat. Abl. Instr. Pluralis ursprünglicher als das Indische, während das Griechische die ursprüngliche Bedeutung des *-bhi* bewahrt hätte. Indem sich *bhi* im allgemeinen in instrumentaler Bedeutung festsetzte, entstand durch Anfügung des *s* der aind. Instr. Plur. *-bhis*. Im Kelt.-Italischen wäre *-mos*, die Endung des Dat.-Abl. Plur., durch Einfluß des *-bhi* in *-bhos* umgewandelt, wärend wir im Indischen schließlich die Kompromißbildung *-bhyas* im Dat. Plur. finden.

Daß im übrigen die Präpositionen im Idg. auch nachgestellt wurden, bedarf keines Beweises. Ebensowenig ist dieser nötig,

für die Möglichkeit, daß derartige Verbindungen zu einer Einheit zusammenwachsen können. Ich will hier aber doch auf das Umbrisch-Oskische verweisen, wo die Nachstellung der Präposition sehr häufig ist, vgl. v. Planta Gram. 2, 440.

Wir können schließlich die indogermanischen Sprachen dabei beobachten, wie sie versuchen, neue Kasus zu bilden, ohne daß es hierbei zu einem vollen Erfolg kommt. Dahin gehören die griechischen Bildungen auf -θεν, -θι, -δε, die aind. auf *-tas*, denen im Lat. die auf *-tus* entsprechen. In einer Sprache ist aber wirklich ein neuer Kasus entstanden, das ist das Litauische. Durch Antreten der Präposition *-na*, verkürzt *-n*, ist ein regelrechter Lokativ entstanden, vgl. Kurschat Gr. § 1488 und § 602, z. B. *ką̃ tù turì rañkon* 'was hast du in der Hand'. Und daß hier ein wirklicher Kasus vorliegt, geht daraus hervor, daß bei der Verbindung Adjektiv und Substantiv beide Worte flektieren, z. B. in dem Fall, den Kurschat anführt, *dzìdelén bėdõn esmì* für *dìdelėj bėdoje esmì* 'ich bin in großer Not'. Aus meinen eigenen Beobachtungen in Ostlitauen kann ich zahlreiche Fälle hinzufügen. Baranowski hat denn auch in seiner handschriftlichen Grammatik mit vollem Recht für diese Formen einen besonderen Kasus angesetzt. — Schließlich ist ja auch im Umbrisch-Oskischen durch die Postponierung der Präposition *en* fast ein neuer Kasus entstanden.

Der Plural.

Ehe man die einzelnen Kasus bezeichnen lernte, brauchte man ein Kennzeichen des Plurals, wenngleich auch der Plural aus einem alten Singular erwachsen sein kann, ebenso wie der Dual. Der Plural ist beim Nomen im Indogermanischen durch die Endung *-s* oder *-es* charakterisiert. Wir finden das *-s* tatsächlich in allen Pluralkasus mit Ausnahme des Genitivs, vgl. die Endungen ai. Nom. *-as*, Akk. *-ns*, D. Abl. *-bhya-s*, Instr. *-bhis*, Lok. *-s-u*, gr. -ες, -νς, -σι oder *-oi-s*, ai. *āi-ṣ*. Aus dieser Verteilung läßt sich wieder verschiedenes schließen. 1. Wie im Sing. der Genitiv späteren Ursprungs ist, so ist auch im Plural ein Genitiv erst geschaffen, als das *s* als Pluralzeichen schon durchgedrungen war. 2. Wie im Sing. der Lokativ am längsten in der Form des Kasus indefinitus bewahrt wurde, so auch im Plural. Auch hier zeigt der Lokativ keine Endung, sondern die Stammform + *s*. Erst später sind dann an diese Pluralform Elemente angetreten, die den Lokativ näher charakterisierten, im Aind. und

Slav. *-u*, im Griech. *-i*, vgl. Brugmann Grd. 2, 699 f. Über die Herkunft des Gen. Plur. läßt sich keine befriedigende Erklärung aufstellen. Analysieren wir idg. **pedôm*, so kommen wir auf **pedó + om*, und es bleibt vorläufig nichts weiter übrig, als in *pedó* den Kasus indefinitus und in *-om* eine Partikel zu sehen, wie dies schon Leskien Ber. d. kgl. sächs. Ges. d. Wiss. 1884, 102 f. getan hat. Ich möchte glauben, daß diese Partikel *-om* mit dem Kasuszeichen des Akkusativs und Instrumentals Sing. und Plur. nichts zu tun hat.

Ob schließlich das *-es*, *-s* des Plurals mit dem Kasussuffix *-s* des Nom. und Gen. Sing. im letzten Grunde zusammenhängt, vermag ich vorläufig nicht zu sagen. Ausgeschlossen scheint es mir nicht zu sein.

Über den Dual siehe weiter unten.

Fassen wir die Analyse der indogermanischen Kasusendungen zusammen, so werden wir im letzten Grunde als älteste Bestandteile, da *ai-i* und *bhi* als deutlich suffixale Elemente ausscheiden, auf zwei Kasuselemente geführt, auf ein *-s* und auf ein *-m*. Daneben steht in weitem Umfang ein Kasus indefinitus. *-s* ist in einer Reihe von Fällen das Suffix des Nom. Sing., des Gen. und des Abl. Sing., *-m* dagegen finden wir beim Akk., beim Instr. und beim Dat. Abl. Plur. Was diese Elemente ursprünglich bedeutet haben, wissen wir vorläufig nicht. Ich möchte aber in diesem Zusammenhang an einen kleinen Aufsatz Uhlenbecks erinnern IF. 12, 170, in dem er annimmt, daß es im Indogermanischen in sehr entfernter Zeit nicht einen Nom. und Akk., sondern einen Aktivus und Passivus gegeben habe.

"Unter Aktivus ist der Kasus der handelnden Person zu verstehen, der Subjektskasus bei transitiven Verben: er war im Indogermanischen charakterisiert durch ein suffigiertes *-s*, das kaum von dem demonstrativen Pronominalstamme *so* getrennt werden darf und wahrscheinlich als postpositiver Artikel aufzufassen ist. Der Passivus ist der Kasus der leidenden Person oder Sache, oder allgemeiner der Person oder Sache, wovon etwas ausgesagt wird, ohne daß man ihr eine transitive Tätigkeit zuschreibt. Er ist also Objektskasus bei transitiven Verben und Subjektskasus bei passiven und intransitiven Verben. Im Indogermanischen fungierte der reine Stamm als Passivus, nur bei den *o*-Stämmen finden wir *-m* als Kennzeichen." Uhlenbeck verweist am Schluß auf das Baskische, von dem es allgemein be-

kannt sei, daß es nur den Unterschied von Agens und Patiens, nicht aber den von Nominativ und Akkusativ kenne. In dieser Beziehung scheint mir Uhlenbeck die Indogermanisten etwas zu überschätzen, denn es werden nicht viele vom Baskischen etwas wissen, und er hätte daher gut getan, den Unterschied von Agens und Patiens etwas näher durch ein paar Beispiele zu erläutern. Nachdem ich aber ganz unabhängig von Uhlenbeck auf zwei ursprüngliche Kasuselemente im Indogermanischen gekommen war, war es wohl verlockend, dieser Anregung etwas nachzugehen. Kann man doch in der Tat in dem Nom. Gen. und Abl. einen Aktivus, in dem Akk., Instrumental und Dat. Plur. aber einen Passivus sehen. Was die formale Analyse betrifft, so ist Uhlenbecks Annahme nur insofern zu modifizieren, als *-m* bei allen Stämmen, die ja im Grunde gleichartig sind, als Passivus fungiert, die Formen ohne Endung aber als Kasus indefinitus aufzufassen sind, die natürlich auch als Passivus verwendet werden konnten.

Man kann nun aber versuchen, das Kasuselement *-m* irgendwo anzuknüpfen. Hat es die Vollstufenform *-mo* gehabt, so liegt die Verbindung mit dem nicht gerade seltenen Suffix *-mo* nahe.

Wir finden dieses Suffix *-mo* fast durchweg in passiver Bedeutung erstens partizipiabildend im Umbrisch-Oskischen und im Baltisch-Slavischen, vgl. Brugmann Grdr. 2, 156. Lit. *vẽžamas* 'gefahren werdend, fahrbar' zu Indik. *vežù* 'fahre', abg. *vezomъ* zu Ind. *vezą* 'veho'.

Auch das selbständige, nicht mehr partizipial empfundene Suffix *-mo* hat in den meisten Fällen passivische Bedeutung, z. B. ai. *ájmas* 'Lauf, Bahn', griech. ὄγμος 'Bahn, Furche, Schwade', ai. *gharmás* 'Glut', lat. *formus*, ahd. *warm*, θερμός 'warm', d. h. 'erwärmt'. Ai. *sṓmas*, av. *haoma-* M. 'Saft, Somatrank', zu *sū-* 'pressen' ist das 'Ausgepreßte'.

Ich betrachte es als erwiesen, daß die sog. thematischen und athematischen Bildungen im engsten Zusammenhang stehen und zwar nach der Richtung, daß die athematischen Bildungen aus den thematischen entstanden sind. Zusammenstellungen derartiger Bildungen haben neuerdings Brugmann IF. 9, 367 und N. van Wijk in seiner schon erwähnten Schrift 'Der nominale Gen. Sing.' gegeben, sodaß ich sie nicht zu wiederholen brauche. Bei v. Wijk findet sich nun S. 16 die Bemerkung, daß neben dem so häufigen Suffix *-mo* ein athematisches *-m* eigentlich

nicht vorkommt. Das ist sehr auffallend, erklärt sich aber leicht, wenn wir annehmen, daß der Akk. *agóm* 'den Führer' sich zu **agmo*, ai. *ájma-* 'Bahn' verhält, wie **pĕd-s*, griech. πούς, l. *pēs*, ai. *pād* zu *pedó*, in griech. πέδον, ai. *padá-m* 'Tritt, Standort, Stätte'.

Nun ist hierbei freilich noch ein anderer Punkt zu erwägen. Nach den Ausführungen von J. Schmidt Kritik der Sonantentheorie S. 87 ff. ist das Suffix *-mo* in zahlreichen Fällen aus *-mno* hervorgegangen. Schmidt hat uns darüber belehrt, daß die Lautverbindung *-mn-* in den indogermanischen Sprachen nur in wenigen Fällen erhalten ist, daß daraus teils *m*, teils *n* entstanden ist. Er schließt dies daraus, daß oft *m* oder *n* neben *men* und dessen Ablautsstufen steht, teils daraus, daß *m* und *n* als Ableitungen bei gleichen Stämmen fungieren. Schmidt hat so für viele Fälle des Suffixes *-mo* die Herleitung aus *-mno* wahrscheinlich gemacht, und da nun, wie oben bemerkt, eine athematische Form *-m* neben *-mo* fehlt, so könnte man auf den Gedanken kommen, daß *-mo-* in allen Fällen aus *-mno-* herzuleiten ist. Wir können dies zwar nicht für alle Fälle nachweisen, aber der Fälle, in denen wir es mit Wahrscheinlichkeit vermuten können, sind doch so viele, daß die Vermutung nicht ungereimt erscheint, daß *-mo-* in allen Fällen aus *-mno-* hervorgegangen sei. Betrachtet man z. B. das Material, das Lindner in seiner aind. nominalen Stammbildung aus dem Sanhitas zusammengestellt hat, so ergibt sich folgendes:

Ai. *ájmas* 'Lauf, Bahn', griech. ὄγμος 'Bahn', daneben steht ai. *ájma* N. 'Bahn, Zug', l. *agmen*.

Mit ai. *īrmás* 'Arm', lat. *armus*, got. *arms* gehört abg. *ramę* 'Schulter, Arm' eng zusammen, vgl. J. Schmidt Krit. 99.

Ai. *gharmás* 'Glut', l. *formus*, griech. θερμός, got. *warms*: griech. θερμαίνω, ai. *ghr̥ṇás* 'Glut, Hitze', l. *furnus*.

Ai. *darmás* 'Zerbrecher', ai. *darmā́* M. 'Zerbrecher', *dárīma* N. 'Zerstörung'.

Ai. *dasmás* 'wunderkräftig', griech. δαήμων.

Ai. *dhūmás* 'Rauch', griech. θῦμός, l. *fūmus* : got. *dauns* 'ὀσμή'. J. Schmidt a. a. O. 110 zweifelnd.

Ai. *narmás* 'Scherz' : *narma* N.

Ai. *rukmás* 'Schmuck' : l. *lūmen*, an. *ljóme*, as. *liomo*, got. *laúhmuni*.

Ai. *śagmás* 'hülfreich' : ai. *śákma* N. 'Hülfe'.

Ai. *stīmás* 'träg' : got. *stains* 'Stein, Fels'.

Ai. *śyāmás* 'schwarz' : abg. *sinъ*. Schmidt Krit. 107.

Ai. *himás* 'Kälte' : griech. χειμών, χεῖμα. Schmidt 106.

Ai. *ū́mas* 'Freund' : *ōmā́* M. 'Gunst'.

Ai. *ḗmas* 'Gang', griech. οἶμος 'Pfad' : ai. *ḗma* N. 'Gang'.

Ai. *kṣḗmas* 'Aufenthalt' : griech. κτοῖναι, vgl. J. Schmidt a. a. O. 109.

Ai. *dhármas* 'Satzung' : ai. *dhárīma* N. 'Satzung', *dharmā́* M. 'Träger'.

Ai. *bhā́mas* 'Schein' : *bhānam* 'das Leuchten'.

Ai. *hṓma* 'Opfer' : *hṓma* N. 'Opfer'.

Fast in der Hälfte des Sprachmaterials läßt sich also die Herleitung aus einer vollen Form wahrscheinlich machen.

Wenn diese Annahme richtig ist, so würde dadurch, wie es scheinen könnte, der Zusammenhang des Kasussuffixes *-m* mit dem Suffix *-mo* aufgehoben, denn wir müßten ja dann im Akk. Sing. eine Form **agómn̥* finden, wie wir nach dem Nominativ griech. ὄνομα l. *nōmen*, ai. *nāma* schließen müßten. Aber neben einem idg. **agómn̥* mit *n̥* muß auch eine Form **agómn* bestanden haben, genau wie neben idg. **djēum* ein **djewm̥*, neben **wesr̥* (griech. ἔαρ) ein **wēsr* (l. *vēr*) gelegen hat, vgl. Verf. IF. 12, 209 ff. Und diese Form wäre dann verallgemeinert. Andrerseits scheint es mir nicht durchaus sicher zu sein, daß griech. ὄνομα, l. *nōmen*, ai. *nāma* durchaus die ursprünglichste Form vertreten, denn wir finden als nom. der *men*-Stämme im Slavischen ein *-mēn*, vgl. *imę*, lit. *-mũ*, *akmũ* 'Stein', germ.-got. *-mō*, *namō*, ahd. *namo*. Lat. *nomen* kann zudem auf *nomēn* zurückgeführt werden. Griech. ὄνομα, ai. *nāma* ließen sich aber auch wohl als Neubildungen verstehen.

Was aber in gewissem Sinne dafür spricht, daß auch das Kasussuffix *-m* auf *-mn-* zurückgeht, das ist das Suffix des Akk. Plur. *-ns*. Daß dieses Suffix mit dem des Sing. zusammenhängt, ist eine schon oft geäußerte naheliegende Vermutung. Aber es scheint freilich nicht möglich zu sein, *-ns* aus *-ms* herzuleiten, da ja, wie got. *mims* 'Fleisch', l. *membrum* aus **memsrom* zeigt, *m* vor *s* im Idg. geblieben ist. Aus dieser Verlegenheit hilft uns die Annahme, daß eben dem Suffix ein altes *-mn-* zugrunde liegt. Der Akk. Plur. **agómns* ist zu **agóns* geworden, wie ai. Akk. Plur. *gā́s*, griech. βῶς aus **g^uōuns* entstanden ist.

Wenn ich als Form des idg. Akk. Plur. die Endung *-ons* ansetze, so folge ich damit der von Brugmann vertretenen

Vulgatansicht, sie scheint mir aber nicht sicher zu sein. Zu erwarten ist vielmehr wegen des Silbenverlustes eine Form mit Dehnung, idg. *-ōns*, und diese Form finden wir tatsächlich im Indischen als *-ān*, *vṛ́kān*. Nach Brugmann Grdr. 2, 672 Anm. soll allerdings diese Form nach dem Nom. Plur. auf *-ās* unter Einwirkung des Fem. Nom. Akk. Plur. auf *ās* entstanden sein. Dieser Weg ist sehr unwahrscheinlich, ja fast undenkbar, denn, wenn beim Feminum *-ās* in beiden Kasus bestand, so hätte das Maskulinum in der Gleichmachung der beiden Kasus nur folgen können. Tatsächlich hat denn auch keine Sprache jemals diesen Weg eingeschlagen, sondern man hat nach dem Verhältnis *-ōs* : *-ōns* im Mask. ein *-ans* im Fem. geschaffen (griech. χώρανς, osk. *viass*).

Bartholomae, der sich auch Brugmanns Ansicht anschließt, sagt Grdr. d. iran. Philol. 1, 132 nur: "Im Indischen trat zunächst *-āns* an die Stelle von *-ans*", einen Weg für diese Analogiebildung gibt er auch nicht an. Die Analogiebildungen auf *-īns*, *-ūns*, *ṝns* im Indischen sind aber nur verständlich, wenn irgendwo eine Form mit langem Vokal ursprünglich bestand. Und das kann dann nur die Akkusativform der *o*-Stämme gewesen sein. Umgekehrt konnten die Endungen *-ins*, *-uns* sehr leicht die Neubildung *-ons* hervorrufen.

Eine andere Ansicht hat Lorentz BB. 21, 173 ff. aufgestellt. Er nimmt im Arischen Dehnung vor tautosyllabischem *-ns* an. Aber sein Lautgesetz hat so viel Ausnahmen, daß es mir ganz sicher falsch zu sein scheint. Wir finden absolut keine isolierten Formen, die die Sache bewiesen, wir finden vielmehr eine Reihe ziemlich alleinstehender Formen, die die Dehnung nicht zeigen, vor allem den Gen. ai. *dán*, av. *də̄ṇg* aus urar. **dams* und ai. *rán* = urar. **rams*.

Auch die litauische Akkusativform auf *-ůs*, *-us* kann man am leichtesten aus idg. *-ōns* herleiten. Schon Brugmann hat Grdr. 2 § 326 S. 674 gesehen, daß diese Form nicht auf idg. *-ons* zurückgehen kann. Seine Begründung hat Streitberg IF. 3, 149 f. mit Recht zurückgewiesen. Streitberg hat aber a. a. O. einen anderen Weg versucht, er nimmt eine litauische Dehnung vor tautosyllabischem *-ns* an. Diese Dehnung ist möglich, aber keineswegs sicher, denn wenn man annimmt, daß in der Verbindung *-ōns* der Nasal frühzeitig reduziert war, so konnte auf ihn das Vokalverkürzungsgesetz nicht wirken. Auch Zubatý Arch. f. slav. Phil. 15 geht von idg. *-ōns* aus.

Der Einwand, den Streitberg a. a. O. 150 noch erhebt, daß wir, wenn im Indogermanischen einmal ein *-ōns* bestanden habe, Sandhiformen auf *-ōs* neben *-ōns* in größerer Zahl finden müßten, ist nicht ausschlaggebend. Wie im Indischen *-īnṣ*, *-ūnṡ* nach *-āns* neugebildet sind, so konnte auch umgekehrt sehr früh *-ons* nach *-ins* und *-uns* eintreten und *-ōns* erhalten. Auch Thurneysen IF. Anz. 9, 185 glaubt an die Ursprünglichkeit von *-ōns* und stützt sich dabei als sichersten Zeugen auf das Umbrische.

Ob aber das Kasussuffix *-m* aus *-mn* herzuleiten sei, das ist schließlich nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Daß *m* oder *mo* zur Bezeichnung der verschiedensten Kasus dient, steht ohnehin fest.

Der Ursprung des Kasussuffixes *-s* läßt sich nicht mit gleicher Wahrscheinlichkeit nachweisen. Es ist im Genitiv und Ablativ fest, im Nominativ dagegen beweglich. Daß es mit dem Pronomen *so* identisch sei, scheint mir nicht so sicher zu sein, wie dies z. B. auch Uhlenbeck annimmt. Eine Möglichkeit, die Bedeutung zu erhellen, wäre nur gegeben, wenn man die verschiedenen Nominative mit und ohne *s* vergleicht. Über dieses Problem haben bisher gehandelt J. Schmidt KZ. 26, 401 und Bartholomae Arische Forsch. 25 f. Joh. Schmidt glaubt die Regel erkannt zu haben, daß in den arischen Sprachen die einsilbigen Nasalstämme ihren Nominativ mit *s*, die mehrsilbigen ohne *s* bildeten mit demselben Gegensatz, der zwischen den einsilbigen und den mehrsibigen *ā*-Stämmen besteht, und er glaubt, daß diese Regel ursprachlich sei. Auch im Griechischen kehre sie in dem Gegensatz von εἷς zu ἄκμων und ποιμήν wieder. Aber damit ist uns nicht geholfen, und ich weiß daher keinen Rat.

Wenn wir nun auch die Herkunft des Suffixes *-s* nicht sicher ermitteln können, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß wir zwei Hauptkasussuffixe besitzen, und wir werden finden, daß diese beiden Elemente auch beim Verbum ihre Rolle spielen.

Man wird in diesem Zusammenhang daran erinnert, daß bei einer wichtigen neuerdings oft behandeten Formenkategorie, den heteroklitischen *r-n*-Stämmen ebenfalls zwei verschiedene Elemente — hier, wie es scheint, der Stammbildung — vorliegen.

Man kann diese noch nicht genügend aufgeklärte Erscheinung mit dem, was wir aufgestellt haben, in einen gewissen Zusammenhang bringen. Man wird daran denken dürfen, daß auch bei dieser Kategorie zwei Kasuselemente, ein *r*- und ein

n-Suffix bestanden, deren Bedeutung uns vorläufig entgeht, und deren Bedeutung jedenfalls nicht zu der *s-m*-Deklination, wie ich sie nennen will, stimmt. Schon H. Pedersen ist KZ. 32, 267 ff. auf eine Erklärung gekommen, die ich im Prinzip durchaus billigen kann. Er sagt a. a. O.: "Wenn man also die Deklinationsendungen entfernt, was bleibt dann? Eine vorgeschichtliche Deklination mit zwei Kasus, einem Kasus rectus und einem Kasus obliquus". Der Kasus obliquus auf *-n* würde etwa dem Passivus in der *s-m*-Deklination entsprechen, und es ist sehr merkwürdig, daß uns hier wieder sofort die Vergleichung mit einem Suffix zu Gebote steht. Wie wir das gewöhnliche *-m* mit dem Suffix *-mo* verglichen haben, so dürfen wir *-n* mit dem Suffix *-no* vergleichen, das hauptsächlich Partizipia Passivi bildet. Und in einem Fall haben wir auch eine ganz deutliche Parallele zur Hand. Der Kasus indefinitus ai. *udán*, der als Lokativ fungiert, got. *watin* steht zu *-udnā* in griech. ἄλος-ύδνη, l. *unda*, idg. aus **unda* aus **udnā* in demselben Verhältnis wie **agóm* zu **agmós*.

Was den Nom.-Akk. betrifft, so tritt hier nicht bloß *r*, sondern es treten auch andere Elemente auf, sodaß es wahrscheinlich ist, daß wir es nicht mit einem nominativbildenden Element zu tun haben.

Einen Zustand, der sich dem flexionslosen Typus noch sehr nähert, finden wir ferner erhalten beim Personalpronomen. Brugmann sagt darüber im Grd. 2, 795: "Häufiger als sonst erscheinen bei unseren Personalpronomina Formen ohne erkennbare Kasussuffixe in bestimmter Kasusbedeutung gebraucht, z. B. griech. ἐμέ μὲ als Akkusativ, und erscheint dieselbe Form als Ausdruck für mehrere Kasusbeziehungen zugleich, z. B. **mo-i̯*, **me-i̯* (ai. *mḗ mē* usw. als Lok. Dat. und Genitiv. Diese flexivische Armut weist darauf hin, daß diese Pronominalklasse sehr altertümliche Verhältnisse festhielt". An und für sich ist es nicht zu beweisen, daß dieser Zustand der ältere ist, da ja die Personalpronomina sehr verschiedenen Satzbetonungen unterworfen sind und daher Veränderungen erleiden, die andere Worte nicht erfahren, weil sie derartigen Betonungen nicht ausgesetzt sind. Aber der Umstand, daß man die Pronomina im Laufe der Entwicklung den übrigen Flexionsformen anzupassen sucht, weist doch mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Richtigkeit von

Brugmanns Standpunkt hin. Wenn aber die Personalpronomina derartige Veränderungen in späterer Zeit erfahren, so können sie diese Einwirkungen auch schon in früherer Zeit erlitten haben, und zwar wäre es für uns wichtig, derartige Einwirkungen für eine Zeit zu konstatieren, in der die nominale Flexion noch nicht zu der Festigkeit entwickelt war, die wir für die Zeit der Trennung der indogermanischen Sprachen voraussetzen müssen.

Zunächst wird der bloße Stamm, der Kasus indefinitus also, als Akkusativ gebraucht. Dahin gehören ἐμέ, μὲ kret. τϜὲ, ion. att. cέ, Ϝὲ, got. *mi-k*, *si-k*, ahd. *mi-h*, *di-h*, *si-h* mit dem angetretenen Partikel *-ge*, im Plural ai. *nas*, *vas*, av. *nō*, *vō*. Diese pluralischen Formen werden auch als Dative und Genitive verwendet.

An die Formen *me*, *twe*, *swe* tritt dann die Partikel *i*, deren allgemeinere Verwendung uns auch in der Deklination entgegentrat. **mei*, **moi* hat aber nicht nur lokativische Bedeutung, wie im aind. *mḗ*, *trḗ*, griech. ἐμοί, cοί, sondern auch dativische wie im abulg. *mi*, *si*, *ti* und genetivische ai. *mē*, *tē*, [griech. μοὶ, cοὶ], abg. *mi*, *ti*, *si*. Besonders beweiskräftig sind in diesem Fall das Indische und Altbulg., weil sie ja alle Kasus bewahrt haben. Das pronomen personale repräsentiert also einen Zustand, in dem *i* eine ausgebreitetere Verwendung hatte als beim Nomen. Das müssen wir erwarten. Erst allmählich hat sich dann bei den *i*-Formen eine bestimmte Bedeutung entwickelt. Das Element *-bhi*, dessen jüngeren Ursprung wir kennen gelernt haben, hat sich beim Nomen als Instrumentalsuffix festgesetzt, beim Pronomen aber dient es zur Bezeichnung des Dativs ai. *tubhya(m)*, l. *tibī*, umbr. *tefe*, abg. *tebě*. Die Übereinstimmung von avest. *taibyā*, umbr. *tefe*, abg. *tebě* beweist übrigens gegenüber dem *u* vom ai. *tubhyam*, daß *bhoi* in diesem Fall an die Form getreten ist, die in historischen Zeiten als Akkusativ fungiert, aber doch auch identisch ist mit dem Kasus indefinitus. Beim Pronomen der zweiten Person ist übrigens nicht einmal der Kasus passivus oder obliquus ausgebildet, da der Akk. **twe* von dem Nom. *tu* nur durch den Ablaut geschieden ist.

Das Pronomen hat nun zweifellos einen Zustand erhalten, der sehr zu Gunsten der Annahme nur zweier Kasus spricht. Das Pronomen der ersten Person Sing. besitzt nämlich zwei verschiedene Stämme, einen für den Nom. und einen für die

übrigen Kasus. Ebenso das Pronomen *wir*, *wei*[1]) und *nes*. Die Flexion der Pronomina des Plurals ist übrigens singularisch, woraus mir zu folgen scheint, daß auch der Plural noch nicht fertig ausgebildet war, als sie die erste Flexion annahmen. Es ist ferner bekannt, daß der Genitiv des Personalpronomens überall erst später ausgebildet ist. Hier stimmt also alles zu der angenommenen Entwicklung.

Wenn wir angenommen haben, daß die Kasus erst allmählich entstanden sind, so wäre nun noch die Frage zu erledigen, wie sie zu ihrer eigentümlichen Bedeutung gekommen sind. Das ist nun ein Problem, dessen Lösung natürlich auf syntaktischem Wege gesucht werden muß. Es würde aber zu weit führen, dies hier im einzelnen zu erörtern. Ich will nur einige Punkte an diesem Ort berühren. Man hat ja schon viel von einem Synkretismus der Kasus geredet und bei Untersuchung dieser Eigentümlichkeit gefunden, daß eben Berührungspunkte in der Gebrauchsweise der einzelnen Kasus bestehen. Auf diesen Berührungspunkten beruht es ja auch, daß nach der gewöhnlichen Annahme von den 8 Kasus des Indogermanischen im Griechischen nur noch 5 übrig geblieben sind, die sich allmählich auch noch verringern. Diese Berührungspunkte sind aber vielleicht nicht etwas erst Entstandenes, sondern möglicherweise etwas Uraltes, wie noch näher zu untersuchen wäre.

Beschränken wir uns auf den Sing. als dem älteren Bestandteil der Deklination, so ist es verständlich, daß sich der *m*-Kasus, wenn er ein Passivus war, als Akkusativ festsetzte. Wie sich ein Genitiv aus dem Nominativ entwickeln konnte, hat van Wijk zu zeigen versucht und ist oben kurz angedeutet.

Ebenso ist der Ablativ, der den Ausgangspunkt von etwas, den Urheber, bezeichnet, gleich dem Kasus aktivus. Wir können ja auch tatsächlich Nominativ und Ablativ vertauschen. Ob ich sage: *wir haben die Feinde besiegt* oder *von uns sind die Feinde besiegt* ist dem Sinne nach völlig dasselbe.

Auch die Bedeutungsverwandtschaft zwischen Dativ und Lokativ ist nicht schwer zu begründen. Wie ich aus Delbrück

[1]) Der Stamm *wei*, ai. *vayám*, avest. *vaęm*, got. *weis* scheint mir übrigens mit dem Stamm des Duals ai. *vām* (vielleicht aus **va-am*) got. *wit*, lit. *ve-dù* identisch zu sein. Da nun *wei* wiederum mit dem εἰ von εἴκοσι zusammengehört, und dieses *wei* nach Wundts Ausführungen 'die beiden' bedeutet, so wird wohl **wei* eine alte Dualbedeutung 'ich und du' gehabt haben.

Grd. 3, 279 ersehe, hat Ludwig Rigveda 6, 257 Fälle zusammengestellt, in denen, wie sich Ludwig ausdrückt, der Lokal statt des Dativs, der Dativ statt des Lokals und beide gleichbedeutend nebeneinander stehen. An eine wirkliche Ersetzung des einen Kasus durch den anderen, meint Delbrück, ist natürlich nicht zu denken, es handelt sich vielmehr um Fälle, in welchen beide Kasus zur Erzielung des gewünschten Gesamtsinnes etwa gleich gut verwendbar erscheinen, ohne dadurch gleichbedeutend zu werden. Auf die Interpretation der einzelnen Stellen brauche ich hier nicht einzugehen, da ja Delbrück eine gewisse Verwandtschaft zugibt. Im letzten Grunde werden die Verhältnisse so liegen, daß der Dativ der Lokativ der persönlichen Begriffe war.

Es bliebe dann nur noch die Vermittlung zwischen Akkusativ und Instrumental, wenn diese Kasus, wie ich glaube, identisch sind. Hier bietet sich nun ein reiches Material. Namentlich im Slavischen und Litauischen steht die Gebrauchsweise des Instrumentals der des Akk. nach unserm Empfinden außerordentlich nahe.

Zur näheren Erläuterung möchte ich wenigstens auf einige Kategorien aufmerksam machen.

Der Instrumental der Raumerstreckung findet sich im Vedischen Lit. und Slavischen, z. B. *dívā yánti* 'sie gehen am Himmel hin', lit. *keliù jóti* 'die Straße entlang reiten', abg. *sъchoždaaše pątьmь těmь* 'κατέβαινεν ἐν τῇ ὁδῷ ἐκείνῃ. Für diesen Instrumental steht in anderen Sprachen der Akk., griech. ὁδὸν ἄγω, mhd. *nu riten si eine welsche mîle*, as. *gengun wegos endi waldos.* Ebensolche Berührung zeigt der Instr. der Zeiterstreckung im Altindischen und Litauisch-Slavischen. (Delbrück 245 f.) "Der Unterschied gegen den Akkusativ", sagt Delbrück "tritt nicht immer deutlich hervor".

Auf S. 257 läßt Delbrück eine Reihe von Verben folgen, bei denen der Instr. mit dem Akkusativ in Konkurrenz tritt. Es sind zunächst Verben wie *regnen, schnauben*, usw., sodann die Verba des *Bewegens* und *Werfens* usw., letztere namentlich im Slavischen und Deutschen.

Dann fährt er auf S. 263 fort: "der prädikative Instrumental, den man auch den resultativen nennen könnte, erscheint im Litauischen und Slavischen, den aus indogermanischer Zeit überlieferten Akkusativ oder Nominativ verdrängend, bei Verben, welche *verwandeln in, machen zu, werden zu, sein, benennen* be-

deuten. Ich könnte noch mehr Berührungspunkte anführen, doch will es nicht tun, da ja Delbrücks Syntax zur Hand ist, und man hier alles bequem übersehen hann. Daß sich Instrumental und Akkusativ nahe berühren, läßt sich eben nicht leugnen.

Betrachten wir nun auf der bisher gewonnenen Grundlage die Flexion des Verbums, so wissen wir ja schon jetzt, daß in nicht wenigen Fällen reine Nominalformen im Verbalsystem auftreten. Vor allem, aber nicht allein, ist dies im Imperativ der Fall. In der 2. Plur. Med. des Lateinischen auf *-mini* hat schon Bopp Konjugationssystem 105 ff., Vergleich. Gramm. 3, 689 f. eine Nominalform und zwar den Nom. Plur. des Partizipiums, griech. φερόμενοι gesehen. Vorzuziehen aber ist jedenfalls die Ansicht, daß lat. *legimini* eine Infinitivform gleich griech. λεγέμεναι ist, wie wir ja auch sagen können: Still stehen! Gepäck ablegen! usw. Mit Recht nimmt auch Sommer Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre 536 an, daß diese Form zuerst im Imperativ verwendet wurde und dann erst in den Indikativ eindrang.

Nach Wackernagel KZ. 33, 57 ist griech. 2. Plur. Med. φέρεσθε aus der Infinitivform φέρεσθαι unter dem Einfluß des aktiven -τε umgewandelt. Auch diese Form dürfte zuerst imperativisch gebraucht sein. Ferner erklärt man die 2. Pers. Imper. Aor. Med. λῦσαι aus einer Infinitivform. Diese Annahme ist um so wahrscheinlicher, als die Form auf den Imperativ beschränkt geblieben ist. Der weitere Zusammenhang, in dem diese Form steht, wird weiter unten besprochen.

Ob die lat. 2. Imper. *sequere* dem griech. ἕπε(σ)ο gleich zu setzen sei, dürfte zweifelhafter sein, als man gewöhnlich zugibt. Ist es doch schon an und für sich nicht wahrscheinlich, daß ein auslautendes *-o* zu *-e* geworden sei, da es doch vor Konsonant bleibt. Sieht man in *sequere* eine Nominalform gleich dem Infinitiv *dicere*, so ist das eine Annahme, die sich durch die oben angeführten Parallelen durchaus stützen läßt.

Als Nominalform hat Osthoff bei Streitberg IF. 3, 390 die 3. Pers. Sing. des aind. Passivaoristes erklärt. Aber freilich werden wir in ihnen nicht alte *i*-Stämme zu sehen haben. Die Dehnstufe, die sich in diesen Bildungen findet, vgl. ai. *vāci* zu *vac* 'sprechen', *pādi* zu *pad* 'zu Falle kommen', *ásādi*, *sādi* zu *sad* 'sitzen', *agāmi* zu *gam* 'gehen', *áyāmi* zu *yam* 'halten, hemmen', *ákāri* zu *kar* 'machen' usw. weist auf alte Lokative von Wurzel-

nomina. Eigentlich müßte ja der Lokativ der konsonantischen Stämme ebenso Dehnstufe zeigen, wie der der *i-* und *u*-Stämme. Im lebendigen Formensystem hat, wie auch bei den *er-* und *en*-Stämmen, die Vollstufe, die wahrscheinlich in der Enklise entstanden ist, gesiegt. Hier aber sind die regelrechten Formen erhalten. *(a)vāci* ist also der Lokativ zu ai. *vāc*, *pādi* zu ved. *pad*, *(á)sādi* zu ved. *sád*, *ábhrāji* zu ved. *bhrāj* usw.

Streitberg a. a. O. lehnt allerdings den Gedanken, daß wir es in diesen Fällen mit dehnstufigen Bildungen zu tun haben, ab, weil sich die Dehnung nur in offener Silbe findet. Er steht in seiner Abhandlung auf dem Boden des Brugmannschen Gesetzes, nach dem idg. *o* im Arischen in offener Silbe durch *ā* vertreten ist. Ich selbst habe auch lange Zeit an dieses Gesetz geglaubt, gebe es jetzt aber auf. Es kann höchstens vor Sonorlauten im Arischen eine Dehnung in svaritierten Silben stattgefunden haben. Das oft wiederkehrende Verhältnis von Längen in offener, Kürzen in geschlossener Silbe, das Brugmann zu seinem Ansatz geführt hat, erklärt sich ja einfach aus dem Dehnstufengesetz. In *ávāci*, *pādi* usw. ist die Dehnung ebenso berechtigt, wie sie in *rēci* von *ric* 'loslassen', *cēti* von *cit* 'wahrnehmen', *sarji* von *sarj* 'loslassen' usw. nicht berechtigt ist. Hier müßten wir ein *sārji* finden, Formen, die bekanntlich nicht zu erkennen sind.

Diese Formen sind auch sonst noch vorhanden. Ist es doch ganz klar, daß sich ai. *vāci*, *pādi* usw. zu lat. *agī*, ai. *ajē* verhalten, wie sonst der Lok. zum Dativ.

Eine weitere Nominalform, die zu einer Verbalform geworden, ist nach Joh. Schmidt lit. *yrà* 'ist'.

Wir werden nun ferner nicht anstehen, die 2. Pers. Sg. Imperativi für eine Nominalform im Kasus indefinitus zu erklären. Die 2. Pers. Imperativi ist, wie man längst bemerkt hat, mit dem Vokativ identisch. Idg. **aĝé* 'führe', ai. *ája*, griech. ἄγε, l. *age* und Vok. **agé* 'Führer', ai. *ajá*, griech. ἀγέ sind nicht zu unterscheiden. Ebenso würde ein **ei* 'geh' mit **ped* 'Fuß' ganz auf einer Linie stehen. In den Formen auf idg. *-tōd*, ai. *-tād*, griech. -τω, l. *tōd*, ai. *astād*, griech. ἔστω, l. *esto*, ai. *ajatād*, griech. ἀγέτω, l. *agito* erkennt man allgemein zusammengesetzte Formen. Es ist die Partikel *-tōd*, der Ablativ des Pronominalstammes *-to*, angetreten an die Stammform oder den Kasus indefinitus. Nach Brugmanns Annahme Grdr. 2, 1323 ist diese Form ursprünglich

singularisch für die zweite und dritte Person und pluralisch gebraucht. Der Gebrauch des Indischen ist tatsächlich so, und prinzipiell ist gegen diese Ansicht nichts einzuwenden, sie setzt aber voraus, daß auch die einfache Form *age* singularisch und pluralisch verwendet werden konnte. Im Präsens ist das allerdings nicht mehr nachzuweisen, hier ist die Form eindeutig geworden, aber es liegt außerordentlich nahe, in der 2. Plur. Perf. *bubhudá*, die ebenfalls keine Endung hat, die bloße Stammform zu sehen. Daß diese sich im Plural erhalten hat, erklärt sich sehr einfach daraus, daß im Singular, wie ich weiter unten zeigen werde, eine Partikel *-tha* angetreten ist an eine Form, die mit *bubhudá* eigentlich identisch war. In der Tat verhalten sich idg. *roid* in ai. *vēt-tha*, griech. οἶϲθα zu idg. **widé* in ai. *vida* wie **pēd* : **pedó*. Das vor dem *-tha* des Singulars stehende *-i* hat v. Bradke IF. 8, 123 ff. richtig als ursprünglich den *sēṭ*-Basen angehörig erklärt. Man sollte daher im Plural auch Formen auf langes *ā* erwarten. Sie sind hier verloren, stecken aber z. B. noch in 2. Du. Med. *dadā́-thē*, *tēnā́-thē*, wie wir gleich unten sehen werden.

Ich will gleich im Anschluß hieran auf die Flexion des Perfekts eingehen, wobei wir immer den Grundgedanken festhalten müssen, daß der Kasus indefinitus zunächst keine bestimmte Person bezeichnet.

Die Eigentümlichkeiten der Perfektflexion lassen sich, glaube ich, am leichtesten aus der Annahme erklären, daß im Perfektum der reine Stamm gebraucht wurde. Die 1. und 3. Sing. zeigen im Indischen bei langvokalischen Stämmen den Ausgang *āu*, z. B. *dadā́u*, *tasthā́u*. Ob wir in dem *u* die Partikel *u* zu sehen haben, oder ob das *āu* von einigen Basen auf *ōu*, z. B. *dōu* ausgegangen ist, wird sich schwerlich ausmachen lassen. Jedenfalls zeigen diese Formen und entsprechend griech. ἕ-ϲτη-κα, ἕω-κα, got. *saisō*, wo das *ō* nach dem Plural *saisōum* restituiert wurde, keine Endung. Bei konsonantisch schließenden Stämmen finden wir dagegen die Endungen *-ă* für die 1. und *-ĕ* für die 3. Pers. Sing. ai. *jajána*, *jajā́na*, griech. γέγονα, γέγονε. Irgend einen Anhalt haben diese Elemente sonst nicht. Will man sie erklären, so wird man von den zweisilbigen schweren Basen ausgehen müssen. γέγονε könnte die *V. I* + *S* der zweisilbigen schweren Basis *ĝenē* sein, während Formen wie γέγονα von *exā*-Basen stammen müßten.

Man müßte annehmen, daß derartige Formen zunächst promiscue gebraucht wurden, bis sich etwa *ĝeĝónẹ* unter dem Einfluß des *-et* im Präsens in der 3. Pers. festgesetzt habe. Das griech. α würde also einem *ạ*-Schwa, das ε einem *ẹ*-Schwa entsprechen. Daß dies für die europäischen Sprachen möglich war, wird sich schwerlich widerlegen lassen. Da wir nun auch im Indischen *-a* finden, während nach der gewöhnlichen Annahme *ə* im Indischen durch *i* vertreten ist, so bedarf diese Frage einer Untersuchung. Es liegt nun zunächst hier eine besondere Bedingung für die Behandlung des *ə* vor: *ə* erscheint im Auslaut. Die Annahme aber, daß idg. *ə* im altindischen Auslaut durch *i* vertreten ist, stützt sich nur auf die Gleichungen europ. *-a* im Neutr. Plur., z. B. griech. φέροντα = ai. *i* in *bhárānti* und griech. -μεθα = ai. *mahi* und auf die Tatsache, daß *ə* im Inlaut im Altindischen zu *i* geworden ist. Das letztere wiegt nicht allzu schwer; denn eine verschiedene Behandlung desselben Lautes im Inlaut und im Auslaut ist sehr wohl möglich. Ich erinnere nur daran, daß z. B. idg. *o* im lateinischen Auslaut vor Konsonant bleibt, *servos*, während es im absoluten Auslaut zu *ĕ* geworden sein soll, *sequere* = *ἕπεσο. Die Gleichung φέροντα, ai. *bhárānti* hat J. Schmidt Ntr. 227 ff. in ausführlicher Begründung bestritten, und ich muß gestehen, daß seine Argumente je länger, je mehr überzeugend auf mich gewirkt haben. Sicher ist doch, daß die Nominativform des Plur. Ntr. bei den konsonantischen Stämmen ursprünglich Dehnstufe hat, und daß das *a* von *γένεσα, lat. *genera*, abg. *slovesa* auf Übertragung beruht. Es kann also sehr wohl im Indischen eine andere Neubildung eingetreten sein. Tatsächlich stimmen die historischen Bildungen des Nom. Plur. Neutr. im Indischen und den europäischen Sprachen auch sonst nicht überein.

Es heißt von den *es*-Stämmen ai. *mánąsi*; in den europäischen Sprachen ist von dem Nasal nichts zu spüren. Es heißt von den *en*-Stämmen ai. *nāmāni*, dagegen l. *nomina*, got. *aūgōna*, was auf langes *ā* weist. Der Nom. Pl. der Partizipia lautet ai. *bhárānti*, griech. φέροντα, lat. aber *ferentia*, abg. *nesąšta* aus **nesontja*: also besteht auch hier keine Übereinstimmung. Bei der tatsächlichen Verschiedenheit der Formen wird man auf die angebliche Gleichheit in der letzten Silbe wenig Gewicht legen, zumal Joh. Schmidt eine andre Erklärungsmöglichkeit gezeigt hat.

Ai. *-mahi* aber, das man mit gr. -μεθα verbunden hat, kann viel besser mit ai. *-mahē* vereinigt werden.

Diese Gleichungen sind also nicht besonders beweiskräftig. Gegen die Gleichung spricht aber, daß bei ihrer Geltung eine ganze Reihe von Formen nicht erklärt werden. Es steht fest, wie nur irgend etwas, daß im Perfektum die ursprüngliche Betonung *gegón-* war. Es mußte alsdann die folgende Silbe geschwächt werden. Ein kurzer Vokal hätte sogar schwinden müssen. Demnach kann ai. *a* in *jajāna* nur auf einen langen Vokal zurückgehen. Ebenso ist eine Form wie idg. **pénk^{w}e*, ai. *páñca*, griech. πέντε ganz unverständlich. War die ursprüngliche Form **penk^{w}ē*, so kommt alles in Ordnung, und wir bekommen auch eine Erklärung für das lange *ē* von πεντήκοντα, ai. *pañcāšat*. Es wäre dies nur eine Kontaminationsbildung aus idg. **pénk^{w}e* und **pn̥k^{w}ē*.

Ferner unterliegt es für mich keinem Zweifel, daß in der *ā*-Deklination bei Nichtbetonung der letzten ein *ə* entstehen mußte. Derartige Formen haben wir in griech. νύμφᾰ, δέσποτᾰ usw. Eine einzige derartige Form liegt auch in Indischen vor. Sie lautet *ámba* 'Mutter'. Von diesem Stamm wird ferner ein Superlativ gebildet und der lautet ganz regelrecht *ambitamē*. Das ist dasselbe Verhältnis, wie wir es zwischen ai. 1. Sg. Perf. *jajána* und 2 Sg. *jajñi-thá* finden.

Ist also diese Annahme richtig, so liegen in 1. Sg. *jajána* und 3. Sg. *jajāna* die Formen von *sēṭ*-Basen vor, ohne jede Endung. Daneben müßten endungslose Formen von leichten Basen stehen, wie sie in der 2. Sg. *void-tha* wirklich vorkommen. Da man aber *a* und *e* als Endungen empfand, so schuf man statt **dedórk̂* ein **dedórka* und **dedórke*.

Vor den Endungen treten nun im Perfektum vier verschiedene Vokale auf, langer Vokal und *i*, kurzer Vokal und Null. Nach allem, was wir von dem Ablaut wissen, können wir diese nur so vereinigen, wie ich angegeben habe, und wenn wir das tun, so befinden sich Akzent und Vokalstufe in bester Übereinstimmung. Es gehören also zusammen:

2. Sg. *dadā́-tha*	und 2. Sg. *dadi-thá*
2. Du. Med. *dadā́-thē*	1. Du. *dadi-vá*
3. Du. Med. *dadā́-tē*	1. Pl. *dadi-má*
1. 3. Sg. *dadā́u*	2. Sg. Med. *dadi-ṣḗ*
	1. Du. *dadi-vāhē*
	1. Pl. *dadi-máhē*
	2. Pl. *dadi-dhvḗ*

und auf der andern Seite

2. Plur. *tēná* und 2. Sg. *tatán-tha*
2. Du. *tēná-thur*
3. Pl. *tēná-tur.*

Der älteste Zustand der Perfektflexion ist nach meiner Meinung der, daß die Stammform oder der Kasus indefinitus für alle Formen mit Ausnahme der 3. Plur. gebraucht wurde. Es sind dann von der früher entwickelten Präsensflexion die Endungen der 1. Du. und 1. Plur. herübergenommen, während in der 2. Sing. und Dual. ein Element mit *-th* angetreten ist, worüber unten des weiteren.

In der 3. Plur. aber herrscht eine Form, die mit einer nominalen Bildung die größte Ähnlichkeit hat. Das *-r* des Perfektums ist ja schon längst mit dem *r* der heteroklitischen Neutra verglichen worden. Und in der Tat ist die Ähnlichkeit zwischen einem indog. **vésr̥* (griech. ἔαρ, l. *vēr*) und einem ai *ūṣúr* 'sie haben geleuchtet' so groß, wie man sie nur wünschen kann. Das *u* stammt auch hier von *sēṭ*-Basen.

Daß sich im Perfektum ein altertümlicherer Zustand erhalten hat, als in den übrigen Verbalformen, stimmt zu dem, was wir sonst beobachten können. So sagt Wundt Völkerpsychologie 1, 2, 142: "Nachdem das Präsens und andere an seine Bildung sich anschließende Zeit- und Modusformen längst zu wahren, mit dem persönlichen Pronomen oder Personalsuffixen gebildeten Verbalformen differenziert sind, bleibt für das Perfektum vielfach noch ein Ausdruck bestehen, der sich in seiner Struktur wiederum als ein mit einem Possessivpronomen verbundenes Nomen aufweist."

Wir sind davon ausgegangen, daß im Verbum der bloße Stamm als Verbalform ohne Beziehung auf die Person verwendet wurde, wovon Reste in dem Imperativ **aĝe* nebst *agetōd* und der 2. Plur. Perfekti vorliegen.

Die bisher erörterten Erscheinungen legen nun den Gedanken unmittelbar nahe, daß die Endung der 2. Plur. Imperativi auf *-te* ebenfalls nominal ist. In der Tat ist idg. **ité* 'geht', ai. *itá*, griech. ἴτε, l. *īte* durchaus identisch mit dem Kasus indefinitus von dem Partizipium *itós* 'gegangen, gehend'. Man beachte auch wohl, daß in der Imperativform alle Sprachen, auch das Altindische auf idg. *-te* weisen. Es ist aber weiter die 2. Plur. Indik. griech. ἄγετε, got. *bairiþ*, abg. *berete* durchaus damit identisch. Daß es in der 2. Person Plur. einen Unter-

schied zwischen primärer und sekundärer Personalendung gegeben habe, ist völlig unerwiesen. Einzig das Indische zeigt hier ein *th*, und das wird, wie man vermuten darf, und wie ich weiter unten ausführen werde, eine Neuerung des Indischen sein.

Man wird annehmen dürfen, daß dieses *ité* in demselben Umfang verwendet wurde, wie **ei*, *agé*, also auch als 2. und 3. Sing., und in der Tat hat sich diese Form als 3. Sg. Med. **itó* erhalten. In der 3. Pers. Sg. Akt. idg. **eit* hat bekanntlich eine Akzentverschiebung stattgefunden, und der auslautende Vokal ist demgemäß geschwunden. Daß diese Form keine alte Verbalform, sondern eine Nominalform ist, folgt auch aus ihrer Verwendung als Imperativ, denn die 3. Sg. Imperativi ai. *ḗtu* hat schon Thurneysen KZ. 27, 174 f. aus *ḗt* + der Partikel *u* erklärt. Auch die Dualendungen der 2. und 3. Pl. ai. *-tam*, *-tām* griech. -τον, -την zeigen dieses *t*. Wie diese zu erklären seien, ist natürlich nicht sicher. Man könnte darin einen Akk. sehen, Imper. *itám*, *itā́m* = Part. *itám*, Fem. *itā́m*, oder man kann auch vermuten, daß in dem *-ŏm*, *-ā́m* eine angetretene Partikel steckt. Die primäre Endung das Indischen 3. Du. *itás* könnte aber für **itó* stehen und des *s* von *ivás*, *ithás* erhalten haben. Dann wäre also *itó* auch als Dual gebraucht, wie wir das erwarten müssen.

Ehe wir aber weiter gehen, müssen wir das Verhältnis der primären und sekundären Personalendungen sowie des in ihnen herrschenden Ablauts betrachten. Es dürfte zunächst hinlänglich feststehen, daß in den Personalendungen ein mit der Betonung wechselnder Ablaut vorliegt.

Ai. 2. Sg. Akt. *drḗkṣi* 'du haßt' und 2. Sg. Med. *dvikṣḗ* aus *-ai*, 3. Sg. Akt. *dvḗṣṭi* und 3. Sg. *dviṣṭḗ*, 3. Sg. Opt. Akt. *dviṣyā́t* und 3. Sg. Opt. Med. *dviṣītá* bilden ganz regelrechte Paare, wie sie genauer nicht zu erwarten sind. Auch die 3. Plur. Praes. Akt. *yánti* 'sie gehen' und 3. Plur. Med. *iyátē* sind bis auf den Akzent korrekt; ai. *iyáte*, das auf idg. **ejn̥tai* zurückgeht, steht offenbar für *iyatḗ*, und es ist nur der Akzent im Indogermanischen oder Altindischen verschoben[1]).

Die Annahme, daß aktive und mediale Endungen nur durch den Akzent geschieden waren, ist nun schon für die Erforschung

---

1) Die Erkenntnis des Zusammenhangs der aktiven und medialen Endungen ist ausgesprochen von Begemann Zur Bedeutung des schwachen Präteritums der germanischen Sprachen S. 188 und von Osthoff Morph. Unters. 4, 282[1] erneuert.

der Herkunft der indogermanischen Personalendungen von besonderer Wichtigkeit. Offenbar sind die endbetonten Formen die älteren. Denn während wir im Sing. endbetonte und aus ihnen entstandene barytonierte Formen finden, gibt es im Plural nur endbetonte Formen, ai. *s-más*, *s-thá*, *s-ánti*, es ist also der Unterschied zwischen Aktiv und Medium im Sing. erst verhältnismäßig spät durch Zurückziehung des Akzentes entstanden. Als im Sing. diese Unterscheidung auf einfache Weise zustande gekommen, und man im Plural nicht auf gleiche Weise vorgegangen war, mußte man auf andere Weise Rat schaffen. Es ist nun charakteristisch, daß im Plur. tatsächlich keine Übereinstimmung in den medialen Endungen zwischen den einzelnen indogermanischen Sprachen besteht. In der 2. Pers. Med. verwendet das Lateinische unzweifelhaft eine Nominalform. Das griech. -cθε hält man jetzt nach Wackernagels Annahme (KZ. 33, 57) ebenfalls für eine griechische Neuschöpfung. Jedenfalls ist das ai. *-dhrē* vorläufig nicht so ohne weiteres damit zu vereinigen. Das Gotische hat zwar zwei verschiedene Medialformen für die drei Personen des Sing. (*haitada*, *haitaza*, *haitada*), im Plural aber besteht nur eine einzige Form (*haitanda*), und es scheint mir keineswegs sicher zu sein, daß das Gotische Formen für alle drei Personen gehabt hat. Bei einer historischen Erklärung der Formen müssen wir doch nicht nur fragen, aus welcher Grundform ist eine historische Form entstanden, sondern wir müssen auch die Frage aufwerfen: was ist aus den sprachgeschichtlich zu erschließenden älteren Formen geworden. Es läßt sich nun aber nicht der geringste Grund ermitteln, weshalb eine deutlich charakterisierte 2. Plur. Med. im Germanischen verloren gegangen wäre, und es scheint mir daher nicht sicher zu sein, daß im Indogermanischen eine 2. Plur. Med. bestanden hat. In der 1. Pers. Plur. ist es noch immer zweifelhaft, ob das griech. -μεθα mit dem ai. *-mahi* zu vereinigen ist (s. S. 82). Es würde also daraus zu folgern sein, daß die Scheidung zwischen Medium und Aktivum verhältnismäßig jung ist, was zu der Hypothese, daß die Verbalformen nominalen Ursprungs sind, ausgezeichnet stimmen würde: denn dem Nomen kommt keine Diathesis zu, wie wir sie beim Verbum finden.

Wenn nun als ursprüngliche Endungen der 3. Pers. Sing. *-to*, ai. *-ta*, griech. ἔδο-το und *-tai* anzuerkennen sind, so bleibt, um diese zu vereinigen, kaum etwas anderes übrig, als *-tai* in *t* + *ai* zu zerlegen, wie dies Thurneysen KZ. 27, 173 f. schon

getan hat. In dem *i*, wozu ja *ai* die Vollstufe ist, sieht er eine Partikel mit der Bedeutung des zeitlichen und örtlichen 'hier', die antrat, um die Gegenwart zu bezeichnen. Es ist das dieselbe Partikel, die wir in der Nominalflexion als Kennzeichen des Dativs und Lokativs und sonst kennen gelernt haben.

Wir können also auch beim Verbum das Antreten der Partikel *ai-i* mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen. Und diese Wahrscheinlichkeit wird noch durch einen andern Umstand erhöht.

Die Formen mit dem Element *ai-i* gegenüber denen ohne *ai* sind m. E. ursprünglich die einzigen, an denen der Unterschied zwischen primären und sekundären Endungen fest haftet. Zwar unterscheidet das Indische primäre und sekundäre Endungen in allen Personen, und man hält den Zustand des Indischen für alt, aber die europäischen Sprachen kennen einen durchgehenden Unterschied nicht, und so wird man sich auch in diesem Punkt von dem Glauben an die Ursprünglichkeit des Indischen, der uns schon so oft genarrt hat, frei machen müssen. Ich will hier wenigstens etwas zu dieser Emanzipation beitragen.

Einen Unterschied zwischen primären und sekundären Endungen finden wir

1. in der 1. Ps. Sg. Akt. als *-mi* und *-m*, griech. τίθημι -ἐτίθην, ai. *dádhāmi*, *ádadhām*;

2. in der 2. Sg. ai. *dádhāsi*, *ádadhās*. Wenn das *-si* im Griechischen auch nur spärlich belegt ist, so weisen doch andere Sprachen diesen Unterschied auf, so daß wir an einer gewissen Verbreitung dieses Unterschiedes nicht zu zweifeln brauchen.

3. In der 3. Sg. ai. *dádhāti* und *ádadhāt*, griech. τίθηcι, ἐτίθη, l. *-t* und *-d*, got. *baíriþ* und *baírai* usw.

4. In der 3. Plur. *-enti* und *-ent*, griech. φέροντι und ἔφερον usw.

Dieser Unterschied steht also fest.

In der 1. Plur. Akt. dagegen ist ein solcher Unterschied nicht vorhanden. Wir finden im Altindischen *-mas* und *-masi* als primäre Endungen; *-masi* kann aber sehr wohl später entstanden sein, durch den Einfluß der Singularformen auf *-i*, obgleich es auch im Irischen vorkommt. Auch im Avestischen und Altpersischen liegt die Form mit *-i* vor. Die europäischen Formen weisen fast durchweg auf *-mes*/*mos*. Im Griechischen finden wir auf dorischem Sprachgebiet die Endung -μεc, sonst -μεν, die Annahme, daß -μεν die sekundäre Endung vertrete, läßt sich durch-

aus nicht beweisen. Die Tatsachen liegen so, daß -μες im Dorischen, -μεν im übrigen Griechisch sowohl primäre wie sekundäre Endung ist. -μεν steht m. E. auch ganz isoliert, die einzige Stütze hatte es früher in abg. *-mъ*. Aber wenn es auch möglich ist, dies auf *-mon* zurückzuführen, so ist es doch besser, es mit dem serb. *-mo* zu verbinden und beide aus *-mos* herzuleiten, vgl. Verf. IF. 2, 345 ff.

Eine Erklärung des griech. -μεν ist nun zwar noch nicht gelungen, aber man kann doch daran denken, daß diese Form mit dem Infinitiv auf -μεν identisch sei. Es hätte doch der Infinitiv auf -μεν imperativisch verwendet und unter dem Einfluß von -μες sich in der 1. Pers. Plur. Imperativi festsetzen können.

Das Lateinische kennt nur *-mus*, das aus *-mos* entstanden ist. Über osk. *manafum* s. v. Planta Grammatik der osk.-umbr. Dialekte 2, 359.

Im Germanischen finden wir zwar im Althochdeutschen zwei verschiedene Endungen, *-mēs* im Präsens und sonst *-m*, aber ob in *-mēs* die alte primäre Endung vorliegt, ist sehr fraglich. In *-mēs* ist weder das tonlose *-s* noch das lange *-ē* erklärt, und so wird man daran denken müssen, die Erklärung nicht im Indogermanischen, sondern auf germanischem Sprachgebiet zu suchen, indem an die 1. Plur. auf *-m* die Pronominalform *-wēs* oder *-mēs* angetreten wäre.

Im Litauischen finden wir ebenso wie im Slavischen nur eine Endung. Die litauische weist auf *-mē*, die slavische auf *-mos*, vgl. Verf. IF. 2, 345 f.

Jedenfalls ist die Annahme, daß in der 1. Plur. eine Doppelheit zwischen primären und sekundären Endungen bestanden habe, durchaus nicht begründet.

In der 2. Plur. finden wir im Indischen *-tha* und *-ta*. Die europäischen Sprachen weisen nur auf *-te*.

Im Dual ist vollends gar keine Sicherheit zu gewinnen. Man kommt, glaube ich, am besten aus, wenn man von *-we* ausgeht, ai. *á-bharā-va*, got. Perf. *bērū* aus **bēruwe*. Dieses *-we* könnte nach dem *-mes* des Plurals zu *-wes* umgestaltet sein, und dann im Indischen und Germanischen Verwendung als primäre Endung gefunden haben. Umgekehrt könnte ai. *-ma* nach *-va* neu geschaffen sein, das neben dem *-we* auftretende *-wē* dürfte jüngeren Ursprungs sein. Wer an Wackernagels Auslautsdehnung glaubt, kann sich leicht damit helfen. Ich halte seine

Auffassung nicht für richtig und kann daher nicht damit operieren, weiß aber vorläufig keine einleuchtende Erklärung zu geben. Für die 2. und 3. Dualis läßt sich der Unterschied zwischen primärer und sekundärer Endung nicht erhärten.

Bei den Medialendungen liegt die Sache so, daß das Indische alle primären Endungen durch *-ē* charakterisiert, daß aber in den europäischen Sprachen die Doppelheit der Endungen wieder nur da zu spüren ist, wo auch hier *-ai* auftritt.

Man kann also mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß die primären Endungen einzig und allein durch das *-ai* | *i* ausgezeichnet waren, und dadurch wird es noch wahrscheinlicher, daß wir in *ai* mit Thurneysen eine angetretene Partikel zu sehen haben.

Zur Erklärung dieses Antretens hat nun Thurneysen KZ. 27, 173 angenommen, daß ursprünglich die Verbalformen der Zeitstufe nach indifferent waren. Das ist zweifellos richtig. Aber seine weiteren Ausführungen müssen wir jetzt etwas modifizieren. Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß die Betonung der zweiten Silbe der Basis (φυγεῖν, μανῆναι, γνῶναι) den Formen sog. perfektive Bedeutung verlieh, während eine ursprüngliche Betonung der Endungen imperfektive Aktion bezeichnete. Durch Zurückziehung des Akzentes in den 3 Personen des Singulars auf die erste Silbe hat sich dann der Unterschied zwischen aktiver und medialer Bedeutung entwickelt. Formen imperfektiver Bedeutung sind nun nicht ohne weiteres präsentisch. Erst durch Antreten der Partikel *ai* wurde ihnen präsentische Bedeutung verliehen. Nun löst sich, glaube ich, auch das Rätsel der Verteilung der primären und sekundären Endungen. Zimmer hat uns KZ. 30, 119 Fußnote belehrt, daß auch in diesem Punkte das Indische nicht ursprünglich geblieben ist, daß vielmehr das Verbum im Indogermanischen die primären Endungen hatte, wenn es absolut, die sekundären, wenn es konjunkt stand. So viel auch durch diese Annahme aufgeklärt wird, so harrt diese Erscheinung selbst noch der Erklärung.

Man möchte ja zunächst daran denken, daß die Verschiedenheit der Personalendungen irgendwie mit der Betonung zusammenhänge. In konjunkter Stellung war das Verbum enklitisch, und deshalb hätte es die kürzeren Endungen gehabt. Aber es ist noch kein Fall nachgewiesen, in dem ein *i* im Indogerm. geschwunden wäre, vielmehr stehen ja *-ti*, *-si* im regelrechten Ablaut zu *-tai*, *-sai*, während andrerseits *-t* und *-s* ebenso deutlich

mit *-to* und (*-so*) ablauten. Damit ist also schwerlich auszukommen. Ein andres Gesicht bekommt das Problem, wenn man bedenkt, daß die Zusammensetzung mit einer Präposition das Verbum in einigen Sprachen perfektivierte, ihm punktuelle Aktionsart verlieh. Diese Erscheinung finden wir sicher im Germanischen und Slavischen, und wenn sie auch in den übrigen Sprachen nicht zu einer solchen Ausbildung gekommen ist, wie in diesen beiden Sprachzweigen, so lassen sich doch Spuren überall nachweisen. Wir haben daher auch ein volles Recht, diese Eigentümlichkeit schon der indogerm. Ursprache zuzuschreiben.

Die punktuelle Aktionsart bezieht sich aber im allgemeinen nicht auf die Gegenwart, sondern entweder auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft. Bewirkte nun das Antreten des Wortes *ai* eine Beziehung auf die Gegenwart, so ist es durchaus verständlich, wenn es beim konjunkten Verbum im allgemeinen nicht angewendet wurde. Auch die Verwendung der konjunkten Endung beim Optativ dürfte dadurch erklärt werden, da sich ein Wunsch im allgemeinen ebenfalls entweder auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft bezieht.

Daß beim Injunktiv die sekundären Personalendungen eintreten, versteht sich ganz von selbst, da er ja auf die Zukunft geht. Aber auch der Konjunktiv dürfte nur solche haben. Bei dem Konjunktiv liegt ja nun die eigentümliche Erscheinung vor, daß er im Indischen neben den primären auch recht häufig die sekundären Endungen zeigt. Ich habe IF. 12, 213 ff. zu zeigen versucht, daß der Konjunktiv aus dem Injunktiv erwachsen ist, daß er wahrscheinlich in indogermanischer Zeit noch nicht vollständig ausgebildet war, daß er dann aber seine völlige Ausbildung im Anschluß an den Indikativ erhalten hat. Kein Wunder, daß er im Griechischen genau dieselben Endungen hat wie der Indikativ Präsentis. Jedenfalls macht aber der indische Zustand, wo diese Übereinstimmung noch nicht besteht, einen ursprünglicheren Eindruck als der griechische. Im einzelnen liegen die Verhältnisse nun folgendermaßen. Die 1. Sing. hat im Indischen eine besondere Endung. Es wechselt *-ā* mit *-āni.* Diese Endung hat mit den indikativischen wahrscheinlich nichts zu tun, und wir werden versuchen, sie weiter unten aufzuklären. In der 1. Dual., der 1. Plur. und der 3. Plur. sind die Endungen immer sekundär, sie lauten also *-āva*, *-āma*, *-an.* Auf die 1. Du. und Plur. ist nicht viel Gewicht zu legen, weil, wie ich oben ausgeführt habe, hier

wahrscheinlich kein Unterschied zwischen primären und sekundären Endungen bestand. Aber sehr wichtig ist die 3. Plur., und da hier eine ursprüngliche Doppelheit vorhanden war, so ist ihr Zeugnis ausschlaggebend. Die 2. und 3. Du. und 2. Plur. sind stets primär, was aber aus den oben angeführten Gründen nicht von Bedeutung ist, da es ja fraglich bleibt, ob hier ein Unterschied ursprünglich bestand. Einzig in der 2. und 3. Sg. besteht eine Doppelheit von *-asi* und *-as*, *-ati* und *-at*. Es liegt hier sehr nahe, anzunehmen, daß *-asi* und *-ati* durch das *-āni* in der 1. Sing. hervorgerufen sind. Tatsächlich sind die Formen mit sekundären Endungen häufiger als die mit primären. Whitney Ai. Gram. gibt stellenweise sämtliche belegte Konjunktivformen an, und so finden wir z. B. von der 3. Klasse belegt (§ 650) ***bibharāsi***, aber *dádhas*, *vívēṣas*, *juhavat*, *bíbharat*, *yuyávat*, *dádhat*, *dadhánat*, *babhasat*, also 8 Formen gegen 1. Die 7. Klasse (§ 686) weist kein Beispiel primärer Endung auf, ebenso die 5. und 8. (§ 700) und 9. (§ 720). Die Verhältnisse im Ṛgveda liegen nach Delbrück Aind. Verbum folgendermaßen. Mit *-si* im Konj. (S. 34) 22 Formen, mit *-s* 43 Formen (37), mit *-ti* im Konj. (S. 54) 78 Formen, mit *-t* 135 Formen. Wenn sich diese Zahlen auch durch eine andere Auffassung einer und der anderen Form um eine Kleinigkeit verschieben dürften, so bleibt doch der Tatbestand der, daß die Formen mit sekundärer Personalendung fast doppelt so häufig sind, als die mit primärer. Im Griechischen haben außerdem in der zweiten Person und zum Teil auch in der dritten die Formen mit sekundären Endungen überhaupt gesiegt, und diese Erscheinung wird doch mit dadurch bedingt sein, daß im Konjunktiv die sekundären Endungen herrschten.

Im italischen Sprachgebiet unterscheidet das Oskisch-Umbrische, wie zuerst Bugge KZ. 3, 422 f.; 5, 6 ff.; 6, 25; 22, 358—418 erkannt hat, in der 3. Sing. und in der 3. Plur. genau zwischen primären und sekundären Endungen. Das Oskisch-Umbrische hat aber im Konjunktiv durchweg die sekundären Endungen, vgl. v. Planta Grammatik der osk.-umbrischen Dialekte 2, 295, und daß dies der uritalische Zustand war, wird auch von Thurneysen KZ. 35, 199 angenommen, obgleich die Duenosinschrift *mitat* hat.

Hatte also auch der Konjunktiv die sekundären Personalendungen, so sind wir berechtigt, in den primären Endungen etwas zu sehen, was die Formen als gegenwärtige charakterisierte,

und wir dürfen bei der Erklärung der Personalendungen von den sekundären Formen ausgehen.

Trennen wir nun *ai-i* ab, so ist die Endung der 3. Plur. *-ent* resp. *-ont*, d. h. diese Form ist ganz mit dem Kasus indefinitus des Partizipiums Präsentis identisch. Daß sich in der 3. Pers. Plur. eine Partizipialform festgesetzt hat, ist nicht wunderbarer, als daß dies in der 3. Sing. und der 2. Plur. geschehen ist. Ich füge gleich hinzu, daß auch diese Form durch Anfügung der Partikel *u* im Indischen zum deutlichen Imperativ würde *bhávant-u.* In der 3. Plur. Med. liegt im Indischen ein *bhavantām* vor, das ich immer noch mit griech. φερόντων identifiziere. Ich möchte diese Form in *bhavant* + *tām* zerlegen und in *tōm* eine Partikel sehen, ähnlich wie *tōd* im Sing. Das doppelte *t* hätte nach Konsonant wohl vereinfacht werden müssen.

Ich komme nun zu den Endungen der ersten Personen, die wir als *-m* im Singular, *-mes* im Plural und *-ve* im Dual ansetzen dürfen. Die 1. Sing. *bherō* kann man aus **bherōm* herleiten.

Daß *m* das Suffix der 1. Pers. Sing. ist, ist nun für Bopp und andere offenbar der Ausgangspunkt der Theorie gewesen, daß in den Endungen Personalpronomina stecken. Denn man kann in der Tat das *-m* mit dem Pronominalstamm *me* vereinigen, obgleich es auch dann noch auffallend bleibt, daß man den Stamm der obliquen Kasus und nicht den des Nominativs angefügt hat. Im übrigen stimmt die Boppsche Theorie für die Pluralendung *-mes* nicht mehr, da ja im Plural der Stamm des Pronomens zweifellos *-nes*, *-n̥s* lautet. Immerhin ließe sich diese Schwierigkeit durch die Annahme beseitigen, daß die Endung der 1. Plur. ursprünglich *-nes* war, und daß dieses *-nes* durch das *-m* der 1. Sing. zu *-mes* umgestaltet worden ist. Aber es bietet sich auch eine andere Auffassung. Besteht doch eine vollständige Identität zwischen der 1. Sing. und dem Akk. Sing. Einem idg. **jugom* kann man es beim besten Willen nicht ansehen, ob ein Akk. Sing. oder eine 1. Pers. Sing. vorliegt. Griech. ἦγον 'ich führte' ist, abgesehen vom Augment, ganz mit ἀγόν, dem Akkusativ von ἀγός 'Führer' identisch. Da bei Homer noch ἄγον 'ich führte' vorkommt, so beruht der Unterschied nur auf dem Akzent, und der ist jung. ἄγον verhält sich zu ἀγόν wie ἄγε zu ἀγέ. Der Akk. **pédm̥* (griech. πόδα, lat. *pedem*) zeigt genau die gleiche Bildungsweise **ejm̥* 'ich ging' (griech. ᾖα).

Idg. **bherō* (griech. φέρω, lat. *fero*, got. *baíra*, lit. *sukù*) verhält sich zu **bherom* wie der Instr. Sing. auf *-ō*, got. *wulfa*, lit. *vilkù* zu dem Akk. auf *-om*. Leiten wir den Instrumental aus *-ōm* her, so werden wir das auch für die 1. Sing. **bherō* wagen dürfen.

Die Endung der 1. Plur. war jedenfalls in einer Reihe von Fällen *-mes*. Eine urindogermanische Form wäre daher als **bheremes* oder **bheremos* anzusetzen. Diese Form ist mit dem Dat. Abl. Plur. des Litauisch-Slavischen und Germanischen, lit. *vilkáms*, abg. *vlъkomъ*, got. *wulfam*, identisch. Andrerseits hätte aus einem **bheremes* bei Betonung der zweiten Silbe **bherōms* werden müssen, das ist eine Form, die mit dem oben erschlossenen Akk. Plur., abgesehen von dem dentalen Nasal dieser Form, den wir oben besprochen haben, identisch ist.

Aller guten Dinge sind drei. Und so ist denn auch die 1. Dual. *-va* mit der Dualendung der Nomina identisch. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Dualendung der Nomina im Indogermanischen *-ōu* war, und diese geht notwendig auf *-owe* zurück. Ai. *ás-va*, idg. **s-va* verhält sich zu *aśvāu*, genau wie **agmés* : **agōms*. Natürlich ist es nicht undenkbar, ja sogar sehr wahrscheinlich, daß ein idg. **eḱwowe* aus *eḱwo-we* zusammengesetzt ist. Wir kennen ein idg. *we* als eine Bezeichnung der Zweizahl und zwar in dem zusammenfassenden Sinn von 'beide'. Wundt hat IF. Anz. 11, 9 ganz richtig bemerkt, daß idg. *vei-kṃti* 'die beiden Zehner', nämlich 'die zehn Finger und die zehn Zehen' bedeutet[1]), und so würde **éḱwo-we* 'die beiden Pferde', idg. **nasōu* aus **nasowe* (ai. *nasāu*, ags. *nosu*) 'die beiden Nasen' heißen, und *bherewé* kann man übersetzen 'das Tragen, die beiden'. Diese Form ist als erste Dualis fixiert, weil man unter zwei zusammengehörigen meistens sich selbst mit verstanden haben wird. Ich zweifle auch nicht daran, daß der Dualstamm *we*, lit. *ve-dù*, got. *wit* mit diesem *we* identisch ist. Auch die Form der Zahl *acht* erhält nun ihre Aufklärung, sie bedeutet 'die beiden **oḱto*', und in *oḱto* muß also ein Ausdruck stecken, der 'vier' oder einen Gegenstand mit vier Teilen bedeutet[2]).

1) Man könnte sogar daran denken, daß das *i* in *ve-i* und *kṃt-i* noch seine alte Bedeutung bewahrt hätte, und daß **weikṃti* eigentlich bedeutet hätte: die beiden Zehner hier, die ich dir zeige.

2) Die abweichenden Dualendungen der übrigen Stämme sind Neubildungen. Nach dem Verhältnis ai. *aśras* : *áśrā* schuf man zu *agnís*, *śatrúṣ*, *agnī́*, *śatrū́*, im Griechischen aber würde das Verhältnis N. Pl. *ἵππως : ἵππω maßgebend, nach dem man πόδε : πόδες, *πόλεε : *πόλεες, πήχει : πήχεες schuf.

Es hat sich also in den ersten Personen aller Numeri eine Form festgesetzt, die, wie man sagen kann, mit dem Akkusativ der Nomina identisch ist, aber nicht deshalb identisch ist, weil etwa ein Akkusativ zu der 1. Person Sing. geworden wäre, sondern weil beiden die gleiche partizipiale Bildung zugrunde liegt. Es liegt nun die Vermutung sehr nahe, daß sich **bherom* als 1. Sing. festgesetzt hat, weil durch das *m* an das Pronomen der 1. Person erinnert wurde. Außerdem kann man sich ja denken, daß in der Verbindung *ich — tragen* der zweite Begriff dem Passivus entsprach.

Die einzige Form, die noch einer eingehenden Erörterung bedarf, ist die zweite Sing. mit der Endung *-s*. Auch hier bietet sich sofort eine Parallele zu der nominalen Deklination. Indogermanisch 2. Indikativi **agés* kann sich zu 2. Imperativi **agé* verhalten, wie Nom. **agós* 'der Führer' zu Vok. **agé*. Weshalb sich im Indikativ die Form mit *s* festgesetzt hat, würde ebenso unklar sein, wie das Antreten des *s* im Nominativ gewisser Nomina. Zunächst bieten sich aber doch andere Erklärungen.

Man könnte nämlich für die 2. Pers. Sg. von den Formen auf *-sai, si* ausgehen und in 2. Sg. Akt. *drēkṣi* und Med. **drikṣē* regelrechte Infinitivbildungen wie in *jiṣē* und *stuṣē*, griech. δεῖξαι erblicken. Was diese Vermutung nahelegt, ist der Umstand, daß in der 2. P. Sg. keine derartige Übereinstimmung im Ablaut besteht, wie in der 3. Sg. Es fehlt nämlich im Indischen die dem *-to* entsprechende Endung *-so*. An deren Stelle tritt im Imperativ im Aind. *-sva* auf, womit griech. *-so* vereinigt werden kann, wenn man es mit indogermanischem Schwund des *u* aus *-suo* herleitet. Jedenfalls ist, wenn im Präsens *-sai*, *-si* neben *-tai*, *-ti* steht, eine Neubildung *-so* nach *-to* und *-s* nach *-t* leicht verständlich. Es kommt hinzu, daß die 2. Pers. Sing. in einer ganzen Reihe von Formen durch die Endung *th* charakterisiert ist.

Andrerseits bietet sich noch eine ganz andere Parallele. Formen wie *á-dās*, *á-gās*, *á-dhās*, *á-pās*, *á-sthās*, *á-bhūs* sind mit den eigentümlichen Wurzelnomina identisch, deren wir im Veda nicht wenige finden. Diese eigentümlichen Wurzelnomina vertreten eine besondere Kategorie. Es kommen nämlich gewöhnlich nur wenige Kasus, am meisten ein Nominativ auf *-s* und ein Akkusativ auf *-m* vor, vgl. Lanman Nouninflection JAOS. 10, 434 ff.[1]).

1) In dieser eigentümlichen Nominalklasse findet sich offenbar ein sehr alter Stand der Dinge; denn sie hat eigentlich nur den Nom. auf *-s* und den Akk. auf *-m*. Alle andern Kasus sind spärlich belegt, sodaß man deutlich sieht, daß hier keine ausgebildete Flexion bestanden hat.

So finden wir z. B. von *gās* 'gehend', *samana-gās* N. S. M. F. 'zum Versammlungsort gehend', *anāgās* 'nicht herbeikommend', *tavā-gām* 'kräftig vordringend', *suasti-gām* 'zum Heil gehend', *tamō-gām* 'im Dunkel wandelnd', *purō-gās* 'Führer'. Es läßt sich gar nicht leugnen, daß diese beiden Formen mit 1. Sg. Aor. ai. *ágām*, 2. Sg. *á-gāt*, griech. ἔβην, ἔβης formell völlig identisch sind.

Ebenso finden wir *ṛta-jñās* als N. Sg. N. P. und *ṛta-jñām* = ἔγων, ἔγως,

niṣṭhās, *niṣṭhām* 'hervorragend, anführend' = griech. ἔστην, ἔστης, ai. *á-stām*, *á-sthās*.

N. *dās*, Akk. *dām* in zahlreichen Kompositis, ai. Aor. *ádām*, *ádās*.

N. *dhās*, A. *dhām*, ai. *ádhām*, *ádhās* usw.

Nehmen wir hierzu das Partizipium auf *tó*, ai. *hitá-s*, griech. θετός = ai. *á-dhita*, griech. ἔθετο, so ist die ganze Singularflexion dieser Stämme auch in der Nominalflexion belegt. Wer hier an Zufall glauben will, mag das tun, ich kann darin kein Spiel des sprachlichen Zufalls sehen. Man wird also vermuten dürfen, daß an der Bildung der zweiten Sing. verschiedene Nominalelemente beteiligt sind.

Nun bleiben noch die Endungen mit dem *-th-* übrig, und bei denen ist es merkwürdig, daß das *th* in der Hauptsache auf die zweite Person beschränkt ist, aber in allen Numeri vorkommt. Als sicher indogermanisch können wir die Endungen mit *-th* allerdings nur im Singular nachweisen, in der 2. Sg. Perfekti ai. *vḗttha*, griech. οἶσθα und in der 2. Sg. des medialen Aoristes ai. *-thās*, griech. ἐλύθης, got. *vuldēs*. Im Indischen finden wir das *-th* ferner in der 2. Dual. Akt. *-thas*, in der 2. Plur. Akt. *-thá*, in der 2. Dual. Medii *-āthē*, 2. Dual. Medii *-āthām*, 2. Perf. Dual. Akk. *-áthur*, 2. Dual. Perf. Med. *-āthē*. Von diesen läßt sich die Perfektform auf *-áthur* am einfachsten erklären. Es wurde zunächst *-tha* ganz allgemein angefügt oder weggelassen. Nach der 3. Dual. *dadátur*, deren *ur* höchstwahrscheinlich von der 3. Plur. *dadúr* ausgegangen ist, hat man für *dadátha* ein *dadáthur* gebildet. Ebenso ist *dadāthē* in seinem *ē* offenbar von den übrigen Endungen auf *ē* beeinflußt. Ebenso stimmt die 2. Dual. Akt. Präs. *bhárathas* mit *bhárāvas*, *bháratas* in dem *s*, 2. Dual. Med. Präs. *bhárēthē* mit *bhárāvahē*, *bhárētē* in dem *ē* überein, sodaß eine Gewähr für die Ursprünglichkeit der Ausgänge dieser Endungen nicht vorliegt. Von den Formen, die durch *-tha* ausgezeichnet sind, machen jedenfalls den ursprünglichsten Eindruck das *-tha* im Perfekt, und das *-thēs* im Aorist.

Zwischen diesen beiden Formen scheint mir wiederum ein Ablautsverhältnis zu bestehen. Im Perfektum war das *-tha* ursprünglich wohl unbetont, *bubốditha*, im Aorist dürfte es betont gewesen sein. Dann müßten wir ai. griech. *-tha*, idg. als *-thə* ansetzen, zu dem *-thē-s* die Vollstufe wäre. Das *s* der 2. Pers. des Aorists kann das *s* der 2. Pers. überhaupt sein, sodaß wir eine Kompromißbildung vor uns hätten.

Man könnte nun daran denken, daß in dem *-thə* eine Pronominalform der 2. Person vorläge. *w* ist ja im Idg. nach Konsonant in gewissen Fällen geschwunden, und es wär auch denkbar, daß ein solcher Schwund eine Aspiration hervorgerufen hätte. Aber da sich dies nicht sicher begründen läßt, da auch die Vokalverhältnisse Schwierigkeiten machen, und da schließlich das *-th* in allen Numeri auftritt, so wird man davon absehen und in *tha* eher eine angetretene Partikel suchen müssen, die vielleicht mit ai. *átha* 'dann, da, sodann, ferner' zusammenhängt. Man kann darauf hinweisen, daß *-tha* vor allem im Perfektum auftritt, das dem ursprünglichen Zustand der Flexionslosigkeit am nächsten geblieben ist. Man könnte *dadā́tha* in *dadā́ + tha* zerlegen und in *dadā́* dieselbe Form wie in der 1. und 3. Sg. sehen *dadā́u*, *dadā́u*. Ebenso würden die Formen mit und ohne *i* den regulären Formen der *sēṭ* und *aniṭ*-Basen entsprechen.

Diese Form wurde dann für alle Numeri gebraucht. Durch Anfügen von *-ur* schuf man die 2. Dual. Akt., die von leichten Basen ausging, durch Anfügen von *ē* die 2. Dual. Med., die von schweren Basen stammt, *dadā́thē*.

Eine alte Form wäre auch noch die 2. Präs. Plur. *bhávatha*. Dem Indischen *-tha* kann man es nicht ansehen, ob es auf idg. *-tha* oder *-the* zurückgeht. Ist letzteres der Fall, so läge eine Umwandlung unter dem Einfluß der alten Endung *-té* vor. Ebenso ist die Dualform *bhávathas* unter dem Einfluß von *bhávāvas* und *bhávatas* aus *bhávatha* umgewandelt.

Daß in *-tha* eine selbständige Partikel vorlag, wird auch durch Formen wie 2. Dual. Med. Präs. *bhávēthē* wahrscheinlich. Eine plausible Erklärung des *ē* ist, soviel ich sehe, nicht gegeben. Brugmann im Grdr. 2, 1387 setzt *-ēthē*, *-ētē*, *-ēthām*, *-ētām* als Endungen an. Das hat aber keine Grundlage. Wenn Brugmann der Ansicht von Bartholomae KZ. 27, 213 zustimmt, daß in Konj. *bhárāithē* das *-āi* aus der 1. Sing. stammt, so hindert nichts *bhavēthē* in *bhavē + thē* zu zerlegen. *bhavē*, das sich als

erste Singularis festgesetzt hat, war ursprünglich eine Nominalform, an die das *-tha* trat.

Wir finden dieses ai. *bhavē*, idg. **bhewai* wiederum in mannigfacher Verwendung. Es hat sich als 1. Sing. Praes. Med. eingestellt, ai. *bhávē*. Wahrscheinlich ist diese Form älter als griech. φέρομαι. Da wir es nun auch als Imperfektform, ai. *á-bhavē* finden, so ist es mir zweifellos, daß wir in dem *ai* nicht das als Charakteristikum der präsentischen Formen angetretene *ai* zu sehen haben, sondern daß hier eine fertige Nominalform vorliegt, die natürlich für alle möglichen Personen gebraucht wurde. So finden wir sie denn im Perfektum Medii auch als 3. Sing. ai. *dadḗ*, und sie hat auch als 2. und 3. Dualis gedient, indem man ai. 2. Du. *bhávē-thē*, 3. Du. *bhavē-thē*, 2. Du. Imperf. *á-bhavē-thām*, 3. Du. *ábhavētām* in *bhávē* und später angetretene Endung zerlegen kann. Auch im Imperativ Präsentis tritt sie auf 2. Du. Med. ai. *bhávē-thām*, 3. Du. *bhávē-tām*. Diese Formen verhalten sich zu *bhávē* genau wie 3. Du. Konj. Med. *bhárāi-tē* zu 1. Konj. *bhárāi*. Diese Form ai. *bhávē* hängt nun weiter mit der 3. Pers. Sing. des Passivaoristes zusammen, und es ist nun m. E. kein Zufall, daß auch die Formen der verwandten Sprachen mediopassive Bedeutung haben. Wir finden im Lateinischen den mediopassiven Infinitiv *agī*, und im Griechischen den Imperativ des mediopassiven *s*-Aorist λῦϲαι. Damit ist dann wieder die 1. Sing. des mediopassiven Aorists im Altindischen *á-rutsi*, *á-nēṣi* zu verbinden. Daneben stehen ferner die merkwürdigen ai. Formen *kr̥ṣē*, *stuṣē*, *arcasē* usw., die Whitney Gram. § 894 d aufführt. Diese Formen sind ja oft besprochen, und es scheint sich mir aus der Erörterung zu ergeben, daß wir es mit noch nicht ganz festen Verbalformen zu tun haben.

Ein weiteres Element, das wir vornehmlich im Altindischen als Endung finden, ist *-dhv*. Es erscheint in der 2. Plur. Med. als *-dhvē*, Nebenform *-dhuvē*, in der 2. Plur. Medii sekundär als *-dhvam*. Auch hierin wird man eine selbständige Bildung finden, sei es nun, daß darin eine Partikel vorliegt, sei es, daß *-dhuvē* und *-dhvam* Infinitive der Art sind wie griech. φέρεϲθαι. Nachdem wir gelernt haben, wie häufig *w* nach Konsonant im Indogermanischen geschwunden ist, wird man auch wagen dürfen, das *-hē* von 1. Dual. Med. *bhárāva-hē*, 1. Plur. Med. *bárāma-hē*, av. *barā-maⁱđē*, sowie die sekundäre Endung ai. *-mahi*, av. gāþ. *-maⁱdī*, sowie des -θι von ἴθι, ai. *i-hi* mit diesem *-dhvē* zu verbinden.

Als letzte Form möchte ich schließlich noch die 1. Pers. Sing. Konj. im Altindischen besprechen. Sie zeigt die Endung *-āni*, neben der aber auch *-ā* steht. Keine Sprache bietet bisher etwas Vergleichbares, falls man nicht abulg. *berą*, das auf **berām* oder **berān* zurückgehen muß, und lat. *feram* heranziehen will. Da aber die Endung der Sanskritform von den sonstigen Endungen völlig abweicht, so ist es einigermaßen wahrscheinlich, daß sich in ihr eine uralte Form erhalten hat. Leider können wir dem Vokal des Altindischen nicht ansehen, welche Qualität er hatte. Brugmann Grdr. 2, 1335 setzt *ō* an, ebenso Kurze vgl. Gramm. 589. Sicher ist das natürlich ebensowenig wie die Annahme, daß in dem *-ni* eine angetretene Partikel *-na* stecke, vgl. *bara-na*, die durch den Einfluß von *bharāmi* in *-ni* umgewandelt wäre. Man kann natürlich ebensogut in dem *-ā* ein idg. *-ā* sehen, denn man kann *bharān-i* teilen und *bharān* mit abg. *berą*, lat. *feram*, got. *bairau* aus **bairą* vergleichen. Es würde durch diese Parallele auch klar, auf welchem Wege abulg. *berą* in den Indikativ gekommen ist. Es gab m. E. im Indogermanischen noch keinen ausgebildeten Konjunktiv, und da dieser im Abulg. überhaupt fehlt, so ist es nicht weiter wunderbar, daß diese Form auch neben **bherō* verwendet wurde und schließlich die Alleinherrschaft erlangte.

Was nun aber indisch *brávā*, *brávāni* betrifft, so fällt doch auch hier eine Parallele zum Nomen in die Augen. Das Verhältnis von *brávā*, *brávāni* entspricht doch dem von *yugā*, *yugāni*, *nāmā*, *nāmāni* äußerlich ganz genau. Ob die Parallele zu Recht besteht, vermag ich freilich nicht zu sagen. Aber bei den großen Übereinstimmungen zwischen nominaler und verbaler Flexion wird man wohl auch hier eher an einen alten Zusammenhang als an Zufall denken dürfen. Auszugehen wäre bei der Erklärung von dem *ā* der schweren Basen. Mit der Parallelisierung der nominalen und verbalen Formen stehe ich übrigens nicht allein. Sie ist schon von Mahlow Die langen Vok. A̅ E̅ O S. 162 gegeben und von Wiedemann Das lit. Praet. S. 160 gebilligt.

Am Ende dieser Untersuchung angelangt, möchte ich noch einmal zusammenfassend kurz meine Ansicht darstellen.

Das indogermanische Verbalsystem ist durchaus nominalen Ursprungs. Eine Reihe von Nominalformen, teils der reine Stamm, der sogen. Kasus indefinitus, teils Partizipia, werden zunächst in verbalem Sinne gebraucht, so das Partizipium auf *-nt*, das

sich als 3. Plur. und das Partizipium auf *-to*, das sich als 3. Sing. und 2. Plur. festsetzt, also *bheront*, ai. *ábharan*, griech. ἔφερον = Part. *bheront*, ai. *bhárat* aus **bhárn̥t*, griech. φέρον, idg. **dhə-tó* = ai. *á-dhita*, griech. ἔ-θετο und 2. Plur. **ádhita*, griech. ἔ-θετε = ai. Part. *hitá-s*, griech. θετός.

In der 3. Plur. Perf. setzt sich eine Nominalform auf *-r* fest, ai. *ūṣur* = idg. *vésr̥*, griech. ἔαρ, lat. *vēr*.

Außerdem wird der reine Stamm gebraucht *aĝe*, ai. *ája*, griech. ἄγε = Vok. ἀγέ, und zwar ursprünglich für alle Personen, für den Plural erhalten in der 2. Plur. Perf.

Als 1. Pers. finden wir den *m*-Kasus 1. Sing. *aĝóm*, ai. *ājam*, griech. ἦγον = Akk. *aĝóm*, ai. *ajám* 'den Treiber', griech. ἀγόν; 1. Plur. *aĝ(e)més*, ai. *ajāmas*, griech. ἄγομες = Akk. Plur. *aĝṓns*, griech. ἀγούς, 1. Du. **aĝ(o)ve*, ai. *ajāva* = ai. *ajā́u*, griech. ἀγώ.

Die 2. Sing. enthält verschiedene Formen, z. T. wird der *s*-Kasus verwendet, ai. *á-gās*, griech. ἔ-βης = ai. *gās*, außerdem aber Infinitiva auf *-ai* und *-sai*, die aber auch in der ersten Person auftreten. Durch angetretene Partikeln wie *-tha*, *-dhi*, *-dhvai* werden dann neue Formen gebildet, die ursprünglich auch keine feste Bedeutung hatten, sich aber dann meistens als zweite Personen fixieren.

Die Übereinstimmung zwischen nominaler und verbaler Flexion ist, wie ich glaube, vollständig. Die Hauptfrage bleibt nun noch, wie sich die einzelnen indifferenten Nominalformen als bestimmte Verbalformen fixiert haben; das hängt für die 1. P. Sg. Pl. Du. und 2. P. Sg. von der Frage ab, was der *m*- und der *s*-Kasus ursprünglich bedeutet haben. Das wissen wir nicht, denn daß der Hinweis auf den Aktivus und Passivus des Baskischen nur ein Notbehelf ist, will ich hier noch einmal ausdrücklich hervorheben. Er kann richtig sein; vielleicht aber wird man die Erklärung anderswo suchen müssen. In dieser Beziehung werden andere helfen müssen, die eine größere Kenntnis nichtindogermanischer Sprachen besitzen.

Ob aber der Weg, den ich eingeschlagen, und der mir einigermaßen vertrauenswürdig erscheint, überhaupt der richtige ist, das muß ich abwarten.

Leipzig-Gohlis. H. Hirt.

Zum lateinischen Wortschatz.

I. *arcifīnius* (*arcifīnālis*).

Über das Wort *arcifīnius* liest man im 'Thesaurus': "de vocabuli formatione non satis constat; vgl. arcifinalis". In meiner Schrift Die lateinische Nominalkomposition S. 48 habe ich einen, wie ich heute gern gestehen will, unzulänglichen Versuch gemacht, die Bildung dieses sicher altüberkommenen Wortes zu erklären, indem ich *arci-* in dem Sinne und der Geltung eines Part. Perf. von *arcēre* auffaßte und erklärte 'eingeschränkte Grenzen habend' oder 'durch Grenzen eingeschränkt'. Über das, was man unter 'ager arcifinius' zu verstehen hat, besteht kein ernster Zweifel, wie man aus den folgenden Stellen ersehen kann. Mommsen in Hermes XXVII, 86 tut dar, daß der 'ager arcifinius' mit dem 'ager publicus' zu identifizieren sei und fügt dann hinzu: "und dies stimmt sowohl zur Benennung, die augenscheinlich von der Landesgränze entlehnt ist, theils in der Gleichsetzung des a. arcifinius mit dem a. occupatorius d. h. dem von der Gemeinde besiedelten Gebiet". v. Rohden bei Pauli-Wissowa I, 789 bezeichnet den 'ager arcifinius' als 'innerhalb des Grenzfriedens gelegenen Acker', "eingeschlossen durch unregelmäßige, natürliche und willkürlich gezogene Grenzen, deren Anerkennung auf Grund des Völkerrechtes in Friedensschlüssen und Staatsverträgen erfolgt ist". Nissen Italische Landeskunde 2, 12 sieht in ihm einen "Schutzwald" eine Art "Landwehr, wie sie in unserem Mittelalter häufig begegnen", indem er speziell in der Benennung 'arcifinius' eine an die ursprüngliche Bedeutung fortlebende Erinnerung sieht[1]). Der Widerspruch dieser beiden, auf Grund der aus dem Altertum überlieferten Erklärungen des Wortes fußenden Auffassungen ist vielleicht nur ein scheinbarer, wenn man annehmen darf, daß der ursprüngliche Zweck dieses offenbar den

1) Vgl. dazu Dieffenbacher Deutsches Leben im 12. Jahrhundert (Sammlung Göschen) S. 15: "Die Grenze (Karl v. Amira: Recht, Pauls Grundriß II, 2 p. 110), (*marc*, *mark*) wurde ursprünglich nicht künstlich vermessen; gewöhnlich bildet ein natürliches Verkehrshindernis, eine Wildnis oder ein Wald, eine neutrale Zone zwischen den Ländern. Erst gegen das 13. Jahrhundert werden bestimmte Schneiden festgelegt; ein Baum mit eingeschnittener Kerbe, ein Holz- oder Steinkreuz oder Steinhaufen bezeichnen die festen Punkte der Grenzlinie, wenn diese nicht fortlaufende Gräber oder Pfade kenntlich machten".

Feinden abgenommenen Gebietes ('occupatorius') zunächst der sein mochte, ein sozusagen neutrales Gebiet zwischen den Nachbarn zu schaffen, das jedoch im Besitze des Siegers war ('quibus agris victor populus occupando nomen dedit') und von diesem natürlich auch nutzbringend verwertet und durch Anweisungen an Private allmählich seines ursprünglichen Charakters entkleidet werden konnte. Den Namen hat dieser 'ager' meiner Ansicht nach von den 'arcae finium', den 'terminalia signa', welche zur Bestimmung der Grenzen, soweit dieselben nicht natürliche z. B. ein Fluß, Bach, Höhenzug waren (vgl. etwa den auch von v. Rohden zitierten Schiedsspruch der Minucier CIL V 7749 (= I 199), aufgestellt wurden. Der 'ager arcifinius', später 'arcifinalis' ist jener 'ager', der die 'Grenzmarksteine' in sich enthält, der 'ager cum arcis finium' oder 'continens arcas finium'. Dieses etwas komplizierte syntaktische Verhältnis ist durch die Schaffung des Kompositums *arcifīnius*, bez. *arcifīnālis*, durch welches dem Nomen 'ager' die gleiche ihn besonders charakterisierende Eigenschaft beigelegt ist, vereinfacht worden. Gegen die Annahme von 'Grenzmarken' könnte man geneigt sein, die Definition bei Frontin. grom. p. 5, 6 ins Feld zu führen: 'ager est arcifinius, qui nulla mensura continetur, finitur secundum antiquam observationem fluminibus, fossis, montibis, arboribus ante missis, aquarum divergiis et si qua loca a vetere possessore potuerunt optineri'. Jedoch dürfte dieser Einwand deshalb hinfällig sein, weil in der eben angeführten Definition nur hervorgehoben werden soll, daß der 'ager arcifinius' gewöhnlich natürliche Grenzen hatte. Dadurch ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß 'signa terminalia' oder 'arcae' angebracht waren, es dürfte dies vielmehr selbstverständlich sein und brauchte daher nicht ausdrücklich aufgeführt zu werden. Auch der Ausdruck 'arboris ante missis' spricht wohl für künstlich markierte Grenzen.

Ein genau unserem Worte entsprechendes Kompositum liegt in dem inschriftlich wiederholt belegten *sexfascālis* vor (vgl. Hist. Gram. 1, 409), Beiwort zu *cōnsulāris*. Dieses Kompositum ist syntaktisch gleichwertig mit dem Abl. qual. '(vir consularis) sex fascibus'. Und auf Grund des gleichen Vorgangs sind andere zusammengesetzte Bildungen auf *-ius* und *-iālis*, wie solche Hist. Gramm. 1, 414 und 415 verzeichnet sind, erwachsen. Ein 'sacrum novendiale' ist doch auch nichts anderes als ein 'sacrum novem dierum' oder 's. novem dies complectens' eine 'tunica laticlavia' ist soviel als 'tunica lato clavo'. Ja man könnte wohl

auch von einem 'ager arcarum finium' sprechen, aus dem dann der 'a. arcifinius' 'arcifinalis' hervorgegangen ist.

Durch die eben beigebrachten Beispiele, deren Zahl erheblich vermehrt werden könnte, scheint es mir außer Zweifel gestellt, daß die von mir gegebene Erklärung von 'ager arcifinius (arcifinalis)' wohl begründet ist. Durch sie wird die Entstehung unseres Kompositum auf einen in der nominalen Zusammensetzung gewöhnlichen sprachlichen Vorgang zurückgeführt, der gerade durch seine Einfachheit besticht. Und dazu kommt zur Bekräftigung der Richtigkeit dieser Erklärung die Unmöglichkeit einer andern, haltbaren Erklärung. Die aus dem Altertum überlieferten Deutungen 'ab arcendis hostibus' (Varro), 'ut quisque virtute colendi quid occupavit arcendo vicinum arcifinalem dixit (Flacc.)' knüpfen beide, wie man sieht, an das Verbum 'arcere' an; was um so leichter verständlich ist als ja auch *arca* etymologisch zu *arcere* gehört (vgl. 'arca ab arcendo vocata: finem enim agri custodit eosque adire prohibet' Isid.), doch möchte es wohl dem größten Erklärungskünstler und geschicktesten Wortdeuter unmöglich sein, diese Kunststücke gelehrter Volksetymologie (man entschuldige den scheinbaren Widerspruch!) auf eine haltbare Grundlage zu stellen. Ebensowenig läßt sich unser Wort "von dem kriegerischen Bollwerke an der Grenze, den *arces*", wie von Rohden meint, ableiten[1]). Er hat auch nicht den leisesten Versuch gemacht, anzudeuten, wie er sich etwa die Bedeutung des ganzen Kompositums zurecht gelegt hat, aus dessen erstem Bestandteil er die 'arces' an der Grenze herausliest. Kurz, es ist ein Ding der Unmöglichkeit unserem 'arcifinius (arcifinalis)', eine den Gesetzen der Wortbildung Genüge leistende Erklärung auf einem anderen Wege, als der oben eingeschlagen wurde und sich insbesondere durch seine ungekünstelte Einfachheit empfiehlt, abzugewinnen.

Noch ein Einwand könnte gegen die hier gegebene Erklärung von 'arcifinius' erhoben werden, daß nämlich *arca* in der Bedeutung 'terminale signum' nur bei den Grammatikern belegt sei. Jedoch scheint mir nichts im Wege zu stehen, hierin alte Tradition zu sehen, die die alte volkstümliche Ausdrucksweise

1) Auch mit dem von Brugmann Ind. Forsch. XIII 92 als möglich angesetzten Stamme **arcer*— (griech. τὸ ἄκρος) mit der Bedeutung 'Wehr, Schutzdamm' (zu *arceō*, *arx*, griech. ἀρκέω gehörig) wüßte ich unser *arci-* nicht zu vermitteln.

festgehalten hat. Ja gerade der Umstand, daß in der Rechts- und Literatursprache 'terminus' (neben inschriftl. 'termen') an die Stelle von 'arca' trat, erklärt um so leichter die verbale Umdeutung von *arci-* in 'arcifinius'.

II. *crāpula.*

Eine ganz singuläre Stellung nimmt *crāpula* ein, das ohne allen Zweifel von griech. κραιπάλη entlehnt ist[1]). Lindsay The Lat. Langu. S. 197 verzeichnet einfach den Übergang von griech. αι in lat. *ā* in diesem Worte, indem er auf Meyer-Lübke Gramm. d. roman. Spr. I 32 verweist, wo es heißt: "αι wird in alter Zeit zu *a*: *crapula*; auch ital. *paggio*, παιδίον weist wegen seines Akzentes und der Behandlung von *di̯* auf sehr frühlateinisches **pádium*, das wohl nur zufällig nicht belegt ist. Sodann αἶσχος, span. *asco*, αἰσχρόν, ital. *aschero*". Nirgends finde ich aber eine Andeutung darüber, wie denn etwa diese verschiedene Behandlung des griechischen αι in dem einen *crāpula* gegenüber dem gewöhnlichen in so zahlreichen Fällen bezeugten Übergange von griech. αι in lat. *ae* zu erklären sein möchte. Denn es scheint nicht möglich, etwa einen chronologischen Unterschied aufstellen zu wollen, wie man aus dem 'alt' der oben angeführten Stelle aus Meyer-Lübkes Grammatik zu schließen geneigt sein möchte. Denn derselbe Plautus hat neben *crāpula* beispielsweise auch *paenula*, in welchem Worte unter den gleichen akzentuellen Bedingungen das griechische αι in lat. *ae*, nicht in *ā* übergegangen ist. Man fragt doch wohl mit Recht: warum nicht auch **pānula*? Der Umstand, daß das eine Mal *p* auf den Diphthong folgt, das andre Mal *n*, vermag doch sicher nicht die Verschiedenheit der Behandlung des griechischen Diphthongs αι zu erklären. Diesen Widerspruch kann man meines Erachtens nur durch die Annahme erklären, daß uns *crāpula* die Behandlung des griech. αι in volkstümlicher Sprache zeigt, während der Übergang in *ae* als eine Eigentümlichkeit des Schriftlatein aufgefaßt werden

1) Diese Ansicht verdient wegen der unmittelbaren Übereinstimmung der Bedeutung des griechischen und lateinischen Wortes unbedingt den Vorzug vor der von Fr. A. Wood in Am. Journ. Phil. 21. 178 aufgestellten, daß lat. *crāpula* mit abg. *kropiti* 'sprinkle, drip' lit. *krãpinu* zusammenzustellen sei. Da mir die amerikanische Publikation nicht zugänglich ist (ich verdanke die Kenntnis derselben dem Anzeiger f. indog. Sprach- und Altertumskunde XIII 122), vermag ich natürlich nicht anzugeben, in welcher Weise Wood seine Ansicht begründet.

muß. Daß uns ein Wort wie *crāpula*, über dessen Entlehnung man sich nicht mit Ruge Bemerkungen zu den griechischen Lehnwörtern im Lateinischen S. 24 zu verwundern braucht, nur in volkstümlicher Form vorliegt, kann bei seiner Bedeutung durchaus nicht auffallen, eher daß nur dieses einzige Wort selbst aus dem ältesten Latein in vulgärer Lautgestalt überliefert ist. Sollte es wirklich Zufall sein, daß auch germ. *ai* in Lehnwörtern, wie Meyer-Lübke ib. 36 (vgl. Gröber, Grundriß der rom. Phil. I 698) verzeichnet, in *a* übergeht, wie man aus den dort angeführten Beispielen *waidanjan* : *guadagnare*, *waid* : *guado* usw., und lat. *sāpō* ersieht, das, wie bekannt, auf ein germ. **saipō* zurückgeht. Vgl. Much Gött. gel. Anz. 1901, 459 f., der, von Meyer-Lübke aufmerksam gemacht, *sāpō* durch *crāpula* stützt, aber den Widerspruch der in der Behandlung des griech. κραιπάλη und den zahlreichen anderen griechischen Lehnwörtern besteht, die unter denselben sprachlichen Voraussetzungen und Bedingungen ihr griech. αι in lat. *ae* übergehen lassen, gleichfalls unberücksichtigt und unerklärt läßt. In der oben angegebenen Weise scheint dieser Widerspruch aufgeklärt werden zu können. Es dürfte kaum zu kühn sein, zwischen der Behandlung von griech. αι im alten volkstümlichen Latein und von germ. *ai* in dem Volkslatein später und spätester Zeit einen innerlichen Zusammenhang anzunehmen und in dieser Übereinstimmung eine Eigentümlichkeit der vulgären Sprache zu erkennen, welche sich von der ältesten für uns erreichbaren Zeit bis in die jüngste Phase der Entwicklung unverändert fortgepflanzt hat.

Aus der Wiedergabe des latein. *ai* im Griechischen (vgl. Eckinger Die Orthographie lateinischer Wörter im Griech. 77 f., G. Meyer Griech. Gramm.[3] 177, Nachmanson Laute und Formen der magnetischen Inschr. 40) ist nichts zu entnehmen.

Ein altes Seitenstück zu *crāpula* wäre *-atrium*, wenn es in der Tat ein griechisches Lehnwort ist. Diese ältere, meines Wissens von Scaliger herrührende Ansicht, die beispielsweise in dem Lexikon von Klotz unter Verweisung auf W. A. Becker Gallus 1, S. 84 vertreten wird, scheint auch noch am ehesten den Beifall Thurneysens zu finden, der im Thesaurus zu dem Worte bemerkt: "orig. inc., nisi a graecis tractum est, cf. αἴθριος ὑπαίθριος. non duci potuisse ab *ater*, quod nullo tempore culina in atrio fuerit, docet me Puchstein". Dagegen bemerkt Mau bei Wissowa-Pauli s. v. 'atrium', daß darunter zu verstehen sei

"der Mittelraum des altitalischen Hauses, welcher ursprünglich den Herd enthielt" und äußert sich außerdem noch folgendermaßen: "Das A. der ältesten Zeit, als der den Herd enthaltende Hauptraum der Wohnung, erhielt sich in der villa rustica unter dem Namen culina". Indes bemerkt auch Kretschmer Einleitung S. 137: "Die alte Ableitung von *āter* 'schwarz' (atrum enim erat ex fumo Serv. Verg. Aen. I, 730) hat zwar den Vorzug, an ein lat. Wort anzuknüpfen, ist aber semasiologisch nicht wahrscheinlich". In merwürdigem Widerspruch mit dieser Äußerung Kretschmers steht die Bemerkung Schraders Reallexikon S. 341, der sich gegen die von Kretschmer gebilligte Zusammenstellung von lat. *ātrium* mit avest. *ātare* 'Feuer' ausspricht und für den Zusammenhang mit *āter* eintritt, indem er sagt: "doch sprechen semasiologische Analogien für letzteres (*āter*), wenn man bedenkt, daß derartige vom Feuer des Herdes und der Kienfackeln berußte Räume auch jetzt in Rußland 'Schwarzstuben' heißen (vgl. Beckmann Beyträge II, 410), und im Armenischen als synonym mit dem oben besprochenen Ton (*tun*) [1]) Gharadam d. h. 'Schwarzes Haus' gebraucht wird". Die von Leumann Etym. Wört. d. Sanskritsprache I, 12 vorgeschlagene und von mir Hist. Gramm. I, 263 angeführte Zusammenstellung von *ātrium* mit ai. *átharvan-* 'Feuerpriester' ist von Uhlenbeck Kurzgef. etym. Wört. S. 6 s. v. *átharvā* nicht erwähnt. Ebenda ist auch darauf hingewiesen, daß wegen des ai. *th* Verwandtschaft von *átharvā* mit av. *ātarš*, neup. *āđar* 'Feuer', arm. *airem* 'verbrenne, zünde an' nicht sicher sei. Nach den eben angeführten Auseinandersetzungen Kretschmers und Schraders über die Etymologie des Wortes *ātrium* scheint es doch immerhin zweifelhaft, ob wir der Herleitung desselben aus dem Griechischen uns anschließen sollen. Immerhin müßten wir es aber in diesem Falle in lautlicher Hinsicht wegen des lat. *ā* = griech. αι auf eine Stufe mit *crāpula* stellen, das den Ausgangspunkt dieser Auseinandersetzungen gebildet hat.

III. *oblucuviāsse.*

Das von Paul. Fest. 187, 11 M. überlieferte *oblucuviāsse*, von dem es heißt: 'dicebant antiqui mente errasse, quasi in

1) Dies ist "der Wohnraum für Menschen, der Herd, die Vorratskammer, der Backofen, der Schlaf-, Ess- und Aufenthaltsort. In armen. Familien weilt auch der fremde Gast daselbst" (Schrader 340 nach Parsadan Ter-Mowsesjanz).

luco deorum alicui occurrisse', ist offenbar eine volksetymologische Deutung, die das zusammengesetzte Wort in 'ob lucum viasse' zerlegte, und wobei die Präposition 'ob' in örtlichem Sinne gesetzt ist, wie in 'obviam', 'ob Romam ducere'. Ich bin leider nicht in der Lage, genaueres über diesen volkstümlichen Glauben, demzufolge die Begegnung mit einem Menschen in einem heiligen Hain eine geistige Störung des Begegnenden nach sich gezogen haben soll, beizubringen, aber mit voller Bestimmtheit läßt sich behaupten, daß die ganze Erklärung den Eindruck macht, daß sie ad hoc ins Leben gerufen sei, weil der Erklärer das alte Wort nicht anders als nach dem äußeren Klange zu beurteilen vermochte und daher auch zu der ganz äußerlichen Erklärung 'ob lucum viasse' gelangte. Wenn wir die Erklärung 'mente errasse' ins Auge fassen, die doch offenbar auf guter alter Überlieferung beruht, während der weitere Zusatz schon durch die Einleitung mit 'quasi' nur als eine rein subjektive Zutat wohl des Verrius Flaccus sich darstellt, dürfen wir den Versuch wagen, dieses alte von einem zusammengesetzten Nomen (Adjektiv) abgeleitete Verbum sprachlich zu erklären. Das Grundwort ist das adjektivische Kompositum **oblucuvius*, das meines Erachtens aus einem verschollenen Adjektiv **oblucos* und *via* abgeleitet ist. Das Adjektiv **oblucos* stelle ich zu demselben Stamme wie *luxus* 'verrenkt', das wohl als Ableitung von einem Substantiv **lucos* aufzufassen ist (= **luc-s-o-s*), vgl. *anx-iu-s* neben *angus-tu-s* von *angor*, *faus-tu-s* neben *favor* und das als sabinisch bezeichnete *lixula*, das von Planta 2 30 mit Recht als Diminutiv eines *s*-Stammes **licos* (weniger wahrscheinlich **liquos*, vgl. von Planta 1 340) erklärt und somit als **lic-s-ulā* auffaßt[1]). Allerdings kann in diesem Falle das lat. *luxus* nicht mehr, wie es früher (vgl. Hist. Gramm. 1, 146) wenigstens zum Teil geschehen ist[2]), als Lehnwort von griech. λόξος aufgefaßt werden.

---

1) Die Belegstelle für 'lixula' aus Varro L. L. 5, 106 f. heißt: "circuli quod mixta farina et caseo et aqua circuitum aequabiliter fundebant; hoc (hos? von Planta) quidam qui magis incondite faciebant vocabant *lixulas* et *similixulas* (oder *semilixulas* von Planta) vocabulo Sabino".

2) Vgl. Meyer-Lübke in Philol. Abhandl. f. H. Schweizer-Sidler S. 17: "nur *luxus* = griech. λοξός zeigt *u* (gegen die Regel, welche *o* fordert). "Das wort findet sich schon bei Cato, hat namentlich in der sprache der mediziner allerlei sprossen getrieben, scheint aber doch nicht recht volkstümlich zu sein, da es, soviel ich sehe, im romanischen fehlt. Entlehnung

eine Annahme, welche durch die Bedeutungsverwandtschaft nahegelegt zu sein schien, aber andererseits durch die Vokalisation der Stammsilbe (lat. *u* gegenüber griech. o) unmöglich gemacht wird. Lat. *luxus* mit ursprünglichem *ŭ* ist von griech. λοξός mit ο als Ablaut zu ε, vgl. λέχριος aus *λεκ-ς-ριο-ς nach dem zuerst von de Saussure entdeckten Gesetz, zu trennen und zu der selbständigen Wurzel (schwache Stammform) *luc-* zu stellen, wozu natürlich auch das Substantivum *luxus* 'Verrenkung', wohl auch das Verbum *luctārī* (von den verschränkten Bewegungen der Ringenden) gehören. Dagegen ist *lucta* eine postverbale Rückbildung, wie *pugna*[1]), wie schon Hist. Gramm. 1, 588 unter Verweisung auf von Rozwadowski S.-A. a. d. Anz. d. Ak. d. Wiss. in Krakau 1892 S. 284 hervorgehoben worden ist. Kehren wir nun wieder zu *oblucuviāsse* zurück. Das Kompositum **oblucuvius*, das in der dritten Silbe ein allerdings auffallendes, wohl durch Assimilation an das *u* der vorausgehenden Silbe zu erklärendes *u* enthält, muß die Bedeutung gehabt haben 'einen verrenkten, krummen (= verkehrten) Weg gehend' und daraus ergibt sich selbstverständlich ungezwungen die Bedeutung von 'oblucuviare' = 'mente errare'. Es darf hier darauf hingewiesen werden, daß das allerdings erst in später Latinität vorkommende *dēviāre* auch 'irren, fehlen' bedeutet. Und was die Vorstellung der Abweichung, des Abbiegens vom rechten Wege anlangt, sei es gestattet, die bekannten von Cicero Cato maior 6, 16 uns überlieferten Verse des Ennius anzuführen:

"Quo vobis mentes, rectae quae stare solebant
Antehac, dementes sese flexere viai?"

---

aus dem griechischen ist nicht ausgeschlossen, und ja auch bei anderen körperliche gebrechen bezeichnenden adjektiven sicher, z. B. bei *blaesus*". In meiner Laut- und Formenlehre[3] S. 68 ist darauf hingewiesen, daß der Unterschied der Bedeutung von griech. βλαισός 'auswärts gekrümmt an den Füßen' und lat. *blaesus* 'lispelnd, stammelnd' die Annahme der Entlehnung nicht sehr wahrscheinlich macht. *luxus* kann aber wegen seines *u* in der ersten Silbe überhaupt nicht entlehnt sein, da wir im Falle der Entlehnung unbedingt **loxus* zu erwarten hätten. Und da auch im lat. **loxus* = griech. λοξός nie zu *luxus* hätte werden können, muß eben *u* (eventuell *ū*, s. u.) ursprünglich sein. Es soll hier noch darauf hingewiesen werden, daß weder Vaniček noch Saalfeld das lateinische Wort als griechisches Lehnwort aufgefaßt haben.

1) Nach Körting setzen die romanischen Sprachen *lūcta* voraus, das meines Wissens für das Schriftlatein nicht belegt ist.

An diese, wie ich glaube, einleuchtende Erklärung von *oblucuviāsse* sei es gestattet, noch folgende Bemerkung zu knüpfen. Nach der bei Paul. Festi stehenden Erklärung müßte man schließen, daß das *u* der zweiten Silbe lang gesprochen worden sei, da es dem von *lūcus* 'Hain' gleich gesetzt ist. In diesem Falle hätten wir als ursprüngliche Gestaltung des ersten Bestandteils des ursprünglichen Adjektivs **oblūcos* anzusetzen und gewinnen so, abgesehen vom Suffixe *-uo-*, ein Gegenstück zu *oblīquos*. Da meines Wissens die Quantität des *u* der ersten Silbe unseres *luxus* nur auf Grund der Gleichstellung mit griech. λοξός angesetzt ist, diese Gleichstellung aber, wie wir gesehen haben, nicht haltbar ist, so steht gar nichts im Wege, *lūxus* anzusetzen, und die oben berührten und besprochenen Verhältnisse verändern sich dann insofern, als von einem *s*-Stamm **leucos*, **lūcos* auszugehen ist, von dem man durch die Mittelstufe **leuc-s-o-s* zu *lūxus* gelangen würde.

Aus den vorstehenden Ausführungen ergibt sich ein Wurzelpaar *leiq-* und *leuq* mit sehr nahe verwandter Bedeutung, beziehungsweise nach Hirts Ansätzen die beiden Basen *leiqe-* und *leuqe-*, denn wie bereits oben unter Verweisung auf von Planta 1, 340 hervorgehoben worden ist, kann man wegen lat. *licinus* die Wurzelform *liq-* ansetzen, wobei man in *oblīquos* Suffix *-u̯o-* zu sehen hat, und andererseits steht gar nichts im Wege, für *luxus* und die dazugehörigen Wörter die Vollstufenform I *leuq*(*e*)- anzusetzen. Dazu kommt noch als dritte Wurzelgestalt *leq-* (bez. die Basis *leqe-*) in λοξός λέχριος. Wie man sich das nähere Verhältnis von *leiqe-*, *leuqe*, *-leqe-*, die man doch auch gerne, wenn möglich, unter einen Hut brächte, zu denken hat, vermag ich nicht zu sagen.

Innsbruck. Friedrich Stolz.

Die Vertretung der Tenues aspiratae im Slavischen.

Mit Kozlovskij (Afslphil. 11, 387 ff.) und Brugmann (Grdr. 1², 716) nehme ich an, daß die indogermanischen Tenues aspiratae in der Zeit der baltoslavischen Urgemeinschaft die Aspiration verloren und mit den indogermanischen Tenues zusammenfielen. Durch Mediae werden die Tenues aspiratae unter keinen Um-

ständen im Slavischen vertreten, denn in aksl. *noga*, *nogŭtĭ* wird wie in lit. *nãgas*, *nagà* idg. *gh* vorliegen, während ai. *nakhá-*, np. *nāχun* idg. *kh* enthalten, und auch das *g* von aksl. *golŭ* ist nicht auf idg. *kh* zurückzuführen, sondern entspricht genau dem germ. *k* in ags. *calu*, ahd. *kalo* und ist also nichts anderes als idg. *g* (daneben lat. *calvus* = ai. *kulva-* = av. *kourva-*; ai. *kālvālīkṛta-*; *khalvāṭa-*, *khalatí-*). Für die Vertretung der Tenues aspiratae durch Tenues lassen sich aus dem Slavischen freilich nur sehr wenige Belege anführen. Vollständige Sicherheit haben wir eigentlich in keinem einzigen Falle, weder im Slavischen, noch im Litauischen: die Möglichkeit ist ja nirgends ausgeschlossen, daß wir es mit indogermanischem Wechsel von Tenues aspiratae mit Tenues zu tun haben. Als ziemlich sicher betrachte ich:

Aksl. *pěna* : ai. *phéna-*, osset. *fing*, *finkhä*, *fynkh* 'Schaum'.

Aksl. *spěti* 'vorwärtskommen, Erfolg haben' : ai. *sphā-* 'gedeihen'.

Aksl. *sporŭ* 'reichlich' : ai. *sphirá-* Rv. 8, 1, 23.

Aksl. *stati* 'sich stellen', *stojati* 'stehen' : ai. *sthā-* 'stehen'. Griech. ἵστημι ist vielleicht nach Zubatý (KZ. 31, 1 ff.) zu beurteilen. Zu den mit *st*(*h*) anlautenden Wörtern vgl. Zubatý, SB. kön. böhm. Ges. 1895, XVI.

Aksl. *mętą*, *męsti* 'umrühren, verwirren' : ai. *manth-* 'rühren, quirlen'.

Aksl. *kątŭ* 'Winkel' : griech. κανθός 'Augenwinkel, Radreif'.

Aksl. *štitŭ* 'Schild' : griech. σχίζω.

Verwerflich oder zu unsicher sind die folgenden Gleichungen:

Aksl. *porją*, *prati* 'zerschneiden' : griech. φάρω 'spalte, zerstückele'. Das griechische Wort hat vielmehr φ aus idg. *bh* und gehört in die Sippe von av. *bar-* 'schneiden', lat. *forāre*, ahd. *borōn* 'bohren'. Aksl. *porją* dagegen wird ansprechend mit griech. πείρω usw. verbunden (Miklosich Etym. Wb. 258).

Slav. *pych-* 'blasen' (s. Miklosich Etym. Wb. 268 f.) : griech. φῦσα 'Blasebalg, Hauch', φῡσάω 'blase'. Nicht unbedingt abzulehnen, aber wegen des onomatopoëtischen Charakters nicht beweiskräftig.

Russ. *lópatĭ* 'fressen' : griech. λαφύσσω 'verschlinge'. Aber *lópatĭ* 'fressen' ist gewiß nicht von *lópatĭ*, *lópnutĭ* 'bersten, platzen' zu trennen, und Kozlovskij hat dieses schon geahnt.

Aksl. *talij* 'grüner Zweig', *talije* 'Zweige, Äste', russ. dial. *tal* 'Salix arenaria' : griech. θάλλω 'blühe'. Slav. *tal-* ist aber

wegen ai. *tāla-* 'Weinpalme' mit idg. *t* anzusetzen (so auch lat. *tālea* IF. 13, 218), während griech. θάλλω auf einer mit *dh* anlautenden Wurzel beruht (vgl. alban. *dal'* und die PBB. 26, 568 f. besprochene germanische Sippe).

Aksl. *klevetа* 'Verleumdung, Schmähung' : griech. χλεύη 'Scherz, Spott'. Viel besser paßt χλεύη zu an. *glý* 'Freude, Fröhlichkeit', ags. *gléo*(*w*) 'Scherz, Freude, Musik' und andern mit idg. *gh* anlautenden Wörtern. *Kleveta* aber ist unklar.

Aksl. *iskra* 'Funken' : griech. ἐςχάρα 'Heerd'. Diese Gleichung mag richtig sein (s. Kozlovskij, Afslphil. 11, 389 f. und vgl. Heinsius, IF. 12, 180), ist aber kaum sicher genug, um ein Lautgesetz begründen zu helfen.

Aksl. *sirŭ* 'verwaist' : griech. χῆρος 'verwaist, verwitwet', lat. *hērēs* 'Erbe' (Pedersen, KZ. 38, 395). Aber *sirŭ* darf nicht von lit. *szeirỹs* 'Witwer', *szeirẽ* 'Witwe' getrennt werden (Miklosich, Etym. Wb. 296; Delbrück, Verwandtschaftsnamen 66) und auch die Kombination von χῆρος mit ai. *hā-* wird man nicht gerne aufgeben. Lat. *hērēs* (über dessen Bildung Brugmann Album-Kern 29 ff.) gehört mit *h* aus idg. *ĝh* zu χῆρος.

Auch muß ich davor warnen, das *k* von bulg. *nokŭt*, serb. *nokat* usw. dem *kh* von ai. *nakhá-* gleichzusetzen, denn es ist erst in später Zeit in der unmittelbaren Stellung vor *t* aus dem *g* (idg. *gh*) von aksl. *nogŭtĭ*, russ. *nógotĭ* usw. entstanden.

Teilweise im Gegensatz mit der Anschauung Kozlovskijs hat vor einigen Jahren Pedersen (IF. 5, 50. 56. 64[2]) erweisen wollen, daß idg. *kh* im Slavischen als *ch* auftrete, und neuerdings hat er dieses angebliche Lautgesetz mit neuen Belegen zu stützen versucht (KZ. 38, 388 ff.). Ich kann es nicht wahrscheinlich finden, daß *kh* im Slavischen anders behandelt wäre als die übrigen aspirierten, sowohl stimmhaften wie stimmlosen Verschlußlaute, obgleich ich die Möglichkeit eines solchen isolierten Lautwandels natürlich nicht leugne. Wenn Pedersen (KZ. 38, 391) sich auf das Armenische beruft, so ist doch der Unterschied hervorzuheben, daß in dieser Sprache keine der Tenues aspiratae ihre Aspiration eingebüßt hat, sei es auch daß nur *kh* zur Spirans fortgeschritten ist, während im Slavischen das *kh* bei Pedersens Auffassung nicht nur durch seinen Übergang in *ch*, sondern auch schon durch das Erhalten der Aspiration eine Sonderstellung eingenommen hätte. Dennoch würde ich, falls Pedersen sein Gesetz mit zwingenden Etymologien erhärten könnte, den Streit

dagegen aufgeben und ruhig annehmen, was die Tatsachen auswiesen. Vielleicht wird es einmal so weit kommen, aber vorläufig kann ich nicht finden, daß Pedersens Hypothese im Begriffe ist, den Sieg zu erringen. Sehen wir einmal zu, welche Etymologien Pedersen für sein Gesetz angeführt hat.

Czech. *chopiti, chapati*, poln. *chapać*, russ. *chápatĭ* 'raffen, greifen', aksl. *ochąpiti* 'umfassen' : armen. *xap̆anem* 'verhindere'. Der Bedeutungsunterschied ist zu groß, als daß die Gleichung für sicher gelten dürfte. Über got. *haban* und lat. *habēre*, welche Wörter Pedersen (IF. 5, 64[2]) zweifelnd herangezogen hat, vgl. IF. 13, 216. Pedersen selbst scheint seine Vermutung über etwaigen Zusammenhang zwischen *haban* — *habēre* und *chopiti* aufgegeben zu haben, denn KZ. 38, 394 wiederholt er sie nicht. Die Sippe von *chopiti, chapati* sieht onomatopoëtisch aus und wird erst im Sonderleben des Slavischen entstanden sein (auch aksl. *chopiti* 'beißen' wird wohl mit Recht hierher gestellt).

Poln. *chęć*, czech. *chut'* 'Lust', aksl. *chŭtěti, chotěti* 'wollen' : armen. *xind* 'Freude', *xndam* 'freue mich', *xand* 'heftiges Gefühl' (Meillet MSL. 9, 153). Das von Zupitza (BB. 25, 94 f.) mit *chęć* usw. verglichene cymr. *chwant* ist wohl ferne zu halten und nach Stokes (Urkelt. Sprachschatz 321) zu beurteilen. Semasiologisch wäre die Gleichung *chęć* : *xind, xand* ansprechend genug, wenn die Vertretung von armen. *x* durch slav. *ch* nur feststünde. Zu den evidenten Etymologien wird sie aber kaum gerechnet werden können, zumal weil es nicht sicher ist, daß wir das *ŭ* (*o*) von *chŭtěti* (*chotěti*) auf *n̥* zurückführen dürfen. Wie *chęć* — *chut'* sich zu *chŭtěti* verhält, ist keineswegs so selbstverständlich wie Pedersen (KZ. 38, 390) annimmt, denn das *t* kann ja sehr gut wurzelhaft sein, und abgesehen von dem Nasal könnte das Verhältnis von ***chątĭ* zu *chŭtěti* (*chotěti*) ähnlich aufgefaßt werden wie dasjenige von gall. *avi-* zu lat. *avēre* oder von ai. *kaví-* zu lat. *cavēre*. Aber wir können einräumen, daß die Vermutung Meillets das richtige trifft, ohne doch gezwungen zu sein, Pedersens Gesetz anzuerkennen, falls wir nämlich einen indogermanischen Wechsel *ks* : *kh* annehmen wollen. Slav. *ch* läßt sich ja sehr gut aus *ks* erklären, und dieses idg. *ks* könnte durch Umstellung aus *sk*(*h*) entstanden sein. Armen. *xind, xand* beruhen dann auf einer *s*-losen Nebenform derselben Wurzel. Pedersen zieht auch noch lat. *amāre* 'lieben', *famēs* 'Hunger' heran, was ich nach meinen Ausführungen über die Vertretung der Tenues

aspiratae im Lateinischen (IF. 13, 213 ff.) als durchaus verfehlt bezeichnen muß. Auch mit einander haben *amāre* und *famēs* wohl nichts gemein. Vgl. über *amāre* Zimmermann KZ. 34, 584 f.

Aksl. *sěrŭ* 'grau' : an. *hárr*, ags. *hár* 'altersgrau'. Nach Lorentz (KZ. 37, 265[1]) und Pedersen (KZ. 38, 392 f.) müßte das *s* von *sěrŭ* auf Grund von czech. *šerý*, nsorb. *šery*, poln. *szary* durch die jüngere Palatalisation aus *ch* entstanden sein. Aber das *š* der westslavischen Dialekte kann auch auf *si̯* aus idg. *k̑i̯* zurückgehen, denn wohl mit Recht denkt Zupitza (Gutturale 185) an Beziehungen zu ai. *çyāmá-*, *çyāvá-* usw., mit deren Wurzelsilbe das westslav. **šě-* in **šěrŭ* sich gleichstellen läßt. Aksl. *sěrŭ* ist eine Nebenform ohne *i̯* und mit ai. *çārá-* 'bunt, scheckig' zu vergleichen. Von *šerý* kann das *š* auf das sinnverwandte *šedý* (aksl. *sědŭ*) übertragen sein, aber vielleicht gehört *sědŭ* - *šedý* mit *sěrŭ* : *šerý* zu derselben Wurzel und läßt sich das Nebeneinander von *š* und *s* in den beiden Fällen auf der gleichen Weise durch einen idg. Wechsel *k̑i̯* : *k̑* erklären. Griech. χοῖρος 'Ferkel' ist bei meiner Auffassung der Lautverhältnisse ferne zu halten.

Aksl. *chlakŭ*, *chlastŭ* 'unverheiratet', *chlapŭ* 'Diener' : got. *halbs* 'halb' (Pedersen, KZ. 38, 373 ff.). *Chlakŭ*, *chlastŭ* sollen aus **cholpkŭ*, **cholpstŭ* entstanden sein, was zwar möglich, aber durchaus nicht notwendig ist. Da war Pedersen früher jedenfalls auf einer besseren Fährte (IF. 5, 64). Aber abgesehen davon, ob *chlakŭ* und *chlastŭ* mit *chlapŭ* zusammenhängen können, mit got. *halbs* haben sie jedenfalls nichts zu tun (s. mein Etym. Wb. der got. Sprache[2] 71). Semasiologisch scheint Pedersens Kombination mir sehr gezwungen, und wenn *halbs*, wie wahrscheinlich, zu ai. *kalp-* gehört, dann haben wir bei diesem Worte nicht den geringsten Anlaß idg. *kh* anzusetzen.

Aksl. *chramŭ* 'Haus' : ai. *harmyá-* 'festes Gebäude'. Unter einer andern Voraussetzung findet sich diese Gleichung bei Kozlovskij (Afslphil. 11, 384). Pedersen (KZ. 38, 395) führt sie nur ganz zweifelnd an. Vorläufig meine ich, daß wir das *h* von *harmyá-* weder auf eine gutturale Spirans (Kozlovskij) noch auf *kh* (Pedersen) zurückführen dürfen. Ist *harmyá-* ursprünglich 'Einfassung, Einfriedigung' und gehört es zu idg. **ĝher-* 'fassen' (ai. *har-*)?

Aksl. *chlěbŭ* : got. *hlaifs* 'Brot' : lat. *lībum* 'Kuchen, Fladen, Opferkuchen'. Pedersen (IF. 5, 50; KZ. 38, 393 f.) geht aus von idg. **khloi̯bho-*. Warum aber sollte *chlěbŭ* nicht aus dem Ger-

manischen entlehnt sein? Auch wenn man nicht so weit gehen will wie Hirt (PBB. 23, 330 ff.), so muß man doch zugeben, daß das Slavische voll von germanischen Lehnwörtern ist, und daß bei einem Worte mit anlautendem *ch*, das keine Beziehungen in den übrigen *satəm*-Sprachen aufweisen kann, aber einem germanischen Worte mit anlautendem *h* zu entsprechen scheint, der Verdacht der Entlehnung äußerst nahe liegt. Mich befriedigt Pedersens Hypothese ebensowenig wie die Auffassung Kozlovskijs (Afslphil. 11, 386). Der Wahrheit am nächsten dürfte Lidén (PBB. 15, 514 f.) gekommen sein, und in meinem Etym. Wb. der got. Sprache[2] 78 hätte ich vielleicht seiner Meinung gegenüber mich nicht so skeptisch verhalten sollen. Ein objektives Kriterium zur Entscheidung der Frage, ob *chlěbŭ* ein Lehnwort sei oder nicht, ist kaum vorhanden. Nur darf man nicht auf Grund unsicherer Urverwandtschaft ein neues Lautgesetz aufstellen.

Aksl. *chladŭ* 'Rute' : ai. *khaṇḍa-* 'Lücke, Bruch, Stück, Teil' (Pedersen IF. 5, 50). Die Gleichung ist semasiologisch nicht unstatthaft, aber doch schon wegen des Bedeutungsunterschiedes als unsicher zu bezeichnen. Falls sie richtig ist, werden wir einen Wechsel *ks* : *kh* (*skh*) anzunehmen haben (vgl. das oben zu *chęć* : *xind*, *xand* Bemerkte). Vielleicht aber ist *chladŭ* entlehnt aus einem germ. **hlunda-* 'Holzstück', das mit dem in seiner Bedeutung spezialisierten an. *hlunnr* in grammatischem Wechsel stünde. Gegen Entlehnung spräche aber eventuelle Verwandtschaft mit aksl. *ochlęnąti* 'schwach werden', *ochlędanije* 'Nachlässigkeit', czech. *chlouditi* 'schwächen' (vgl. Pedersen a. a. O.). KZ. 38, 394 wird die Gleichung *chladŭ* : *khaṇḍa-* nicht wiederholt; sie scheint demnach vom Urheber aufgegeben zu sein. Pedersens Gesetz erweisen zu helfen, ist sie nicht im stande.

Russ. *chrjašč* 'Knorpel' : lit. *kremslė̃* 'Knorpel', *kremtù*, *krim̃sti* 'nagen' (Pedersen KZ. 38, 394). Slav. *chręst-*, *chrąst-* 'knirschen, knistern' ist wohl eine lautmalende Neubildung der urslavischen Periode (vgl. Miklosich, Etym. Wb. 90).

Russ. *chvoj*, *chvója* 'Nadel, Tangel, Tannen- oder Fichtenzweige' : lit. *skùjos* 'die Nadeln der Nadelhölzer' (Pedersen KZ. 38, 394). Wie die vorige, findet diese Gleichung sich schon bei Miklosich (a. a. O. 92). Im Gegensatz zu Pedersen kann ich eine Alternation *ks* : *sk* nicht unwahrscheinlich finden (vgl. Fälle wie ai. *kṣubh-* : aksl. *skubą* und s. auch oben zu *chęć* und *chladŭ*). Aber auch die Vokalverhältnisse sind unklar.

Aksl. *mlachavŭ* 'schwach' : griech. βληχρός 'schwach' (Pedersen IF. 5, 56). Das slav. Wort scheint von einem Nomen **mlachŭ* abgeleitet zu sein, dessen *ch* nach Pedersen IF. 5, 51 beurteilt werden könnte. KZ. 38, 394 finden wir *mlachavŭ* nicht wieder, wahrscheinlich weil es bei der Unsicherheit der urslav. Form zu vieldeutig ist.

Aksl. *socha*, *po-sochŭ* 'Knüttel', russ. *sochá* 'Hakenpflug', *pósoch* 'Stab' : lit. *szakà*, armen. *çax*, ai. *çā́khā* 'Zweig', got. *hōha* 'Pflug' (Pedersen IF. 5, 49 f.; KZ. 38, 391 f.). Mit vollem Rechte sagt Pedersen, daß wir bei *socha* von der Bedeutung 'Knüttel' oder 'Ast' auszugehen haben und daß aksl. *ososĭti* als 'abästeln' aufzufassen ist. Aber zu einer Wurzel mit der Bedeutung 'schneiden' kann es doch gehören, denn 'Knüttel' oder 'Ast' läßt sich ganz gut aus einer Grundbedeutung 'Abgeschnittenes' erklären. Darum halte ich Zupitzas Urform **soksā* (Gutturale 138) für richtig, obwohl ich in der semasiologischen Begründung von ihm abweiche. Wie an. *sax*, ags. *seax*, ahd. *sahs* 'Schwert, Messer' und lat. *saxum*, deren ursprüngliche Bedeutung aber eine aktive gewesen sein wird, gehört das passivische **soksā* zu aksl. *sěką*. Vorslavisch **soksā* scheint von einem idg. *s*-Stamme (**sək(e)s-* mit Tiefstufe der Wurzel wie ai. *úras*, *pī́ras*) weitergebildet zu sein. Mit lit. *szakà* usw. hat *socha* bei meiner Auffassung nichts zu tun.

Aus der Durchmusterung des Beweismateriales, worauf Pedersen sich beruft, geht hervor, daß wir besser tun, slav. *ch* nirgends auf idg. *kh* zurückzuführen. Der Ursprung des *ch* bleibt in manchen Fällen dunkel, aber auch mit willkürlichen Gleichungen wie aksl. *chladŭ* : lit. *száltas* (Pedersen KZ. 38, 391) wird dem Übel nicht abgeholfen. Wäre es nicht um *chladŭ* unterzubringen, so würde es keinem eingefallen sein, *száltas* von *szalnà*, aksl. *slana* zu trennen und sein anlautendes *sz* aus idg. *ks* zu erklären[1]).

Leiden. C. C. Uhlenbeck.

1) Wo Pedersen *q* (*qh*) schreibt, habe ich in Übereinstimmung mit der in meinem Aufsatze befolgten Schreibweise *k* (*kh*) gesetzt.

Angebliche Ellipse von lat. *quam.*

B. Delbrück sucht in seiner Vergleichenden Syntax der idg. Sprachen 3, 137 f. die angebliche Ellipse von *quam* in Sätzen wie *minus* (*plus*) *quindecim dies sunt* folgendermaßen zu erklären. Das Verbum sollte nach strenger grammatischer Regel im Singular stehen, weil *minus* (*plus*) Subjekt ist, ist aber pluralisch geworden, weil als tatsächliches Subjekt *dies* vorschwebte. Dann aber wurde, eben um des Verbums willen, aus dem Ablativ der Nominativ. Also: *minus quindecim diebus est* zu *minus quindecim diebus sunt* zu *minus quindecim dies sunt.*

Ich glaube, die Erklärung ist viel einfacher. Delbrück behandelt in einem besonderen Abschnitt die Erscheinung, daß "aus zwei der Phantasie vorschwebenden Konstruktionen eine dritte entstehen kann, welche Bestandteile von beiden enthält" (3, 255 ff.). In diesen Zusammenhang ist unser Fall zu stellen. Neben *minus quam quindecim dies sunt* stand gleichbedeutend *minus quindecim diebus est*, und aus der Vermischung der beiden Konstruktionen entstand die dritte: *minus quindecim dies sunt.* Wir haben es hier also mit einer Konstruktionsmischung zu tun. Die Kontaminationen spielen im Satzbau eine größere Rolle, als man gemeinhin anzunehmen scheint. In der lebenden Sprache findet man sie auf Schritt und Tritt, und auch in älteren Sprachdenkmälern sind sie sehr häufig anzutreffen: man vergleiche nur die große Sammlung von Konstruktionsmischungen in Behaghels Heliandsyntax. Auf dem Gebiet des Lateinischen erklärt sich auf diese Weise vieles von dem, was die älteren Grammatiken unter Ellipse und Pleonasmus einreihen.

Gießen. Wilhelm Horn.

Wörter und Sachen.

II.

1. Pflegen, Pflicht, Pflug.

Vgl. IF. 16, 184 ff.

Zu pflegen gehört auch ahd. *plihta, pflihtha* 'prora' (Graff III, 360, Steinmeyer-Sievers III, 164, 6), dän. *pligt* 'Vorderverdeck', ndd. *plicht* (nach Schiller-Lübben heißt das Verdeck am Vorderteil in einigen offenen Schiffen, wo man etwas vor dem Regen verbergen

kann, *ducht*[1]), am Hinterteil *plicht*), ags. *plihtere* "one that watches in the prow of a ship"; Bosworth-Toller, mnl. nndl. *pleht*, bair. *pflicht* (nach Schmeller I 447 Vorderteil eines Ruderschelches, auf welchem die Schiffer stehen). Vgl. Grimm D. Gr. N. Abdr. III S. 436.

Kluge s. v. Pflicht[2] denkt zweifelnd an Entlehnung aus lat. *plectrum* 'Steuerruder', was eben aus Gründen der Form und des Sinnes wohl nicht anzunehmen sein wird. Ich sehe drei Möglichkeiten:

1) Wenn der ursprüngliche Sinn des Wortes wirklich 'Vorderteil' ist, dann ist *plihta* die Ackernde, die Furchen Ziehende, die Wogen Aufwerfende. Vgl. arare maris aequor, arare aquas[2]), sulcus von der Wasserfurche gesagt, wozu ags. *sulh* 'Pflug'.

2) Wenn die Grundbedeutung des Wortes aber 'Verdeck' ist, dann ist es ein jüngerer Sproß von pflegen, aus der Zeit, wo dieses schon die Bedeutung curare usw. angenommen hatte.

3) Als 'Verdeck' könnte 'Pflicht' auch Lehnwort aus lat. *plecta* (von plectere) sein, wie noch engl. *to plight* 'flechten, winden' heißt, also ein geflochtenes Verdeck bedeuten.

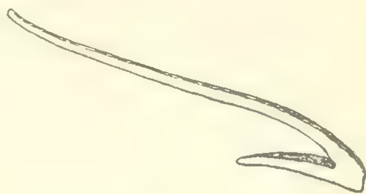


Fig. 1.
Ein Knieholz als Pflug.
Vgl. Daremberg-Saglio I, Fig. 429.

Lat. *prora* wird sonst ahd. *grans* oder *prart, prät* übersetzt vgl. Steinmeyer Ahd. Gl. I 753 Z. 31. Zu *grans* Graff IV. 333 s. v. *grans*, *granso*, Kluge s. v., Zupitza Die Gutturale s. 176; zu *prart* Graff III 313.

2. Der Wurzel, welche in pflegen vorliegt, verdanken wir eine ganze Reihe von Bildungen, deren urgermanische Schemata hier zusammengestellt sein mögen:

Verbum: **pleχ"onom*, **pleg"onom*, **plewonom* '*ackern, *ackern müssen'.

Substantiva: **plĕg"ō*, **pleχ"om*, **pliχtiz* — '*Ackerung', *Das Ackernmüssen'; 'Abgabe'.

**plōg"oz*, **plōwom* — 'Pflug' und 'Ackergenossenschaft'.

1) Dieses *ducht* 'Verdeck' gehört vielleicht zu got. *gadauka, dauhts*. Vgl. IF. 16, 143.

2) An einen pflugartigen Vorderteil des Schiffes zu denken (vgl. Daremberg-Saglio I S. 1684, Fig. 2243), wird bei dem deutschen Worte kaum erlaubt sein.

Die folgenden Bemerkungen sollen versuchen, die Brücke zu skizzieren, die von dem urgerm. *pleg"an (u. seinen Nebenformen) *'ackern' zu den historisch beglaubigten Bedeutungen führt, ein Versuch, der seine Pflicht getan hat, wenn er die Berufenen zur Stellungnahme veranlaßt. Ich bespreche nur das meinem speziellen Zwecke dienende Material.

Pflegen (*pleg"onom).

Im Althochdeutschen finden wir die Bedeutung 'trage die Verantwortung für etwas, stehe für etwas ein'. Otfrid IV 24, 28: *ni uuill ih sînes bluates scolo sîn, noh ouh therero dâto plegan boradrâto;* V. 19, 34: *giborganero dāto ni pligit man hiar nū drāto* 'für verborgene Handlungen trägt man hier keine große Verantwortung' J. Kelle, Glossar der Sprache Otfrids S. 462.

Im Altsächsischen dieselbe Bedeutung. Heliand 5480 f: '*Ne williu ik thes wihtes plegan*', quad hie, '*umbi thesan hēlagon man*'. So auch ndd. *plegen* 'verpflichtet sein, sorgen, pflegen'.

Altfriesisch *plegia*, *pligia* 'ausüben, treiben, beflissen sein, gewohnt sein'.

Angelsächsisch. *Ic plege* 'ludo'. *plegan* und *plegian* 'play, dance (saltare), to amuse one's self'. Bosworth-Toller s. v.

Englisch *to play*. Skeat s. v., Kluge-Lutz s. v.

Pflegen (*pleχ"onom).

Angelsächsisch *pléon* (Sievers Ags. Gr.³ § 113, 2) 'risk, expose to danger'.

Wir haben also die Bedeutungen:

I. 'Stehe für etwas ein, *mache einen Einsatz, spiele, riskiere, unterhalte mich'.

II. 'Übe aus, treibe, bin gewohnt'.

Pflege (*plĕg"ō).

Im Angelsächsischen *plega* 'gesticulatio, play, ludus'. Altfriesisch *plega*, *pliga* 'Gewohnheit, Sitte', altnordisch *plag* 'manner'.

Neben englisch *play* in anderem Sinn *pledge* 'Pfand, Bürgschaft, Bürge', nach Skeat of uncertain etymology. Vgl. Kluge-Lutz s. v. Engl. *pledge* stammt aus mlat. *plegium* s. u.

Niederdeutsch *plege* 'Abgabe, Zins, Pacht, Leistung an Geld oder Dienst'; *plegehaft* 'zinshaft'. — Sachsenspiegel I. Th. Landrecht I, 2, § 3. Gl.: *plechhaften sin, di in dem lande eighen hebben, dar si wat sin plichtich af to gevene.*

Pflicht (*$pli\chi^{u}tiz$).

Althochdeutsch *fliht* 'mandatum' (*phligida* 'periculum'), altfriesisch *plicht* 'Fürsorge, Gefahr', angelsächsisch *pliht* 'danger, domage', englisch *plight* (Kluge-Lutz s. v.) 'Zustand, Pfand', niederdeutsch *pliht* 'Verbindlichkeit, Gemeinschaft', 'Leistung, Zins, Abgabe', *plihtenōt* 'Pflichtgenosse, Einwohner einer Stadt ohne Bürgerrecht, aber zu Leistungen verbunden'.

Germ. *$ple\chi^{u}om$ (*$pleg^{u}om$).

Angelsächsisch *pleoh* 'Gefahr' Sievers Ags. Gr.³, § 83; § 242, 2. Vgl. auch *Pléowalh, Pléowald*, Sievers a. a. O. § 165, 2, Anm. 3. Altfriesisch *ple, pli*, 'Gefahr' v. Richthofen Altfriesisches Wörterbuch S. 979.

Germ. *$pl\bar{o}g^{u}oz$ 'Geschäft, Gemeinschaft'.

Vgl. Philipp Heck Die altfriesische Gerichtsverfassung. Mit sprachwissenschaftlichen Beiträgen von Theodor Siebs, Weimar 1894.

In den wertvollen Beiträgen sagt Siebs S. 430:

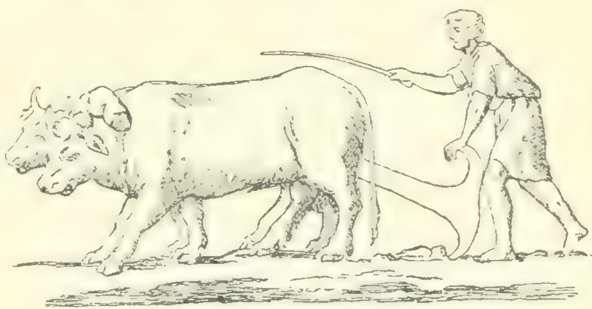


Fig. 2.
Primitiver Pflug mit Sterz.
Vgl. D.-S. I, Fig. 430 — Ginzrot I, Taf. I B, Fig. 5.

"*Plōg* 'Gemeinschaft oder Abteilung von Leuten' ist keineswegs bloß für friesische Gegenden bezeugt. Im Vlämischen bedeutet *ploeg* entweder eine Anzahl von (10 oder 12) Arbeitern an Deichen und Wegen, oder auch eine politische Verbindung, eine Partei beim Spiel usw. (vgl. de Bo Idiotikon S. 756; ferner *ploog* im Brem. Wörterbuch III 339; *plōg* in Dornkaats Wörterbuch II, 735, u. A. m.)". Siebs erklärt dann *plōg* richtig als Abstraktbildung zur W. germ. *plēg* und fährt fort: "An. *plógr*, mndd. *plōg*, ahd. mhd. *pfluog* bedeutet 'Betreibung, Erwerbstätigkeit, Gemeinsamkeit der Interessen'. Es zeigt sich also hier teilweise die gleiche Bedeutungsentwicklung wie in mnd. *plicht* 'Interessengemeinschaft', mhd. *pflicht* 'Verkehr, Gemeinschaft, Verbindung, Umgang'".

Vgl. dazu R. His Das Strafrecht der Friesen im Mittelalter S. 68: "In Urkunden und Chroniken Ostfrieslands und der Ommelande finden wir zur Bezeichnung einer Personengesamtheit

das Wort *flute*[1]). Gleichbedeutend mit *flute* gebraucht eine Ommeländer Chronik die lateinischen Ausdrücke pars, secta, societas, ferner aratrum, eine mißverständliche Übersetzung des friesischen *plog*, das zu *plegia* pflegen, gehört und 'Interessengemeinschaft' bedeutet".

3. Bei pflegen verzeichnet das D. Wb. folgende Bedeutungen:

I. 1) Mit dem Genitiv der Sache

a) alts. u. ahd. . . . die Verantwortung wofür übernehmen.

b) . . . in Obhut haben oder nehmen, behüten, hegen . . .

c) Besonders als Herr oder Vorstand fürsorgend verwalten . . .

d) Etwas als übertragenen Dienst, als Amt, Geschäft besorgen, verrichten.

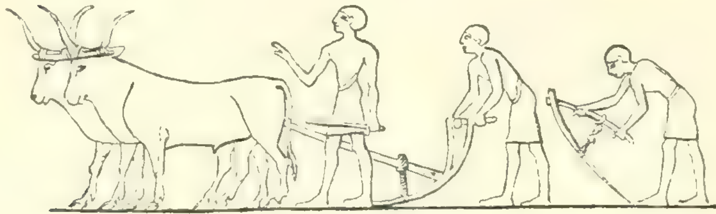


Fig. 3.
Ägyptischer Hakenpflug mit Seil statt Griessäule.
Vgl. Reichel Homerische Waffen² S. 146. Nach Wilkinson Manners and customs II, 391 Nr. 465.

e) womit umgehen . . . nach Willen und Gefallen tun und treiben, sich bedienen, gebrauchen, besonders mit dem Genitiv eines Abstraktums oft nur den verbalen Begriff . . . umschreibend.

f) . . . worüber gebieten, etwas besitzen, haben . . .

2) Mit dem Genitiv der Person

a) Umgang haben

b) In Schutz nehmen.

II. 1) Mit Akkusativ der Sache; erst im mhd. vereinzelt nachweisbar.

a) wie I, 1, b.

b) wie I, 1, d.

c) wie I, 1, e.

d) gemeinsam unterhalten und besitzen vgl. I, 1, f.

IV. Statt des Genitivs oder Akkusativs der Sache steht seit dem 16. Jahrhundert auch der Infinitiv.

1) Vgl. darüber Th. Siebs in dem Buche Hecks S. 428 f.

V. Statt des Infinitivs steht mhd., md. und frühnhd. bei pflegen (Gewohnheit haben) auch ein Nachsatz mit daß.

VI. pflegen absolut

1) mhd. (nach Gewohnheit verfahren, handeln).

4. Bei Pflege gibt das D. Wb. an:

1) Ahd., mhd. und md. im allgemeinen das Tun und Treiben, die Übung, Beschäftigung, das Benehmen, die Sitte und Gewohnheit.

2) . . . Aufsicht, Obhut, Fürsorge . . .

3) . . . Verwaltung eines Gutes, Landbezirkes: ehedem der einem Pfleger unterstellte Bezirk, das Pflegamt, die Vogtei.

6) Im md. Sachsenspiegel nach mnd. *plege* eine Leistung, zu der man verpflichtet ist, Abgabe, Zins.

5. Das deutsche Wörterbuch verzeichnet s. v. Pflicht folgende Bedeutungen:

1) Die Verbindung, Teilnahme, Gemeinsamkeit, Gemeinschaft, der Verkehr, Umgang.

2) Aus dem Begriffe der Verbindung und Teilnahme entwickelt sich der der Sorge, Fürsorge, Obhut, Versorgung und Pflege.

a) ahd. *fliht* cura . . .

b) die Verwaltung, das Amt.

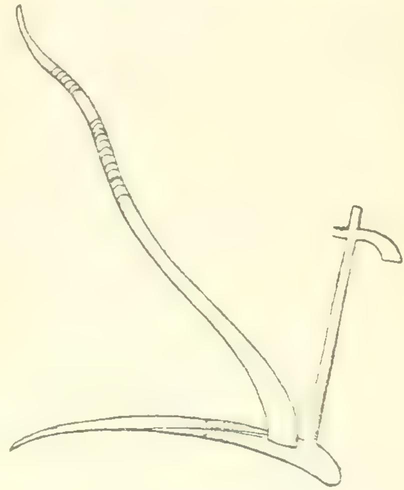


Fig. 4.
Pflug mit Sohle.
Vgl. D.-S. I Fig. 431 — Ginzrot I, Taf. II, Fig. 7 (noch in Spanien und Calabrien).

3) Aus dem Begriffe der Gemeinsamkeit, Gleichartigkeit entwickelt sich der der Art und Weise, wie etwas zu sein pflegt, der Sitte und Gewohnheit.

4) Aus dem Begriffe der Verbindung und Gemeinsamkeit entwickelt sich endlich der der gemeinsamen Verbundenheit wozu und der daraus hervorgehenden Handlung in bezug auf die Verhältnisse und Gebote der Abhängigkeit und des Dienstes, des Gesetzes und Rechtes, der Religion und der Sitte usw.

a) Das Abhängigkeits- und Dienstverhältnis, der Dienst, sowie das Gelöbnis der Treue, die Huldigung, wodurch man in eine Dienstverbundenheit tritt oder genommen wird (ahd. *phliht-land*, das unterworfene Land, provincia . . .) . . . *desgleichen söllen wir inen daz in ir pflicht* (Diensteid) *binden* . . .

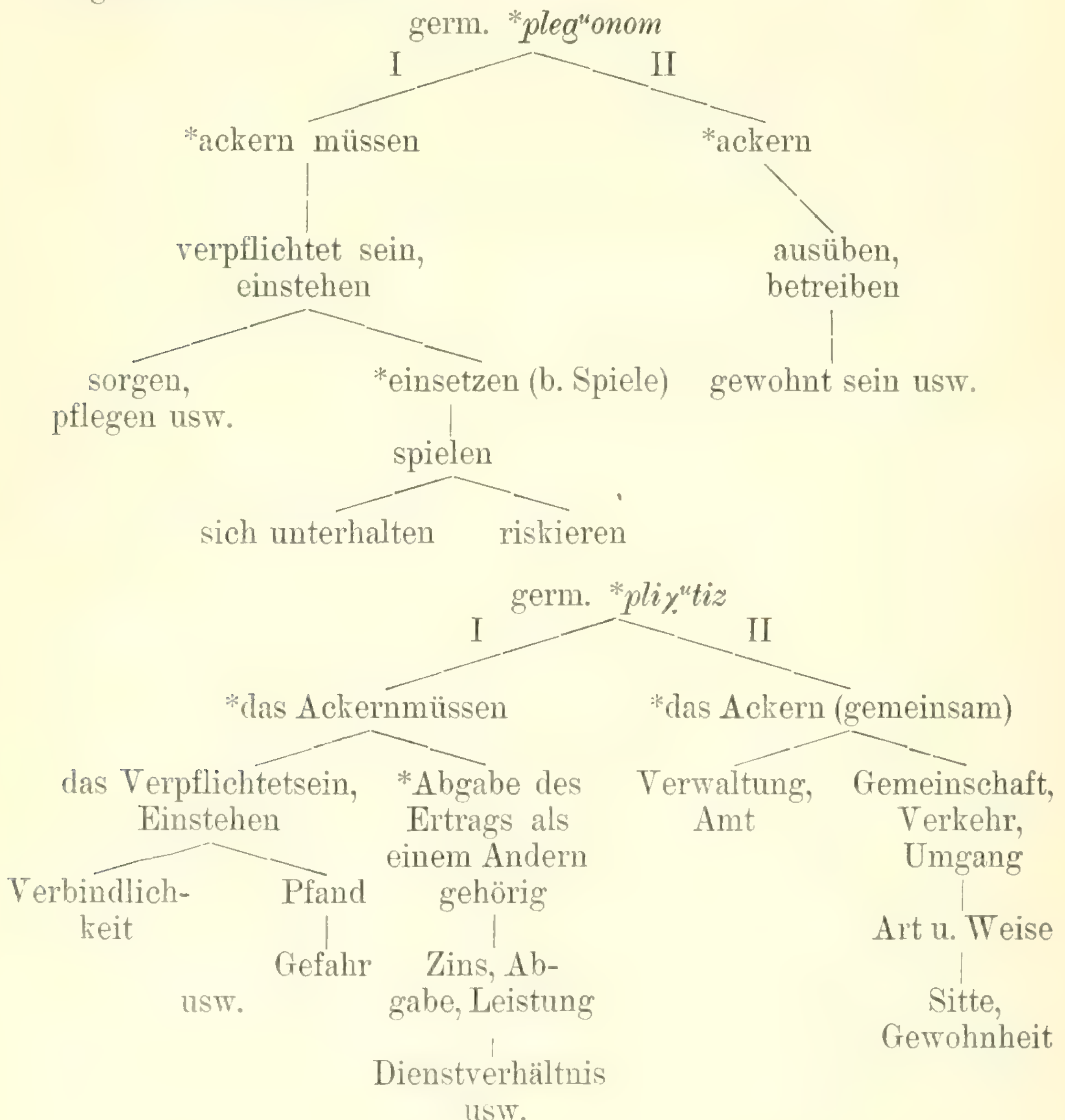
b) Das Auferlegte, was man zu halten oder zu leisten verbunden ist.

α) Ahd. *fliht*, mandatum . . .

β) Die rechtliche Verbundenheit, Schuldigkeit . . . mnd. und nd. Zins, Abgabe . . .

c) Seit dem 16. Jahrhundert die Verbindlichkeit zu einem gebührenden Verhalten und Handeln nach den Geboten des Gesetzes, der Religion und Moral, des Gewissens, des Berufes, überhaupt die Verbindlichkeit (und das Gefühl derselben) zu einem vernünftigen Denken, Wollen und Handeln.

6. Wenn es erlaubt ist, die wichtigsten Bedeutungsentwicklungen in Form eines Stammbaums darzustellen, so möchte ich folgendes Bild wählen:



Mit einer einzigen Entwicklungsreihe kommt man m. E. nicht aus. Gerne gebe ich zu, daß auch die verschieden entstandenen Bedeutungen (von I und II) aufeinander gewirkt haben, sowie daß die Bedeutungsentwicklungen aller verwandten Wörter der Sippe nicht ohne Beziehungen zu einander sind.

7. Die Hauptfrage scheint mir zu sein, wie in **plegan*, **plixtiz* der Sinn des Müssens, des Zwangs (vgl. 'verpflichtet sein'; 'Leistung in Abgabe oder Arbeit, Zins') hineingekommen ist.

Ich denke, daß sich das nur aus gewissen sozialen Verhältnissen erklärt. Das *plegan* geschah zumeist nicht freiwillig, es war öfters Knechtesarbeit, Arbeit des Unfreien, man ackerte nicht gern. Wer ackerte, der tat es, weil er eben ackern mußte.

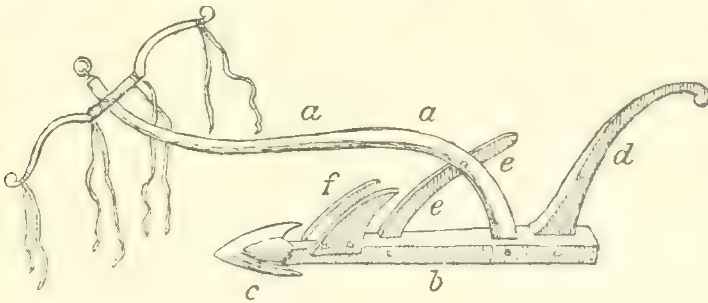


Fig. 5.
Entwickelterer Pflug.
(Vgl. D.-S. I, Fig. 435 — Ginzrot I, Taf. II, Fig. 6 (a) buris Krümmel, b) dentale Haupt, c) vomer Pflugschar, d) stiva Sterz, e) fulcrum Griessäule, f) aures Ohren, Flügel).

Die Bedeutungsentwicklung von Robott, robotten bietet eine erwünschte Parallele.

Daß die Germanen den Ackerbau als nicht manneswürdig betrachteten, werden wohl viele überzeugt sein. Caesar BG. VI, 22 sagt: *agriculturae non student.* Und Tacitus Germ. 14: *Nec arare terram aut expectare annum tam facile persuaseris quam vocare hostem et volnera mereri.* Ebd. 15: *delegata domus et penatium et agrorum cura feminis senibusque et infirmissimo cuique ex familia: ipsi hebent . .*

Ich denke, ohne die tatsächlichen Verhältnisse zu befragen, kann man zu keiner Erkenntnis kommen, wie die Bedeutungen sich entwickeln: Vielen Bedeutungsentwicklungen ist nicht durch allgemeine Erwägungen über Begriffe beizukommen; sie sind nur aus den sozialen und kulturellen Verhältnissen und Veränderungen zu deuten.

Wie sich 'ackern' zu 'spielen' entwickelt hat oder ob der Entwicklungsgang war: '*ackern, Abgabe, Zins leisten, Einsatz

beim Spiele, Risiko, Gefahr' — das vermag ich nicht zu erkennen. Sicher ist mir aber, daß der Übergang oder wenigstens Zusammenhang von 'Spiel' und 'Risiko, Gefahr', sich auch nur dann befriedigend erklärt, wenn man sich an Tacitus Germ. 24 erinnert, wo man hört, daß die Germanen, wenn alles verloren war, auch ihre Freiheit und Person einzusetzen nicht zurückscheuten. Und das nannten sie Treue: **plixtiz* wird wohl das Wort sein, das der Römer hier mit *fides* wiedergibt.

Beim Würfelspiel soll der Germane so leidenschaftlich gewesen sein. Kann von diesem Spiele sich bei einem Teil der Germanen der Sinn von *plegan* zu 'spielen' gewendet haben? Ganz undenkbar wäre es nicht. Wenn dort *plegan* nicht mehr 'ackern', sondern überhaupt 'Acker bestellen', speziell 'säen' bedeutet hat, dann wäre der Vorgang begreiflich; denn der Spieler wirft die Würfel hin, wie der Sämann die Körner.

Anders über pflegen Franck KZ. 37, 132.

8. Es ist nötig, hier auf die lautlichen Verhältnisse der plegan-Sippe einzugehen, um die möglichen Erscheinungsformen zu skizzieren:

Pflug: Nom. **plōg^{u}oz* wird (Brugm. I² S. 611) zu **plōgoz*,
Gen. **plōg^{u}es* „ (a.a.O. S. 608) zu **plōu̯is.*

Pflegen: 1. I. Ps. **plex^{u}ō* wird zu **plexō*, ags. *pléo*,
II. **plix^{u}izi* „ „ **plixu̯izi*, ags. **pliehst.*
2. I. Ps. **pleg^{u}ō* „ „ **plegō*,
II. **plig^{u}izi* „ „ **pliu̯izi*, **pliwis.*
3. I. Ps. **plig^{u}iō* „ „ **plegiō* (Brugm. I² 614),
II. **plig^{u}izi* „ „ **pliu̯izi*, **pliwis.*

Pflicht: Idg. **bleq^{u}tis* : **plix^{u}tiz* : **plixtiz.*

Im Cap. de villis 24 (vgl. Gareis Die Landgüterordnung Kaiser Karls des Großen S. 39 und Anm.) heißt es: *Quicquid ad discum nostrum dare debet unusquisque iudex in sua habeat plebio...* dh. 'in seiner Haftung, Verpflichtung'.

Vgl. mlat. *plegium* 'vadimonium', *plegiare* 'fidejubere': *plevium*, *plivium* 'vadimonium', *plevire plivire* 'fidejubere'.

Altfranz. *plevir* 'engager, garantir, jurer, promettre', *plege* 'garantie, caution', *plegeor* 'pleigeur, garant, fidejusseur', *plegier* 'garantir', *pleigerie* 'garantie' usw.

Nfranz. *pleige* 'Bürge', *pleiger* 'bürgen'. Vgl. Körting 7220, 7240, 7217.

Es muß den Romanisten überlassen bleiben, zu beurteilen, ob sie mit den oben angegebenen Formen, welche das Germanische zu Verfügung stellt, zur Erklärung ihres Materials auskommen. Die Bedeutungen der romanischen Wörter scheinen zu denen der germanischen aufs Beste zu stimmen. Ich habe den Eindruck, daß die Bedenken gegen die Herleitung aus dem Germanischen unbegründet sind. Diez[6] S. 658, 809.

9. Pflug.

Zum Sachlichen: Joh. Christ. Ginzrot Die Wägen und Fahrwerke der Griechen und Römer usw. München 1817. 4 Bde. — K. H. Rau Geschichte des Pfluges. Heidelberg 1845. — Rich. Braungart Die Ackerbaugeräte. Heidelberg 1881. — J. Peisker Zur Sozialgeschichte Böhmens. Weimar 1896.

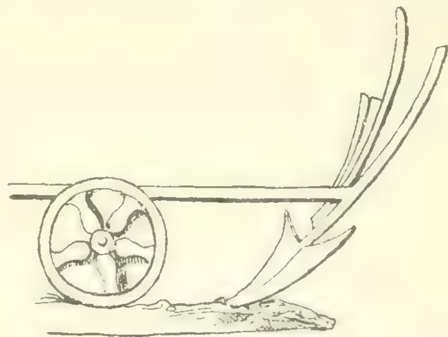


Fig. 6.
Räderpflug (plaumoratus).
Vgl. D.-S. I, Fig. 438 — Ginzrot I, Taf. Fig. 2.

Die germanischen Erscheinungsformen des Wortes sind Nom. **plōχuz* (oder **plōχaz*), **plōgus* (**plōgaz*), Gen. **plōχ*^{u}*eus* oder **plōχ*^{u}*is*; **plōu̯eus* oder **plōu̯is* anzusetzen.

Vgl. ahd. mhd. *phluoc* (Steinmeyer-Sievers Ahd. gl. 1, 603, 50 ff.), afries. *plōch*, mengl. *plouh*, *plou*, *plow*, engl. *plough* (ags. *sulh*), an. *plógr* (neben *ardr*), schwed. *plog*, dän. *ploug*, *plov*.

Dazu J. Grimm D. G. 3, 414, GDS. 56, Schrader RL. 631, Ginzrot 1, S. 38. 40.

10. *Plaumoratus.*

Plinius Nat. Hist. 18, 172: *Non pridem inventum in Raetia Galliae duas addere tali rotulas, quod genus vocant plaumorati.*

Ich halte *plaumoratus* für ein germanisches Wort = **plog*^{u}*morapaz* und übersetze 'Pflugwagen', was sprachlich und sachlich sich empfiehlt. Möglich ist auch die Herleitung von **pleg*^{u}*morapaz.* Mit Pflug stimmt nach germanischen Lautgesetzen das Wort schön zusammen, vgl. Brugmann 1^2, 613 f. Ein **pleg*^{u}*mo-* anzusetzen, empfiehlt der Name der *Pleumoxii*, Caesar BG. 5, 39, 1, den ich als die 'Pflugochsigen' deute, während R. Much,

mir in der Hauptsache (brieflich) zustimmend, 'Pflugöchslein' übersetzen will[1]).

Germ. **raþa-* 'Wagen' zu übersetzen, ermöglicht vor allem ai. *rátha-* m. 'Wagen'. Daß dasselbe Wort in den verschiedenen Sprachen 'Wagen' und 'Rad' bedeutete, erkläre ich mir so. Ich denke, daß **róthos* das Wagengestell bedeutete, also die Achse und die mit ihr in fester Verbindung befindlichen Räder, worauf erst im Bedarfsfalle der Wagenkorb gesetzt wurde. Als die Räder beweglich wurden, behielten die einen Sprachen das Wort für die Räder bei, während die anderen für 'Rad' ein neues Wort benützten. Im Altindischen blieb *rátha* als 'Wagen' im Gebrauch wie im lit. *rátai* 'Wagen' (Memel, Żemaitisch) Nesselmann S. 430, lett. *rati* 'Wagen'.

Sonst erscheint für 'Rad' **q^ueq^ulos*, vgl. ai. *cakrá-* m. n., κύκλος, ags. *hveohl*, *hveogol*, *hveovol*, engl. *wheel*, an. *hiól* (= **hu̯eu̯l*), Noreen Lautlehre S. 118, aisl. *huel.* Dazu aksl. *kolo*, apreuß. *kelan.*

Die Sippe gehört zu τέλος 'Ende', πόλος 'Achse', lat. *colus* 'Spinnrocken'. Vgl. IF. 16, 187 und unten bei *colo*, *inquilinus.*

Bedeutungsverhältnisse wie πόλος 'Achse', aksl. *kolo* 'Rad', *kola*, *kolesa* 'Karren' begreifen sich am leichtesten, wenn Achse und Räder fest verbunden waren und damit den Hauptteil des Wagens ausmachten. Vgl. ai. *cárati* 'er wandelt' und **rothos* 'Wagen, Rad' zu **rethō* 'laufe, rolle', Fick 1[4], 117.

Beachtenswert ist jedenfalls ai. *rātha-* R. V. vgl. Graßmann Wörterbuch s. v. *rátha.* Liegt ihm ein idg. **rōtho* zugrunde, dann wäre dieses eine kollektive Abstraktbildung und wiese auf einen Kulturkreis hin, wo **róthos* 'das Rad', **rōthos* 'Wagen' bedeutete.

Man darf nicht sagen, daß ein Pflug mit Rädergestell doch ein 'Wagenpflug', nicht ein 'Pflugwagen', *plaumoratus*, genannt worden wäre. Franz. *charrue* ist aus *carrūca* entstanden, und dieses gehört zu *carrus*, franz. *char*, Körting 1973, Stokes S. 72. Und Vergil nennt G. 1, 174 einen Räderpflug *currus*, was um so bedeutsamer ist, als er im Mantuanischen Gebiete zu Hause ist. Er sagt: . . . *stivaque, quae currus a tergo torqueat imos*, wozu Servius bemerkt: '*currus*' *autem dixit propter morem provinciae suae, in qua aratra habent rotas, quibus iuvantur.* Dazu vgl. das

---

1) Was hat es mit den *Pleu-tauri* Strabo 3, 3, 7, S. 155 für eine Bewandtnis? Daß Pleum-oxii zu trennen ist, zeigt auch der Name Oxiones, s. R. Much Gött. G. A. 1901 S. 463.

Bild eines *plaumoratus* bei Daremberg-Saglio 1, 356 Fig. 438 und die Bemerkungen Saglios.

Es sei hier noch konstatiert, daß Math. Much schon 1879 (Mitteil. der Anthropol. Ges. in Wien 8, 256) über *plaumorati* Meinungen ausgesprochen hat, die den von mir hier vertretenen nahe kommen.

11. Longobardisch *plōvum*.

Im Edictus Rothari, Mon. Germ. Ll. 4, 69 § 288 lesen wir: *De plovum* (La. plouo, plobo). *Si quis plovum* (La. *plouo, plobum*) *aut aratrum alienum iniquo animo capellaverit, conponat solidos tres, et si furaverit, reddat in actogild.*

Das langobard. **plōw*, **plōwes*, Stamm *plōwa* aus **plōg*ʷ*o*, gibt zu weiteren Bemerkungen keinen Anlaß. Vgl. W. Bruckner Die Sprache der Langobarden (QF. 75) S. 131 u. ö. Aber gewiß ist es ein gewichtiger Zeuge für das Germanentum des Wortes *Pflug*.

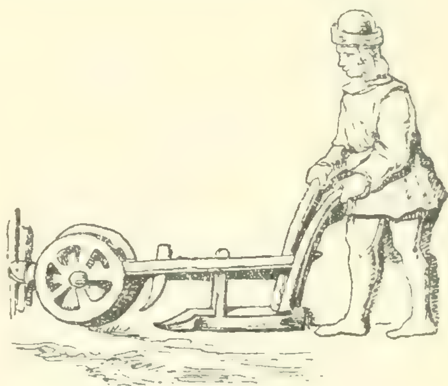


Fig. 7.
Räderpflug anderer Art aus dem 14. Jahrhundert.
Vgl. Braungart, Taf. 2, Fig. 13.

Aufmerksamkeit verdienen die romanischen Lehnwörter lombardisch (brescianisch) *piò*, lad. *plof*. Vgl. Körting 7107, Holder Altk. Sprachschatz Sp. 1019.

Die romanische Grundform ist *plōvum*. Schneller Die roman. Volksmundarten in Südtirol S. 163 führt an *plōdium* (aus Trient und Riva), das aus **plōgium* herzuleiten ist.

12. Die Sette Comuni (im Gebiete von Padua) und die Tredici Comuni (im Veronesischen) sagen *fluk*, *flug* für *Pflug*. J. A. Schmeller Cimbrisches Wörterbuch Wien 1855 S. 196.

13. *Plogetum*.

Muratori Tom. 1 Ant. Ital. med. aevi col. 633. Die Urkunde beginnt: *In D. n. Anno D. J. 1130 . . . Constat me, Donum Gualterium, quamvis indignus sancte* Ravennatis *Ecclesiae Archiepiscopus, locasse et concessisse tibi Cavalcaconte Illustrissimo Comiti Castri* Brittonorio, *tuisque filiis legitimis tantum, hoc est castrum Brittonori cum toto suo tenimento, cum montibus et collibus, cum plogetis et pascuis, viis et semitis, cum angariis et perangariis suis,*

cum villis et villanis, sicut videris nunc detinere in manibus aut etiam aliquis vobis tenet.

Du Cange deutet *plogetum* als 'terra arabilis', was gewiß richtig ist. Für uns ist wichtig, daß damit das Wort **plōg*, oder besser gesagt, eine Ableitung von ihm (deutsch etwa *Pflugicht, *Pflugert) für 1130 in der Gegend von Ravenna bezeugt ist.

14. Die lautgesetzlichen Veränderungen, die wir bei Pflug, *plaumoratus, plovum* sowie bei der ganzen Sippe von pflegen, Pflock (s. u.) finden, gestatten uns, mit Bestimmtheit den Satz auszusprechen:

Das Wort Pflug ist ein germanisches, und hier ist es das Glied einer weitverbreiteten Wortsippe.

Darnach ist aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Sache selbst germanischen Ursprungs, denn die anderen Völker, vor allem Slaven und Letten, haben gewiß das neue Wort erst mit der neuen Sache übernommen. Was sie früher besaßen, war die Arl und die Zoche (doch sieh dieses unten), die beide sehr primitiv und weitverbreitet waren, d. h. bei vielen indogermanischen Völkern im Gebrauch standen.

Mit dem *plōg*-Pflug ist aber die Arl, der ἀρόω-Pflug, keineswegs geschwunden. Der erstere war der bessere, sozusagen der vornehmere. In manchen Gegenden hat der räderlose Pflug den Namen Arl beibehalten (vgl. IF. 16, 184, Fig. 23), z. B. in Kärnten, wo das Wort *ål* gesprochen wird, während die eiserne Pflugschar *Arling*, mit hellem *a*, also Umlaut-*a*, gesprochen wird (z. B. a. a. O. Fig. 22). Gewiß ist, daß Pflug ein sehr altes Wort ist, was schon daraus hervorgeht, daß *plegan* sich nirgendmehr in der Bedeutung 'ackern' erhalten hat. Das Instrument hat sich jedenfalls von einem kleinen Bezirke mit seinem Gegenstande verbreitet, sodaß wir das Wort Pflug auch neben dem Verbum *arian* finden. Vgl. Otfrid 2, 4. 43 *uns errent sīne pluagi bi iāron io ginuagi.*

15. Die litauisch-slavischen Wörter für Plug[1]) sind als Lehnwörter wohl zu deuten. Die slavische Sippe (vgl. Miklosich Et. Wtb. s. v. *plugŭ*) entstammt dem germ. **plōgʷoz*, indem germ. *ō* als *u* erscheint, wie in *buky* = got. *boka* (d. h. **bōkō*), *duma* 'consilium' = got. *doms* usw. Vgl. Vondrák Altkirchenslavische Grammatik S. 52.

1) Vgl. noch Hehn Kulturpflanzen und Haustiere 6. Aufl. v. Schrader S. 541 f. — Was E. Boguslawski Einführung in die Geschichte der Slaven, deutsch von Osterloff, S. 53 Anm. 134 vorbringt, fördert uns nicht.

Vom Slavischen ist das Wort zu den Litauern gelangt. Vgl. lit. *pliúgas* 'moderner Pflug' (sonst *žãgrė*), Brückner Die slavischen Fremdwörter im Litauischen S. 120.

Ngriech. πλούκι 'Art großer Pflug' (Thrakien) stammt aus dem Slavischen, vgl. A. Thumb Die germanischen Elemente des Neugriechischen in den Germanistischen Abhandlungen für H. Paul 1902 S. 250.

Über das Vorkommen des Pflugs bei Albanesen und Finnen vgl. Grimm G. D. S. 58. Das albanesische *pl'uar* (πλιούαρ), vgl. G. Meyer Et. Wtb. S. 346, ist nach seiner Geschichte noch nicht aufgeklärt. Es kann weder aus dem Slavischen noch dem Neugriechischen stammen. Vielleicht kam es mit dem oberdeutschen Hause aus dem Deutschen.

16. Den Gedanken, daß Pflug germanisch sei und zu pflegen gehöre, haben gewiß schon einzelne in der letzten Zeit wieder gehabt. So schrieb mir R. Much, als er von meiner Deutung noch nichts wußte, er halte Pflug für das Instrument der Ackerpflege. Ein Fortschritt ist also bei mir nur insofern zu konstatieren, daß ich meine, man müsse von der Bedeutung 'pflegen' absehen und eine viel ursprünglichere annehmen, um von ihr auszugehen.

17. Auch das war bereits vielen klar, daß man wohl vom germ. **plōgaz* zu asl. *plugŭ*, keinesfalls aber umgekehrt von asl. *plugŭ* zu germ. **plōgaz* gelangen kann. So schrieb C. C. Uhlenbeck am 27. April 1903 an Peisker: "Slavisch *u* hätte im Germanischen *ū* bleiben müssen. Wäre *plugŭ* echt slavisch und das germanische Wort in sehr früher Zeit aus dem Slavischen entlehnt, so erwarteten wir germ. **plauga-*, denn die Vorstufe von slav. *u* in echt slavischen Wörtern ist ein Diphthong (*ou*). Weil das germanische Wort aber weder **plūga-* noch **plauga-* lautet, und es doch nicht angeht, **plōga* von *plugŭ* zu trennen, während Urverwandtschaft durch den Konsonantismus ausgeschlossen ist, bleibt nichts anderes übrig, als **plugŭ* aus **plōga-* herzuleiten. Germ. *ō* ergab in Lehnwörtern slav. *u* (z. B. *buky* aus **bōkō*)!" Dieser Argumentation wird man gerne beipflichten.

18. Vor kurzem hat A. Brückner Cywilizacja i język Warschau 1901 die Meinung, daß slav. *plugŭ* aus dem Deutschen stamme, als eine geradezu lächerliche hingestellt. Er hat zu früh gelacht. Daß ein deutsches Wort, welches mit *pf* anlautet, entlehnt sein muß, hat niemand, auch J. Grimm nicht,

bewiesen[1]). Brückner nimmt J. Peiskers Erklärung von *plugŭ* aus W. **plu*, **pleu* an. Ich kann hier mitteilen, daß J. Peisker seine Meinung, seitdem er meine und deren Gründe kennt, aufgegeben hat. Auch der Gedanke (Aug. Meitzens z. B.), daß, wenn *plugŭ* weder aus dem Germanischen noch aus dem Slavischen zu erklären sei, man an einen dritten Sprachstamm denken müsse, etwa an Finnen und Lappen, war ein ganz ernsthafter und berechtigter. Jetzt fällt natürlich auch dieser weg.

Wenn ferner Brückner auch *Grindel* für slavisch hält, so ist das mindestens zweifelhaft, wie es auch Miklosich Et.Wtb. s.v. *grenda* erschien. Unser *Grund*, das ich SBAW. Wien 144 S. 70 mit lit. *grindìs* 'Dielenbrett' zusammengestellt habe (wie auch Siebs KZ. 37, 321), zeigt, daß das Wort ebensogut germanisch sein kann.

Zu ahd. *grintil*, *crintil* vgl. Graff 4, 332. Steinmeyer Ahd. Gl. 1, 612, 23 wird *Uectes grintila* übersetzt, 1, 681, 6 *rigeli*.

19. Pflock und pflücken.

Die beiden Wörter, die ganz germanisch zu sein scheinen, sollen doch nicht ihrem Ursprunge nach zusammengehören, da man für pflücken Entlehnung aus dem Vulgärlateinischen annimmt. Vgl. Kluge s. v., Zupitza Gutturale S. 25, Diez[6] 247, Körting 7155. Kluge stützt sich darauf, daß dem Althochdeutschen und noch jetzt dem Oberdeutschen pflücken fehlt (wir sagen brocken), und meint, daß die Entlehnung zugleich mit dem Eindringen des römischen Wein- und Obstbaus statthatte. Das vulgärlat. **piluccare*, woher auch mittelengl. *pilken* 'zupfen', eigentlich 'enthaaren', stamme, sei Weiterbildung von lat. *pilare*, das auch im engl. *peel*, *pill* stecke.

Ich möchte es bloß als eine Frage an die Romanisten aufgefaßt sehen, wenn ich an die Möglichkeit denke, daß bei vulgärlat. **ex-pluccare* ein germ. **plukkjan* mitgewirkt hat, etwa so, daß eine Kontamination von germ. **plukkjan* mit lat. *pilare* entstand, die **piluccare* ergab. Germ. **plukkjan* gehörte dann zu Pflock und bedeutete '(Unkraut) ausstechen mit einem spitzen Stock'[2]).

---

1) Vgl. die sehr interessanten Ausführungen von Heck und Siebs in Heck Die altfries. Gerichtsverfassung S. 458 über Pfund, Pfand, Pfennig, ferner Uhlenbeck PBB. 18, 236.

2) Vielleicht darf man auch auf fränk. *pflückeln*, *pflöckern* 'pflegen, bedienen', Schmeller 1, 449, hinweisen.

20. Ahd. mhd. *spulgen.*

Vgl. Graff 6, 335, Mhd. Wtb. 2, 553, Zupitza Die Gutturale S. 25. Das Wort ist zu wenig belegt, um ein sicheres Urteil zu ermöglichen, wie es zu der Bedeutung 'pflegen' gekommen ist. Wenn es aber wirklich zu pflegen gehört, dann muß man neben idg. **bleq*ᵘ ein **spleq*ᵘ annehmen, das in der Bedeutung von diesem nicht sehr verschieden gewesen sein kann. Vgl. Th. Siebs KZ. 37, 277 ff.

21. Die Urverwandten von *pflegen.*

Vgl. Osthoff, Perfekt 308 f. 609, Zupitza Gutturale S. 25, Sütterlin B. B. XVII 166, Uhlenbeck PBB. XVIII 242.

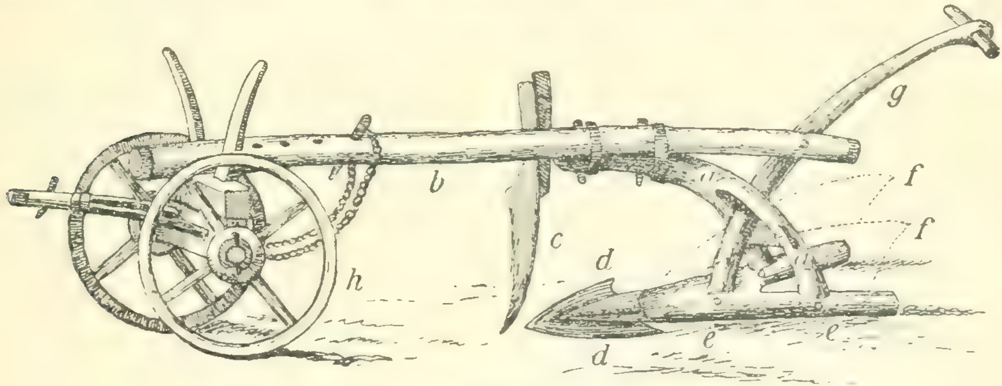


Fig. 8.
Der Pflug Virgils nach Ginzrot I, Taf. II, Fig. 2.
(a) buris Krümmel, b) temo Pflugbaum, c) culter Sech, d) vomer Schar, e) dentale Haupt, f) aures Ohren, g) stiva Sterz.)

Auch ich gehe von einer W. **bleq*ᵘ aus und denke an Zusammenhang mit βλέπω und lat. *bu-bulcus, su-bulcus.* In den letzteren Wörtern könnte die Urbedeutung von **bleq*ᵘ '*mit einem Stachel antreiben, *anstacheln' noch vorliegen. Das ital. *bifolco*, das neben *bobolco* sich findet, verdankt wohl irgendeiner Kontamination sein Dasein. Körting 1610. Auf ähnlicher Grundlage scheint βου-κόλος entstanden zu sein, wie πτερόεις βουκόλος 'eine stechende Bremsenart' zu zeigen scheint vgl. Prellwitz Et. Wb. s. v. Griech. κόλαξ wäre der '*Stecher, Blutsauger, Schmarotzer'. Lat. *cello* aus **celso*[1]) scheint '*spitzig sein, *stechen' bedeutet zu haben; vgl. *culmen* 'Gipfel', *culmus* 'Halm', *excellere* 'hervorragen,

1) Die übrigen Verwandten von *-cello* vgl. Prellwitz Et. Wb. S. 143 s. v. κέλομαι. Prellwitz hebt mit Recht hervor, daß die Nachkommen der W. **kel* und **q*ᵘ*el* nicht leicht auseinanderzuhalten sind. Siehe unten bei e) lat. *colere.*

hervorstechen', *percello* '*anstacheln, antreiben, reizen', *celeber* aus **celes-ro-*: Brugmann Grdr. I² 367. Kluge denkt bei halten an -κολος, wie mich dünkt, mit Recht[1]). An die Bedeutung 'pflegen' dürfen wir bei *-bulcus* nicht denken.

Die Bedeutung 'Stachler' von *-bulcus* würde zu unserem Ansatz von germ. **plegan* = *arare bestens passen.

b) Die Zoche.

22. Sachlich: Braungart. a. a. O. 162 ff. — Frischbier Preuss. Wb. s. v. Zoch, Zoche. — J. Wedel Z. f. Ethnologie Berlin 35. Jg. (1903) S. 716 ff.

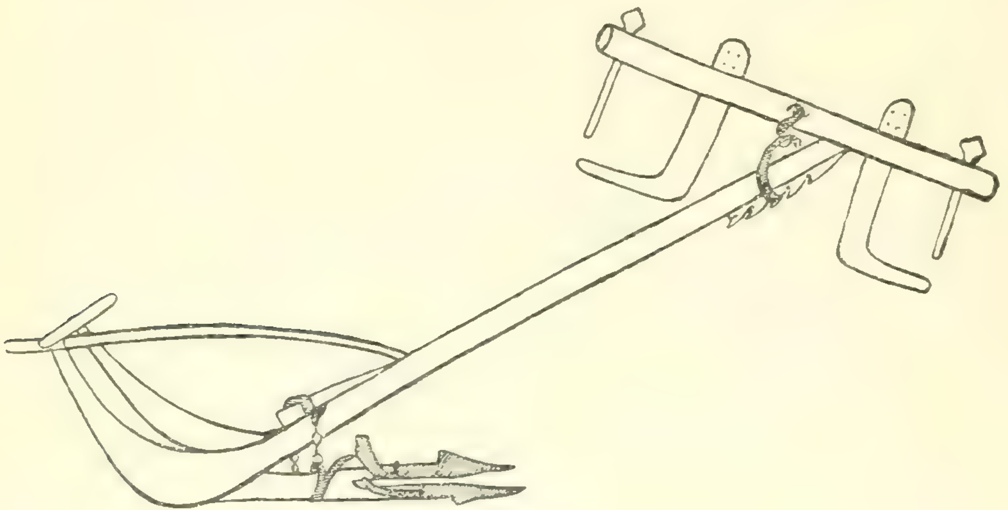


Fig. 9.
Eine moderne Zoche.
Vgl. Joh. Wedel Zeitschr. f. Ethnologie, Berlin, 35. Jahrg. (1903), S. 716.

Sprachlich: Miklosich Et. Wb. s. v. *socha*. — H. Pedersen IF. V. S. 48 ff. — Vondrák Aksl. Gramm. S. 126. — Thurneysen, Keltoromanisches S. 112. — Schrader R. L. s. v. Pflug.

Die wichtigeren Belege für das Wort im Slav. sind die folgenden. Aksl. *socha* ξύλον, χάραξ; *osošiti* ἀποκτείνειν 'abästen', *posohŭ* 'Knüttel', *rasocha* 'furca, Baum mit kurz behauenen Ästen, Heugeige'. — Russ. *sochá* 'Hakenpflug', Dial. 'Balken, Gabelstange beim Pfluge', *posochŭ* 'Stab'. — Nsl. *socha* 'Gabelholz'. — Serb. *sòha* 'gabelförmiges Holz'. — Czech. *socha* 'Gabelstange, Sterz beim Pfluge', *sochor* 'Stange'. — Poln. *socha* 'Pflug' d. h. eine Art 'Hakenpflug, Gabelholz'. — Obersorb. *socha* 'Pfahl', *sochor* 'Brechstange' usw.

1) Gewöhnliche Ausnahme läßt *cello* aus **celdo* wegen *clades* entstehen. — [Zu *halten* Grimm Reden und Aufsätze 133. — K. N.]

Den Versuch Pedersens, aksl. *socha* mit ai. *śā́khā* in lautgesetzliche Übereinstimmung zu bringen, halte ich für verunglückt. Auch Pedersen nimmt an, daß zu dem ai. *śā́khā* das ai. *śaṅkúṣ* gehört, und zu diesem stellt sich aksl. *sąkŭ* 'Pfahl, Pflock'.

In slav. *socha* liegt uns ein Kulturwort vor, das einem Gegenstande von großer geographischer Verbreitung entspricht und mit ihm weit verbreitet ist. Eine spezielle Frage der Slavistik daraus zu machen, geht nicht an, und nur das können und sollen die folgenden Ausführungen dartun. Sie haben ihre Pflicht getan, wenn sie die isolierende Behandlung des Wortes für die Zukunft verhindern. Die sachlichen und sprachlichen Schwierigkeiten sind hier aber noch viel zu groß, als daß ein reines Resultat so leicht zu erreichen wäre.

Die slavischen Wörter scheinen mir alle auf eine Grundbedeutung 'Pflock', das heißt 'beschnittener Baum, Pfahl' zurückzugehen[1]). Das war auch der Urpflug. Als die Zoche mit ihrem doppelten Stachel auftrat, entstanden die anderen Bedeutungen, die auf 'Gabelholz' zurückgehen. Die selbst geschnittenen, spitzigen Stachel der Zoche wurden schneidend in ihrer Verwendung. Die 'Wand' ist die 'Gewundene' ebenso wohl als die sich in jeder ihrer Ruthen 'Windende', was nur zur Beziehung von aktivem und passivem Sinn einzelner Bildungen gesagt sein soll.

Ich halte, um gleich das vorläufige Ergebnis meiner Studien zu sagen, *socha* überhaupt für kein slavisches, sondern für ein germanisches, bei den Germanen durch Arl und Pflug verdrängtes Wort; denn nur auf germanischem Boden finden wir eine Sippe, eine durch uralten Ablaut beglaubigte Sippe, in die das Wort paßt.

Man vergleiche:

W. *seg* 'schneiden'

Vorgerm.	**sĕgom*	**sĕgilā*	**sŏgā*	**sōg*	**sŏgs*, **sŏks*
Germ.	**sekam*	**sikilō*	**sakō*	**sōk*	**saχs*
Hochdeutsch	**seχa*	**siχila*	**saχā*	**sōχ*	ahd. *sahs*
	Sech	Sichel	*Sache	**suohha*	

1) Wenn Pedersen a. a. O. S. 49 sagt, es könne dasselbe Wort nicht sowohl 'schneidend' als 'geschnitten' bedeuten, so bin ich mit ihm in Widerspruch. Ich glaube, daß allerdings bei derselben Bildungsart oft aktiver und passiver Sinn vorhanden war.

Das letztere *sōχ liegt klar in ahd. *suohha*, *suohhili* aratiuncula Graff VI, S. 143 vor[1]). In aksl. *socha* sehe ich bloß ein Lehnwort aus deutsch **sacha*. Wenn das Wort jetzt Zoche heißt und bloß in der Nähe der Slaven sich findet — was ich aber nicht weiß —, so beweist das noch nichts für völlige Entlehnung aus dem Slavischen, höchstens für Rückentlehnung; denn es hat in diesen von der Kultur vernachlässigten oder doch später besuchten Ländern eben der Gegenstand, die Zoche, sich länger d. h. bis heute erhalten. Und das anlautende Z des Wortes weist uns auf Oberdeutschland, wo es aus der Kontamination mit ziehen oder eventuell mit einem von zwei abstammenden Worte entstanden sein mag. Doch sieh S. 120. Aber ursprünglich ist der Sinn von "zwei" in dem Worte nicht enthalten; der kam erst hinein, als man nicht mehr ein einfaches gekrümmtes Holz zum Ackern nahm, sondern es lernte, einen Stamm mit zwei Wurzeln dazu zu verwenden.

Aber das Wort und die Sache sind noch weiter gegangen. Daß die keltisch-romanische Sippe (vgl. franz. *soc* 'Pflugschar') mit der slavischen zusammenhängt, das hat schon Diez (vgl. Et.Wb.[6] 679) gesehen. Und so ist es um so auffälliger, daß nicht schon längst jemand auf den Gedanken kam, den ich hier ausspreche, der, wenn er ein Irrtum sein sollte, doch wohl ein notwendiger ist: Das Wort kann nur von den Germanen ausgehend zu Kelten und Slaven oder von den Kelten ausgehend zu Germanen und Slaven gelangt sein.

Die Ablautverhältnisse machen es mir wahrscheinlich, daß von Süddeutschland die Zoche ausging, ebenso wie das oberdeutsche Haus und der Pflug. Von hier ist das oberdeutsche Haus tief in den Balkan eingedrungen, Wort und Sache Pflug zu Albanesen und Griechen und auch die Zoche zu den Griechen wie mittelgr. τζόκος beweist (Diez[6] 679). Die Belege für das Letztere bei Ducange s. v. *soccus*.

Im Neuir.-Gäl. haben wir *soc* M. im Sinne von 'Pflugschar' und 'Schweinsschnauze'; in derselben Doppelbedeutung cymr.

---

1) Ahd. *suohili*, *huohili* Steinmeyer-Sievers Ahd. gl. I, 440, 45 ff. Über *suoha* Grimm Gram. I, 416. Ich denke, daß der Annahme, *suohhili*, *suohha* sei von *huohili* beeinflußt, nichts im Wege steht. — Heyne Nahrungswesen I, S. 40, Anm. 55. — Zur Sippe von Sech, ahd. *sahs* 'Schwert', Zupitza Die Gutturale S. 137. Ahd. *seh* = ligo, fossorium, vomer; *socus*. Graff VI, 89; Heyne 37.

swch F.[1]). Daneben finden wir cymr. *hwch* F., corn. *hoch*, bret. *houc'h*, *hoc'h* M. 'Schwein'. Ich denke, es hat sich ein germ. **socc* (aus **sogn-*) 'Pflugschar' mit **hucc* aus urkelt. **sukko-* 'Schweinsschnauze' gemischt, was begreiflich ist; denn das Schwein wühlt gerne mit dem Rüssel den Boden auf. Ob man, wie die Romanisten und auch Thurneysen annehmen, auch auf die Mitwirkung von lat. *soccus* (was wegen der Gestalt ganz annehmbar wäre, vgl. IF. 16, Fig. 22) hinweisen muß, weiß ich nicht, aber sicher ist, daß neben franz. *soc* auch *souche* nicht außer Acht gelassen werden darf. Wenn auf britischem Boden *s* neben *h* (cymr. *swch* und *hwch*) erscheint, wo man *h-* erwarten sollte (Brugmann 1², 769), so könnte vielleicht *s* von dem Lehnworte, *h-* von dem erbsässigen Wort für 'Schweinsschnauze' herstammen[2]). Verzeichnen wir noch den Zufall, daß wir auch auf germanischem Boden ein *suohili* neben *huohili* haben, was freilich auf ein anderes Blatt gehört.

Mögen die Berufenen dieser Frage von Wichtigkeit wieder ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Für ziemlich sicher halte ich nur, daß das slavische Wort aus dem Deutschen stammt. Wenn wir ein zweifellos verwandtes Wort (nach Lauten und Sinn) auf keltischem Boden und dann — aber mit der hochdeutschen Lautverschiebung — wieder auf slavischem Gebiete finden, dann wird das Urteil wohl bei allen dasselbe sein.

Frischbier s. v. sagt, Zoch oder Zoche bedeute den "altpreußischen, polnischen" Pflug, ohne Räder, gewöhnlich von Ochsen gezogen. Unter Pflug verstehe man in Ostpreußen nur einen Räderpflug, von Pferden gezogen. Jenes "unvergleichliche Ackerinstrument" hält er für eine Erfindung der "heidnischen Preußen". Das letztere stimmt aber nicht.

Man sage nicht, ein so einfaches Gerät wie die Zoche brauche man doch nicht erst zu entlehnen. Sie ist nicht gar so einfach. Und wäre sie auch in der einfachsten Gestalt entlehnt worden, worauf die slavischen Wörter, die 'Pfahl, Stange' u. dgl. bedeuten, hinweisen könnten, so wäre auch das nicht unerhört.

---

1) Vgl. V. Henry Lex. etym. du breton moderne, Rennes 1900, s. v. *Souc'h* — Du Cange s. v. *soccus* et 3. socca.

2. Das Fremdwort **sokk* müßte dann nach dem 8. Jahrh. eingedrungen sein, was ja nichts Auffälliges böte.

Bair. Zoch, Zochen 'Knüttel, Bengel'.

23. Vgl. Schmeller II, 1079 u. 1100 (s. v. Zâhen). Schöpf S. 830 ('grober Mensch, Bursche, Knecht'), zochet 'grob', Zochn 'von den Zweigen gesäuberter Ast, Knüttel', ital. *zocco* (vgl. IF. 16, 152, Name des Weihnachtsklotzes). Vgl. wegen der Bemühungen um das romanische Wort Körting 2027, 8833. — Nach Unger-Khull findet sich in Oststeier zochen Adj. 'verkrüppelt'.

Es ist kein Grund vorhanden an dem germanischen Ursprung von Zoch, Zochen zu zweifeln. Das Wort hieße auf gotischer Lautstufe **tuko-* und gehört zu ai. *tuj* 'Waffen schwingen, schleudern' (vgl. ai. *tujáti* Uhlenbeck Et. Wb. s. v.) und zu der Sippe von Stock, Stück, Stauche, stauchen.

Das Wort Zoche 'Pflug' kann von diesem Worte besonders leicht beeinflußt worden sein. Scheint doch auch das Wort für 'Holzschuh' tirol. *zockel, tschogkl*, steir. Zockel aus *soccus* nach Zoch, Zochen, eventuell auf dem Wege über das Italienische, gebildet zu sein.

Darnach könnte man annehmen, daß Zoche 'Pflug' identisch sei mit Zoch, Zochen 'Knüttel', sodaß sie etwa wie Pflug und Pflock sich zu einander verhalten. Ich glaube das nicht; denn es scheint der Grundbegriff von Zoch, Zochen nur 'Klotz', nicht 'Pflock' zu sein, und ferner ist Zoche im Sinne von Pflug weiblich. Aber das anlautende Z- kann wohl auch von der Verquickung dieser beiden Wörter stammen.

Karst.

24. Ahd. *karst*[1]) (Graff IV, 797) wird als *bidens feramentum cum duobus dentibus* beschrieben, und das ist er heute noch, indem er vorne ein spitzes Blatt, hinten eine Gabel hat und darin der Zoche gleicht, sodaß die Zochen auch Karstpflüge genannt werden. Braungart a. a. O. Für *tridens* wird *mistgabala* angegeben Steinmeyer-Sievers Ahd. Gl. III. 122, 61. Nach ags. *cyrran, cierran, cerran* 'to turn', Bosworth-Toller s. v., ags. *cier, cierr* M. 'turn, time, business, affair' hat Kluge s. v. Karst ein got. **karzjan* erschlossen. Ich glaube mit ihm, daß es ein **kerz-* gegeben hat mit der Bedeutung 'umackern, wenden'.

Und damit hätten wir die Möglichkeit, an gr. γράω 'nage', ai. *grásati* 'frißt', γράστις 'Grünfutter' anzuknüpfen.

1) Steinmeyer-Sievers Ahd. Gl. III 123, 3: Vomer kars.

c) Got. *hoha* M. ἄροτρον, *occa*.

25. Schrader R. L. 630 — Lidén Uppsalastudier 89 — Uhlenbeck Et. Wb. 81 — Stokes Urk. Sprachsch. S. 77 s. v. *kenktu* 'Pflug'.

O. Schade stellte got. *hoha* zu gr. ἀκωκή (I 412 b). Jetzt stellt man es allgemein zu ai. *śākhā* 'Ast, Zweig', lit. *szakà* usw. Dazu ahd. *huohili* 'aratiuncula' Graff IV, 798, das nur zweimal belegt, als gleichbedeutend mit *suohili* bezeichnet wird (s. o.).

Daß wir uns *hoha* im ursprünglichen Sinne des Wortes als Hakenpflug oder besser Pflughaken vorzustellen haben, beweist die Etymologie des Wortes. Nahe verwandt ist aisl. *hǽll* 'Pfahl' (**hāhilaR*), Noreen Lautlehre S. 25, womit man also wieder auf den Begriff 'gespitzter Holzstamm' kommt wie bei Pflug (vgl. Pflock), bei Zoche (s. o.) und bei *colus*, πόλος (s. u.). Von hier aus hat sich die Bedeutung 'Knieholz' entwickelt, wie aisl. *hǽll* 'Ferse' (Noreen a. a. O.) ags. *hóh* 'Ferse' (Sievers Ags. Gr.[3] S. 56 zu zeigen scheint. Vgl. die Bilder von Hakenpflügen Fig. 1 ff.

Daß Haken und seine große Verwandtschaft (Kluge s. v., Zupitza Gutturale S. 111; dazu ahd. *hāhila* 'Hahl, Kesselhaken', der heute noch dieselbe Form hat wie der Hakenpflug, vgl. Verfasser Wissensch. Mitt. aus Bosnien usw. VII (1900) S. 9, ndl. *hengel* 'Fischangel' Noreen Lautl. S. 25) hierher gehört, ist gewiß, aber es sind hier noch besondere lautliche Schwierigkeiten zu überwinden.

d) Zu ἀρόω, lat. *arāre*.

26. Schrader R. L. s. v. Ackerbau.

Grimm Gramm. III 414, GDS. 56 — Hirt Ablaut § 190 — Leo Meyer Handbuch I, 257 — O. Schade I, 27 usw.

H. Hirt geht von einer Basis **arā* aus. Dann sind wir berechtigt, lat. *rāmus* 'Ast, Zweig' hieherzustellen, sachlich sehr richtig; denn der Baum mit seinem Zweig (oder einer Wurzel) gab das Knieholz, das man zum Pfluge brauchte. Dann ist auch aller Grund vorhanden, *Arm* und seine Sippe anzuschließen.

Das Instrument des ἀρόω- Ackerns finden wir verschieden bezeichnet.

**arə-tro-*: ἄροτρον, lat. *arātrum*, ir. *arathar*, an. *arþr*.

**ar-dhlo- *ar-lā*[1]): aksl. *ralo*, serb. *ralo*, cz. *radlo* usw., mhd. *arl*, *Arl*,

1) Dazu gr. ἀρδίς 'Stachel, Pfeilspitze'? L. Meyer Handbuch I, S. 282. 'Arl, Arling, Riester' halte ich nicht mehr für der Entlehnung verdächtig, wie ich es noch Ztschr. f. d. österr. Gymn. 1903, S. 3 getan habe.

*$r\bar{a}$-*dhlo-*: lat. *rāllum* 'Pflugschar', und hier auch ein Verbum *rād-ere*, vgl. *terram radere* 'Boden scharren', wovon *rastrum* 'Karst'.

Daß mit dieser Wurzel die Wurzel *erē* (nach Hirt Ablaut § 189) 'rudern' nicht verwandt sein soll, das leuchtet nicht ein: die Sachen, das Handhaben des Ruders und das Ackern sind ebenso ähnlich wie die Laute von *erē* und *arā*. Vielleicht liegt hier schon ein uralter sekundärer Ablaut vor.

Es wäre möglich, daß ἀρ-, ἀραρίσκω usw. zu ἀρόω gehört; doch siehe unten. Allerdings nicht direkt, sondern vom Bau stammend, wo man durch 'Armhölzer' (vgl. ags. *bóhsceaftas*, jetzt engl. *brace*; unten beim Fachwerkbau) ein festes Hausgerüste zu fügen verstand. Von hier aus hat dann die Wurzel die vielen Bedeutungen, die wir im Griechischen finden (vgl. auch Leo Meyer Handbuch I, 250), angenommen. Die allgemeinste Bedeutung 'machen' erlangte sie im Armenischen: *ar̄-nem* 'mache', *arar* 'er schuf' Hübschmann Arm. Stud. S. 20. Zur Bedeutungsentwicklung vgl. unten bei machen.

Eine monographische Studie über unsere Wurzel würde jedenfalls sehr merkwürdige und lehrreiche Bedeutungsentwicklungen dartun. Freilich nur dann, wenn man dabei immer die 'Sachen', worunter ich nicht bloß die materiellen Dinge, die Gegenstände, sondern auch die sozialen und kulturellen Zustände verstehe, im Auge behält. Ich will hier bloß auf wenige Details eingehen.

Eren.

27. R. Much schrieb mir kürzlich, er lehne bei Eren den Gedanken an ein Fremdwort ab (vgl. Verfasser SBAW. Wien 144, S. 109), und er wird wohl im Rechte sein. Aschwed. *ærin*, *arin* 'Herd', aisl. *arenn* 'Erhöhung, Herd', finn.-urnord. *arina* 'Herd', ahd. *arin*, *erin* 'Altar, Fußboden' (Noreen Lautl. S. 193) zeigen, daß die Urbedeutung zuerst 'Herd' war oder besser 'Feuergrube' (vgl. Verfasser Mitteil. d. Anthrop. Ges. 21 (1891) 150 ff.). Der Herd war also der 'ausgeackerte', und das kann die *-no*-Form wohl bedeuten. Vom Herd aus wurde, als das Feuer auf dem Boden selbst angemacht wurde, das Wort zur Bezeichnung des Fußbodens, natürlich des ungedielten, dann aber, wie ich IF. 16, 113 ausführte, zur Bezeichnung des Feuerraums, von dem einmal das Vorhaus abgetrennt wurde, sodaß dieses heute den Namen führt. So stellt sich, in wenigen Worten gesagt, die Geschichte des Eren dar.

Arl Fem.

28. Vgl. D. Wtb. 1 s. v. — Mhd. Wtb. 1, 50. — Schmeller 1, 145. — Unger-Khull 28. — Schöpf 18. — Lexer 8. — Sachlich Rau a. a. O. S. 33.

Das Wort findet sich mit *a°* und *aᵉ*. Es bedeutet überall ursprünglich und zumeist noch heute einen kleinen Pflug ohne Räder und wird auf steilen Abhängen mit Vorliebe gebraucht, doch auch in der Ebene, wie man in Kärnten sowohl einen *poudnarl* 'Bodenarl' als einen *leitenarl* 'Arl für Abhänge', *leitn*, hat. In Tirol auch die Form *uerl* Schöpf 781.

Dazu Arling mit *aᵉ*. Die Fig. 22 (IF. 16, 184), welche nach einer Pflugschar gemacht ist, die ich bei einem Schmiede am Millstätter See gekauft habe, wurde Arling genannt. Auch im Steirischen bedeutet das Wort 'Pflugschar'. Lexer gibt an, daß es im Drautale für 'Pflugmesser' verwendet wird.

Art.

29. Grimm hat im D. Wtb. noch zwei verschiedene Quellen unseres Wortes Art angegeben, was aber wohl irrtümlich und namentlich wegen des Ansatzes eines **azds* bedenklich ist.

Der Ursprung scheint mir ein völlig einheitlicher zu sein und in ahd. *art* Fem., das nur im Sinne von aratio vorkommt, vorzuliegen, und ebenso in *artōn*[1]), das aber außer arare auch schon die Bedeutungen 'habitare, colere' (vgl. *zi kiartonne* 'ad excolendum', *artarum* 'cultoribus', *artunga* 'cultum') entwickelt hat. Graff 1, 404. Im As. findet sich *ard* Hel. 1125 im Sinne von 'Aufenthaltsort, Wohnort'. Im ags. *eard* Mask. 'Vaterland, Land, Gegend, Boden, Heim', aber auch schon im Sinne von 'natura, indoles'. Vgl. D. Wtb. und Bosworth-Toller 1. 231 f. Im Mhd. haben wir noch *art* als 'aratio', in welchem Sinne es sich in den Kompositen *Artacker*, *artbar*, *arthaft* bis ins Neuhochdeutsche erhalten hat. In mittelhochdeutscher und neuhochdeutscher Zeit finden wir die Entwicklung: nobilitas, genus (Geschlecht, Abkunft), natura, indoles, modus, species.

Die Bedeutungsänderungen scheinen mir in einer einzigen Linie darstellbar zu sein: Ackerung; Wohnstätte; Besitz an Grund und Boden; adelige Abkunft; Abkunft überhaupt; Sitte, Art; modus.

---

1) Bei Tatian übersetzt *arton* in einer Reihe von Stellen 'habitare'.

Für mich ist besonders wichtig, daß eine so allgemeine Bedeutung wie 'Art', modus, aus einer so speziellen wie 'aratio' entstanden ist.

Slavisch *rodŭ*, *radŭ*.

30. Die Erfahrungen, die wir an deutsch Art machten, lassen sich für asl. *rodŭ* 'partus, generatio, gens, natura, φύσις' Miklosich Et. Wtb. S. 280, sowie für *radŭ* ebd. S. 271 verwenden.

Serb. *rad* 'Arbeit', *raditi* 'arbeiten' könnten wohl von der Feldarbeit ausgehen. Dann sind sie mit lat. *rādere* 'den Boden aufscharren', *rallum* 'Pflugschar' in Zusammenhang, und die Bedeutungsentwicklungen von *rodŭ* finden ihre Parallelen bei denen von deutsch Art, Pflicht (Mhd. Wtb. s. v., oben S. 105 f.). Und dann bietet sich auch weiterer Anschluß, denn es muß auch ai. *rādh* 'zustande bringen, gewinnen' herangezogen werden.

Lat. *rītus*; ἀραρίσκω; ahd. *rīm*.

31. In diesen drei Wörtern scheinen mir die Stufen *rī*, *arī* einer Wurzel **arēi* vorzuliegen. Idg. **rī-tú-* würde ganz begreiflich in erster Silbe Schwund, in zweiter Reduktion zeigen. Wenn ἀραρίσκω vom Pflügen mit dem Krummhaken auf den Bau übertragen worden ist, wie ich oben annahm, dann begreifen sich die späteren Bedeutungen von *rītus* 'alter Brauch, Sitte, Gewohnheit, Art', *rītu* 'nach Art' bestens. Daß *rīte* der Lok. = **rītē(u)* dazu ist, hat G. Mahlow erkannt: "nach rechtem Brauch", "mit Recht", "auf herkömmliche Weise" usw. Vgl. unten über Recht, lat. *jus*.

Wegen ἀραρίσκω vgl. J. Schmidt Ztschr. 37, 35 und darnach H. Hirt, § 827, ferner die bei Schmidt gegebene Literatur. Die Wurzelform αρι erscheint in ἀρι-θμός, νήρι-τος 'ungezählt', die Form *rī* wie in *rītus* auch im ahd. *rīm* 'Reihe, Reihenfolge, Zahl', air. *do-rímu* 'enumero'.

Da αρ (und ἀραρίσκω) im Griechischen die Bedeutung 'fügen, passen' hat und bei Homer die Wurzel vom Erbauen der Steinwand gebraucht wird (τοῖχον λίθοισιν), so ist aber auch die Möglichkeit vorhanden, daß αρ unabhängig von ἀρόω ist und in einer seiner ursprünglichen Bedeutungen das Zusammenfügen von Wänden aus wenig oder gar nicht regelmäßig zubehauenen Steinen, also die Herstellung von Kyklopenmauern, bedeutete. Das würde zu den anderen Bedeutungen sowie zu lit. *rė́ju*, *rė́jau*, *rė́ti* 'in Ordnung, schichtweise legen' gut stimmen. Es

wäre also dann nicht der primitive Balkenbau, sondern der Steinbau der Ausgangspunkt für die angegebenen Wörter.

Lat. *ars*.

32. Bei lat. *arti-* liegen die Bedeutungen vor 'Handwerk, Gewerbe, Kunst'; 'Fertigkeit, Geschicklichkeit', aber auch 'gute oder schlechte Eigenschaft' (bonae, malae artes), also eine Bedeutungsentwicklung, die stark an die von *Art* erinnert. Formell könnten die beiden Wörter wohl identisch sein. Aber die so nahe liegenden *artus* 'Gelenk', 'Glied', ἄρθρον, weisen eher auf eine Bautechnik hin, und wieder erhebt sich die Frage, war es die Holztechnik oder die Steintechnik? Lat. *artus*, ἄρθρον weisen eher auf die erstere hin. Wer aber in diesem Falle meint, die Bezeichnung des Gliedes, *artus*, sei älter als das bauliche Fügen, kann von **ar-* 'sich bewegen', was nur mittelst der Gelenke möglich ist, ausgehen und könnte auf diese Weise mit ἀρόω ('*mit Knieholz ackern') die Verbindung herstellen. Vgl. die Zusammenstellungen bei Prellwitz Et. Wtb. S. 29.

Ai. *ṛtá-*, *ṛtú*.

33. Ai. *ṛtám* 'Ordnung, Satzung, Sitte', *ṛtúṣ* 'rechte Zeit, Regel, Ordnung' erinnert mit seiner Sippe (Uhlenbeck Et. Wtb. d. altind. Sprache S. 34) durch die Bedeutungen an lat. *rītus*, ohne daß aber eine direkte Beziehung möglich wäre. Wir haben hier eine Wurzel *er* seit alter Zeit, die nicht ohne Beziehungen zu *arā* war. Vgl. ai. *ṛdhátí*, *ṛdhnóti* 'gedeiht, gelingt' zu *rā́dhyati*, *rādhnóti*.

Schrader RL. S. 656 deutet *ṛtá-* als 'Bewegung', aber er hat wohl selbst gefühlt, wie wenig Ansprechendes in der Deutung liegt. Solche Begriffe wie *ṛtá-* haben gerade den entgegengesetzten Sinn: nicht 'Bewegung' sondern das 'bleibend Feste'.

e) Lat. *colere*, *culter*, *colus*: griech. πέλομαι, πόλος usw.

34. Vgl. oben IF. 16, 187, Leo Meyer Handbuch 2, 664, 846. Brugmann 1² 589, Kurze vgl. Gramm. S. 170, 172.

Die hiehergehörige Sippe ist weit verbreitet: Griech. πέλομαι, ἔπλετο, περιπλόμενος: πόλος 'Achse', 'umgepflügtes Land': τέλος, τελέθω, τελετή. Lat. *colo*, *incola*, *inquilīnus*, *colus* 'Spinnrocken'. Ai. *cárati* 'er wandelt': *kárṣati* 'zieht, schleppt, pflügt', *kṛṣáti* 'pflügt', *karṣū́ṣ* 'Furche' (Uhlenbeck Et. Wtb. d. altind. Sprache, S. 47). Endlich hieher die Gleichung für 'Rad' und 'Wagen'

(siehe oben unter *plaumoratus*) asl. *kolo* 'Rad', *kola*, *kolesa* ἅμαξα, currus', aisl. *hwel* 'Rad' usw.

Die Grundbedeutung von *q^uelō* war 'steche (schneide), ackere mit spitzem Pfahl'. Diese ist am Instrument noch am deutlichsten haften geblieben: lat. *culter* = *q^ueltro-* ist 'Schlachtmesser, Küchenmesser, Pflugmesser' vgl. Daremberg-Saglio 1, 1582 s. v. und die Bilder [1]). Daß das Instrument (wie auch bei Pflug) den ursprünglichen Sinn der Wurzel besser und länger bewahrt, ist wohl begreiflich, ja selbstverständlich, denn das Wort bleibt an ein sinnenfälliges Ding gebunden und macht nur dessen Wandelungen mit. Aber anders verhält es sich mit dem Verbum, denn jede Bezeichnung einer Tätigkeit ist selbst schon eine Abstraktion und durch metaphorische Verwendung großen Veränderungen ausgesetzt. Auch *cultura* = agricultura, *cultor* 'Landmann' weisen denselben Weg.

Der *o*-Stamm *q^uolos* bedeutete: a) aktiv 'Stecher'. Hieher πόλος 'Pfahl, Achse', wie auch ai. *vánaspáti* 'Pflock' und 'Achse' bedeutet. b) passiv 'umgepflügtes Land' πόλος.

Die weiteren Bedeutungsentwickelungen:

+ von ackern: vgl. lat. *colo* 'Feldbau treiben' [2]), 'wohnen, hausen, sich aufhalten', 'hegen und pflegen', 'verehren'. Hieher *incola*, *inquilīnus*..

+ von ackern: ai. *cárati* 'vollführe, betreibe', 'wandere', 'bewege mich'; griech. πέλω πέλομαι 'sich bewegen, sein'.

+ von ackern: griech. τέλος (*das Ackern bis zum Ende) 'Ende': τέλειος 'vollendet, tadellos'. Formell hieher ai. *kárṣati*, *karṣū́ṣ*.

+ von Pfahl: lat. *colus* 'Spinnrocken'.

++ von sich bewegen: Die Wörter für 'Rad' und 'Wagen'.

Wegen der ähnlichen Wurzel *kel* siehe Prellwitz Et. Wtb. s. v. κέλομαι S. 143 und oben bei den Urverwandten von 'pflegen' S. 115.

Ἀπόλλων, *inquilinus*.

35. Leo Meyer Handbuch 1, 69.

Die älteste Form des noch immer unerklärten Gottesnamens liegt in kypr. Ἀπείλωνι vor, wozu J. Schmidt bei L. v. Schroeder

1) Nach diesen zu schließen, war *culter* fast immer zum Stechen und Schneiden geeignet, also ein spitzes Messer.

2) 'Treiben' im Sinne von 'etwas betreiben' stammt von der Tätigkeit des Hirten wie *agere*, ἄγειν, ebenso d. halten.

KZ. 29, 194 Anm. 2 zu vergleichen ist. Man hat also von einer Form *α-πελ-ιων auszugehen und diese kann aus *η-q^uel-iōn- entstanden sein, wozu dann (mit Ablaut des Suffixes) genau lat. *inquilīnus* stimmen würde. Freilich sollte man *α-τελ-ιων erwarten, doch solche Ausgleichungen kommen vor; vgl. Solmsen Ztschr. 34, 536 ff. Dasselbe auffallende π in ἀπέλλα (Leo Meyer a. a. O. 1, 66, IF. 16, 188) 'Versammlung der Hüfner', zu dem sich gut *incola* stellen läßt. Der Gegensatz von ἀπέλλα ist lat. *Esquiliae*, *Esquilius* (aus **exquiliae*), von *inquilīnus Esquilīnus*[1]). Die Bedeutungen von *incolo*, *incola* zeigen, daß uns der ursprüngliche Sinn von *inquilinus* (s. Daremberg-Saglio s. v.) nicht überliefert ist. Doch vgl. die Erklärung bei Festus Th. d. P. S. 75: *Inquilinus, qui eundem colit focum, vel eiusdem loci cultor*, wovon der zweite Teil der Etymologie vollkommen entspricht.

Auf Apollo-Münzen findet man Pflöcke ('borne ou pilier conique' Daremberg-Saglio 1, 413, vgl. die Figg. 372, 373 1, 318), die vielleicht nicht ein delubrum (vgl. den göttlich verehrten Opferpfosten ai. *vánaspáti* IF. 16, 157) darstellen, sondern ein altes und ehrwürdiges Ackergerät, dessen ursprüngliche Bezeichnung in der Gleichung πόλος-colus vorliegt. Ein der Artemis geweihter Altar (a. a. O. 1, 413 Fig. 499) zeigt einen solchen Klotz, mit einer Garbe und einem Hirschgeweih geschmückt, also mit den Erträgnissen von Ackerbau und Jagd. Der Pflock hat ein spitzes Hütchen auf; war es der metallene oder steinerne Schutz der Spitze des Ackerpflocks, der Vorläufer der Pflugschar??

f) 'Üben' vom Feldbau (*ōp* : *ŏp*).

36. Graff 1, 70. — Brugmann 1², 153, 158. — Noreen Lautlehre 79.

Daß üben vom Feldbau stamme, hat Kluge (vgl. s. v.) gesehen. Die ursprüngliche Bedeutung liegt in ahd. *uobo* 'colonus' vor. Von da geht die Bedeutung 'feiern' aus: *uoba* 'Feier', *uobhaften dac* 'diem festum', *uobunga* 'cultus' und 'cultura' (Steinmeyer-Sievers 3, 117, 28); dann folgen die allgemeinen Bedeutungen 'colere, exercere'. As. *objan* 'feiern', aisl. *øfa* 'üben'.

Die Bedeutungsentwicklungen hier und in den verwandten Sprachen erinnern stark an die von *plegan* und *colere* sowie an das erschlossene **$\underset{\frown}{u}$enə*.

---

1) Der Campus Esquilinus lag in der Zeit der Republik außerhalb der eigentlichen Stadt.

Vgl. ai. *ápas* 'Werk überhaupt, heiliges Werk', *āpas* dass., *āpnóti* 'erlangt, erreicht', *āpí* 'Verwandter', *āpya* N., 'Genossenschaft' (dazu Pflicht, Art), *āprá* 'tätig, eifrig', *ápnas* 'Reichtum', lat. *opus* 'Ackerbau, Landwirtschaft, Arbeit, Werk', *ops* 'Vermögen, Macht', *omnis* aus **opnis*, *opera*, *operare*, *operari*.

Ahd. *afalōn* 'sich beeifern, streben', aisl. *afla* 'arbeiten'.

g) 'Arbeiten' vom Feldbau.

37. Auch dieses Wort entspringt klar und deutlich dem Feldbau. Vgl. PBrB. 12, 176; 16, 562; 27, 115, Uhlenbeck Et. Wtb. S. 15 f., v. Grienberger Untersuch. zur got. Wortkunde 27, Osthoff Et. Par. 302 ff., Kluge s. v.

Nach dem, was von verschiedenen Seiten zusammengetragen ist[1]), halte ich in der schwierigen Frage nach der Herkunft des Wortes Arbeit folgendes für das Wahrscheinliche.

Got. *arbaiþs*, κόπος, ahd. *arabeit* 'labor, molestia' ist ein Kompositum, dessen zweiter Bestandteil in ai. *ití*- 'Gang' vorliegt, das aber im Germanischen (vgl. an. *id* Fem. 'Werk, Tat', *iđja* 'handeln' Cleasby-Vigfusson S. 313) eine allgemeine Bedeutung angenommen hat. Wegen aisl. *œrfiđi*, *erfede* Noreen Aisl. Gramm. § 65.

Dieses **arba-iđi*- kann in seinem ersten Gliede enthalten:

1. ein **orbo*, dem aksl. *rabŭ* 'Knecht' (Brugmann 1² 450), ὀρφός 'Waise', lat. *orbus* und die Sippe von Erbe entspricht, ai. *árbha* 'klein, schwach, jung'. Lautlich liegt kein Grund vor, diese Wörter zu trennen. Die schwierigen Bedeutungen, die gewissen sozialen Verhältnissen, die wir nicht kennen, entstammen, mögen so zu deuten sein, daß das verwaiste Kind zu späteren Dienstleistungen in einem anderen Hause herangezogen wurde. Der Sinn von Erbe (got. *arbja*) geht von dem Sinne 'klein, Kind' aus. Vgl. auch Schrader RL. s. v. Waise.

**arba-iđi*- hieße 'als Verwaister, als Knecht gehen', 'Knechtesarbeit verrichten'.

2. ein *arba*-, das von *arāre* stammt, also als **arbho*- anzusetzen ist und 'Ackertier' bedeutet: lit. *arbonas* 'Rind'? (Nesselmann). Wegen *-bho-* bei Tiernamen Brugmann Kurze vgl. Gramm. 331, Osthoff a. a. O. Dazu weiter an. *arfr* 'Ochs', ags. *yrfe* 'Vieh', *orf* 'Vieh', *inorf* 'Hausgeräte'. Dann hieße **arba-iđi*- 'Ochsengang', 'Ochsenarbeit'. Die Bezeichnung würde zu dem Spottnamen der *Pleumoxii* stimmen.

---

1) [Vgl. auch Kurze vergl. Gr. S. 259. 349. 527. — K. B.]

Lit. *dárbas* und *dìrbti* habe ich Beitr. z. Gesch. d. idg. Dekl. S. 35 (SBAW. Wien 125) zu got. *arbaiþs* gestellt und unmittelbar nach mir hat Uhlenbeck denselben Gedanken PBrB. 16, 562 ausgesprochen. Dem Ablaute nach wäre Zusammenhang nur dann

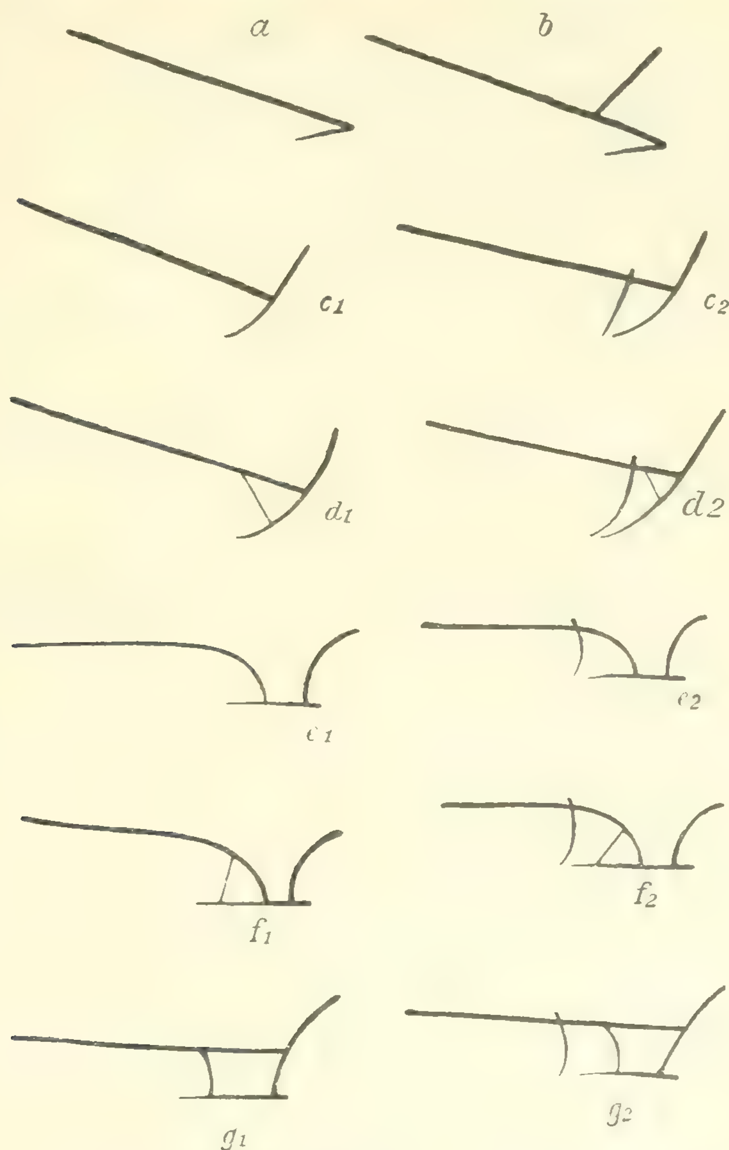


Fig. 10.
Schemata zur Entwicklung des Pflugs.

möglich, wenn meine Deutung 1. von *arbaiþs* dem wirklichen Hergange entspräche. Aber lit. *arbonas* (?) könnte auch dann mit an. *arfr* 'Ochs' usw. beisammen bleiben.

Allgemeines zum Pflug.

38. Die Figuren a—g deuten einige Hauptstationen der Entwicklung des Pfluges an.

a ist das Knieholz[1]), b zeigt es mit einer Handhabe versehen (Fig. 2).

In c ist Handhabe und Scharstück aus demselben Holzstück gefertigt und an diesem der Grindel; c_2 ist dieselbe Konstruktion aber mit einem Sech.

d zeigt dieselbe Figur wie c, nur ist ein Querholz (Griessäule) dazugekommen, das die Widerstandskraft dieses Pflugs bedeutend erhöht. d_2 ist die Variante mit Sech. Man kann hier von einem dreieckigen Pflug sprechen.

e zeigt eine horizontale Sohle (vgl. Fig. 4); e_2 dasselbe Motiv mit Sech. Vgl. IF. 16, 185 Fig. 24.

f unterscheidet sich von e nur durch die Griessäule.

g ersetzt den gebogenen Grindel durch einen geraden. Es entsteht eine viereckige Form des Pflugs.

Ginzrot S. 41 bezweifelt die Existenz von Sechen bei unberäderten Hakenpflügen. Ich glaube, mit Unrecht. Freilich entzieht sich unserer Kenntnis, mit welchem Typus das Sech allgemeiner verbreitet wurde. Sicher scheint mir allerdings auch zu sein, daß das Sech verhältnismäßig spät aufgetreten ist und nicht zu sehr verbreitet war, denn es setzt Herstellung aus Metall voraus und dieses war selten und teuer.

Berädert konnten alle entwickelteren Typen (vielleicht schon von c_1 ab) werden: Ein einheitliches Gebilde ist also der Räderpflug keineswegs.

Diese Pflugformen sind, wenn auch verschiedenen Alters, wohl alle sehr alt. Die Betrachtung der Formen lehrt schon, daß die Aufeinanderfolge meiner Figuren nicht immer chronologisch gemeint ist, denn b ist nicht viel ursprünglicher wie c, und d nicht viel altertümlicher als e. Durch verschiedene Kultureinflüsse werden die Typen vielfach gemischt gewesen sein.

39. Es handelt sich nun um die Frage: Können wir aus irgendwelchen Gründen die besprochenen Wortgleichungen mit einem der skizzierten Entwicklungsstadien des Ackerinstruments zusammenbringen?

Als sicher kann gelten, daß die *u̯enə*-Gleichung sowie got. *hoha* auf den Urpflug, auf den spitzen Stock, den Pflock (ai. *vána-* 'Holz', *vánaspáti* 'Pflock') und auf das natürliche Knieholz (ai. *śā́khā* 'Zweig', lit. *szakà* 'Zweig') hinweisen. Auch die

1) ἄροτρον αὐτόγυον Hehn-Schrader[6] S. 59.

colere- und *plegan*-Gleichung können wegen πόλος und Pflock schon zur Zeit des allerprimitivsten Pflügens in Verwendung gestanden haben. Doch haben diese die Entwicklung des Pflugs begleitet wie lat. *culter* und Pflug beweisen. Auch lat. *radere* weist mit *rallum*, *rastrum* 'Karst', wozu das Slavische die *raditi*-Gleichung stellt, auf ein oberflächliches Aufkratzen des Bodens.

Die Zoche- und die Schar-Gleichung (: scheren Zupitza Die Gutturale S. 154 f.) weisen wie die *colere*-Gleichung der **q^ueltro-* (*culter-*)Zeit wegen Sech, Sichel, Sachs — Schar, scheren auf eine wirkliche Pflugschar, d. h. auf einen schneidenden, nicht bloß reißenden Bestandteil hin.

Bei der *arare*-Gleichung werden wir wegen lat. *rāmus*, *artus*, *Arm*, ἄρθρον an das Stadium d denken, an den dreieckigen Pflug. Bei diesem ist ein Armholz vorhanden, er ist wirklich 'gefügt' (ἄροτρον πηκτόν). Stadium d gilt mir also als ἀρόω-Pflug.

Für die *ŏp*-Gleichung finde ich keinen Anhaltspunkt. Lat. *apex* würde auf einen Pflock-Pflug, *aptus* auf einen ἀρόω-Pflug hindeuten.

Der *plegan*-Pflug, der Pflug κατ' ἐξοχήν, war der Räderpflug, der gewiß auch das Sech schon hatte. Daß es der Räderpflug war, das stimmt zu den Nachrichten vom *plaumoratus* und zum heutigen Gebrauch: Wo der räderlose und beräderte Pflug noch nebeneinander vorkommen, in unseren Alpen, in Preußen, in Rußland, da führt nur der Räderpflug den Namen Pflug, *plugŭ*: der andere heißt Arl, Zoche, *ralo*, *sochà*.

Mit einzelnen Völkern sind weder die Entwicklungstypen noch die Gleichungen in festen Zusammenhang zu bringen. Nur der Pflug ist nach Wort und Sache germanisch, und Süddeutschland ist sein Ausstrahlungspunkt gewesen.

Im Gegensatz zu früheren Ansichten über den Ackerbau bei den Germanen muß man auf die Fülle von hier vorhandenen Gleichungen für den Ackerbau hinweisen. Wir finden **seg*, **ar*, **k̂ōk*, **ŏp*, **bleq^u* auf germanischem Boden und außerdem noch ags. *sulh* 'Pflug' (zu ἕλκω 'ziehe', ὁλκός, lat. *sulcus* 'Furche').

Auch die Egge-Gleichung darf nicht vergessen werden. Wenn lat. *occa* zu *ac-* gehört, wie wohl anzunehmen ist, dann verweist es mit *acus* 'Nadel' auf das ganz altertümliche Pflock-Ackern.

Auf die anderen Wörter, die sich auf den Ackerbau und seine Instrumente beziehen, einzugehen, wird eine spätere Studie Gelegenheit geben. Hier sei noch darauf hingewiesen, daß die

Metalle bei der Geschichte des Pflugs nicht jene Rolle spielen, die man ihnen gerne zuschreiben möchte. So bemerkt Rau S. 21 sehr richtig: "es könne das Erscheinen einer eisernen Schar nicht unter die Ereignisse gezählt werden, welche in der Entwicklungsgeschichte bestimmte Epochen bilden". Das Hauptkulturmaterial war für die Menschheit bis in unsere Zeiten herein das Holz. Noch bescheidener als der Anteil des Metalls war natürlich der Anteil des Steins beim Pflug: Lateinisch *saxum* wird man kaum mehr zu direkten Schlüssen für *Sachs* ('Steinmesser'?), *Sech* verwenden wollen und ebensowenig an. *sker* 'Klippe', *skard* 'Kluft' für scheren, Schar. Detter Deutsches Wörterbuch S. 96. Die umgekehrte Annahme wird sich besser empfehlen: Seefahrern kann leicht die Klippe, der Fels, als schneidendes Werkzeug erscheinen.

Eine sehr alte Gleichung liegt auch in ὀφνίς · ὕννις, ἄροτρον, ahd. *waganso* 'Pflugschar' [1]), lat. *vōmer*, *vōmis* usw. vor. Fick, I [4], 554, Zupitza Die Gutturale S. 101. Man kommt auch hier auf die Grundbedeutung 'Pflock' resp. 'Keil'. Vgl. ags. *wecg*, engl. *wedge*, aisl. *veggr*, ahd. *wecki* 'Keil', lit. *wagis* 'Zapfen, Pflock', lett. *wadſis* 'Keil, Pflock', Zupitza S. 181, Kluge s. v. Weck. Die Glosse ὄφατα · δεσμοὶ ἀρότρων. Ἀκαρνᾶνες birgt ein Mißverständis oder ὄφατα gehört zu ὑφαίνω weben, was möglich ist, denn die Begriffe flechten und weben sind verwandt und vermischen sich oft.

Vielleicht ist wegen ὄφατα an eine Pflugform zu denken, wie sie der ägyptische Pflug (Fig. 3.) zeigt, wo die Griessäule durch einen Strick ersetzt ist. (Man bemerke auch, daß der hinter dem Pfluge gehende Mann ein Instrument in Händen hat, das dem Pfluge ähnlich ist.) Daß die Pflugschar ursprünglich aus Stein war (Hehn-Schrader S. 63), ist nicht erweislich.

h) Zum germanischen Fachwerksbau.

40. Zu IF. 16, S. 175, 140.

M. Heyne sagt in dem Abschnitt über Angelsächsische Bautechnik Halle Heorot S. 32: "Ob man auch das sog. Fach- oder Riegelwerk gekannt und angewendet habe, bei dem das aus perpendikulären sog. Stielen und eingezapften sog. Riegeln gebildete Wandgerüst mit Bruchsteinen, Backsteinen oder Luft-

1) Bei Steinmeyer I 399, 33 Uomerem *vuagansun* (= *wagansun*) (wegen *-ans* Kluge Nom. Stammbildungslehre S. 41).

ziegeln ausgesetzt wird, eine Art, die die Römer schon in früher Zeit, namentlich bei der Aufführung ländlicher Gebäude anwandten und die sie auch in die Provinzen einführten — erhellt nicht".

Ich habe schon früher meine Meinung dahin geäußert, daß der Fachwerksbau den Germanen schon vor dem kriegerischen Vordringen der Römer bekannt war, und habe auch versucht, die angelsächsischen Namen der einzelnen Balken anzugeben. In meiner Auffassung hat sich durch die Mitwirkung K. Luicks mehreres geändert. Wenn ich die *stuþansceaftas* (s. o. 16, S. 176) als die Ständer, Säulen (Fig. 11 b), *bōhtimbru* als die Streben (c) auffaßte, so hat sich das als richtig erwiesen. Aber die *lóhsceaftas* sind nicht, wie ich meinte, die Rahmenstücke (f), sondern die Schwellbalken (a) oder — wie Luick meint — sowohl die Schwellbalken[1]) wie die Rahmenstücke, also die liegenden, horizontalen Balken (mit Ausnahme der Riegel, die aber hier nicht vorkommen). Weiter dienen die *kigclas* (d) zur Ausfüllung der Felder und die *bolttimbru* scheinen die Bolzen gewesen zu sein, mit denen die Verzapfungsstellen noch besonders gesichert waren (vgl. die kleinen Kreise bei e).

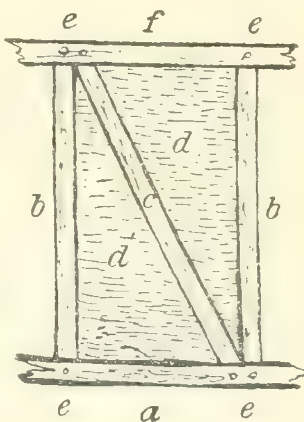


Fig. 11.
Schema des Fachwerksbaues.

Auf meinen Wunsch hat Luick das Ergebnis unserer Beratung fixiert und eine Übersetzung beigefügt. Zu dieser bemerke ich, daß wir die richtige Deutung von *gefeđrige* als *gefédrige* (vgl. ahd. *fuodar*, Fuder 'Wagenlast') R. Much verdanken. (Bezüglich *-ige* vgl. Sievers Ags. Gram.³. § 404 Anm. 1 c. K. L.)

Luick schreibt:

"König Alfreds Einleitung zu seiner Übersetzung von Augustins Soliloquien (zuletzt hg. von Hargrove, Yale Studies in Englisch XIII) gewährt uns einen Einblick in den altenglischen Hausbau. Ich gebe zunächst den Text mit daneben stehender Übersetzung (und der Zeilenzählung Hargroves).

Gaderode me þonne kigclas, and stuþansceaftas, and (2) *lohsceaftas, and hylfa to ælcum þara*	(Ich) sammelte mir dann Knüppel und Standbalken und Liegebalken und Griffe für alle

1) Vgl. unten S. 144 bei lat. *lēx*.

tola þe ic mid wircan (3) *cuðe and bohtimbru and bolttimbru to ælcum þara weorca* (4) *þe ic wyrcan cuðe, þa wlitegostan treowo be þam dele ðe* (5) *ic aberan meihte.*

Werkzeuge, mit denen ich arbeiten konnte, und Armhölzer und Bolzenhölzer für jedes Werk, das ich ausführen konnte, die schönsten Hölzer in solchem Umfang als ich sie fortzuschaffen vermochte.

Ne com ic naþer mid anre byrðene ham, (6) *þe me ne lyste ealne þane wude ham brengan, gif ic hyne* (7) *ealne aberan meihte.*

Und ich kam nicht mit einer (solchen) Last heim, daß ich nicht Lust gehabt hätte, den ganzen Wald heim zu bringen, wenn ich ihn hätte fortschaffen können.

On ælcum treowo ic geseah hwæthwugu (8) *þæs þe ic æt ham beþorfte.*

(Denn) an jedem Baum sah ich etwas, dessen ich zu Haus bedurfte.

Forþam ic lære ælcne ðara þe (9) *maga si, and manigne wæn hæbbe, þæt he menige to þam* (10) *ilcan wuda þar ic ðas studðansceaftas cearf, fetige hym* (11) *þar ma, and geféðrige hys wænas mid fegrum gerdum, þat* (12) *he mage windan manigne smicerne wah, and manig ænlic* (13) *hus settan and fegerne tun timbrian þara, and þær murge* (14) *and softe mid mæge on eardian ægðer ge wintras ge sumeras,* (15) *swa-swa ic nu ne gyt ne dyde.*

Darum rate ich jedem, der es vermag und viele Wagen besitzt, daß er sich in denselben Wald begebe, wo ich jene Standbalken abgehauen habe, sich dort weitere hole und seine Wagen mit schönen Gerten belaste, um daraus manche schöne Wand zu flechten und manches prächtige Haus und stattliche Gehöft zu errichten und da heiter und friedlich . . . . . zu leben im Winter wie im Sommer, wie ich es bisher noch nicht getan habe."

"Der Ausdruck *kigclas* muß nach Maßgabe des daraus entstandenen ne. *cudgel* Bauhölzer von geringerer Längendimension bedeuten, also wohl Knüppel. Den Gegensatz dazu bilden die gleich darauf erwähnten *sceaftas*, von denen die *studansceaftas* (Z. 1) nach Maßgabe des verwandten ae. *studu* offenbar die aufrecht stehenden als Stütze dienenden Balken sind. Weniger deutlich ist *lóhsceaftas*. Das Simplex *lóȝ* bedeutet Platz, Ort, das entsprechende ahd. *luoc* Wildlager. Dies, wie die Verwandtschaft mit legen macht wahrscheinlich, daß ae. *lóȝ*, *lóh* ursprünglich 'Lager' bedeutete, und danach möchte man vermuten,

daß mit *lóhsceaftas* die horizontal liegenden Balken gemeint sind. Von den Zeile 3 genannten Hölzern sind die *bolttimbru* leicht zu erkennen: obwohl *bolt* im Altenglischen nur in der Bedeutung Pfeil und erst von 1400 an als 'Bolzen, Riegel' belegt ist, NED. s. v., kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß diese letztere Bedeutung alt ist. Somit sind mit *bolttimbru* Hölzer gemeint, die als Bolzen die Balken zusammenhalten, oder aus denen Bolzen geschnitten werden. Der Ausdruck *bohtimbru* enthält das Wort *bóh* (*bóʒ*) 'Zweig, Arm'. Er bezeichnet vermutlich Holzteile, die zweig- oder armartig von den Hauptbalken ausgehen, also schief gestellt sind, wie sie beim Fachwerksbau als Stützen ja üblich sind."

"Die folgenden Sätze sind im ganzen klar[1])."

"Die hier verwendeten Ausdrücke geben alle Bestandteile eines Fachwerksbaues wieder. *Lóhsceaftas* 'Liegebalken' und *stuðansceaftas* 'Standbalken' geben das Gerüste, welches durch *bóhtimbru* 'Armhölzer' an Festigkeit gewinnt. Zur Verbindung dieser drei Arten von Balken dienen die *bolttimbru* 'Bolzenhölzer'. Die Zwischenräume werden hierauf durch *kigclas* 'Knüppel' ausgefüllt. Das Flechtwerk, welches der Autor weiterhin erwähnt, diente bei dem Bau, den er vor Augen hatte, wohl nur als Bekleidung der schon gewonnenen, aber nicht lückenlosen Wand; doch verrät gerade der Ausdruck *wáʒ windan*, daß in einem primitiveren Zustand die Wand überhaupt nur aus Flechtwerk bestand. Dasselbe erweist die, soviel ich sehe, noch nicht angezogene Glosse: *cratium waʒa* (Wright-Wülker 214/42; vgl. cratem . . . *hyrdel heʒe* 214, 38)."

So weit Luick. Ich freue mich, konstatieren zu können, daß unsere Beratung vollkommene Übereinstimmung erzielt hat. Auf die Stelle *wáh windan* komme ich noch zurück.

Ich hätte noch einiges zu bemerken.

In *stuþansceaftas* liegt die Wurzel **sthāu* vor; vgl. Kluge s. v. Stütze, stützen, staunen, Staude, Sievers IF. 4, 338, Hirt ebd. 12, 195. Ferner tirol. *stuedl* 'Weberstuhl, Maschine zum Tuchwirken', Schöpf S. 724, *ofengstuedl* 'das um den Ofen herum-

1) "In Z. 13 f. *and þær . . . mid mæge on eardian* scheint ein Fehler zu stecken. Man könnte *oneardian* lesen (vgl. Bosworth-Toller) und *mæʒe* als identisch mit *maʒe* z. 12 fassen; aber dann bliebe *þǽr . . . mid* immer noch auffällig. Sollte etwa im Original gestanden haben: *and þǽr . . . mid mǽʒon* (= *mǽʒum, máʒum*) *eardian* 'und hier mit der Familie wohnen'?"

angebrachte Gerüste', die *stuedal* 'der Unterdachboden'. Bair. *Studel* 'Unterlage, Pfosten, Säule', Schmeller 2, 733. Der Ablaut ist *ā(u)* : *ŭ*.

Die Frage, die ich oben aufwarf (IF. 16, 177): "'Wie kommt der Franzose dazu, das 'Fach' beim Bauwesen *panneau* zu benennen, das zu *pannus*, ital. *panello* 'Stückchen Tuch' gehört?'" beantwortet sich jetzt leicht: der stehende Webstuhl bot das Bild des 'Fachs' im Bau, und so hängt auch ags. *stuþan-sceaftas* der Bildung nach zusammen mit tirol. *stuedl* 'Webstuhl zum Tuchwirken'.

Die Säulen oder Ständer heißen jetzt oft Stiele, d. h. sie führen einen fremden Namen nach lat. *stilus*. Aber damit ist die römische Herkunft des Fachwerksbaues keineswegs bewiesen. Möglich ist, daß die germanischen Schäfte, wie eben der Zusammenhang mit schaben zeigt, bloß entrindete und mit Zapfen versehene, sonst wenig behauene Balken waren, und daß römische Zimmerleute besser behauen lehrten.

Bóhtimbru wird durch seine Etymologie als 'Armholz' erwiesen und kann dann nur die 'Strebe' sein. Dazu stimmt, daß sie heute *brace* (= **brachia*) heißt. Vgl. J. A. Beil Technologisches Wörterbuch der deutschen, franz. und engl. Sprache S. 582.

Der germanische Fachwerksbau hat also auch durchaus heimische Namen. Aber einen Bestandteil, den der heutige Fachwerksbau hat und wohl auch der römische hatte, der mittlere horizontale Balken (vgl. IF. 16, 175, Fig. 20 im rechten unteren Felde), finden wir an unserer Stelle nicht. Und gerade der Teil hat einen fremden Namen: Riegel, ein Wort, das nach Form und ebenso nach Bedeutung aus dem Lateinischen stammt. Vgl. Kluge s. v., Körting Nr. 7912. Es ist schwer, hier an ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen zu glauben, und so möchte ich das für einen Hinweis darauf halten, daß der Riegel so ziemlich das einzige ist, was der Germane vom Römer im Fachwerksbau dazu lernte.

Doch hierzu eine Bemerkung. Wenn ich es ablehne, beim Fachwerksbau im herkömmlichen Sinne des Wortes an eine Kulturentlehnung zu denken, so muß deswegen doch nicht germanische und römische Fertigkeit ohne Zusammenhang sein. Ich glaube, daß der friedliche Verkehr vor der römischen Invasion in Deutschland hinüber und herüber immerhin genügend war, um Kulturwellen zu erzeugen. Und das, meine ich, gilt von allen indogermanischen Völkern zu allen Zeiten, wenigstens von den benachbarten.

Man kann, wenn man will, das Fachwerk aus dem bloßen Flechtwerk entstehen lassen. Auch dieses hat senkrechte und oft auch wagerechte Bestandteile von größerer Konsistenz, also Stangen u. dgl. Vitruv 2, 8. 20 läßt Zweifel aufkommen, ob er vom bloßen Flechtwerk oder vom Fachwerk spricht. Für das erstere spräche die Benennung (*paries craticius*, Blümner Technologie 2, 313; 3, 151), für das zweite die Erwähnung der Ständer, *arrectarii*, und der Riegel, *transversarii*. Der römische Fachwerksbau ist also noch ein Übergang von der reinen Flechttechnik zum Fachwerk, indem die Fächer mit Flechtwerk ausgefüllt sind. Es ist richtig, daß für die horizontalen Balken das lateinische *regula* noch nicht nachgewiesen zu sein scheint, und auch daß ein deutsches **riagel*, **riəgl* bis jetzt nicht erschienen ist. Man kann Osthoff IF. 8, 58 es ohne weiteres zugeben, daß es ein germ. **regelos* (ahd. *rigil*) gegeben hat, und der Gegenstand, der dem Worte entsprach, war der in halber Höhe innen quer vor die Tür gelegte Balken. Die Sache beim Fachwerksbau aber, der mittlere horizontale Balken, kann, auch wenn man Osthoff sonst folgt, doch römischen Ursprungs sein, und das Wort kann aus *rēgula* stammen, aber von dem einheimischen Worte, das einen Verschluß bedeutete, in seiner Lautgestalt beeinflußt worden sein.

41. Ich muß es Andern überlassen, den Nachweis des nationalen germanischen Fachwerksbaues kunstgeschichtlich zu verwerten.

Hier nur einige Worte über die auf dem berühmten angelsächsischen Runenkästchen (ed. Vietor 1901) dargestellten Bauwerke. Der Deckel und die Rückseite des Kästchens zeigen Bauten, das erstere ist eingeschossig, das zweite zweigeschossig[1]), beide sind mit Kuppeln überwölbt. An Holzbauten dabei zu denken geht nicht an, obwohl man das Flechtornament zwischen den Säulen des Kuppelsaals auf dem Deckelbild sich gewiß als aus der geflochtenen Wand des Flechtwerks- oder Fachwerkshauses herstammend wird vorstellen dürfen, vgl. Fig. 12. 13.

Bei beiden dargestellten Bauten finden wir in der Nähe des Schwellbalkens Löwen, unter der Kuppel Adler.

Hier liegt vor allem ein kulturhistorisches Problem vor. Vielleicht aber auch ein sprachliches.

---

1) Das Obergeschoß heißt ags. *upflôr*, Heyne Die Halle Heorot S. 38.

Schuchardt hat sofort daran gedacht, daß griech. ἀετός auch 'Hausgiebel' bedeutet. Vgl. B. A. 343: ἡ γὰρ ἐπὶ τοῖς προπυλαίοις κατασκευὴ ἀετοῦ μιμεῖται σχῆμα, ἀποτετακότος τὰ πτερά. Ich vermutete nun, daß das Germanische oder speziell das Angelsächsische eine von einem Vogelnamen stammende Bezeichnung des Dachs gehabt habe, wie franz. *aigle* 'das Kirchenpult', wie portug. *aguieiro* 'Dachbalken' (Peças de que se compõe o madeiramento do tecto), beide von *aquila* stammend, bedeuten. Aber es findet sich anscheinend nichts ähnliches. Grimm Gr. Ndr. 3, 428. Immerhin kann ich nicht glauben, daß die Adler ganz ohne Zusammenhang mit solchen Wörtern wären. Sie mögen aus der Kunst eines Volkes stammen, wo das Dach nach dem Adler benannt war[1]). [Siehe Fortsetzung. K. N.]

Ich dachte an solche Beziehungen auch bei den Löwen unter oder auf der Schwelle. *Lóhsceaft* enthält *lóg* = ahd. *luoc*, und dieses wird vom Lager der wilden Tiere, speziell des Löwen, gebraucht (Graff 2, 129[2])). Allerdings bedeutet ags. *lóg* nur 'Platz, Ort', aber diese Bedeutung ist wohl aus der Bedeutung 'Lagerplatz der Tiere des Waldes' hervorgegangen, denn bloß dieser ist fest, nicht aus der Bedeutung 'menschliches Ruhelager', das keineswegs so fest ist und auch nie als das gedacht wurde. Doch ich räume gerne ein, daß hier zu einer Wahrscheinlichkeit nicht zu gelangen ist.

Aber ein Zusammenhang ist sicher, und auf den lege ich, als psychologisch bedeutsam, Wert. Wie die Sprache das Kirchenpult *aigle* nannte, so hat auch die bildende Kunst es oftmals in der Form des Adlers dargestellt.

Strzygowski hat eine andere Deutung der Tiere auf den Bildern des Kästchens gegeben. In dem Briefe an Vietor DLZ. 25 (1904), 326 f. spricht er von "orientalischen Symbolen" (mündlich nannte er sie apotropäisch). Das wäre also eine Erklärung, die von der meinen, wo das sprachliche Bild als Ursache des räumlichen gefaßt ist, ganz verschieden ist.

Vielleicht vereinigen sich in gewissen Fällen beide Erklärungsarten: Das sprachliche Bild hat zum Mythus, der Mythus

---

1) In O. Benndorfs Aufsatz "Über den Ursprung der Giebelakroterien", Jahreshefte des österr. arch. Inst. Wien 2, 1 ff. finde ich nichts Hierhergehöriges.

2) Der Schwellbalken heißt heute *sleeper* (oder *groundtimber*) wie die Eisenbahnschwelle. Doch vgl. wegen *sleeper* Skeat s. v.

zur plastischen Darstellung geführt. Aber es weist nicht jede Animalisierung der räumlichen Künste auf einen Mythus hin. Wir nennen die Ausflußöffnung einer Kanne den 'Schnabel'. Wenn nun der Kunsthandwerker den Ausfluß einer Milchkanne zu einem Vogelkopfe formt, so kann man noch nicht auf die ehemalige Existenz eines Mythus von einem milchspendenden Vogel schließen.

Daß die Namen der Brüder 'Ῥᾶος und 'Ῥάπτος (Müllenhoff D. Ak. 4, 491) als *raus* und *rafts* zu deuten sind, hat R. Much erkannt. Rohr und Stangen, Balken (vgl. an. *raptr*) genügen, ein primitives Häuschen herzustellen, wie sie heute noch in der Gegend von Metkovich (Herzegowina) zu sehen sind. Es ist dies ein primitiver Ständerbau, dessen Wände aus Rohr hergestellt sind, wie auch das Dach.

i) Zum Flechtwerkshause.

Wurzel *u̯endh*.

42. Ich habe ein Versehen gutzumachen. Erst in der letzten Zeit wurde ich auf Elis Wadsteins Zusammenstellung von Wand und winden aufmerksam. Er sagt IF. 5, 30:

"Mit (isl.) *gandr* : *vǫndr* sind zu vergleichen die ebenfalls zu *vinda*, *winden* gehörigen d. Gewand : Wand. Gewand hat man bekanntlich schon zu winden gestellt; es bedeutet eigentlich 'Wendung, Windung, Umhüllung'. Ein Zusammenhang von d. Wand und winden würde aber nach Kluge Et. Wtb. keinen Sinn ergeben. Ich kann aber dabei keine Schwierigkeit sehen. Vielleicht hat auch Wand eigentlich 'Umhüllung' bedeutet, was ja besonders gut für die Wände eines Zeltes paßt; die Wände eines Hauses sind ja aber auch eine Art Hülle. Eine andere Möglichkeit wäre, daß Wand (wie bekanntlich isl. *veggr*, schw. *vägg* usw. 'Wand' und isl. *hurd*, d. *Hürde*) eigentlich 'Flechtwerk' bedeute (vgl. *vinda* 'flechten'). Die Wohnhäuser der germanischen Urzeit wurden gewiß oft durch Flechten dünnerer Zweige hergestellt, die man mit den Händen, ohne Hilfe von Werkzeugen, abbrechen konnte. Noch in späterer Zeit hat man dergleichen Häuser gehabt, wie durch isl. *vanda-hús* 'ein aus *vender*, dünnen Zweigen gemachtes Haus' erwiesen wird."

Richtig ist daran, daß Wand und Gewand zu winden gehören, aber falsch ist Wadsteins Erklärung. Seine Deutung Gewand = 'Wendung, Windung, Umhüllung', sein Versuch auch Wand als 'Umhüllung' zu erklären, lehne ich als im Prinzip verfehlt ab. Wenn Wadstein dann das Richtige trifft und Wand

als 'Flechtwerk' deutet, so werden wir uns daran erinnern, daß diese Erklärung bei ihm "eine andere Möglichkeit" ist, und daß er einen Versuch, sie irgendwie zu befestigen, nicht gemacht hat.

Das Verdienst, an das Richtige zuerst gedacht zu haben, bleibt Wadstein, ebenso wie es M. Foerster zu danken ist, daß er zuerst die Wichtigkeit der Stelle in der Einleitung zur ags. Übersetzung der Soliloquien des hl. Augustins erkannt hat.

Wer mir nach dem, was ich für die Etymologie Wand: winden in den "Etymologien zum geflochtenen Hause" 1898 vorbrachte, noch nicht zustimmen zu müssen glaubte, der möge jetzt eine Erklärung der angelsächsischen Stelle geben, die seiner Anschauung entspricht. Der Angelsachse sagt: ". . . er belaste seine Wagen mit schönen Gerten, auf daß er vermöge zu winden manche schöne Wand . . ."

Wie früher nachgewiesen wurde, hat der Übersetzer ein Fachwerkshaus im Sinne, bei dem bloß die Felder mit Knüppelholz ausgefüllt und mit Flechtwerk verkleidet waren. Aber der Ausdruck *windan* stammt von dem ganz aus Flechtwerk hergestellten Hause, gerade so wie *wāȝ*, *wāh*, got. *waddjus* usw. Luick hat sehr recht, auf die Glosse *cratium waȝa* Gewicht zu legen: Wenn *wāȝ* sowohl 'Wand' (an der ags. Stelle 'Fachwerkswand') als auch 'Zaun, Hürde' bedeutete, dann weist das mit Evidenz darauf hin, daß beide derselben Technik entstammen, und das war eben die Flechtwerkstechnik. Wenn wir dann weiter *wāh windan* finden, "eine Wand winden", dann ist m. E. die Beweiskette geschlossen und jede Möglichkeit, *windan* anders zu fassen, beseitigt. Und das Wort Wand allein besorgt dasselbe schon. Man unterscheidet zwischen Mauer und Wand. Lat. *paries* wird Steinmeyer 1, 749, 70 ff. mit *gichaltiu mura* wiedergegeben, man spricht mhd. von *mūrwant*, *steinwant*, *leimsteinwand*, um die Bauarten zu bezeichnen, das Wort Wand allein, das ja auch im bloßen Sinne von 'Schranke' vorkommt, wiese also schon auf den engeren Begriff 'Holzwand' hin, und dann ist die Etymologie schon gegeben.

Gewand.

43. Das Verhältnis von winden, Wand, Gewand versteht man nur dann, wenn man begriffen hat, daß winden einst 'flechten' bedeutete und daß mit dem Flechten (womit die Wand hergestellt wurde) nah verwandt ist das Weben (dem das Gewand sein Dasein verdankt). Ich setze, um das

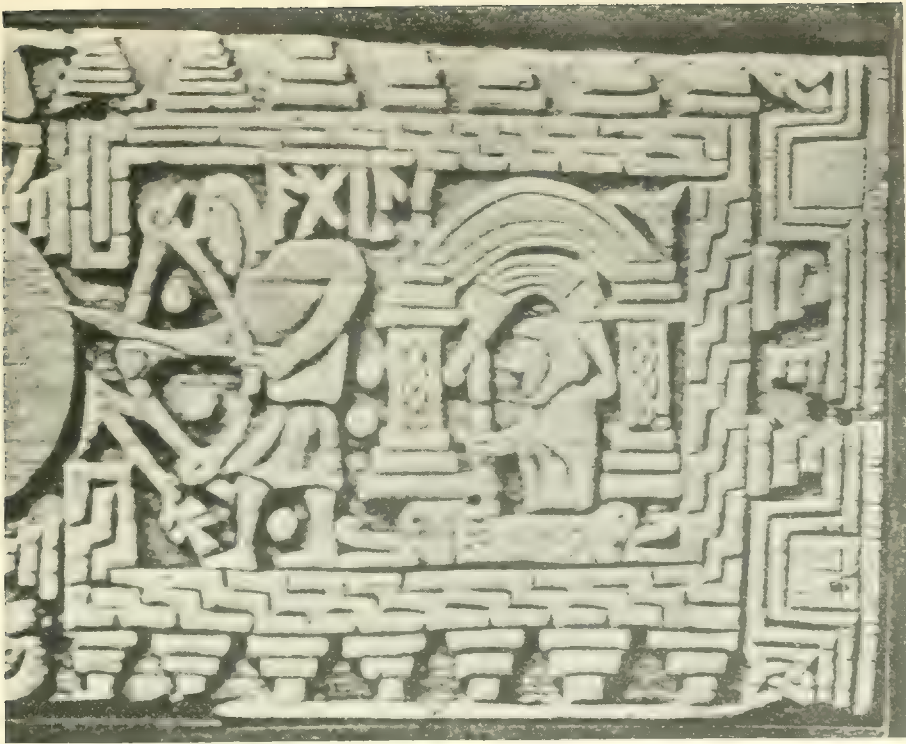


Fig. 12.
Vom angelsächsischen Runenkästchen (ed. Vietor Taf. I).



Fig. 13.
Vom angelsächsischen Runenkästchen (ed. Vietor Taf. V).

ad oculus zu demonstrieren, eine schematische Zeichnung her, ein Flechtwerk, eine Wand und ein Gewebe darstellend. Denkt man sich die Linien dicht nebeneinander gerückt, so hat man das Bild des Gewebes, wo die Fäden der Kette von denen des Einschlags gekreuzt und 'überwunden', wenn es erlaubt ist, dieses Wort zu gebrauchen, und ebenso unterwunden werden. Wenn man diese Zeichnung betrachtet, wird man auch gerne zugeben, daß auf dem angelsächsischen Runenkästchen auf dem Deckelbilde (Vietor Taf. 1, hier Fig. 12) die die Burg umgebende Schutzwand geflochten gedacht ist, was ja genügenden Schutz gegen Pfeile geboten hätte. Über den sachlichen Zusammenhang von Flechten und Weben vgl. Blümner Technologie usw. 1, 121, Benndorf bei Reichel Homer. Waffen², 22 ff.

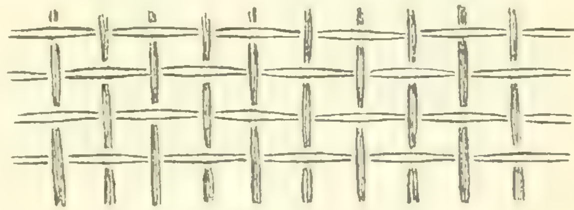


Fig. 14.
Gelockertes Flecht- und Webwerk.
Zu Wand, Gewand.

Ich kann Wunderlich bei allem Danke für seinen trefflichen Aufsatz IF. 14, 406 ff. durchaus nicht zustimmen, wenn er S. 418 für Gewand die Bedeutung 'das Umgewendete, das in Falten Gelegte, in Falten Aufbewahrte' erschließt. Es ist ihm ja selbst nicht entgangen, daß die Form des Worts Gewand nur gewalttätig aus der adjektivischen Form eines Partizipiums erklärt werden kann. Trotz der Falschheit seines Schlusses hat Wunderlich methodisch gearbeitet und war auf dem Wege der richtigen Erkenntnis, da es ihm nicht entging, daß Gewand zuerst die Bedeutung pannus hat. Darauf weist mhd. *gewant* = 'Zeug', *bettegewant* 'Bettzeug', steir. *Gewandhose* 'Hose aus Gradl' usw. Vgl. das Material bei Wunderlich, das sich meiner Erklärung leicht fügt.

'Wand' und 'Gewand' bedeuten im Grunde dasselbe: 'Flechtwerk, Webestück'.

Auch das Flechten eines Strickes heißt winden. Ahd. *giuuntanu uuirdit* 'torquebitur (funis)', mhd. *garn winden*. Vom Begriffe 'flechten' geht der von 'binden' aus, vgl. die Hände winden d. i. sie zusammentun. Kreuzweises Binden der Hände nennt Schiller flechten. Tell 1, 4:

> . . . und so wie wir
> Drei Männer jetzo unter uns die Hände
> zusammenflechten, . . .

Die Bedeutung 'binden' von winden liegt auch vor in Gewende Pferde = ein Gespann, Gewende Ochsen, ein Joch, ein Paar Ochsen. Der Begriff 'winden' = 'schlangenartig bewegen' geht von der Gestalt des gewebten Fadens, der geflochtenen Rute aus. Überwinden kommt vielleicht vom Ringkampfe.

44. Mit der Wurzel **uendh* des nächsten verwandt ist

**uedh*

und es berühren sich auch die Bedeutungsentwicklungen, die aber bei **uedh* mannigfaltigere sind. Die Hauptstationen der Entwicklung sind:

1. 'binden': got. *gawidan* συζευγνύναι, ahd. *wetan* 'jungere', mhd. *weten.*

'flechten': mhd. *inwete* 'das Innere eines Gebäudes', schweiz. *wettn* (s. o. IF. 16, 178 f.) von der Wand des Blockbaues.

'weben': ahd. *wât*, *giwât* vestimentum; mhd. *spinnewet* 'Spinnewebe'. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehört gr. ὀθόνη hieher. Vgl. Studniczka Beitr. z. G. d. altgr. Tracht S. 47.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß 'wetten' von der geflochtenen Wand zuerst gebraucht wurde, was bei 'stricken', vgl. a. a. O. S. 178 f. wohl gewiß ist.

Besonders aufmerksam machen muß man auf folgende Gleichung: Wetten (beim Hausbau): mhd. *wât*, *gewâete* (Kleidung) = winden, Wand (Bau): Gewand (Stoff, Kleidung).

2. 'anjochen' (der Rinder und Pferde) z. B. ai. *vadhū́* 'Zugtier, Gespann', air. *fedan* Fem. 'Gespann, Geschirr', ahd. *giwet* 'Joch, Paar Ochsen' Graff I, 739, mhd. *ohsen weten*, bair. *wetten* 'einjochen' Schmeller II, 1048, tirol. *wettn* dass. Schöpf 813.

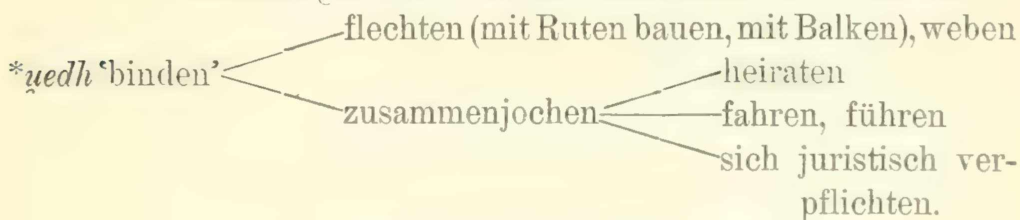
3. 'Heiraten': ai. *vadhū́* 'junge Ehefrau'. Dazu Fick in BB. 28, 105. Dasselbe Bild in coniux conjugium. Lit. *vèsti* 'heiraten', aksl. *vedą vesti* dass. Fick I[4], 129. Ab. *vad* caus. 'führen, heiraten'. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Bedeutung 'führen, heimführen' die ältere sei, woraus 'heiraten' entstanden wäre. Das scheint mir für das Litauische und Slavische keineswegs sicher zu sein.

'Heiraten' ist 'Wettung, Bindung'. Sehr begreiflich, daß ihr äußeres Zeichen, die Wettung, Bindung der Hände ist, die Handergreifung, ein weitverbreiteter Brauch. Vgl. Schrader RL., S. 355.

4. Juristisch: sich binden, eine Verpflichtung eingehen, einen Vertrag. Got. *gawadjon* Schulze Got. Glossar S. 429: *gawadjoda izwis ainamma waira* ἡρμοσάμην ὑμᾶς ἑνὶ ἀνδρὶ 2. Kor. 11, 2. Vgl. Wette, ahd. *wetti* 'pignus, pactum, stipulatio', mhd. *wette* st. n. 'Vertrag, Pfand'. Bair. *Wett, Gewett* 'Pfand' Schmeller II. 1049, Frischbier 465 f.

5. Aus 'anjochen' hat sich die Bedeutung 'fahren, führen' entwickelt im Slavischen und Litauischen.

Die Bedeutungen der Wurzel entwickeln sich also so:



Franz. *hourder* 'grob übertünchen'.

45. Meyer-Lübke machte mich auf franz. *hourder* aufmerksam. Daß es zu Hurd, Hürde gehört, ist längst bekannt. Vgl. Diez[6], 616, Körting Nr. 4686. Die Bedeutung hat sich so entwickelt: Um den Anwurf von Lehm oder Mörtel auf Holz zu befestigen, bringt man auch heute noch bekanntlich (z. B. an den Decken) Binsen, Rohr u. dergl. an, worauf erst der Verputz kommt. Das wäre die eine Möglichkeit. Aber es ist auch möglich, daß ein Wort Hurd der Bedeutung 'mit Lehm beworfenes Flechtwerk' (denn das ist die Wand des geflochtenen Hauses) zugrunde liegt, und daß von hier aus das Wort für 'mit Lehm bestreichen' auf das Bewerfen mit Mörtel bei der Ziegelwand übertragen wurde, sodaß *hourder* zur Bedeutung 'grob bewerfen, übertünchen' kam. Daß man wirklich auf die alte geflochtene Wand zurückgehen darf, beweisen afrz. *horde* 'Schranke', *horder* 'schützen', die auf den Flechtwerkszaun führen.

k) Einige juristische Ausdrücke.

Andere Wurzeln, die 'binden' bedeuteten, führen uns in das Gebiet der Bezeichnung primitiver Rechtsbegriffe. Vgl. Schrader RL. S. 657.

Lat. *lēx*.

46. Vgl. die Sippe bei Brugmann Grdr. 1², 134. Lat. *lēg-* gehört zu *legere* 'zusammenlesen, sammeln', enthält also den Begriff des 'zusammen'. Und deswegen meine ich, daß *lēx* zuerst vom Vertrage der zwei irgend einen Handel Abmachenden gesagt

wurde, dessen Zeuge der *testis* 'der Drittsteher' war. IF. 16, 169. Das Zeichen aller dieser "Bindungen" ist das Binden der Hände, der Handschlag wie bei Wette a. a. O. 178[1]). So mag 'Entlassung aus einer Verpflichtung' der ursprüngliche Sinn von *manumissio* sein. Daremberg-Saglio s. v.

Man hat aisl. *lǫg* Plur. hierhergestellt. Vgl. Kretschmer Einleitung S. 165 Anm. Aber ein direkter Bezug ist nicht möglich. Aisl. *lǫg* gehört mit ags. *lagu* Fem. 'law' zur Sippe von legen, liegen, also zu λόχος, ἄλοχος 'Bettgenossin, Gattin', ahd. *luog* 'Lager', ags. *lóʒian* 'anordnen', afr. *lōgia* 'sich verheiraten'. Ich möchte die ursprüngliche Bedeutung im Hausbau suchen, im Legen der Grundsteine oder Grundbalken (vgl. oben ags. *lóhsceaft* 'Schwellbalken'), wozu ags. *lóʒian* gut stimmen würde. Und weisen nicht auch Recht, Gesetz (vgl. oben ags. *hús settan*) in letzter Linie auf die senkrechten Ständer beim Bau hin? Vgl. Paul Deutsches Wörterbuch s. v. recht. Ähnlich: bair. es ist dem Menschen aufgesetzt (fatātum est) Schmeller 2, 343.

Lat. *jūs.*

47. Das Wort scheint zu Wurzel **ju* 'binden, anjochen' zu gehören, zu *jungere*, ζεύγνυμι. Und wie wir bei wetten ein Gewette 'Joch Zugtiere' fanden, so hier *jugum*, ζυγόν.

Ganz andere Gedanken hat sich Schrader RL. 657 über *jūs* gemacht. Ich möchte nur bemerken, daß ab. *yaoš* 'rein', *yaoždadāiti* 'reinigt' nur eine begreifliche Bedeutungsentwicklung der von mir angenommenen Wurzel vorweisen, keineswegs aber gegen meine Herleitung sprechen.

Die Wurzel zeigt auch *ēu, ōu* (*ō*). Hirt Ablaut 748. Neben *jugum* vgl. lit. *jáutis* 'Ochs', eigentlich 'der Angejochte'. Griech. ζώνη 'Gürtel', ζωστήρ dass., lit. *jŭsta* 'Gürtel', welche letztere zeigen, daß **ju* auch in der Webetechnik verwandt wurde, was namentlich ζῶμα 'Schurz der Ringer' beweist[2]). Wir finden also auch hier die Bedeutungen 'binden, jochen (Ochsen), weben, verbinden (juristisch)'.

Lat. *regere*

(48.) scheint mir ursprünglich nur 'senkrecht stellen' bedeutet zu haben, wie die verwandten Wörter (Prellwitz s. v. ὀρέγω,

---

1) Die Deutung *lex* = 'Bindung' ist schon vorgetragen und hat Mommsens Beifall gefunden. Vgl. Röm. Staatsrecht 3, 308, Anm. 3. 4.

2) Wegen ζῶμα Studniczka Beitr. z. Gesch. d. altgriech. Tracht S. 69.

Noreen Lautlehre S. 55, Stokes 231, Zupitza Gutturale 198) zeigen, weist also auf den Bau hin. Durch die metaphorische Bedeutung 'einen aufrichten' haben aisl. *røkja*, as. *rōkian*, ahd. *ge-ruochen* 'besorgen', griech. ἀρωγός 'Helfer' ihren Sinn erlangt. Die sinnlichste Bedeutung liegt im lat. *rogus* 'Scheiterhaufen', ῥογός 'Kornschober[1]), Scheune' vor. Nun ist ein Scheiterhaufen schon seit altersher so gemacht worden wie die Blockwand des Hauses, vgl. IF. 16, 177, Fig. 21, nur mit dem Unterschiede, daß die Scheiter natürlich nicht behauen wurden. Und gerade die Scheunen werden jetzt noch vielfach im Blockbau hergestellt, weil dieser, wenn die Balken Zwischenräume für den Luftzutritt lassen, für Scheunen besonders geeignet ist. Lat. *regere*, *erigere*, *rectus* usw., ὀρέγω, got. *ufrakjan* (z. B. *handu*, ἐκτείνειν τὴν χεῖρα 'die Hand in die Höhe recken') weisen auf einen primitiven Ständerbau, dagegen *rogus*-ῥογός auf den Blockbau. Auch hier liegt eine Übertragung vor, denn man kann nicht zweifeln, daß die erstere Bedeutung die ältere ist. Eine ähnliche Veränderung bei wetten, IF. 16, 178 ff., oben 142 s. **u̯edh*.

Antike Scheiterhaufen bei Daremberg-Saglio 2, 1026, Fig. 2904 (s. v. fax), S. 1395, Fig. 3363 (s. v. funus).

Leo Meyer Handbuch 4, 466.

Die S. 144 Anm. 1 zitierte Stelle aus Mommsens Röm. Staatsrecht, deren Kenntnis ich der Freundlichkeit Leop. Wengers verdanke, enthält in Anm. 4 einige Ausführungen von J. Schmidt über *lex*, die sich mit dem obigen mehrfach berühren. Nur weiche ich darin von Schmidt (wie von Kretschmer) ab, daß ich nicht an Zusammenhang von *lex* und an. *lǫg* glaube. Aber ich komme mit ihm darin wieder zusammen, daß ich wie er bei an. *lǫg* an Verwandtschaft mit unserem legen, got. *lagjan* denke. Auch Schmidt verweist auf die Beziehungen von Gesetz zu setzen, θεσμός θέμις zu τίθημι. Schmidt zitiert ferner got. *bellagines*, Jord. c. 11, das J. Grimm GDS. 453 als *bilageineis* von *bilagjan* gedeutet hat.

Auf S. 309 a. a. O. sagt Mommsen: "Im Privatrecht ist die *lex* der von der einen Partei proponierte, von der andern angenommene Kontrakt oder auch in der Anwendung auf Genossenschaften die von einer solchen ihren Mitgliedern gesetzte Norm (lex collegii)." Darnach ist *collega* 'der in derselben Bindung Stehende".

1) Vgl. G. Meyer Gr. Gr.³ S. 238.

A. a. O. S. 310 Anm. 1 stellt J. Schmidt nach allgemeiner Annahme lat. *jus*, ved. *yōṣ*, ab. *yaoš* zusammen und verweist auch auf ai. *yāuti*, *yuváti* 'er verbindet, bindet an' mit der Bemerkung, für ved. *yōṣ* sei die Bedeutung 'Verbindung' oder dgl. nicht erweislich.

Aber man kann wohl diese Bedeutung annehmen. Was alte, herkömmliche 'Bindung, Satzung' ist, das gilt für das 'Reine' (ab. *yaosh*), das vor Verfälschung bewahrt bleiben muß.

l) 'Machen' vom Lehmhause.

49. Ich muß einige sachliche Bemerkungen vorausschicken. Wie ein Teig angemacht wird — aus Mehl und Wasser — ist bekannt. Diesem Mischen folgt das Kneten. Der Teig wird so lange geknetet, bis keine Knollen mehr vorhanden sind, d. h. eine gleichartige Masse erzielt ist.

Ganz ähnlich wird der zur Herstellung von Ziegeln bestimmte Lehm behandelt. Vgl. K. Karmarsch und Fr. Heeren Technisches Wörterbuch oder Handbuch der Gewerbkunde in alphabetischer Ordnung. Prag 1857 III, S. 477: "Der zur Ziegelbrennerei bestimmte Thon wird häufig sogleich nachdem er gegraben wurde, weiter verarbeitet, weit besser aber ist es, ihn im Herbst zu graben, sodann den Winter hindurch im Freien dem Frost und Regen auszusetzen, und erst im nächsten Frühjahr zu verarbeiten. Man wirft den durchwinterten Thon in flache Gruben, übergießt ihn mit der nöthigen Menge Wasser, läßt ihn damit einige Tage liegen und sodann durch Menschen oder Thiere (Pferde, Ochsen) durchtreten. Es ist dieses eine besonders wichtige Arbeit, indem von der homogenen Beschaffenheit des Thones die Güte der Ziegel wesentlich abhängt. Das Treten durch Menschen ist zwar kostbarer, gewährt aber den großen Vortheil, daß die darin vorkommenden Steine ausgelesen werden können, was beim Treten durch Thiere natürlich nicht geschieht". Ist der Ton gleichmäßig, so wird er in einzelnen Klumpen in eine Form gefüllt und so ein Ziegel gemacht.

Die Ähnlichkeit der Teigbereitung mit der Herrichtung des Lehms ist also eine weitgehende: 1. Beide werden mit Wasser angemacht. 2. Beide werden durchgeknetet, um gleichmäßig zu werden. 3. Beide werden stückweise geformt.

Früher war die Ähnlichkeit noch größer, indem wohl auch der Lehm mit der Hand bearbeitet und ohne 'Model' geformt

wurde. Vgl. Blümner Technologie u. Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen u. Römern II, S. 15 f.

Damit sind die sachlichen Bedingungen für Bedeutungsentwicklungen oder Zusammenhänge von der Baukunst und der Brotherstellung, der Bäckerei, gegeben. Bekannt und allgemein angenommen ist auch bereits der Zusammenhang der Sippe lat. *fingere*, *figulus*, *figura*; gr. θιγγάνω; τεῖχος τοῖχος 'Mauer', got. *daigs*, φύραμα, Teig, *gadigis* πλάσμα, *digrei* ἁδρότης, *du þamma digandin* τῷ πλάσαντι, *digana* ὀστράκινα, ags. *hlæfdige* 'Brotkneterin', engl. *lady* usw.

Wir finden hier also Bezeichnungen für die Töpferei, den Bau, die Bäckerei.

Wir haben aber noch eine zweite Wurzel, **mag̑* und **mak̑*, welche wie **dhig̑h* 'kneten' bedeutete (auch 'schmieren'), und sowohl beim Bauhandwerke wie bei der Bäckerei Verwendung fand.

Die Bedeutung 'schmieren' ist — nebenbei bemerkt — ganz begreiflich, denn der Lehm wird 'geschmiert' beim Flechtwerkhause, wo er auf das Flechtwerk 'gestrichen' wird, aber auch bei der Formung der Ziegel.

Gr. μάγειρος 'Koch', μαγεύς 'Bäcker', μαγίς ίδος 'geknetete Masse, Teig', μαγδαλία 'Stückchen Brot zum Fettabwischen', μᾶζα 'Teig, Gerstenbrot' vgl. Leo Meyer Handbuch 318, 319, 330; dazu μάσσειν 'drücken, kneten', μάκτρα 'Gefäß zum Kneten, Backtrog'. Die Bedeutung 'Ziegel machen, bauen' kommt nicht vor, aber es will mir sehr wohl möglich erscheinen, daß sie in μάγαρον vorliegt, denn es kann μέγαρον daraus volksetymologisch umgestaltet sein (Leo Meyer 317). Im Lateinischen finden wir *mak̑* beim Bauwesen, *maceria* 'Lehmmauer' *mācerare* 'weichmachen' ursprünglich vom Einwässern des Tons gesagt, s. o. Im aksl. bietet *mazati* und seine Sippe (Miklosich Et. Wb. 185) nur Bedeutungen, die auf 'schmieren' usw. zurückgehen.

Zu der größten Wichtigkeit ist aber die Wurzel auf germanischen Boden gelangt, was man bis jetzt ganz übersehen hat und übersehen mußte, weil unsere Art Grundbedeutungen zu rekonstruiren eine verfehlte ist. Die ganze Sippe von machen gehört hieher. Kluge nimmt als Grundbedeutung 'passend zusammenfügen, passend zusammengehören' an und konstatiert, daß sich eine außergermanische Wurzel dieser Bedeutung noch nicht gefunden hat. Ganz ähnlich ist Pauls Meinung D. Wb. s. v. machen.

Die Etymologie in Zusammenhang mit den Sachen läßt uns eine bereits vorgermanische Bedeutungsentwicklung folgender Art erschließen:

kneten < Lehm kneten, bauen, machen (überhaupt)
Teig kneten (germ. nicht nachweisbar)

Die allgemeine Bedeutung 'machen' hat sich in schon sehr alter Zeit aus der speziellen entwickelt, wie arbeiten, üben, ποιεῖν, wirken und namentlich pflegen und lat. *colere* so schön zeigen.

Wir finden ein germ. **mak-* (schwaches Verbum), dessen Grundbedeutung 'kneten, formen, zusammenfügen' (bei der Wand) war; ein Adj. **gamaka-* 'geformt, passend, zusammengefügt'; ein Subst. **gamakiōn-* 'Genosse, Gemahl'.

Es genügen wenige Belege:

Ags. *macian* 'to make', *gemacian* 'to make, cause', *maca*, *gemaca* 'companion' [1], *gemæcca* 'companion, consort, husband or wife'.

As. *makōn*, *gimakōn* 'machen, errichten, bauen' Hel. 3142: that man her an thesero hōhī ēn hūs giwirkea, mārlīcō gemakō. Hel. 3627: (thiu māria burg), thiu thar an Judeon stād gimakōd mid mūrun. — *Gemaco* 'Genosse, Seinesgleichen'.

Afr. *makia* 'machen, bauen, erbauen'. v. Richthofen, Altfries. Wtb. S. 914.

Ahd. *mahhon* (Graff 2, 639) 'componere, jungere, instituere' usw., *gamahhon* 'facere, conficere, exstruere, conjungere': *gamah* commodum, voluptas', 'Ding, Gegenstand, Sache', *gamahha* 'conjux', *gimahho* 'socius', *gamah* 'aptus, idoneus', *ungamah* 'malus, minus idoneus'.

Mhd. *machen* 'bewirken, anstellen, machen', *gemach* 'entsprechend, passend, bequem', *gemach* 'die Ruhe, Bequemlichkeit, Behaglichkeit, Pflege', aber auch schon 'Zimmer', Mhd. Wtb. 2, 14.

Das Wort Gemach könnte wohl dazu verleiten einen alten Gedanken J. Grimms (Gr. 2, 735) wieder aufzunehmen und ein **mak*, **mah* 'aedificium' zu rekonstruieren; auch die Bedeutungen uxor, socius ließen sich gut als 'Hausgenossin, Hausgenosse' erklären. Aber bei Gemach ist die Überlieferung gegen eine solche Deutung, denn die Bedeutung 'Zimmer' tritt erst

1) Zupitza Gutturale 164 setzt ags. *maca*, *gemaca* zu 'aw. *maga*-Bund, Genossenschaft' (?).

in mhd. Zeit auf, weshalb man mit J. Grimm Gr. 3, 429 die konkrete Bedeutung 'Zimmer' aus der abstrakten 'Behaglichkeit' usw. herleitet. Aber auffallend bleibt immerhin, daß wir Gemach in so spezieller Bedeutung wie 'Stockwerk' finden: Hesekiel 42, 6 vgl. Paul D. Wb. s. v. Gemach[1]). Vielleicht hat sich wirklich ein altes Wort *gemach* im Sinne von 'Haus, Stube' in irgend einem Verkehrskreise z. B. bei den Bauleuten erhalten und ist erst so spät in die Literatur eingedrungen, wo es sich dann mit *gemach* 'Behaglichkeit' usw. so mischte, daß die Trennung sehr schwer ist. Ganz ausgeschlossen scheint mir diese Möglichkeit nicht zu sein.

50. Daß aber deutsch machen noch bis in die historische Zeit herein 'eine Mauer machen' bedeutete, dafür haben wir einen Beweis, nämlich franz. *maçon* 'Maurer'[2]), das aus dem Germanischen entlehnt ist und ein **makjone* oder **makkjone* (in got. Gestalt **makja *makjins*) voraussetzt.

Isidor Orig. 19 Kap. 8 *De fabricis parietum* sagt: *Machiones* dicti a machinis, quibus insistunt propter altitudinem parietum. Die Erklärung ist falsch, das westgotische Wort aber von großem Werte. Diez[6] 631 hat schon ziemlich richtig über das Wort geurteilt und Meyer-Lübke, dem ich meinen Gedanken darlegte, schrieb mir: "Ich denke mir nun, der maçon ist eben der, der den Lehm knetet für Lehmhäuser und geflochtene Hütten, während der *murator* der ist, der die römischen Steinhäuser baut". Das ist auch meine Meinung. Das vulgärlat. *matio* (Reichenauer Glossen Nr. 867) ist bloß eine andere Schreibung für *macio, machio.* Leider ist die ganze Sippe von Steinmetz, Metzger noch nicht genügend aufgehellt. Aber bei franz. *maçon* kommt der Metze wohl überhaupt nicht in Betracht, denn der Steinmetz ist etwas anderes als der Maurer.

m) Ai. *nāúṣ*, got. *bnauan*, an. *núa* usw.

51. Wir finden verschiedene älteste Typen von Schiffen. Vom Floß oder dem beim Schwimmen verwendeten aufgeblasenen Tierfell sei hier abgesehen[3]). Ein primitiver Schifftypus ist der ausgehöhlte Baumstamm, ein anderer ist ein geflochtener und außen mit irgendeinem Mittel verschmierter und auf diese

1) Schmeller 1, 1559.
2) Körting[2], 5782, Gröber ALL. 3, 519.
3) E. Assmann Das Floß in der Odyssee, Berlin, Weidmann 1904.

Weise gedichteter Korb, eine Gattung Schiffe, die heute noch z. B. auf dem Euphrat üblich ist. Bei der weiteren Entwicklung des Holzschiffes haben alle Erfahrungen, die man bei der Herstellung von Gefäßen und Tonnen machte, aber auch die Fertigkeiten, die beim Hausbau, namentlich bei der Dachkonstruktion, entstanden, Verwendung gefunden.

Der Gestalt nach ist mit dem 'Einbaume' der ebenso hergestellte primitive Trog des nächsten verwandt. Solche Tröge, die bloß aus einem ausgehöhlten Stamme bestehen, finden sich als Wassertröge und Backtröge noch überall und werden in dieser Verwendung den Einbaum noch manches Jahrhundert überleben. Ganz aussterben wird freilich der Einbaum nie. Wo immer die Not den Menschen herabdrückt, da treten zu allen Zeiten die primitivsten Behelfe wieder auf.

Vgl. Daremberg-Saglio s. v. Horia.

Die Betrachtung des Einbaums gibt die Möglichkeit, eine Sippe zu erkennen, die bis jetzt noch nicht als verwandt agnosziert ist. Ai. *nāúṣ* zeigt in der Deklination keinen Ablaut. Aber soll es deswegen ewig isoliert gewesen sein? Ich denke, es liegt doch sehr nahe, es zu got. *bnauan*, ψώχειν (nur Luc. 6, 1) 'zerreiben' zu stellen. v. Grienbergers Annahme, daß **hnauan* zu lesen sei, ist nicht notwendig. Weiter hierher ahd. *nūan*, *ganūan* 'tundere', Graff 4, 1125, Braune Ahd. Gr. S. 115, mhd. *nüejen* 'zerreiben, kratzen, schaben', Mhd. Wtb. 2, 418 f., aisl. *gnúa*, Noreen Lautl. 29, 35 u. ö.

Die ganze Sippe bei J. Schmidt Ztschr. 26, 10.

Der Einbaum wird eben durch Anbrennen und darauf folgendes Kratzen, Schaben hergestellt.

Auch der Name des Instruments, mit dem dieses Kratzen und Schaben erfolgte, ist uns im Germanischen wenigstens erhalten. Es ist ahd. *nuoil* 'runcina'. Vgl. Steinmeyer Ahd. Gl. 1, 590, 40 (*noil* oder *huobil*), 612, 42 (*nuol*, *nuoil*, *nŏil*, *nůil*, *nůl*), 618, 25 (*nůil*), 3, 193, 2 (*nuwel*, *nuil*), 122, 24 (*nûwel*, *núwel*, *nůvl*, *nůgil*, *nŏgil*) usw. Aus diesen Schreibungen scheinen sich gesprochene Formen *nuowil*, *nuol* zu ergeben, die wir aber als identisch ansehen müssen. Wegen des Suffixes *-lo-* zur Bezeichnung eines Instruments vgl. Kluge Nom. Stammbildungsl. S. 42 f.

Ob der Gote zu Wulfilas Zeit ein **nauil* hatte, läßt sich mit Sicherheit nicht sagen. Eine Spur des Worts scheint mir

aber vorhanden zu sein. Es ist doch sonderbar, daß der Name des ersten großen Schiffbauers im got. *Nauel* (Νῶε) mit schließendem *l* wiedergegeben wird (Belege Schulze Goth. Gl. S. 244). Woher denn das *l*? Darf man nicht annehmen, daß ein Wort der Form **nauil* etwa, ein Werkzeug oder gar den Schiffbauer bezeichnend, mitgespielt hat? Volksetymologie scheint doch auch in *Beþlaheim* (Luc. 2, 4. 15), *Beþlaihaim* (Joh. 7, 42) mitzuspielen gegen Βηθλεέμ, wenn auch sonst noch *h* zwischen Vokalen bei fremden Namen erscheint (Braune Got. Gr. § 61, Anm. 3). Wegen der späteren Entwicklung des *ai* Wrede Ostgothen S. 165.

Die *āu*-Wurzel findet sich auch sonst im Germanischen und zwar mit Schwund des *u* vor Konsonanz (gegen W. Streitberg Zur Germanischen Sprachgeschichte S. 48 f.) und zwar in zwei Wörtern.

1. Zu **nāu*, **nū* 'kratzen, schaben' gehört got. *nōta*, πρύμνη 'Schiffshinterteil', dessen nächster Verwandter in ahd. *nuot* 'Nut, Fuge, incastratura, conjunctio tabularum, rima', Graff 2, 998, vorliegt. Ich bemerke, daß niemals ein *hn-* im Anlaut überliefert ist. Übrigens ist die Wurzel **nāu-nū̆* schon in sehr alter Zeit mehrfach um ein *k*- erweitert gewesen.

Got. *nota* (oder *noto*?) hängt also nicht direkt mit ai. *nāúṣ* zusammen (gegen v. Grienberger Untersuchungen S. 167 f., der ein Diminutivum darin sehen möchte — mir unglaublich), sondern ist mit ihm höchstens wurzelverwandt. Wie der Schiffshinterteil dazu kommt, *nota* 'Nut' (s. Kluge s. v.) genannt zu werden, darauf könnte uns die ahd. Glosse *nuot* conjunctio tabularum hinführen. Dort, wo die Planken des Schiffes zusammenlaufen, da wäre *nota*, was also vom Vorder- und Hinterteil gälte, im Gotischen aber bloß vom letzteren gesagt wurde. (Mit ναύτης, *nauta* [Grimm Gr. Neudr. 3, 436] hat das Wort direkt nichts zu tun; wichtig ist hier die Ablautstufe **nau̯*.)

Aber es liegt noch eine ganz andere Möglichkeit vor, die vielleicht auch Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen darf. Grimm DG. Neudr. 3, S. 436 hat zuerst an Zusammenhang mit *nati* 'Netz' gedacht. Und das scheint mir, wenn man an aisl. *nót* 'Zugnetz' (Noreen Lautlehre S. 70) denkt, auf einen geflochtenen, korbartigen Verschlag, ein Verdeck am Hinterteil des Schiffes hinzudeuten. Man muß sich dabei den anderen Teil des Schiffes ohne Verdeck denken. Zu dieser Deutung würde die dritte Möglichkeit der Deutung von ahd.

pflihta Pflicht (s. oben S. 101) passen, wenn dieses eben mit lat. *plectere* zusammenhängt. Über die Wurzel **ned* (Nebenform zu *nedh*) vgl. Brugmann Ausdrücke der Totalität S. 60. Wegen der Stufe *ō* vgl. lat. *nodus* 'Knoten', Plur. 'Netz, Fischernetz', was gut zu aisl. *nót* 'Netz' stimmt und deshalb nicht notwendigerweise aus **nozdo* erklärt und mit ahd. *nestila* usw. zusammengebracht werden muß, von dem es auch Brugmann a. a. O. Anm. 2 trennt. Literatur bei Uhlenbeck s. v. *nati*.

2. Ahd. *nuosk*. Dieses ist heute noch (*Nuosch* [1])) ein schiffähnlicher, aus einem Holzstück hergestellter niederer, d. h. flacher Holztrog, der gar verschiedene Verwendung, namentlich in der Küche, aber auch zum Baden der ganz kleinen Kinder, findet. Er ist bei uns überall vorhanden und ebenso bei den Südslaven. Vgl. meine schlechte, aber genügende Zeichnung Wissensch. Mitth. aus Bosnien und den Herzegowina 7, 257, Fig. 22 [2]).

Die beiden Wörter *Nuth* und *nuosk* zeigen einen *u*-Schwund nach idg. *ā* vor Konsonant, was für die Geschichte der Langdiphthonge von Wichtigkeit ist.

Vgl. weiter bair. *nüelen* 'aushöhlen', *Nüeler* 'Hobel', Schmeller, 1, 1737, Unger-Khull 480; *nuet*, *nueten* Schmeller 1, 1775.

Von auswärtigen Verwandten nenne ich nur κ-νῦμα, κ-νύω, welche ein präfigiertes κ unbekannter Herkunft zeigen.

Neben dieser langdiphthongischen Wurzel hat sich früh eine Wurzel **neu̯*, **nou̯* entwickelt, worauf schon J. Schmidt a. a. O. S. 10 aufmerksam wurde. Sie ist nicht nur im Germanischen **neuwan* **nau* **nuwum* (mhd. vermengt mit **nōjan*) belegt, sondern auch (mit anderem Präfix) in χ-νόος χνοῦς 'Abschabsel' und ebenso im lat. *novacula* 'Schermesser'. Hierher

1) Mitteil. der Anthrop. Ges. Wien 23 (1893) S. 156 f. habe ich erzählt, wie in einem und demselben Bauernhause in Aussee einmal Streit war, ob es *Uosch* und *Üeschel* (das Diminutivum) oder *Nuosch* und *Nüeschel* hieße. Vgl. Ast und Nast und ähnliche Erscheinungen.

2) Zu Wurzel **nāu-nū* 'schaben' würde auch lat. *nūmen* passen, wenn es zuerst ein delubrum bezeichnete; vgl. auch an. *áss*, *ǫ́ss* 'Ase' und 'Balken' (s. u.), aksl. *balŭvanŭ*. Auch νεύω, lat. *nuo* (vgl. Curtius Grdz. [5], S. 318) können hieher gehören, wenn sie die schabende Bewegung der Hand bedeuteten, die bei dem Südländer die Einladung heranzukommen ausdrückte, während sie bei uns ein Zeichen der Abwehr und der Ablehnung ist.

auch die Sippe von got. *nauþs*, *Not*, denn es ist sehr begreiflich, daß diese als etwas kratzendes, abreibendes benannt wird (s. Anm. S. 152).

Daß auch im Keltischen die Bedeutungen 'Schiff' und 'flaches Gefäß, Backtrog' denselben sprachlichen Ausdruck finden (Stokes 189), stimmt zu den anderen Erfahrungen.

n) 'Wirken' von der Weberei.

52. Der volkstümliche Ausdruck wirken wird in doppeltem Sinne verwendet:

1. In der Bäckerei bedeutet wirken das Kneten und Formen des Gebäcks. Wenn der Teig gar ist, wird er auf die 'Wirktafel' geworfen und dort geknetet und geformt.

2. In der Textilindustrie bedeutet wirken die Herstellung eines Gewebes aus einem unendlichen Faden, also eine Technik, die der des Strickens des nächsten verwandt ist. Vgl. Karmarsch Technol. Wtb. III, S. 427 s. v. 'Strumpfwirkerei' und die nebenstehende Zeichnung. Wirken wird aber auch identisch mit 'weben' gebraucht, obwohl hier eine ganz andere Technik vorliegt, indem beim Weben die Ketten und Einschlagfäden sich senkrecht überschneiden und nicht ein Faden, sondern deren sehr viele vorhanden sind.

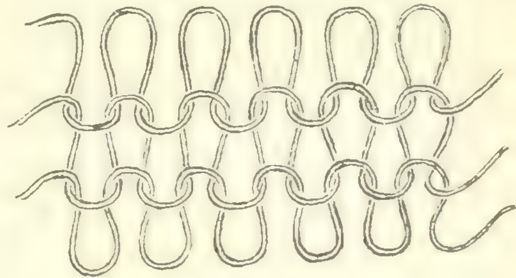


Fig. 15.
Gelockertes Wirkwerk. Zu wirken.

Die erste Bedeutung kann ich nicht als alt erweisen: dagegen scheinen die beiden unter 2 vereinigten schon hohes Alter zu haben, ja es scheint, daß die Bedeutungen 'Werg, wirken' der Weberei die ursprünglichen Bedeutungen von Werk, wirken bis heute erhalten haben. Kluge s. v. Werg betont die Identität des Worts mit Werk und nimmt an, daß die Bedeutung 'Werg' sich aus der von 'Werk' entwickelt habe, was ihm aber selbst unklar erscheint. Ich halte diesen Weg für ganz ungangbar, denn wie soll gerade diese konkrete Bedeutung aus der abstrakten entstanden sein? Das umgekehrte dürfte dem wirklichen Entwicklungsgange besser entsprechen. Man muß von 'Werg' ausgehen, dem Rohstoffe, von dem wirken abgeleitet ist. Und Werg ist zum Sinne von 'Werk' gekommen, weil es

selbst das Resultat der Gewinnung der Pflanzenfaser für technische Verwendung war. Der Ausdruck der Bäckerei, wirken, bedeutet entsprechend das Fertigmachen des Teigs, die letzte Stufe, bevor der Laib in den Backofen eingeschossen wird, ist also sekundärer Art[1]).

Ich nehme demnach ein **u̯erĝom* 'fertige Pflanzenfasermasse, Werg' an und daneben ein **u̯rĝi̯ō* 'weben' und dergl. 'wirken' im allgemeinen.

Es ist nicht leicht unsere Wurzel von anderen ähnlichen oder einzelsprachlich ähnlich gewordenen zu trennen. Mir kommt es vorläufig nur darauf an, die sinnliche Bedeutung herauszufinden. Daß wir wieder verwandte Wörter der Bedeutung 'Rute, Geflecht' usw. finden, nimmt uns nicht mehr Wunder, wo wir schon mehrfach solche Beziehungen konstatieren konnten.

Ai. *vr̥jána-* N. 'Umhegung, umfriedeter Platz' im R. V. auch 'Decke, Gewand' (?), *vrajá-* Mask. 'Zaun' setze ich wegen aps. *vardana-* 'Stadt', ab. *verezēna*, *varezāna*, npers. *berzen* 'Stadtviertel, Quartier' (Horn Grdr. d. neupers. Etym. S. 46) hieher. Im Iranischen scheint die Wurzel besonders für den Feldbau gebraucht worden zu sein, vgl. Horn a. a. O. s. v. *berz*, *berzīden*. Aus dem Altirischen scheint mir *fraig* 'Wand', also die geflochtene bedeutend, hierher zu gehören (Stokes S. 287), identisch mit ai. *vrajá-* 'Zaun'. Griech. ῥῆγος 'Teppich, Decke' ist wegen Il. 9, 661, κώεά τε Ϝρῆγός τε hierher zu stellen und nicht zu ῥέζω 'färben' (= ai. *raj* 'färben'), vgl. L. Meyer Handbuch 4, 467. Griech. ῥῆγος scheint nichts anders als 'Gewebe' zu bedeuten, und dazu stimmt auch, daß ῥώξ (ῥωγ-) eine Spinnenart bezeichnete. Aus dem Lateinischen könnte verwandt sein *vergo* 'biege, wende', was aber meist zu ῥέμβω (L. Meyer 4, 492) gestellt wird. Dagegen würde zu den obigen Wörtern des Indischen und Iranischen gut lat. *virga* 'Rute' passen, das auch von den Fäden oder Streifen des Gewebes gebraucht wurde; *purpureis tingat sua corpora virgis* Ov. a. am. 3, 269. *Virgatae vestes* nannte man Zeuge mit Längsstreifen, Blümner 1, 152.

Im Germanischen haben wir das schwache Zeitwort **u̯urkjan*, das sich aber durch sein bekanntes, sehr altertümliches Präteritum auszeichnet, was wohl nicht ohne Zusammenhang mit der Bedeutung dieses alten Kulturworts sein wird. Auf

---

1) Für 'kneten' hatte das Germanische zwei Wurzeln, die in got. *deigan* und deutsch machen vorliegen. Beachte schweiz. *Wurk* 'Druck am Teige' Stalder II, 460.

germanischem Boden wird das Wort so ziemlich von jeder Gattung Tätigkeit gebraucht. Graff 1, 967. Mhd. Wtb. 3, 591. Schulze Got. Glossar 418, O. Schade 2, 1168.

Besonders interessant O. Schade 2, 1122 s. v. *wërah*.

Unsere Mundarten im Süden kennen alle wirken im Sinne von 'weben', vgl. Schmeller 2, 987, Schöpf 817, Lexer 260. Ndd. *werken* 'sticken, weben' Schiller-Lübben 5, 684.

Wenn Kluge[6] s. v. wirken sagt, daß die Bedeutung 'nähend, stickend, webend, verfertigen' sich erst in mhd. Zeit entwickelte, so ist das sehr unwahrscheinlich. Das Wort mag von altersher im Hause beim Weibe gelebt haben, ohne daß es in die Literatur eindrang. Und völlig unerklärlich wäre die Entstehung von *werah* 'stuppa, materia', *āuuirchi, auurchi* Steinmeyer Ahd. Gl. I, 594, 18; 660, 53; II, 510, 46.

Daß Athene als Ἐργάνη die Beschützerin vornehmlich des Spinnens und Webens ist (Blümner 1, 98), darf auch nicht vergessen werden. Pauly-Wissowa II, 2, 1944. Studniczka Beitr. z. Gesch. der altgriech. Tracht S. 43 f.

Wegen wirken und weben vgl. Faust I:

Erdgeist: So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Wegen flechten und weben Schiller, Würde der Frauen:

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben.

Die Weber G. Hauptmanns betreiben auch gelegentlich Korbflechterei. (Über aksl. *-vrěsti* später. K. N.)

o) Griech. ποιέω vom Scheiterhaufen und Blockbau.

53. K. Brugmann hat hier den rechten Weg gewiesen, vgl. Berichte über die Verhandl. d. k. sächs. Ges. d. Wissensch. 41. Bd. (1889) S. 36 ff.

Brugmann hat an ai. *cinóti* angeknüpft und namentlich darauf Wert gelegt, daß dieses vom 'Aufschichten, Aufbauen des Brennholzes, auf dem das heilige Feuer entzündet wird,' gebraucht wird. Konstatieren wir, daß es sich um einen Ausdruck des Kults handelt, der die Möglichkeit hohes Alters in sich birgt. Vgl. Graßmann Wtb. z. R. V. 444, P. Wtb. 2, 997 f., Uhlenbeck Et. Wtb. der altind. Sprache S. 91.

Wie uns lat. *rogus* 'Scheiterhaufen', das klar zu *regere, rēx* gehört, darauf führte, in *regere* einen Ausdruck des Bauhand-

werks zu suchen, so führt uns auch die Bedeutung 'macht einen Scheiterhaufen' auf eine derartige Grundbedeutung von *cinóti*. Wenn der Scheiterhaufen der Urzeit so gemacht wurde, wie er uns bekannt ist, dann ist das "konstruierende Schaffen", wie Brugmann sagt, die Grundbedeutung von *cinóti* und ποιϝέω, genauer zu definieren, es ist die Herstellung des Scheiterhaufens und die des Blockhauses. Vgl. oben S. 145 über *rŏgus* und IF. 16, 177, Fig. 21.

Soviel ich sehen kann, ist der Blockbau die einzige Bauart, die, mit Ausnahme des inneren hohlen Raumes, einem 'Holzstoße' entspricht. Namentlich dann, wenn der Scheiterhaufen etwas zu tragen hat, eine Leiche, ein Opfertier, kann ich mir ihn nicht anders vorstellen, weil er nur so die nötige Tragkraft besitzt. Es stimmt dann sehr schön, wenn ποιεῖν sowohl von der πυρά gesagt wird[1]), als vom δῶμα, das nach Ausweis von Zimmer, Zimmern auch auf einen Holzbau und zwar speziell auf den Blockbau hinweist. Wenn weiter δόμοι πλίνθου 'Reihen' oder 'Lagen von Ziegeln' gesagt werden kann, dann ergibt sich die weitere Möglichkeit, die ursprünglichste Bedeutung von δέμω, δόμος im Aufbauen des Scheiterhaufens zu suchen und von hier aus erst die Übertragung auf den Blockbau ausgehen zu lassen.

Im Nps. hat *čīden* die Bedeutung 'sammeln' erlangt, Horn Grdr. d. neupers. Et. S. 101. Und dazu stellen sich auch die slavischen Sprachen. Ich wenigstens sehe nicht den geringsten Grund, Brugmanns Annahme, daß aksl. *činŭ* 'Ordnung, Reihe, Rang', *činiti* 'machen' hierhergehören, anzuzweifeln, wie es Uhlenbeck a. a. O. tut. Der Schwund des *u* ist unerklärt, aber nicht alleinstehend, denn er findet sich in *šiti* ebenso. Vgl. Hirt Ablaut § 779, Vondrák Aksl. Gr. 40, 54. Der *u*-Schwund muß hier ebenso lautgesetzlich sein wie der *i*-Schwund in lat. *sūtum* gegen ai. *syūtá*. So auch Sommer Handbuch S. 225. An eine langdiphthongische Wurzel müssen wir schon wegen ai. *kā́ya* 'Leib, Körper' denken.

p) Idg. ****stegō*** 'ich flechte' ('ich decke'?).

54. Die Sippe ist bekannt (Brugmann Grdr. 1², 571).

Allgemeinen Sinn haben: στέγω 'ich decke': lat. *tego*: ai. *sthágayati* 'verbirgt, verhüllt'.

1) ποίησαν πύρην Il. 23. 164.

Vom Bau gebraucht: στέγος τέγος 'Dach'; air. *teg*, *tech* 'Haus'; aisl. *þak*, ahd. *dah* 'Dach'; lit. *stógas* 'Dach'. Mit der Stufe **stēg* czechisch *stěhovati*, *přestěhovati*, *přestěžiti* 'übersiedeln'.

Von der Kleidung (Weberei) gebraucht: lat. *toga*; ai. *sthagikā* 'Verband am Finger oder penis'. Besonders im Slavischen entwickelt Miklosich Et. Wtb. sv. *steg-* und *stêgŭ*. Vgl. aksl. *ostegŭ* 'vestis', *stěgŭ* 'Fahne', nsl. *stogla* 'Riemen', bulg. *zastegna* 'schnüren', czech. *přistehnouti* 'anheften', russ. *ostegnŭ* 'Unterhosen', *zastegolĭnica* 'Art Strick'.

Nach diesen Tatsachen muß man m. E. von der Bedeutung 'flechten, weben' ausgehen, und von diesen zu 'Dach, Haus, verbergen' gelangen, nicht umgekehrt, wie man gewöhnlich tut. Die Bedeutungsübergänge sind schon mehrfach konstatiert worden. Auffallend ist bloß, daß hier unter den Bauausdrücken auch das Dach erscheint. Aber es erzählen auch die Reliefs der Säulen des Trajan und Marcus von geflochtenen Dächern, die dieselbe Technik wie die Wände der Barbarenhütten zeigen. Das heutige volkstümliche Haus kennt solche Dächer nicht mehr, und ich weiß nichts näheres darüber anzugeben, wie wir sie uns im Detail vorzustellen haben.

Lat. *urbs* zu aksl. *vrŭba* 'salix'.

55. Vgl. *vir̃bas* 'Rute', *vìrbalas* 'Stricknadel', *virbìnis* 'Schlinge'. Der Bedeutungsübergang von 'Rute' zu 'Stadt' ist nicht merkwürdiger als der von Zaun zu engl. *town*, und ihn hat die Geschichte der Sache gemacht. Der von einem geflochtenen Zaun umfriedete, verteidigungsfähige Raum, wo in schweren Zeiten alles Wertvolle zusammengetragen und gebracht wurde, ist der Ausgang der Entwicklung, die mit der Stadt endet.

Neben der hier vorliegenden Wurzel **u̯erbh* (vgl. auch ῥαφή 'Naht', ῥαφίς 'Nadel', ῥαφεύς 'Näher', Leo Meyer Handbuch 4, 456) gibt es eine Wurzel **u̯erp* derselben Bedeutung: lit. *verpù*, *ver̃pti* 'spinnen', *varpstẽ* 'Spindel', *ver̃palas* 'Gespinst, Garn', lett. *vérpt*.

Hierher die kulturell sehr bedeutsame Sippe von d. Warf. Altfries. *warf*, *werf* bedeutet 'Aufwurf, Erhöhung, Haus', v. Richthofen Altfries. Wtb. Sp. 1126. Beachte besonders Th. Siebs bei Heck Die altfries. Gerichtsverfassung S. 423 ff.

q) Griech. ἕρκος, lat. *sarcina*, aksl. *sraka* 'vestis'.

56. Zu ἕρκος stellt sich lat. *surculus* (worauf mich H. Schenkl aufmerksam machte), was einen Schluß auf die Art des ἕρκος

ermöglicht, dessen geflochtene Art übrigens durch die Nebenbedeutung von ἕρκος 'Netz, Garn' klar wird. Weiter stelle ich lat. *sarcina* 'Bündel, Gepäck' hieher.

Es schließt sich der Begriff nähen an, lat. *sarcio* 'flicken, ausbessern', *sartor* 'Flickschneider'. Blümner Technologie 1, 203.

Aber *sartor* kann auch den bezeichnen, der die Häuserwände ausbessert, und das führt auf den Gedanken, daß *sarcio* von der Tätigkeit der Herstellung der geflochtenen Wand auch gesagt wurde. Ich finde den letzten Nachklang dieser Verwendung in dem formelhaften *sartus tectus*, das unsere Wörterbücher ganz gewunden übersetzen. *Aedem sartam tectam tradere* hat m. E. bedeutet, ein Haus geflochten (Wand) und bedeckt (Dach) also fix und fertig übergeben. Aus solchen Phrasen der Handwerkersprache mag die stehende Redensart — *ut aiunt* 'wie man sagt' wird von Cicero gelegentlich beigefügt — entstanden sein.[1])

Gewöhnlich schließt man an ἕρκος ὅρκος an. Der Begriff 'binden' müßte den Übergang gebildet haben. Anders Schrader RL. S. 166. Aber von ὅρκος kann man ὁρκάνη (ἑρκάνη G. Meyer[3] S. 39 f.) 'Einzäunung' nicht trennen. Und dieses klingt wieder stark an πολιορκέειν 'eine Stadt belagern' an, welch letzteres aber wegen kypr. κατ-εϝόρκων 'sie belagerten' (Collitz 1, 29) abgetrennt werden muß. Vgl. Leo Meyer Handbuch 1, 568.

Weiter gehört aksl. *sraka* 'vestis, tunica' hieher. Brugmann 1[2], 583. Miklosich Et. Wtb. s. v. *sorka* S. 316. Auch in diesem Falle ist also die Wurzel sowohl im Sinne von Flechten der Wand als im Sinne von Weben des Gewands zu finden.

Noreen Lautlehre S. 87 verbindet aisl. *serkr* 'Hemd' mit ahd. *saruh*, *sarh* 'Sarg, Behälter', was an und für sich nicht

---

1) A. Otto Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten der Römer Leipzig 1890 s. v. *sartus* sagt "gebraucht von Baulichkeiten, die von den Zensoren in guten Zustand gebracht sind (ausgebessert und gedeckt)." Aber 'ausgebessert und gedeckt' setzt zwei ganz ungleiche Teile zusammen. Das Ausbessern muß sich auf das ganze Haus, auch auf das Dach, beziehen. *sartus* kann also nur von dem gelten, was übrig bleibt, wenn man das Dach wegnimmt, das ist die Wand oder die Wände. Ein Haus also wieder sartam tectam machen heißt es in seinem ursprünglichen Zustand wieder herstellen, wie es der Baumeister übergab, geflochten und bedacht. — Der Collis viminalis scheint wohl, wie Schenkl gesprächsweise meinte, der Ort der Flechtwerkshäuser gewesen zu sein, als sonst schon bessere Gebäude im Gebrauche waren.

unmöglich ist, denn Särge sind auch aus Geflecht hergestellt worden. Nach alter Annahme ist das Wort von den Slaven zu den Germanen gelangt.

Lat. *sarculum* 'ein- oder zweizinkige Hacke' scheint mir zuerst einen einzinkigen Karst bedeutet zu haben (sarculis arant Pl.) und damit durch die Bedeutung 'Nadel' an *sarcire* anzuknüpfen.

r) Benennungen des Balkens.

Lat. *decet*, griech. δοκός 'Balken'.

57. Ich erinnere daran, daß die Ausdrücke Fach, fügen, die teilweise auf ethischem Gebiete verwendet werden, dem Fachwerkshaus entstammen. Das gotische *fagrs*, die Eigenschaft des zum Einfügen zubehauenen Balkens bedeutend, erlangte den Sinn von 'passend, geeignet'. Weiter fanden wir, daß Recht usw. vom Bau stamme. Und so kann auch lat. *decet* mit δοκός verwandt sein. Blümner Technologie 1, 303 meint, δοκός sei ein behauener Pfahl überhaupt. In der Wurzel **dek* läge also der Sinn 'behauen' ursprünglich vor. Ganz gut reiht sich dann dem *decet* lautlich und begrifflich *dignus* an. Brugmann, Grdr. 1², 122, IF. 11, 110.

Die Wurzel hat aber noch ganz bedeutende Bedeutungsentwickelungen erlebt. Ai. *dáças* 'Verehrung', lat. *decus* (Uhlenbeck Et. Wtb. s. v. *daçasyáti*), aksl. *desiti*, *dositi* 'finden' (Miklosich s. v. *desĭnŭ*), griech. δέκομαι (Prellwitz 70) usw. Es ist nicht leicht, die Filiation dieser Bedeutungen zu erkennen. Was ist der Grundgedanke von δοκεῖ μοι?

Aisl. *áss* 'Balken', *ǫss* 'Ase'.

58. Wulfila übersetzt δοκός mit *ans*. Im Altnordischen entspricht *áss*, *ǫss*, das sowohl 'Balken', als auch 'Ase, heidnischer Gott' bedeutet (Noreen Aisl. u. anorw. Gramm.² § 330, 1). **Ansaz*, **ansuz* wären die Grundformen. Hat man sich die Sache so zu deuten, daß zuerst Balken, Strünke göttlich verehrt wurden (vgl. IF. 16, 152 ff und unten Nachtrag), oder daß Bilder der Götter schlecht behauene Balken, ξόανα, waren? Müllenhoff DAk. 4, 221. An. *ásgarðr* bedeutet an und für sich nur 'Balkenzaun, -hof' wie *vandahús* 'Rutenhaus'.

M. Murko macht mich aufmerksam, daß aksl. *balŭvanŭ*, Miklosich Et. Wtb. S. 7, in diesen Zusammenhang gehört. Es

bedeuten nsl. *bolvan* 'idolum', serb. *balvan* 'Balken', poln. *bałwan* 'große Masse, Götze', lit. *balvõnas* 'Götze' usw. Liegt Zusammenhang mit got. *balwawesei* κακία vor? Und weiterer mit aisl. *bolr* 'Rumpf'? Noreen Lautlehre S. 157.

s) Lat. *clam* vom Höhlenhaus.

59. Vaniczek 1093 (*clam*), 489 (*pālam*) — Uhlenbeck Et. Wtb. d. altind. Sprache s. v. *çālā* — Kluge s. v. Höhle usw.

Die Sippen von lat. *cella*, d. Halle, weisen durch ihren Zusammenhang mit hohl, Höhle, Hölle, lat. *celare*, hehlen auf einen der ältesten Typen menschlicher Wohnstätten, die Wohnung in natürlichen oder künstlich erweiterten Hohlräumen von Bergen. Vgl. Ztsch. für österr. Gymn. 1903, S. 392.

Und die Bedeutung von *celare* führt auch zu einer passenden Etymologie von *clam*. Meine Deutung von ἐν-δον, eigentlich = 'im Hause', die auch Anderen genügte (vgl. Brugmann Griech. Gramm.³, S. 229), legt es nahe, *clam* ebenso im Sinne von 'im Hause' auf das Höhlenhaus zu beziehen, wie ἔνδον vom gezimmerten Hause gemeint war.

Über die Bildung von *clam* möchte ich keine Meinung abgeben. Wir finden *palam* und *coram* daneben. Aber den Akkusativ von *ā*-Stämmen möchte ich in diesen Bildungen nicht sehen.

Wenn man mir in bezug auf *clam* zustimmt, wird man fragen: Was ist dann aber *palam*? Die Lösung liegt nahe: *palam* gehört zu *palma* 'flache Hand', παλάμη usw. (Noreen Lautl. S. 198, Kluge s. v. fühlen, Stokes S. 240 usw.), *pāla* 'Schaufel, Backofenschaufel'. Ich denke also, *palam* heißt einfach 'auf der Hand'.

Höhlen werden noch heute in Bosnien und der Herzegowina bewohnt. Vgl. Wissensch. Mitt. aus Bosnien und Herzegowina 7, 276, Fig. 69. Die Öffnungen sind mit einer Wand oder mit einer Hürde geschützt. In manchen Höhlen stehen kleine Häuser. Über Höhlenwohnungen vgl. auch M. Heyne Halle Heorot S. 57.

Ich weiß, man kann die Richtigkeit meines obigen Schlusses bezweifeln und kann sagen, die Begriffe von *Halle*, *cella*, *celare*, *clam* usw. gehen alle auf den Begriff 'verbergen, bergen' zurück. Aber hat der Mensch, der den Begriff 'verbergen' hatte, nicht schon ein Haus, wenigstens eine Höhlenwohnung besessen?

Und ist es dann nicht wahrscheinlicher, das Abstrakte aus dem Sinnlichen hervorgehen zu lassen? Man kann darauf weiter erwidern, daß auch der Hund, der sich irgendwo einen Vorrat versteckt, etwas ähnliches wie den Begriff 'verstecken' haben muß. Aber auch der wilde Hund, von dem diese Gewohnheit stammt, hat gewiß sein eigenes Versteck, seinen Schlupfwinkel gehabt, und **k̂el* wäre nach meiner Meinung eben die Bezeichnung des ursprünglichsten menschlichen Schlupfwinkels gewesen.

t) Lat. *queo* und *nequeo*.

60. Osthoff IF. 6, 20 ff. — Vaniczek 160.

Osthoffs Versuch, dem merkwürdigen Wortpaar beizukommen, hat Zustimmung gefunden, aber ich kann mich nicht anschließen. Ich glaube mit vielen Anderen, daß *quit* dem ai. *śváyati* 'er schwillt an' völlig gleich ist, nur daß eben das lautgesetzliche **quĕt* aus **k̂u̯éi̯eti* nach **eiti, *īt* zu **quīt* wurde. Übrigens kann auch eine unthematische Form **k̂u̯eiti* vorliegen, denn ein *śvi* ist zu belegen, vgl. ai. *śúśvi* RV. und Whitney Wurzeln usw. S. 175 f.

Wenn man die Bedeutungen der hiehergehörigen Wörter ansieht, so geht daraus für mich wenigstens hervor, daß der Begriff des Anschwellens der ursprünglichste ist, nicht der von irgendeiner Macht. Vgl. κυέω 'bin schwanger', lat. *inciens* 'trächtig' usw. Mir will also scheinen, daß **k̂u̯éi̯eti* 'er schwillt an' zuerst vom membrum virile gesagt wurde, und daß von hier aus der Sinn von 'Vermögen, Imstandesein' usw. ausging. Die Zeugungsfähigkeit des Mannes hatte schon wegen des erwünschten Kindersegens hohe Bedeutung. Vgl. Schrader R. L. s. v. Kinderreichtum. Ähnlich verhält es sich mit ai. *śaknóti* zu Hengst, nhd. Gemächt 'genitalia viri' Schmeller 1, 1564, Graff 2, 615, Mhd. Wtb. 1, 9, zu germ. *magan* 'vermögen'.

u) Griech. λώπη 'Gewand'.

61. Vgl. IF. 16, 190, Schrader R. L. 431. Wenn man von lat. *liber* ganz absieht, bleibt die Gruppe λέπω 'abschälen, abschaben', λέπος 'Rinde', λεπίς 'Nußschale, Fischschuppe' usw., λοπός 'Schale, Rinde, Haut', Leo Meyer Handbuch 4, 525—530. Das genügt, um λώπη als 'Gewand aus Rinde' zu erklären, wozu Blümner Technologie 1, 189, 300 zu vergleichen ist. Hierher lit. *lõpas* 'Flick, Lappen', Miklosich s. v. *lapŭtĭ*.

Wieder fällt die Dehnstufe bei dem abgeleiteten Begriffe auf: λώπη 'das aus λοπός Gemachte'.

Einen Rock aus Rinde bildet Schurz Völkerkunde Leipzig 1893 S. 41 ab. Geeignete Rinde (von Ficusarten) sei in allen Erdteilen vorhanden.

Wenn diese Erklärung von λώπη richtig ist, dann bedeutete es ursprünglich wohl ein sehr einfaches Kleidungsstück, einen Überwurf über die Schultern (Od. 23, 224: δίπτυχον ἀμφ' ὤμοισιν ἔχους' εὐεργέα λώπην . . . sc. Athene) oder einen Schurz (Studniczka Beitr. z. Gesch. d. altgriech. Tracht S. 31, 74 f.

λώπη stimmt Laut für Laut mit got. *lofa*, das man nach an. *lófe*, *lófi* mit 'flache Hand' übersetzt. Die Grundbedeutung ist 'flach', wie aisl. *lófe*, *láfe* 'Dreschtenne' (Noreen Lautlehre S. 41, Aisl. Gr.² S. 49) zu zeigen scheint. Lett. *lehpa* bedeutet 'Pfote, Huflattich, Seerose', weißruss. *lapa* 'Hand'. Miklosich Et. Wtb. S. 160. Die verschiedenen Bedeutungen ließen sich am leichtesten aus der Gestalt des flachen Schurzes herleiten.

v) Lat. *digitus*, griech. δάκτυλος.

62. Die Wurzel **deiḱ* (Fick 1⁴, 65) bedeutet ein 'Zeigen, Weisen', kurz die Geste, bei der der ausgestreckte Zeigefinger die Hauptrolle spielt. Das allein genügt um zu vermuten, daß *digitus* trotz seines *g* zu dieser Wurzel gehört. Stolz Histor. Gr. 1, 161. Weiter hat man m. E. mit Recht Finger zu fangen, Hand zu got. *hinþan* 'fangen' gestellt. Fänge (oder Klauen) heißen auch die Füße der Raubvögel. Fänge werden aber auch die großen Zähne des Bären, Wildschweins, Wolfs, Hunds, Dachses und Fuchses genannt. Diese Zusammenhänge der Bezeichnungen lassen es als Möglichkeit erscheinen, daß δάκτυλος zu δάκνω gehört, also 'Beißer, Fasser' heißt[1]). Zu δάκνω gehört wieder Zange, Zupitza Gutturale 192, und auch diese wird oft als 'beißende' empfunden, wie unser handwerksmäßiges 'Beißzange' zeigt.

w) Lat. *tignum*, *lignum*.

63. Lat. *tignum* 'Bauholz' gehört zu τέχνη, Brugmann Grdr. 1², 122, was mir auch sachlich sehr begreiflich ist, denn die erste τέχνη war die des Zimmermanns, von dem auch ποιέω stammt. Anders Osthoff IF. 8, 30[2]). Das Reimwort *lignum* halte

1) [Und tanagr. δακκύλιος? S. IF. 11, 284 ff. — K. B.]

2) Ich komme auf die ganze Frage bald eingehend zurück. Daß τέχνη für *τέξνᾱ steht (vgl. Osthoff a. a. O. S. 29), glaube ich durchaus nicht.

auch ich — gegen Osthoff — für das 'Leseholz' (Zusammenhang mit *legere* nimmt auch Brugmann a. a. O. an), das als Brennholz in der Wirtschaft eine so bedeutsame Rolle spielt, daß ein selbständiges Wort gar wohl begreiflich ist. Die Möglichkeit des Zusammenhangs mit λιγνύς 'Rauch, Qualm' muß man deshalb gar nicht in Abrede stellen, denn ι findet sich für ε, vgl. G. Meyer Gr. Gr.[3] S. 108, Hirt Ablaut § 28. Sachlich ist der Zusammenhang ganz unanfechtbar, denn das Leseholz ist das Brennholz κατ' ἐξοχήν.

x) Die Wurzel *(s)pān*, *(s)păn* 'flechten, spinnen, weben'.

64. Flechten: Griech. πανός 'Fackel' L. Meyer Handbuch 2, 573. Die Fackel ist nichts anders als ein — etwa noch mit Pech oder ähnlichem getränktes — Bündel Ruten. Die Ruten sind später durch Stricke ersetzt worden und nach und nach hat das Bindemittel das Übergewicht erlangt, wie man es an dem letzten Sprossen der Fackel, unserer Kerze, sehen kann.

Antike Fackeln bei Daremberg-Saglio s. v. Fax.

L. Meyer fragt, ob etwa got. *fōn* hierherzustellen sei. Ich glaube, es spricht vieles dafür, denn der Zusammenhang mit πῦρ usw. gründet sich bloß auf den Anlaut. J. Schmidt hat Zusammenhang von πανός mit got. *fōn* abgelehnt (Ztschr. 26, 16), aber wie mich dünkt, mit unzulänglichen Gründen: πανός kann seine dorische Form als entlehntes Kultwort auch bei anderen Völkerschaften bewahrt haben, und die Bedeutungsdifferenzen sind nicht unüberwindlich, denn wenn auch πανός nur 'Rutenbündel' bedeutete, so macht die Verwendung als Fackel den etymologisch fehlenden Nebensinn 'Feuer' schon selbst dazu. Preuß. *panno* 'Feuer', *panustaclan* 'Vuerysen'.

Weben: πήνη 'der auf die Spule gewickelte Faden des Einschlags'. Lat. *pānus* dass.

Lat. *pannus* 'Stückchen Tuch, Lappen'.

Wohl hierher auch got. *fana*, ῥάκος, σουδάριον. Vgl. Uhlenbeck Et. Wtb. d. got. Spr. s. v., Kluge s. v. Fahne.

Wir haben eine ganz ähnliche *e*-Wurzel desselben Sinnes.

Wurzel **(s)pen*, **(s)pon* 'flechten, spinnen, weben'.

65. Die Sippe ist bekannt: lit. *pinù pinti* 'flechten', aksl. *pęti*, Miklosich Et. Wtb. 237. Die slavischen Sprachen zeigen in den hierhergehörigen Wörtern die Bedeutungen 'spannen, heften, Strick, Kleid, Vorhang' usw.

Vgl. spinnen und seine Verwandtschaft Kluge s. v.

Das Spinnen (eventuell Weben, Nähen u. dgl.) ist fast die einzige Arbeit, die im Hause selbst vollzogen wird, was auch heute noch vom Leben im Bauernhause gilt. So liegt die Möglichkeit der Entstehung von Bedeutungen vor, die sich auf das Innere des Hauses, auf Vorräte usw. beziehen. Im Lateinischen haben sich eine Reihe solcher Bedeutungen entwickelt.

Lat. *penus, oris*; *penus, ūs*; *penum, i*, was sowohl vom Innern eines Gebäudes selbst, als von seinem Inhalt gesagt werden kann (penus *Vorrat an Gespinsten?).

Die Präposition *penes* ist nichts als der alte Lokativ zu *penus* (vgl. griech. αἰές) und bedeutet 'zu Hause', womit franz. *chez* 'bei' (zu *casa*) zu vergleichen ist (Diez 546) und vielleicht auch germ. *tō*, ahd. *zuo* 'zu', wenn wir es mit Streitberg als Lokativ **dō*, Sandhiform zu **dōm*, zu fassen haben.

Die Bedeutung von *penetrare* ist daher ursprünglich 'ins Haus eindringen'; die Schutzgötter des Hausinnern sind die Penates.

Wie wir oben sahen, daß sich aus dem Begriff der Feldarbeit leicht der Begriff 'Mühe, Plage' und noch mehr entwickeln kann, so finden wir auch unsere Wurzel auf diesem Wege: denn es ist kein Grund vorhanden, πένομαι, πόνος abzutrennen. Prellwitz S. 245, L. Meyer Handbuch 2, 575.

y) Nachträge zu IF. 16, 101 ff.

66. Zu S. 125. Vgl. weiter Kluge s. v. Lid. — S. 127. Aisl. *lióri* hat R. Much Z. f. d. Alt. 42, 170 mit griech. λευρός zusammengebracht. — S. 131. Bei aisl. ***herfe*** wären herb und Harm in Betracht zu ziehen gewesen. — S. 148. R. Much macht m. E. sehr mit Recht darauf aufmerksam (briefl. Mitt.), daß die Vorderbeine des Hirsches vielleicht zusammengebunden zu denken sind. — S. 128. Zur Harfe vgl. Daremberg-Saglio (DS.) s. v. Lyra. — S. 135. Über die Wirbel Blümner Technologie 2, 390. — S. 137. Wegen 'Feuerhengst' vgl. Mussafia Beiträge zur Kunde der norditalien. Mundarten im 15. Jahrh. (Denkschr. d. Ak. W. Wien 22). Zum Feuerbock DS. s. v. craticulum — S. 144. Die Zusammenstellungen bei Nyrup sind sprachtheoretisch sehr interessant, weil sie zeigen, wie leicht ein Wortbild ein anderes, ganz wenig ähnliches heranziehen kann, was für die "falsche Analogie" von Wichtigkeit ist. Ich werde in dem Schlußbande von "Versprechen und Verlesen" über die "schwebenden Wortbilder" Beobachtungen bringen. — S. 146 f. Zur Nacktheit bei Kulthandlungen. "Heiliges Feuer" wird heute noch bei den Südslaven von nackten Personen gemacht. Internat. Archiv f. Ethnographie 13, 2 und Taf. 1. Ich danke Schuchardt die Kenntnis der sehr interessanten Arbeit von Prof. Ul. Titelbach in Belgrad.

Über die Bräuche beim "Notfeuer" bei den Deutschen vgl. U. Jahn Die deutschen Opferbräuche Breslau 1884 (Weinholds German. Abhandl. 3). — S. 151. Zu ahd. *feili* Wiedemann BB. 28, 46. — S. 152. Bei bair. Bachltag wäre noch an lat. *baculus* zu denken. Weiter nd. Pegel Uhlenbeck PBrB. 18, 242. — S. 155. Zu got. *bauþs*, *fustis* Per Persson Wurzelerweiterung usw. 290. — S. 159. Zu den Bienenstöcken vgl. DS. s. v. Mel. — S. 160. Meyer-Lübke schreibt mir: "*tīgillum* halte ich für unmöglich. Die Dehnung *tignum* zu *tīgnum* ist jung und zu einer Zeit entstanden, wo *ī* schon *i̧* lautete; vgl. Einführung § 93." — S. 161. Zu den "kederen Köpfl" vgl. BB. 28, 152. — S. 162 Anm. 2. Behexung durch Wachsbilder DS. s. Mag. — S. 166. Wegen Schock, das oft mit Hocke zusammengebracht wird, Zupitza Gutturale S. 162. — S. 170. Statt lat. *tēsta* ist *tĕsta* anzusetzen. — S. 174. Geflochtene Wagenkörbe DS. 1, 1636, Reichel Homerische Waffen pass. — S. 188. Wegen der Siebe DS. s. v. *cribrum*. — Bei den Bildern habe ich überall die Quelle angegeben. Die anderen sind nach eigenen Skizzen oder nach Gegenständen in meinem Besitze angefertigt. Wegen Überlassung von Zinkstöcken habe ich zu danken den Herren Hofrat O. Benndorf, Dr. Leo Bouchal, Dr. M. Haberlandt. Die Pflugbilder habe ich alle so zeichnen lassen, daß der Pflug von rechts nach links sich bewegend erscheint.

z) Zur Geschichte des Pflocks.

67. Einige Worte noch zur Abhandlung m) über nslov. *božič* 'Julblock'. — Aksl. **bŭdĭnĭ* 'Julblock, Kufe'. — Ags. *byden*. Oben 16 S. 151 ff.

Ich hatte, als ich a. a. O. nach einigen Etymologien fahndete, noch keine rechte Vorstellung, daß ich damit in ein großes Kapitel der indogermanischen Altertumskunde eintrete, in die Geschichte des Pflocks, des ersten bearbeiteten Stücks Holz, und auch in die der ξόανα[1]).

Als erstes Werkzeug des Menschen, als sein erstes Ackerholz, als Hilfsmittel bei der Feuerbereitung, als Grenzstock, als Wegmarke, als delubrum spielt der Pflock im Leben und in den mythologischen Vorstellungen der indogermanischen Völker eine große Rolle.

Vgl. Daremberg-Saglio 1, 642, s. v. Baetylia und weiter s. v. Hermae, Arbores sacrae. Auch der Artikel Xoanon wird seinerseit Belehrung bringen.

Es scheint, daß die Kunstform der Hermen uns noch den Übergang vom göttlich verehrten Pflock zur Nachahmung der ganzen Gestalt zeigt. Und gerade bei Hermes ist die Pflockgestalt wohl begreiflich, denn er ist ἐπιτέρμιος, der Gott der Grenze, den

1) Vgl. J. Grimm Deutsche Mythologie 1⁴, 86; 3, 42. E. H. Meyer Mythologie der Germanen 317. K. Müllenhoff D. Ak. 4, 220 f.

wohl der Grenzpfahl symbolisieren konnte, der Gott der Wege, ὅδιος, ἐνόδιος. Der Grenzpflock ist auch bei den Germanen etwas Heiliges. Wer den Grenzstein verrückt, der findet keine Ruhe im Grabe, vgl. Wuttke Deutscher Volksaberglaube § 379, § 761, § 758.

Den Übergang vom Block zum Kopfblocke und dann zu dem kreuzförmigen Kopfblocke, den wir an Hermessäulen sehen (DS. Fig. 3812), finden wir auch an Grabmälern im Kaukasus, und auch die merkwürdigen bosnischen Grabsteine, über die ich SBAW. Wien 144. Bd., S. 54 ff. gehandelt habe, gehören hierher.

Daß an. *áss*, *ǫss* sowohl 'Balken' wie 'Ase' bedeutet, wurde oben bei *decet*, δοκός S. 159 zu deuten versucht.

Noch zu verweisen ist auf die sprachliche Sippe von franz. *borne*. Vgl. Diez[6], 528, dessen Grundform mlat. *bodina* zeigt. Thurneysen Kelto-Romanisches S. 91, Körting Nr. 1484, 6638. Vgl. weiter Stokes S. 176 s. v. **bodīnā* 'Heer', air. *buden* Fem. 'Heerschar'.

Der Bedeutungsübergang von *borne* 'Pfahl' zu air. *buden* 'Heerschar', cymr. *byddin* Fem. 'Truppe, Armee' ist allerdings auffällig. Thurneysen fragt, ob man an unser 'Heersäule' denken kann. Ich verweise auf den Zusammenhang von φάλαγξ mit unserem deutschen Balken, Kluge s. v.

(M. V. de Visser Die nicht menschengestaltigen Götter der Griechen Leiden 1903 habe ich erst jetzt kennen gelernt. Es ändert an dem Gesagten nichts. — Sehr bedaure ich, übersehen zu haben, daß Solmsen Ztschr. 37, 18 ff. schon dieselbe Erklärung von lat. *testis* gegeben hat. — Der Aufsatz von S. Müller: Oldtidens Plov, Aarboger 15 (1900) S. 203 ff. ist mir erst jetzt zugänglich geworden. C. N.)

(Fortsetzung folgt.)

Graz. Rudolf Meringer.

Lat. *hūmānus*.

Die Frage, wie *hūmānus*, gegenüber *hŏmo* und *hŭmus*, zu seinem *ū* gekommen ist, ist oft besprochen, aber ungelöst. Vgl. u. a. Corssen Krit. Beiträge 242 ff., Möller PBrB. 7, 523, Bréal-Bailly Dictionn. étym.[2] 126, Collitz BB. 10, 54, Verfasser Grundr. 2, 452 f., Thurneysen IF. Anz. 4, 39, Stolz Hist. Gramm. 1, 152. 481, Prellwitz BB. 28, 318 f., Hatzidakis Ἀκ. ἀναγν. 2, 200.

Meistens hat man angenommen, das Adjektivum sei auf italischem Boden entweder von *homo*, oder es sei von *humus* abgeleitet worden.

Was zunächst die Zurückführung auf *homo* betrifft, so galt bekanntlich für diese Form im Altlateinischen *hemo* (vgl. *nēmo* aus **ne-hemō*). Das *o* von *homo* ist durch Vokalassimilation entstanden: zunächst **homō hemen-es* usw., dann *hominis* analogisch nach *homo* usw. (Sommer IF. 11, 334, Lat. Laut- und Formenl. 128, Hirt IF. 12, 241). Nun soll ein **hĕmnānos* nach Analogie von *homo* zu **hŏmnānos* geworden sein, weiter zu **hŭmnānos*, dieses schließlich zu *hūmānus*. Aber erstlich sieht man nicht ein, wieso **hŏmnānos* zu **hŭmnānos* werden konnte. Lautgesetzlich könnte dieser Wandel nicht gewesen sein, wie *omnis, somnus* zeigen. Und analogischer Anschluß an *humus* ist darum höchst unwahrscheinlich, weil *hūmānus* seiner Bedeutung nach das Adjektiv zu *homo*, aber nicht zu *humus* war. Sodann bleibt aber auch völlig unverständlich der angebliche Übergang von **hŭmnānos* zu *hūmānus*. Ersatzdehnung kann nicht vorliegen. Auch wird dieser Übergang nicht bei der Annahme begreiflicher, zunächst sei das erste *n* durch Dissimilation gegenüber dem zweiten *n* geschwunden (Thurneysen a. a. O.).

Was dann weiter die Meinung betrifft, unser Adjektivum sei in der Zeit der italischen oder der speziell lateinischen Sprachentwicklung aus *humus* abgeleitet worden, welches, wie umbr. *hondra* 'infra' zeigt, in der Anfangssilbe uritalisches und urindogermanisches *o* gehabt hat (zum Übergang von **hŏmos* in *humus* s. Sommer Lat. Laut- u. Formenl. 80), so steht es hiermit noch übler als mit der Herleitung aus *homo*. Zuvörderst sind die lautlichen Schwierigkeiten nicht geringer; hier fehlt selbst der Schein einer Berechtigung zu der Annahme, *ū* sei aus *ŏ* (*ŭ*) hervorgegangen. Sodann ergibt sich auch von seiten der Bedeutung ein schweres, eben bereits angedeutetes Bedenken. Man darf sich nämlich zwar getrost der alten, heute allgemein angenommenen Ansicht anschließen, daß das Wort für den Menschen *homo* = osk. humuns 'homines' umbr. *homonus* 'hominibus' (osk. umbr. *hŏmōn-* aus **hemōn-* durch Vokalassimilation), got. *guma*, lit. *żmū̃* (Plur. *żmónės* 'Menschen'), preuß. Vokab. *smoy* (verschrieben?) von dem im Lateinischen durch *humus* vertretenen urindogermanischen Wort für die Erde (das außerdem in ai. Instr. Sg. *kṣamā́* gr. χθών χαμαί lit. *żẽmė* usw. wiederkehrt)

abgeleitet und der Mensch somit als der Irdische, der Erdensohn, im Gegensatz zu den Himmlischen, den *caelites, caelestes,* den οὐρανίωνες usw. benannt war (zuletzt über diese Etymologie Osthoff Etym. Parerga 1, 220 f.). Aber es erscheint dieses Stammwort in den italischen Sprachen durchaus auf die Bedeutung 'Erdboden, Erdreich', im Gegensatz zu dem oberhalb der Bodenfläche Befindlichen, dem *sublime*, eingeschränkt: außer *humus* selbst vgl. *humilis*, *humāre*, umbr. *hondra* 'infra' osk. hu[n]truis 'inferis'. Wäre nun *hūmānus* von diesem dies bezeichnenden Wort aus geschaffen worden, so würde es aller Wahrscheinlichkeit nach, wie *humilis*, 'am Boden befindlich' bedeuten, aber nicht 'menschlich'. Den Römern war *terra*, nicht *humus*, der Gegensatz zu *caelum*, und hätte sich jene urindogermanische Benennungsart des Menschlichen auf italischem Boden wiederholt, so hätte man demnach eine Ableitung von *terra*, *terrēnus* oder *terrester*, gewählt. Es war ein richtiges Gefühl, das Quintilian dazu bestimmte, sich gegen die Ableitung des Wortes *homo* von *humus* zu erklären (1, 6). Er konnte ja nicht wissen, daß das letztere Wort dereinst einen andern Sinn gehabt hatte als in der historischen Zeit. Hätte *humus* damals noch 'terra' bedeutet, so würde ihm der Benennungsgrund für *homo* vermutlich nicht entgangen sein, und er hätte sich die Herleitung aus *humus* dann wahrscheinlich gefallen lassen.

So ist denn *hūmānus* nicht eine italische Neubildung gewesen, sondern stammt aus einer voritalischen Zeit, wo **ĝhom-* **ĝđhom-* noch die Erde im Gegensatz zum Himmel und Jenseits bedeutete? Diese Auffassung, nach der *hūm-* aus **hōm-* hervorgegangen und Vertreter von ursprünglichem **ĝhōm-* wäre, haben Möller, Collitz, ich, Stolz und Prellwitz vertreten. Aber auch hier ergeben sich unüberwindliche Schwierigkeiten. Zunächst erwartet man vor dem adjektivbildenden Formans *-ānus* schwache Stammgestalt, wie sie alat. *hemōnem*, got. *guma* (beide mit uridg. **ĝhm̥m-*) sowie lit. *žmũ* (mit uridg. **ĝhm-*) aufweisen. Und wie sollte *hūmānus* gerade zu dem Ausgang *-ānus* gekommen sein? Dieser ist ja nach allgemeiner und ohne Zweifel richtiger Annahme an *ā*-Stämmen entsprungen, z. B. *silvānus* von *silva*, *īnsulānus* von *īnsula*, *prīmānus* von *prīma*, *Rōmānus* von *Rōma*, osk. Abellanús 'Abellani' von *Abellā-*, und hat sich erst von da aus im Italischen auf andere Stammklassen verbreitet, z. B. *urbānus* von *urbs*, *fontānus* von *fōns*, *merīdiānus* von *merīdiē*, s. Schnorr von

Carolsfeld Arch. f. lat. Lexikogr. 1, 177 ff., Verf. Grundr. 2, 137, Stolz Hist. Gramm. 1, 480 ff., v. Planta Gramm. 2, 32 f. So müßte denn *hūmānus* als Adjektiv doch eine italische Bildung sein! Hier weiß nun Prellwitz allerdings Rat. Nach ihm enthält unser Wort nicht das bekannte geläufige Formans *-ānus*, sondern ist von einem **hōm-ān* ausgegangen, das aus dem Akkusativus Sing. **hōm* = ai. *kšām* und dem postponierten Ortsadverbium **ān* bestand und 'ἀνὰ χθόνα' bedeutete. Wegen dieses **ān* wird man von Prellwitz an Mahlow Die langen Vokale 123 f. verwiesen. Leider habe ich mich aber nicht davon überzeugen können, daß diese Postposition eine Größe ist, mit der man irgendwie zu rechnen berechtigt wäre. **-ān* soll sich im Litauischen vorfinden in den pluralischen Lokativen auf *-s-am-p* (aus **-s-an + pi*), *-s-ą -s-a*. Hier liegt jedoch eine Postposition *-an* vor, von der nicht im geringsten glaubhaft zu machen ist, daß sie ursprünglich langen Vokal gehabt hat. Sie ist, was Prellwitz übersehen hat, ausführlich von Zubatý IF. 6, 269 ff. behandelt worden, und dieser Gelehrte hält das *a* mit gutem Fug für ursprüngliche Kürze. Aber selbst einmal zugegeben, im Baltischen habe es ein **-ān* mit dem Sinne 'in, auf, an' oder dergleichen gegeben, wer sonst möchte hierauf eine Erklärung des lat. *hūmānus* aufbauen? *hūmānus* an das urindogermanische Wort für die Erde anzuknüpfen, wäre eher so möglich, daß man annähme, ein uridg. Lok. **ĝhōm* 'auf Erden' habe sich, zum Adverb erstarrt, in Italien behauptet, und hier habe man dann von ihm ein Adjektiv mittels des Formans *-āno-* abgeleitet. Dieser Lokativ wäre regelrecht gebildet (vgl. gthav. *dąm* 'im Hause' = uridg. **dōm*), ist freilich in keinem Sprachgebiet erhalten. Zu der Anfügung von *-ānus* an ein Adverbium wären etwa *prīdiānus*, *cottīdiānus* (von *prīdiē*, *cottīdiē*) und *virītānus* (von *virītim*)[1]) zu vergleichen. Eine weitere Möglichkeit wäre, daß neben **ĝhom-* ein wiederum zufällig in allen anderen Sprachzweigen verlorenes dehnstufiges **ĝhōmo-* (als Neutr. **ĝhōmo-m*) oder auch **ĝhōmā* (Femin.) existiert hätte (über derlei Bildungen s. besonders Buck Amer. Journ. of Philol. 17, 467 ff., wo auch die ältere Literatur verzeichnet ist, und neuerdings Osthoff in Patrubánys Sprachw. Abh. 2, 123), das 'das Irdische, irdische Existenz' oder etwas ähnliches bedeutete, und wovon man dann wiederum erst in Italien ein

1) Paul. Fest. S. 567 Th. d. P. *viritanus ager dicitur, qui viritim populo distribuitur.*

Adjektivum mit *-āno-* schuf. Indessen spricht gegen diese beiden letzten Auffassungen, wie gegen jede, die von uridg. **ĝhōm-* ausgeht, sehr entschieden das *ū* von *hūmānus*. Da sonst *ō* in dieser Stellung seine Qualität stets beibehalten hat (vgl. *Rōmānus*, *nōmen*, *tōmentum* usw.), und *hūmānus* durch nichts als Lehnwort aus einem andern italischen Dialekt verdächtigt wird[1]), ist **hōmānus* als ältere Form durchaus unwahrscheinlich. Daß *cūr* = alat. *quōr* und *fūr* = griech. φώρ, an die man vielleicht denkt, kein Analogon hergeben, ersieht man aus Sommer Lat. Laut- u. Formenl. 82, Conway IF. 4, 215. Auch bringt Stolz Hist. Gramm. 1, 152, der meint, das *ū* dürfte auf Vermischung von **hōm-* mit *hŭm-* (*humus*, *humilis*) zurückzuführen sein, der lautgeschichtlichen Schwierigkeit keine Abhilfe. Denn *hūmānus* hatte ja nur zu *homo*, nicht zu *humus*, nähere begriffliche Beziehung: man müßte gerade im Gegenteil erwarten, daß *homo* einem **hōmānus* sein *ō* vor Übergang in *ū* geschützt hätte.

Bei dieser Sachlage drängt sich die Frage auf, ob denn *hūmānus* überhaupt etymologisch zu *homo*, *humus* gehört. Bedenkt man, wie oft sich Wörter von ähnlicher Lautung und ähnlicher Bedeutung, die etymologisch verschiedenen Ursprungs sind, zu einer grammatischen Gruppe zusammengefunden haben[2]), so wäre es nicht zu verwundern, wenn in dieser Weise auch *homo* und *hūmānus* als wurzelverschiedene Wörter zusammengekommen wären. Im Altlateinischen scheint ein von *hemō* aus gebildetes Adjektivum *hemōnus* bestanden zu haben (Paul. Fest. S. 71 Th. d. P. *hemona humana et hemonem hominem dicebant*), eine Formation, die an lit. *żmonà* 'Frau' und *żmónės* 'Menschen' erinnert. Es hätten demnach damals *hemō* und die Adjektiva *hemōnus*, *hūmānus* etwa so neben und zu einander gestanden, wie im Griechischen θεός und θεῖος, δῖος, und von den beiden allmählich bedeutungsgleich gewordenen Wörtern *hemōnus* und *hūmānus* hätte man das eine im Anfang der historischen Periode des Latein als überflüssig fallen lassen.

In meiner Schrift Die Demonstrativpronomina der indogermanischen Sprachen ist S. 46 ff. gezeigt, daß, wie in den

1) Das "umbr. *hômônus* menschlich" bei Schade Ahd. Wtb.² 341 s. v. *gomo* ist natürlich ein Versehen. Es gibt nur umbr. *homonus* (*hŏmōnus*) 'hominibus'.

2) Z. B. nhd. *sŭcht* : *sūchen*, *hand* : *hantieren*, *herr* : *herrlich*, *schweigen* : *beschwichtigen*, lat. *propior* : *proximus*, *volo* : *vīs*, spätlat. *iter* : *iterāre* 'wandern', *vicis* : *vīcātim* ('abwechselnd'), gr. δύο : δεύτερος, μῑκρός : μείων.

andern indogermanischen Sprachen, so im Lateinischen die Demonstrativa der Ich-Deixis, d. h. der Zeigart, bei der der Sprechende den Blick des Angeredeten auf sich, den Sprechenden, und seine Sphäre oder darauf lenkt, daß er, der Sprechende, den betreffenden Gegenstand vor Augen hat, vom 'Diesseits', und zwar teils von der Erde als Örtlichkeit im Gegensatz zu Himmel, Sonne usw., teils von der sichtbaren Welt im Gegensatz zur unsichtbaren, insbesondere auch vom Erdenleben des Menschen im Gegensatz zu einem wie immer vorgestellten jenseitigen Leben gebraucht wurden.[1]) Im Lateinischen sind es die beiden Pronomina *ho-* (*hic* usw.) und *ci-* (*cis* usw.), die diese Demonstrationsart ausdrückten. So ist *hae res* soviel als τὰ ἐνθάδε, das Irdische, wie Cic. Tusc. 1, 31, 76 *nihil malo quam has res relinquere*, und häufig erscheint so *haec vita* gebraucht, z. B. an derselben Cicerostelle, kurz vor den zitierten Worten, wo es der *caelestis vita* entgegengestellt ist. Ähnlich *citerior* Tusc. 5, 25, 71 *quanta rursus animi tranquillitate humana et citeriora considerat* oder de legg. 3, 2, 4 *ut ad haec citeriora veniam et notiora nobis*. Der Gegensatz des irdischen Diesseits und des himmlischen Jenseits blieb von urindogermanischer Zeit her bei allen Indogermanen eine beliebte und geläufige Vorstellung, und da der Begriff des Irdischen und Zeitlichen gegenüber dem des Göttlichen nur in bezug auf den Menschen Bedeutsamkeit hatte, so könnte es nicht auffallen, wenn eine Ableitung von *hic*, die das Diesseitige bezeichnete, die Bedeutung 'menschlich' bekam. Es wäre dies ja im wesentlichen nichts als eine Wiederholung jener schon in urindogermanischer Vorzeit geschehenen Benennung des Menschen, nur wäre die den Benennungsgrund abgebende Vorstellung in der jüngeren Zeit durch ein etwas anderes Sprachmittel ausgedrückt worden. Tatsächlich erscheint *humanus* seit Beginn der Literatur, bei Plautus, Ennius u. a., als Oppositum zu *divinus*, *caelestis* u. dgl., und *vita humana* und *haec vita* waren synonyme Ausdrücke, vgl. z. B. Ennius Thyestes frgm. 11 *neque sepulcrum, quo recipiat, habeat portum corporis, | ubi remissa humana vita corpus requiescat malis*. Wenn *humanus* dann auch im begrifflichen Gegensatz zum Tierischen, Wilden, Rohen, Unfeinen verwendet worden ist, ein Gebrauch, der ebenfalls

1) Am geläufigsten ist diese Verwendung der Demonstrativa im arischen Sprachzweig, wo z. B. ai. *iyám* ('haec') substantiviert 'die Erde', *ihá* ('hīc') oft 'hier auf Erden, hienieden' war.

schon altlateinisch belegt ist, so kann das um so weniger auffallen, als ja auch *homo guma žmū̃*, obwohl von **ĝhom-* 'Erde' abgeleitet, den Begriff Tier ausschloß. Der Mensch fühlte sich eben auch im alten Italien noch den jenseits wohnenden Göttern näher verwandt als dem vernunft- und sprachlosen Tier.

Ergeben sich also von seiten der Bedeutung keine Schwierigkeiten für eine Herleitung des Wortes *hūmānus* von *hic*, so fragt sich nun, wie diese formal zu rechtfertigen ist.

Das Adverbium *hū-c* wird wohl mit Recht auf den Lokativ **hoi* zurückgeführt. Daneben steht *hei-ce hei-c hī-c*, das ohne jeden Zweifel Lokativ war. Im Vokalismus *hū-c* : *hī-c* = ποῖ : dor. πεῖ. Über den Ursprung der Bedeutungsverschiedenheit zwischen *hūc* und *hīc* s. Kurze vergl. Gramm. 425 [1]). Von dem adverbial erstarrten **hoi* nun in dem Sinne 'hier' und 'hienieden' ging zunächst die superlativische Form **hoi-mo-* aus, ungefähr gleichbedeutend mit der von dem andern Ich-Demonstrativum gebildeten Superlativform *ci-timus*[2]). Dieses *m*-Formans (uridg. *-m̥mo-* und *-mo-*), das z. B. in *summus* aus **supmo-s* = ai. *upamá-s*, umbr. *promom* 'primum' = gr. πρόμος, lat. *infimus* = ai. *adhamá-s* altüberkommen war, ist im Italischen an mancherlei adverbiale Gebilde angetreten: *prīmus* pälign. *prismu* 'prima' aus **prīs-mo-* von **prīs* (vgl. *prīs-tinus*, *prīs-cus*, IF. 14, 11); *plūrimus* von *plūs* = **plōis* (Sommer IF. 11, 93 f. 216 f.); *īmus* aus **īs-mo-*, zu ir. *īs* 'infra' (Sommer a. a. O. 207 f.); osk. *maimas* 'maximae' aus **mais-mo-* oder wohl eher **mais-emo-* von *mais* = got. *mais* (Buck Gramm. of Osc. and Umbr. 76); *dēmus dēmum* 'am meisten herab, zu unterst', dann 'zuletzt, endlich', von *dē* (vgl. IF. 14, 14); umbr. *sehemu semu* 'medio, dimidio' (*peselu semu* 'in precatione media') vermutlich aus **sēmi-mo-* von *sēmi-* 'halb[3]).

1) Das alat. Adv. *hōc* war Instr., wie *illō*, *istō*, *eō*, *quō*. Das Nebeneinander von *hī-c* und *hū-c* führte zur Bildung von *illūc*, *istūc* neben *illīc*, *istīc*. Vgl. spätlat. *illuius istuius* für *illīus istīus* nach *huius*. In rein lautgesetzlicher Entwicklung wären urlat. **illoi-ce* und **illei-ce*, **istoi-ce* und **istei-ce* zusammengefallen. Die Zusammenstellung von *hūc* mit gr. ποῦ, ὅπου bei Lindsay-Nohl S. 654 ist falsch, weil ποῦ nachweislich Genitivform war, aus *ποο (s. Solmsen Rhein. Mus. 55, 310, Verf. Griech. Gramm.[3] 389).

2) Mit diesem ist ahd. *hitumum hitamun* 'erst, demum' identisch. S. Franck Tijdschr. v. Ned. Taal- en Letterk. 15, 62 ff., Verf. Die Demonstrativpron. 143 f.

3) Anders ist das spätlat. *sēmus* zu beurteilen. Es entstand im Anschluß an die Komposita wie *sēmiplēnus*, *sēmidoctus*, *sēmihomo* nach *plēnus* neben *plēnilūnium*, *multus* neben *multiformis* usw.

Von gleicher Art scheint osk. *ualae-mo-m* 'optimum' (wozu Valaimas) zu sein. Zur Anfügung des Komparationsformans an adverbiale Kasusformen vergleiche man auch Außeritalisches wie gr. μυχοί-τατος (μυχοῖ), παλαί-τατος (πάλαι), ai. *uccāis-tamām* (*uccāíṣ*) u. dgl. **hoimo-* bedeutete also zunächst 'am nächsten hier, am meisten herwärts, ganz hierorts befindlich'. Dann verwischte sich das superlativische Bedeutungselement, ähnlich wie bei umbr. çimu 'retro', eigentlich 'am meisten herwärts' (çimu etutu *šimo etuto* 'retro eunto'), und zum Teil auch bei dem lat. *citimus*, ferner bei *ferme* aus **ferimē*, einer Superlativbildung zu *fere*, bei *dextimus*, *maritimus*, *fīnitimus*, *lēgitimus* u. dgl. Möglicherweise empfahl sich zur Bezeichnung des Menschlichen die Superlativbildung gegenüber der Grundform *hic* und ihren Adverbien dadurch, daß es den Gegensatz des an die Erde selbst gebundenen Menschen zum himmlisch Jenseitigen klarer zum Ausdruck brachte. Denn *hic* konnte von ältester Zeit her nicht bloß für die nächste Sphäre des sprechenden Menschen, für das Erdnahe und Erdnächste, sondern überhaupt für alles, was vor dem Blick der Sprechenden steht, gebraucht werden; so ist z. B. das Neutrum *haec* bei Cicero De nat. deor. 1, 9, 23 *an haec, ut fere dicitis, hominum causa a deo constituta sunt?* so viel als: das, was ich und was wir Menschen alle vor Augen haben, diese gesamte sichtbare Welt. Indessen ist eine solche Auffassung der Wahl der Superlativbildung nicht durchaus erforderlich. Die Superlativform kann sich zur Bezeichnung des Menschlichen auch dadurch empfohlen haben, daß sie lautlich dem Wort *hemo homo* ähnlicher war als der Positivus und was zu diesem gehörte. Und dies ist das wahrscheinlichere.

Ob das **hoimo-*, welches nach unserer Vermutung die Grundlage von *hūmānus* war, zu der Zeit, als dieses Adjektiv geschaffen wurde, als substantiviertes Neutrum (**hoimom*) mit dem Sinn 'das Diesseits, das Irdisch-Menschliche' im Gebrauch war und die Ableitung von hier aus geschah — auch ein substantiviertes Femininum **hoimā*, scil. *regio*, *pars* oder dgl., läßt sich als Grundlage denken —, oder ob damals das Maskulinum **hoimo-s* substantivisch eine Bezeichnung für den ἐνθάδιος, den Menschen geworden war und *hūmanus* von hier ausging, muß unentschieden bleiben. Bildung und Gebrauch von *hūmānus* lassen beides zu[1]). Jedenfalls werden schon das Grundwort

1) Schnorr von Carolsfeld a. a. O. nimmt an, daß auch Adjektiva als solche mit *-ānus* weitergebildet worden seien, um die Silbenzahl des

**hoimo-* und *hemō* auf Grund ihrer begrifflichen und lautlichen Nähe in engere Beziehungen zu einander getreten sein. Dem **hoimo-*, das durch sich selbst schon die Beziehung auf das Menschliche hatte, wurde diese durch *hemō* verstärkt und gesichert, ähnlich wie sich bei dem schriftdeutschen *die sucht* ('Krankheit', zu *siech*), dem in Verbindungen wie *trinksucht*, *schlafsucht*, *ehrsucht*, *sehnsucht* schon an sich der Sinn eines übermäßigen Hanges zu etwas zugekommen war, diese Bedeutung durch die Assoziation mit dem unverwandten *sūchen* (mhd. *suochen*) befestigt hat (vgl. *die sucht nach gold*, *die sucht zu glänzen*).

Schließlich mag noch hervorgehoben sein, daß die Zulässigkeit dieser Erklärung von *hūmānus* nicht davon abhängt, ob unsere Zurückführung von *hūc* auf **hoi-ce* richtig ist. Sollte sich vielleicht herausstellen, daß die ältere Form dieses Adverbiums **hou-ce* war, woran man wegen aksl. *tu* 'dort' und der andern gleichartigen slavischen Adverbia immerhin denken könnte, oder daß *hū-c* ein uridg. *ū* hatte, was wegen ai. *kū́* av. *kū* 'wo' nicht ausgeschlossen ist, so wäre unsere Auffassung des ersten Teiles von *hū-mānus* einfach danach zu modifizieren. Leider ist weder *hūc* noch *hūmānus* auf einer der älteren Inschriften überliefert, aus deren Schreibung man über die ursprüngliche Natur des langen Vokals Aufschluß gewinnen könnte.

Leipzig. K. Brugmann.

Ἀκρήπεδος (Nachtrag zu S. 8).

Der Annahme, daß das Kompositum ἀκράχολος ein *ἀκρᾱ́ς -ᾶτος = ἄκρᾱτο-ς als erstes Glied enthalte, bietet eine Stütze die ionische Hesychglosse ἀκρήπεδος· ἡ ἀγαθή. Gemeint ist wohl Land (γῆ) mit gutem Boden, im Gegensatz zu Land mit steinigem, unfruchtbarem (κραναός) Boden (vgl. hymn. Ap. Del. 73 νῆσον ἀτιμήσας, ἐπειὴ κραναήπεδός εἰμι). Es liegt hier, wie bei ἀκράχολος,

---

betreffenden Stammes zu vergrößern, wofür er als ältesten Beleg *decimānus* aus Lucilius anführt, und so könnte es scheinen, als sei **hoimos* schon als Adjektivum zu **hoimānos* erweitert worden. Daß Sch. v. C. die betreffenden Formen falsch beurteilt, zeigt W. Otto IF. 15, 18f. *-ānus* ist nur substantivischen Wörtern angefügt worden.

näher, an ἄκρατος (ἄκρητος) anzuknüpfen, als, wie Fick BB. 28. 92 tut, an ἄκρος, wenn man auch vielleicht dieses Adjektivum in dem Sinn 'ausgezeichnet, von bester Qualität' im späteren Altertum in ἀκρήπεδος gesucht hat. ἀκρήπεδος war also 'nicht (mit steinigen Zusätzen) vermischter Boden'.

Leipzig. K. Brugmann.

Zu R. Meringers Ableitung von got. *laþōn.*

IF. 16, 114 stellt R. Meringer die Ansicht auf, das schwache Verbum *laden* sei von einem Nomen mit der Bedeutung 'Brett' abgeleitet. Er beruft sich auf Bräuche, die in neuerer Zeit in Böhmen beobachtet sind, wonach Ladungen mittelst eines herumgeschickten Brettes erfolgten. Diese einleuchtende Kombination gewönne sehr an Wahrscheinlichkeit, wenn sich das mutmaßliche hohe Alter solcher Bräuche auch positiv erhärten ließe. Eine Handhabe dazu bieten skandinavische Überlieferungen.

Sagas und Rechtsquellen berichten von dem Pfeilaufgebot (*ǫrvarboð*) der nordischen Bauern. Der 'Heerpfeil' wird 'geschnitten' und von Gehöft zu Gehöft herumgesandt. So verrät man einmal dem Schwedenkönig Olaf die Vorbereitungen seiner Untertanen zum Abfall mit den Worten: *ok yðr satt at segja, þá er herǫr upp skorin ok send um land alt, ok stefnt refsiþing* (Heimskringla 2, 191. Weitere Belege RA.[4] 1, 222 f.) Dieser symbolische Pfeil hat ein Seitenstück in der kleinen Holzaxt, die nach Cleasby-Vigfusson 71 b im westlichen Island zu ähnlichen Zwecken gebraucht wurde oder noch wird. Italische und schottische Parallelen bespricht J. Grimm RA.[4] 1, 226 ff. Zu vergleichen sind endlich auch die fünf Pfeile der Skythen bei Herodot 4, 131.

Bei dem altnordischen Brauch ist besonders merkwürdig der Ausdruck *at skera upp herǫr*. Man wird ihn kaum auf das Schnitzen des Pfeils als solchen deuten wollen. Denn es ist nicht anzunehmen, daß der Nordmann für solchen eiligen Zweck einen eigenen Pfeil herstellte, da doch Pfeile gewiß immer im Überfluß vorhanden waren. Vielmehr wird man an einem vorhandenen Pfeil eine Veränderung angebracht haben, und da liegt nichts näher, als an Runen zu denken. Auch Vǫluspá 20 (*skáru á skíði*)

wird das Verbum *skera* nach allgemeiner Annahme vom Runenschnitzen gebraucht.

Das unklare *upp* kann verschieden erklärt werden. Die archaische Wendung ist von Erzählern und Hörern wohl meistens als 'aufschneiden' (spalten) verstanden worden, mit einer Wendung des Sinnes des Adverbiums, die zwar im Altnordischen nicht so weiten Umfang angenommen hat wie im Neuhochdeutschen (Paul D. Wtb. 32 b), aber doch im Sprachgefühl fest gewesen sein muß, wie *brjóta upp*, *lúka upp* und einige andere Komposita zeigen. Mißlicher ist es, den Ausgangspunkt der Phrase aufzuzeigen. Vielleicht kann man sie zurückführen auf ein älteres *at skera* (scil. *rúnar*) *upp á ǫr* (vgl. Gebhardt Altwestnord. Präpos. 6). Hierfür spricht auch das ungefähr gleichbedeutende *at skera upp þingboð*.

Ritzte man Runen auf den Pfeil, so tat man eigentlich ein Überflüssiges. Das Symbol sprach allein schon verständlich genug. Als Runenträger genügte ein gewöhnliches *kefli* (vgl. schwed. *budkafle*, *budsticka*). Solche *kefli* werden also durch den beritzten Pfeil vorausgesetzt. Vielleicht ist auch unter dem *herstafr*, mit dem im Hunnenschlachtliede Fehde angesagt wird (Heusler-Ranisch Eddica minora 9, XIII), ein Runenstab zu verstehen.

Von solchen beschriebenen Hölzern zu den böhmischen Brettern, auf die eine Kundmachung geheftet wird, ist entwicklungsgeschichtlich der Weg nicht mehr weit.

Wismar. Gustav Neckel.

Nachtrag zu S. 93 ff.

Erst nachträglich werde ich noch aufmerksam auf Meillets Etymologien von aksl. *chudŭ*, *chochotati*, *plěšĭ* (Études sur l'étymologie et le vocabulaire du vieux slave 174), welche ich an anderer Stelle ausführlicher besprechen werde. Was *chudŭ* betrifft, bemerke ich jetzt nur, daß ich Pedersens Auffassung (IF. 5, 60 f.), nach welcher das *ch* auf *ks* zurückgeht, für die einzig richtige halte. In *chochotati* sehe ich eine junge Schallnachahmung. Lit. *plìkas* wird nicht mit *plěšĭ* urverwandt, sondern in alter Zeit aus slav. **plĭchŭ* (czech. *plchý*) entlehnt sein.

Leiden. C. C. Uhlenbeck.

Zur Bildung der 2. Person Singul. Akt. in den indogermanischen, insbesondere den baltischen Sprachen.

1. Im Anschluß an Fortunatov Kritičeskij razbor sočinenija G. K. Ul'janova Značenija glagol'nych osnov v litovsko-slavjanskom jazykě (Petersburg 1897) unterzieht Poržezinskij K istorii form sprjaženija v baltijskich jazykach (Moskau 1901) S. 21 ff. die 2. Sg. Imper. des Baltischen einer eingehenden Untersuchung. Die lit.-lett. Formen auf *-i*, wie lit. *vedi* (in den alten Texten) und lett. *weddi* 'führe', erklären beide Gelehrten, wie vor ihnen schon Schleicher und Bezzenberger, für die Fortsetzung, beziehungsweise für eine Umbildung der imperativisch fungierenden Optativform, wie sie das Preußische aufweist: *wedais* 'führe' (vgl. gr. φέροις). Berneker Arch. f. slav. Phil. 25, 482 billigt das.

Lautgesetzlich könnte dieser Wandel nicht gewesen sein. Denn erstlich fällt *-s* im Lit.-Lett. nicht ab. Zweitens beweist die 3. Sg. des Optativs (Permissivs) lit. *te-vedẽ* in Übereinstimmung mit gr. λείποι (nicht λεῖποι) alten Schleifton für das Optativelement uridg. *-oi-*, während *vedi* zunächst ein **vedė́* voraussetzt[1]). Fortunatov nimmt deshalb an[2]), zu einer Zeit, wo im Präteritum die Endung *-s* durch *-ė́*, die Endung der 2. Sg. Ind. Präs., ersetzt wurde, wo also ein **sukā-s* zu **sukā-ė́* (*sukaĩ*) wurde, sei dieses *-ė́* auch in den Imperativ eingedrungen, sei also **vedẽs* zu **vedė́* umgebildet worden. Wozu aber sollte man die Imperativform mit der 2. Sg. Indik. künstlich gleichgemacht haben? Daß die Fortunatovsche Deutung nicht wahrscheinlich ist, hebt jetzt auch Zubatý IF. Anz. 16, 52 hervor.

Nur als einen kärglichen Behelf kann ich den Erklärungsversuch gelten lassen, den Zubatý selbst a. a. O. vorträgt: das *-i* stamme von *veizdi* aus **veid-di* (**u̯id-dhí*): wonach der Reflexivausgang lett. *-i-s* (z. B. *metti-s* 'laß dich nieder') für **-i-s* und die alit. Formen *gelbë-m*, *gailë-s* (*gialbiem*, *gaylies*, s. Bezzenberger Z. Gesch. d. lit. Spr. 222) analogische Neuerungen sein müßten. Vgl. auch Grundr. 2, 1320.

---

1) Nur scheinbar ist *-ẽ* zu *-i* geworden in *tesi* 'er sei', *tedůdi* 'er gebe'. S. Zubatý IF. 4, 476 ff.

2) Fortunatovs Schrift ist mir unzugänglich. Ich verdanke Freund Bernekers Güte eine Abschrift (Übersetzung) der einschlägigen Stellen aus ihr.

2. Eine andere Auffassung des lit.-lett. _-i_ scheint mir weit mehr für sich zu haben, weil sie keinerlei gewagte Neubildungen anzunehmen nötigt und zugleich noch auf andere bisher nicht genügend aufgeklärte Erscheinungen Licht zu werfen geeignet ist.

Im Griechischen erscheinen neben den Formen der 2. Sing. Imper. wie ἄγε 'age', äol. πῶ 'trink' δίδω 'gib', ion. ἵϲτη 'stelle' Formen mit altem _i_-Diphthong: πίει = πίε 'trink' auf att. Vasen, dor. ἄγει = ἄγε 'wohlan!', δίδοι 'gib' bei Pindar und auf zwei Inschriften (Sadee De Boeotiae titulorum dial. S. 56). S. hierüber meinen Aufsatz IF. 15, 126 ff. Ich habe dort als möglich bezeichnet, daß diese Formation, die den Eindruck hoher Altertümlichkeit macht, in den germanischen Imperativformen mhd. _gē_ 'geh' ags. _ʒá_, mhd. _stē_ 'steh' (urgerman. *_ʒai_, *_stai_) wiederkehrt. Diese Formen lassen sich aber ganz gut auch auf Grund von urgermanischen Verben *_ʒai̯ō_ = uridg. *_ĝhəi̯ō_ und *_stai̯ō_ = uridg. *_stəi̯ō_ erklären, wie a. a. O. ausgeführt ist[1]). Sie mögen demnach beiseite bleiben.

Dagegen bietet sich jetzt als jedenfalls einfachste Deutung des lit.-lett. Imperativs *_wedē_ = lit. _vedi_ lett. _weddi_ die, daß er wie jenes dor. ἄγει eine uridg. Formation auf _-ei_ repräsentiert.

Von keinem Belang für die Erklärung von *_wedē_ ist, wie wir uns zu der kürzeren lit. Form _ved_ stellen. Fortunatov, Poržezinskij und Berneker trennen _ved_ von _vedi_ und sehen darin den Vertreter von gr. ἄγε lat. _age_. Und zwar soll _ved_ zunächst aus *_veda_ hervorgegangen sein, dessen _-a_ wie sonst aus den Formen mit ursprünglichem _-o-_ vor der Personalendung übertragen sei. Warum er den Weg von *_vede_ zu _ved_ über *_veda_ nimmt, darüber spricht sich Fortunatov nicht aus. Für Berneker war, wie er mir schreibt, maßgebend, daß _-e_ im allgemeinen länger erhalten geblieben ist als _-a_ (Vok. _tilte_, 2. Pl. _sùkate_). Das mag nun sein wie es wolle: ist _ved_ = ἄγε, so hätten wir in lit. _ved_ und _vedi_ dieselbe Doppelheit wie in gr. ἄγε und ἄγει. Dagegen hatte ich Grundr. 2, 1320 _ved_ als Verkürzung von _vedi_ betrachtet, und diese Auffassung wird jetzt auch von Zubatý IF. Anz. 16, 52 vertreten und näher begründet. Ich sehe keinen

1) Hinzugefügt mag hier sein, daß z. B. die 2. Sg. Ind. urgerm. *_ʒaisi_ = *_ĝhəi̯e-si_ lautgeschichtlich auf gleicher Linie stünde mit got. _ais_ (Gen. _aizis_) 'Erz' aus *_a[i̯]iz-_ = ai. _áyas-_ und mit got. _air_ (Lok. Sg.) 'in der Frühe, früh' aus *_a[i̯]ir-i_ (s. Kurze vergl. Gramm. S. 95).

triftigen Anlaß, von ihr abzugehen; als solchen könnte ich nur den wirklichen Nachweis von **wede* oder **weda* neben *vedi weddi* in den Denkmälern oder in lebenden Dialekten des Litauisch-Lettischen anerkennen. Habe ich Recht, so wäre demnach von den beiden ursprünglichen Formationen **u̯edhe* und **u̯edhei* nur die zweite in diesem Sprachgebiet am Leben geblieben.

Ob **wedē* älteres **wedei* oder **wedai* war, ist nach den Lautgesetzen des Litauisch-Lettischen nicht zu entscheiden[1]. Das einmalige alit. *giatbei-m* Bezzenberger Beitr. z. G. d. lit. Spr. 222 beweist nichts zugunsten von **wedei*: Porżezinskij a. a. O. 28 sieht in ihm mit Recht einen Druckfehler für *giatbiem*. Geschähe indessen der Nachweis der Entstehung von *-ē* aus *-ai*, so würde das meine Hypothese nicht fällen; *-a-* wäre dann, wie sonst in der Flexion der thematischen Stämme, als Ersatz für ursprüngliches *-e-* anzusehen. Glücklicherweise läßt sich aber, wie wir unten (§ 6) sehen werden, aus dem Preußischen der Beweis dafür erbringen, daß **wedė* urbaltisch **wedei* gewesen ist.

3. Wir haben uns nunmehr zur 2. Sg. des Indikativs zu wenden.

Im Griechischen können, wie ich glaube mit Recht behauptet zu haben, die Imperativformen ἄγει und δίδοι nicht getrennt werden von den Indikativformen 2. Sg. ἄγεις δίδοις, 3. Sg. ἄγει δίδοι. Und so wird auch lit. *vedi* 'führe' mit *vedì* 'du führst' (aus **vedė*, vgl. reflex. *-ė-s*) in formantischer Beziehung in unmittelbarem Zusammenhang stehen, in gleicher Weise natürlich bei den *ā*-Verba die Formation des Imperativs wie *sâkay* (*sākai*), *klausai* (Porżezinskij S. 29) mit Indik. *sakaĩ*. Das Gleiche gilt für das Lettische. Beim Indik. ist der *i*-Diphthong der 2. Sg. auch im Preußischen belegt: *sātuinei* 'du sättigst', *turei* 'du sollst', *tūlninai* 'du mehrst' usw. (Berneker Die preuß. Spr. 221).

Zu den älteren Versuchen, diese gemeinbaltische 2. Sg. Indik. sprachgeschichtlich einzuordnen, die man bei Wiedemann Handbuch S. 108 aufgezählt findet, hat Berneker Arch. 25, 479 ff. einen neuen hinzugefügt, der in der üblichen Weise von der Vorstellung ausgeht, daß im Urindogermanischen und in der

1) Zur lautphysiologischen Ratio der Entwicklung des *ē* aus ursprünglichem fallendem *i*-Diphthong s. jetzt Gauthiot Mitteil. der Litau. liter. Ges. 5, 266 ff.

Zeit der balt.-slav. Urgemeinschaft nur *s*-Formen wie **aĝe-si* (slav. *berešь bereši*, ai. *ájasi* usw.) bestanden haben. Dieser Versuch ist zwar in allem Einzelnen korrekt, aber doch recht umständlich: im Futurum habe neben der 1. Sing. **stāsiu* eine 2. Sing. **stāsi* bestanden, die entweder daher gekommen sei, daß der alte Injunktiv des *s*-Aorists **stās-s* vom Präsens her die Endung *-si* (*-sai*) bekommen habe, oder daher, daß von Haus aus Formen wie **stās-s* und **stās-si* (beziehungsweise **stās-sai*) neben einander lagen: nach **stāsiu* : **stāsi* habe man nunmehr zu *turiù* ein *turì* für **turisi*, weiter zu *vedù* ein *vedì* für **vedesi* gebildet, wobei eine gewisse Rücksicht auf die Silbenzahl — zweisilbige Formen im Singular, dreisilbige im Plural — und die von mir Grundr. 2, 1344 f. dargelegten Verhältnisse begünstigend mitgewirkt haben möchten. Dann hat jüngst Zubatý IF. Anz. 16, 51 das *-i* (*-ė*) der 2. Sg. Indik. wieder auf Nachahmung der 2. Sg. des Verbum substantivum *esì* zurückgeführt, wobei er als mitwirkende Momente Rücksicht auf die Silbenzahl der Formen, das Bestreben, den zuweilen jedenfalls leidigen Gleichklang der alten Endung *-si* mit dem Reflexivpronomen zu vermeiden, und den Umstand, daß es im Imperativ von jeher Formen ohne *s*-Endung gab, gelten lassen möchte.

Erkennt man nun aber den unmittelbaren Zusammenhang von Imper. *vedi* mit Ind. *vedì* an, so muß man Fortunatov (dem sich Porženzinskij anschließt) Recht geben, der der idg. Ursprache neben **aĝe-si* ein **aĝei* als 2. Sg. Indik. zuschreibt und unmittelbar auf dieses das lit. *vedì* zurückführt, während er im Griechischen ἄγεις aus ἄγει umgebildet sein läßt[1]). Meine Ansicht von der Bildung der 2. Sing. ist demnach jetzt folgende:

Neben Indik. **aĝesi*, Injunkt. **aĝes* und Imper. **age* gab es in der Zeit der idg. Ureinheit eine 2. Sg. **aĝei*. Diese Bildung hatte, ähnlich wie gewisse Injunktivformen des Präsensstamms, einen so weiten Gebrauchsbereich, daß sie sowohl adhortativ als auch in reinen Aussagesätzen angewendet werden konnte.

Im Griechischen wurde bei indikativischem Gebrauch -ς angehängt nach dem Verhältnis von Imper. δίδω ἵστη zu Indik. δίδως ἵστης u. dgl. und wurde alsdann nach Indik. 3. Sg. δίδω (äol.) neben 2. Sg. δίδως, Konj. 3. Sg. ἄγη (arkad. und anderwärts)

1) Als ich den oben genannten Aufsatz IF. 15, 126 ff. schrieb, war mir jene 'Kritische Analyse usw.' Fortunatovs nicht bekannt.

neben 2. Sg. *ἄγηϲ (ἄγῃϲ), Optat. 3. Sg. ἄγοι neben 2. Sg. ἄγοιϲ, Präter. 3. Sg. ἔγνω, ἦγε neben 2. Sg. ἔγνωϲ, ἦγεϲ usw. zur 2. Sg. ἄγειϲ eine 3. Sg. ἄγει geschaffen. Bei der Verdrängung der lautgesetzlichen Nachkommen von uridg. *$a\hat{g}esi$ *$a\hat{g}eti$ war Rücksicht auf die Silbenzahl mit im Spiel. Durch Verallgemeinerung jener Formen ἄγειϲ ἄγει gewann man das Verhältnis: in den Singularpersonen einsilbige, in den Pluralpersonen zweisilbige Endung. Im Imperativ bekam ἄγε die Oberhand und hielt sich die Form auf -ι nur in wenigen Fällen bis in die historische Zeit hinein.

Im Baltischen scheint bei den themavokalischen Stämmen im Indikativ das Preußische noch die alte Doppelheit festgehalten zu haben: *giwasi giwassi* 'du lebst' (1. Pl. *giwammai*) neben *sātuinei* usw. Indessen ließe sich auch recht wohl annehmen, daß der Typus *$a\hat{g}ei$ im Indikativ schon in der urbaltischen Periode ganz durchgedrungen war. Denn *giwasi* kann eine junge Neubildung nach der 2. Sg. anderer vokalisch, aber nicht themavokalisch auslautender Indikativstämme gewesen sein, also nach den Formen wie *druwēse* 'du glaubst' (Infin. *druwīt* für **druwēt*), *et-skīsai* 'du erstehst auf' (1. Pl. *etskīmai*). Das wird sich nicht entscheiden lassen.

Bei der gänzlichen Verdrängung des **-esi* durch **-ei* (*-ë*), die im Litauisch-Lettischen jedenfalls schon in vorhistorischen Zeiten geschah, mögen zwei Faktoren mitbestimmend gewesen sein: das Bestreben, nach Art von *esmì esì, eimì eisì, dů(d)mi důsi* auch bei **wedō vedù* für die 1. und die 2. Person ein zweisilbiges Formenpaar zu haben, und zweitens die lautliche Unbequemlichkeit, die durch die Verbindung des Reflexivpronomens *-si* mit dem Personalausgang *-esi* erwachsen war.

Ob im Imperativ der Typus *$a\hat{g}e$ im Baltischen überhaupt noch vertreten ist, muß nach dem, was oben gesagt ist, dahingestellt bleiben. Den Typus *$a\hat{g}ei$ hat am besten das Lettische konserviert. Im Litauischen ist er heute bis auf Reste der Bildung mit der Partikel *-k* erlegen, über die auf Grundr. 2, 1318, Wiedemann Handb. 112 f., Zubatý IF. Anz. 16, 53 zu verweisen ist[1]), während im Preußischen der Optativ in die Stelle des Imperativs eingerückt erscheint, *immais* 'nimm' wie *immaiti* 'nehmt'.

---

1) Die von Prusík und J. Schmidt KZ. 33, 157 f. gegebene Erklärung der *k*-Formen ist zu künstlich, um überzeugen zu können.

4. Die griechischen Formen Imper. δίδοι Indik. δίδοις δίδοι legen die Frage nahe, ob auch im Baltischen das *-i* nicht auf die themavokalischen Stämme beschränkt gewesen ist. Es kommen hierfür in Betracht die alit. Imperative wie *sâkay* (*sākai*) und die Indikativformen wie Präs. *sakaĩ* Prät. *sukaĩ verteĩ*, überdies *sùktum-bei* (vgl. preuß. 3. Sg. *bē* [*bhe* geschrieben], aksl. 2. 3. Sg. *bě*, Kurze vergl. Gramm. 587)[1]. Im Lettischen entspricht *-i* dem *-ai* und dem *-ei* des Litauischen.

Diese indikativischen Ausgänge müssen im Zusammenhang mit den Ausgängen der andern Personen beurteilt werden: lit. Präs. *sakaũ sakaĩ sãko* (denominativ *jŭstau -ai -o*, von *jŭsta* 'Gürtel') und Prät. *sukaũ sukaĩ sùko*, *verczaũ verteĩ vers̃tė*; ebenso im Lettischen (über die *ē*-Präterita in dieser Sprache s. Wiedemann Das lit. Prät. 180, Zubatý IF. Anz. 16, 51); im Preußischen liegt wenigstens die zugehörige 3. Pers. klar vor, wie Präs. *maitā* 'er nährt' (zu *maitāt*), *milē* 'er liebt' (zu lit. *mylėti*), Präter. *lasinna* 'er legte', *weddē* 'er führte'. Daß diese Tempusformen uridg. Stämme auf *-ā* und auf *-ē* sind, dürfte heute feststehen, insbesondere auch, daß die 3. Sg. auf (lit.) *-o* und *-ė* auf uridg. **-ā-t* und **-ē-t* zurückgeht, und daß lit.-lett. *-iau* (*verczaũ*) aus **-ēu* entstanden ist (Wiedemann a. a. O. 185 ff.).

Es fällt nun sofort der Parallelismus zwischen *sakaũ -aĩ sãko* und *sukù sukì sùka* auf (*sùka* für **suke-t*), und daß die 1. Sg. *sakaũ* und *verczianũ* ihr *-u* von *sukù* bezogen haben, ist klar. *sakaũ verczaũ* und *sakaĩ verteĩ* sollen aus dreisilbigen **sakā-u *wertē-u* und **sakā-i *wertē-i* entstanden, und diese sollen in einer Zeit gebildet worden sein, als **sukū̃* bereits zu *sukù*, **sukẽ* bereits zu *sukì* geworden war[2]. Ob die Ausgänge des Reflexivums **-ā-ů + si *-ā-ë + si* und **-ē-ů + si *-ē-ë + si* lautgesetzlich zu *-au-s(i) -ai-s(i)* und *-iau-s(i) -ei-si* geworden sind, oder ob man diese historischen Formen des Reflexivums erst wieder im Anschluß an die nicht reflexiven *-au -ai*, *-iau -ei*

1) Die im Optativparadigma oft aufgeführte 1. Sg. *sùktum-biau* ist, wie Poržezinskij bemerkt, nur erschlossen, nicht belegt.

2) Die Fortunatov-Poržezinskijsche Ansicht, *sakaũ* sei aus einem **sakājō*, dagegen z. B. *mazgóju* aus einem **mazgājō* hervorgegangen, indem schon in uridg. Zeit im Inlaut teils *-i̯-*, teils *-j-* gesprochen worden und nur jenes im Baltischen geschwunden sei (vgl. Fortunatov BB. 22, 180 ff.), halte ich, wie andere Indogermanisten, für gänzlich unzulässig. S. hierüber Berneker Archiv 25, 493 f.

neu gebildet hat, darüber spricht sich keiner von denen, die über diese Formationen gehandelt haben, aus. Auf diese Frage kommt es auch wenig an.

Etwas auffallend ist jedenfalls, daß man zu dem einsilbigen Ausgang *-ā* der 3. Sg. die zweisilbigen Ausgänge *-ā-u -ā-i* sollte geschaffen haben, während das Musterparadigma *sukù sukì sùka* in allen drei Formen einsilbigen Ausgang hat. Ich möchte also lieber annehmen, daß *sakaĩ, jŭ́stai* und *sukaĩ, verteĩ* vielmehr alte Formen von derselben Art wie **sukė̃* sind und entsprechend natürlich im Imperativ die Form *sâkay* eine Form wie *vedi* ist. Die langen Vokale dieser Stämme waren von Haus aus ohne Abstufung, die ursprünglichen Ausgänge unserer 2. Sg. lauteten also **-āi* (*-āį*) und **-ēi* (*-ēį*). Die *i*-Formen konnten schon von Anfang an, gleich den Formen mit sekundärer Personalendung, auch im Indikat. Präter. verwendet werden. Nachdem nun zunächst im Indik. Präs. neben *jŭ́stai* und *jŭ́sto* ein *jŭ́stau* getreten war nach dem Muster von *sukù* neben *sukì* und *sùka*, kamen auch im Präteritum *-au* und *-iau* neben *-ai -o* und *-ei -ė* auf; vielleicht ist **-āu* sofort mit einsilbiger Aussprache neben **-āi* und **-ā(t)* gestellt worden. Im Lesb. entspricht 2. Sg. νῖκαις φίλεις (3. Sg. νῖκαι φίλει), aus -ᾱį-c, -ηį-c.

Bei dieser Auffassung von *-ai* und *-ei* begreift sich leichter, daß der Ausgang der 1. Sg. *-u* (**-ō*) auch ins Präteritum kam. Ferner kann jetzt der Ausgang des Reflexivums *-ai-s(i) -ei-s(i)* ohne weiteres als ursprünglich gelten. Endlich erklärt sich so das imperativische *sâkay* einfacher: denn daß dieses ohne Mitwirkung des Indikativs nach dem Imper. *vedi* gebildet worden sei, wäre durchaus unwahrscheinlich.

Die preuß. Formen der 1. und 2. Sing. der *ā*- und der *ē*-Verba, bezüglich deren ich auf Berneker Die preuß. Spr. 220 ff. und Archiv 25, 476 ff. verweise, lasse ich beiseite. So viel ich sehe, geben sie nichts an die Hand, was in unserer Frage Aufklärung bringen könnte. Nur so viel sei bemerkt, daß, wenn Berneker (S. 222) richtig preuß. **sinnai* = lit. *žinaĩ* rekonstruiert, diese Form mithin schon in urbaltischer Zeit bestand, dieses hohe Alter sehr zugunsten unserer Auffassung der lit.-lett. 2. Sg. auf *-ai -ei* spräche.

5. Im Lettischen finden sich in der 2. Plur. sowohl des Indikativs als des Imperativs Formen auf *-it* statt *-at*, z. B. *mettit* 'ihr werft' und 'werft!' neben *mettat*, zu *mettu*, Inf. *mest*,

entsprechend bei Klasse XI *daráit* 'ihr tut' und 'tut!' neben *darat*, zu *daru*, Inf. *darít*. S. Bielenstein Lett. Spr. 2, 124 ff. 161 ff., wo auch zu ersehen ist, wie sich die verschiedenen Ausgänge in den verschiedenen Verbalklassen durch Übertragung von einer auf die andere ausgebreitet haben. Daß diese Formen alte Optative sind (Berneker Die preuß. Spr. 212), ist wenig wahrscheinlich. *ī* stammt vielmehr aus der 2. Sg. auf **-ī* und ebenso *ái* aus der 2. Sg. auf **-ai*. Für *mettīt* hat dies schon Zubatý IF. Anz. 16, 52 f. angenommen; nur kann diesem nicht zugegeben werden, daß **mettī* eine analogische Neuerung für *metti* war (s. S. 177). Die Übertragung hat vermutlich beim Imperativ begonnen, wo auch sonst oft auf Grund der 2. Sg. eine 2. Pl. durch Anhängung von *-te* gebildet worden ist, z. B. lit. *dū́ki-te* zu *dū́-ki* 'gib', alit. *walgikt* zu *walgi-k* 'iss', russ. *vě́r'te* zu *věr'* 'glaube' (Berneker Archiv 25, 481), čech. *veďte* zu *veď* aus *vedi* (Zubatý a. a. O.), homer. ἄγρειτε zu ἄγρει 'packe, faß an' (aus *ἄγρεε), lat. *agitōte* zu *agitō*. Da nun die 2. Sg. und die 2. Pl. im Indikativ und im Imperativ gleich waren, so fand die Neuerung der 2. Pl. Imper. leicht auch im Indikativ Eingang[1]). Diese Neuerungen des Lettischen müssen frühe begonnen haben. Denn sie führen uns in eine Zeit hinauf, in der im Auslaut *-ī* und *-ai* noch nicht verkürzt waren. Ja sie begannen wohl schon in der Zeit der lit.-lett. Urgemeinschaft. Denn neben den alit. 2. Sg. Imper. auf *-ai* der *-au* : *-yti*-Klasse kommen als 2. Pl. Imper. Formen auf *-ait(e)* vor: alit. *zinayt* (*žinait*) 'wisset', heute dialektisch (Gouvernement Wilna) *valgaite* 'esset', wozu noch als 1. Pl. alit. *papraschaim* geschaffen worden ist (Bezzenberger Z. Gesch. d. lit. Spr. 223, Fortunatov BB. 22, 166 f.).

6. Auch noch eine Erscheinung des Preußischen findet jetzt ihre Erklärung. Ich bin hierauf von Berneker aufmerksam gemacht worden, dem ich meine Ansicht über die 2. Sg. im Baltischen vorlegte.

Im Preußischen erscheint in dem optativischen Imperativ öfters in der 2. Sg. *-eis* für *-ais*, wie *immeis* neben *immais*, *weddeis* neben *weddais*, und in der 2. Pl. *-eiti* für *-aiti*, wie *īdeiti* neben *īdaiti*, *mukineyti* neben *mukinaiti*. Dasselbe Schwanken

1) Daß *mettīt*, *daráit* im Imper. früher vorhanden gewesen seien als im Indik., nimmt auch Fortunatov a. a. O. an. Aber er sieht in ihnen Optativformen.

der Schreibung in den Personalendungen der 2. Sg. und 2. Pl., *-sei -sai* und *-tei -tai*, z. B. *seggēsei*, *etskīsai*, *assei assai* und *segytei seggētai*, *estei astai*[1]), während in der 1. Sg. nur *-mai*, dieses sechsmal (*asmai*), und in der 1. Pl. nur *-mai*, dieses 77 Mal (z. B. *asmai*, *gīwammai*) erscheint. S. Braune Kuhn-Schleichers Beitr. 8, 98 f., Berneker a. a. O. 146 f. 216 ff. 225 f. Da nun auch in der dem lit. *vedì* entsprechenden Formation *-ei* und *-ai* wechseln (*sātuinei*, *tūlninai*), so haben wir in dieser den Grund für diese Ungleichmäßigkeit der Formen zu sehen. Lautgesetzlich war urbalt. *ai* (uridg. *oi*, *ai*, *əi*) durch *ai* vertreten, *ei* aber, das ebenfalls unverändert geblieben war, wurde inkorrekt öfters *ai* geschrieben.

Im Imperativ hat es neben dem optativischen *wedais* ein (vielleicht nur zufällig unbelegtes) **wedei* gegeben, nach welchem zunächst in *wedais*, dann auch in der 2. Pl. der alte Diphthong *ai* in *ei* verändert wurde. Im Indikativ ging *-ei* zunächst auf die Endung *-sai* (gr. -σαι) über, und das pluralische *-tei* ist, wie Porżezinskij a. a. O. S. 54 f. erkannt hat, eine Neubildung für *-te* nach *-sei*.

So bestätigt das Preußische, daß lit. Indik. *vedì* Imper. *vedi* aus **wedei*, nicht **wedai*, hervorgegangen ist.

7. Es drängt sich nun die Frage auf, ob nicht auch der den baltischen Sprachen nächstverwandte slavische Sprachzweig Reste unserer 2. Sg. Indik. und Imper. auf *-i* bewahrt habe.

Zunächst hat schon Fortunatov unsern Indikativausgang *-ei* für aksl. *chošti* (russ. *choš'* für **choč'*, klruss. *choč*) und für russ. *mož'* (neben *možeš'*) angenommen. *chošti*, z. B. in der Wendung *ašte chošti* 'si vis', pflegte man bisher als Optativ zu deuten (Leskien Handb.³ 149), und russ. *mož'* erklärte Berneker Archiv 25, 479 f. für eine Kurzform aus *možeš'*. Das Urteil darüber, ob Fortunatovs Ansicht richtig ist, muß ich den Slavisten überlassen. Es spielen Fragen der modernslavischen Grammatik herein, die ich nicht zu entscheiden weiß. Nur eines möchte ich dazu noch bemerken. Sollte sich das indikativische *-ei* wirklich gerade nur bei *chošti* und *moži* (*mož'*) erhalten haben, so könnte das nicht wunder nehmen. Denn gerade die häufigst gebrauchten Verba bewahren oft das Ursprüngliche und trotzen der Uniformierung: vgl. z. B. wieder *mogu* und *hoću* im Serb., die hier allein in dieser 1. Sing. die alte Endung *-u* behalten

1) Von der Schreibweise *i* für *ei*, *ai* kann hier abgesehen werden.

haben, gegenüber sonstigem *-m*, ebenso in der heutigen niedersorbischen Volkssprache nur noch *mogu* und *'cu* (außerdem noch das entlehnte *debu* 'darf') mit *-u* neben *móžom*, *'com* (und *derbim*).

Bei aksl. *bereši* (für *berešь*), einer Form, die in der lebendigen Sprache nur geringe Verbreitung gehabt haben kann, weil die neueren Sprachen, auch das Neubulgarische, nur *-š* = *-šь* haben, darf und muß man fragen, ob *-i* nicht von einem verschollenen **beri* stammt. Vgl. oben preuß. *-sei* für *-sai* (gr. -σαι) nach **wedei*. Mindestens ebenso nahe liegt freilich die herkömmliche Annahme, daß das *-i* von *-ši* aus den Medialformen *dasi věsi* u. a. übertragen ist.

Dem Imperativ *beri* scheint seine Entstehung aus **bherois*, nicht **bherei*, durch das *c* von aksl. *pьci rьci* usw. (*c* auch aruss., serb., slov., čech.) gesichert zu sein. Indessen heißt es poln. *piecz*, slovak. *peč*, obersorb. *peč*, slovinz. *peč*. "Man kann", sagt Berneker, "dieses *č* natürlich aus der 2. Sg. Indik. erklären, aber es stimmt doch etwas bedenklich".

So weiß ich weder für das indikativische noch für das imperativische *-ei* einen sicheren Beleg aus dem Slavischen namhaft zu machen.

Leipzig. K. Brugmann.

Zur Lehre von den Aktionen bes. im Griechischen.

Nachdem von den Tagen der griechischen Philosophen an bald in klarerer, bald in verschwommenerer Weise der Gedanke vertreten worden war, daß den Aktionen eine bedeutsame Rolle im Leben des griechischen Verbums zufalle, hat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vollends G. Curtius den entscheidenden letzten Schritt getan, indem er sie in den Vordergrund stellte. Seine Lehre ist bis heute ununterbrochen fortgebildet worden und es scheint, daß sie besonders durch B. Delbrücks Darstellung im zweiten Bande seiner Vergleichenden Syntax der idg. Sprachen (Straßburg 1897) eine Art von kanonischem Abschluß gefunden hat; u. a. ist sie in den Hauptpunkten herübergenommen worden von K. Brugmann in dessen dritte Auflage der Griech. Gramm. (München 1900) und in desselben Gelehrten Kurze vgl. Gramm. d. idg. Spr. (Straßburg 1902—1904), sowie in

W. Wundts Völkerpsychologie (Bd. 2, 1902). So dürfte der Zeitpunkt gekommen sein, einen prüfenden Blick auf das uns hier gebotene System zu werfen und die Frage nach seiner Haltbarkeit aufzustellen.

B. L. Gildersleeve bemerkt im dritten Stück seiner an feinen Beobachtungen reichen Problems in Greek Syntax (Baltimore 1903), S. 242, es habe sich in den letzten Jahren mehrfach die Neigung gezeigt, den Unterschied zwischen den durch das Imperfekt und den Aorist vorgeführten Arten der Handlung zu verwischen und hebt besonders den Franzosen Riemann hervor. Jedoch hat dieser unter seinen Landsleuten einen Vorgänger und einen Nachfolger, die ich beide für bedeutsamer halte und darum mit herein ziehe.

Den Reigen eröffnet Charles Thurot mit seinen Observations sur la signification des radicaux temporels en Grec im Mémoire de la Société de linguistique de Paris 1 (1868), S. 111—125. Die Summe der von ihm zur Erwägung gestellten Einwände ist etwa folgende: Die von G. Curtius vertretene Lehre, der Präsens-, Aorist- und Perfektstamm bezeichne je die dauernde, eintretende, vollendete Handlung, ist viel zu sehr eine von den Linguisten apriorisch konstruierte Theorie, als daß sie sich dem den Texten Auge in Auge gegenüberstehenden und sie ehrlich und unbefangen zu erklären verpflichteten Gräzisten bewähren könnte. Vielmehr erklärt Thurot: *Je me propose d'établir une thèse directement contradictoire à celle de M. Curtius. Il me semble que si l'on étudie sans prévention les textes des écrivains attiques (j'écarte ici Homère à cause de l'influence de la versification), on trouvera que les radicaux temporels ne marquent pas par eux mêmes les phases de l'accomplissement de l'action, et que cette idée résulte uniquement de la signification même du verbe et des circonstances de l'action qu'il signifie. Je crois pouvoir montrer aussi que la distinction admise entre les formes synonymes du présent et de l'aoriste n'est pas observée par les auteurs attiques* (S. 112 113).

Für das Futurum geben dies, sagt er, die Verfechter der Curtius'schen Lehre sogar selbst zu, indem sie einräumen, daß par exemple ἄρξω, signifie tantôt je *serai chef*, tantôt j'*arriverai au commandement*, d. h., daß der Tempusstamm nur die Nachzeitigkeit (postériorité) bezeichne.

Über den Indikativ des Präsens heißt es: Il suffit, je crois, de rappeler qu'en grec, comme en latin et en français, ce temps

peut désigner, suivant les circonstances, une action qui n'a pas de durée appréciable. Ainsi, quand on dit ὁρῶ, ἀκούω, ὀσφραίνομαι, ces différents verbes peuvent, comme le français 'je vois', 'j'entends', 'je sens', exprimer la perception de la sensation la plus rapide et la plus fugitive aussi bien que celle d'une sensation prolongée. Comme le français 'il fuit', φεύγει peut signifier aussi bien 'il prend la fuite' que 'il est en fuite'. Le présent de l'indicatif signifie donc simultanéité de l'action avec le temps où l'on parle; et suivant qu'on se représente ce temps comme réduit à un instant ou comme étendu à une certaine durée, l'action signifiée par le verbe sera momentanée ou prolongée; elle sera même achevée, si le temps où l'on parle comprends le temps qui précède (ἀκούω, μανθάνω j'entends, je comprends); et elle peut être à venir, si le temps où l'on parle comprend le temps qui suit (j'y vais, εἶμι). Enfin, si le présent de l'indicatif ne signifiait que la durée, il ne s'emploierait pas dans les récits comme synonyme de l'aoriste. (S. 113). Man glaubt fast einen der allerneuesten Kritiker der bisherigen sprachwissenschaftlichen Forschung, E. P. Morris in seinem Buche On Principles and Methods in Latin Syntax, New-York u. London 1901, S. 33 f. zu vernehmen, wenn es heißt, all solche Irrtümer wären nicht möglich gewesen, si on n'avait pas été préoccupé trop exclusivement par des considérations d'étymologie (S. 113/114).

Vom Imperfekt gelte: L'imparfait marque donc en grec, comme en latin et en français, simultanéité de l'action, relativement à un temps passé. L'idée de durée dépend uniquement de la nature et des circonstances de l'action signifiée. Quand Xénophon dit (*Cyrop.* 1, 6, 40) des lièvres (en employant le singulier collectif), ταχὺ ἔφευγεν, ἐπεὶ εὑρεθείη, l'imparfait désigne l'entrée de l'action dans la réalité: "Ils prenaient la fuite au plus vite, quand on les trouvait". Quand on dit ἔφευγεν, 'il était banni', on exprime un état qui a de la durée.

Weiter, wenn gelehrt wird, ἐδίδουν bedeute 'j'offrais', et que l'imparfait marque alors que l'action a été commencée mais non achevée, so erinnert Thurot daran, daß man auch französisch sage 'je donne, je donnais 20,000 Fr.', 'il loue, louait son appartement 2,000 fr.', et ainsi avec tous les verbes qui signifient des contrats. La promesse est réputée pour le fait. Sodann wird verwiesen auf die série d'imparfaits pour exprimer

les actions successives et sans durée par lesquelles s'est manifestée cette émotion, nämlich die Aufregung beim Eintreffen der Nachricht von der Besetzung Elateas durch Philippos in Athen (De Corona § 169 f.).

On voit clairement en particulier que ἠρώτα se rapporte à la première proclamation du héraut, et ne signifie pas la répétition de cette proclamation. Démosthène a considéré tous les faits, bien que successifs, comme des circonstances concomitantes de son apparition à la tribune et comme autant de traits du tableau qu'il voulait retracer (S. 114/115).

Ist dies noch un récit qui est une déscription, so wenden doch sämtliche griechische Schriftsteller das Imperfekt an, en dehors des déscriptions, indépendamment de toute idée de durée ou de répétition de l'action, tout à fait comme synonyme de l'aoriste, là où nous mettrions en français le prétérit défini: bei Thukydides treffen wir so vor allem ἀπέστελλον, ἔπεμπον, ἔπλεον, ἐκέλευον, ἔλεγον (S. 115). Auch gehört hieher l'emploi de l'imparfait pour l'aoriste <dans> la célèbre formule employée par les artistes: Ἀπελλῆς ἐποίει. Die bekannte Erklärung mit dem imperfectum modestiae wird abgewiesen mit den Worten: Je doute qu'il faille mettre tant de finesse dans ces formules traditionelles. (Ähnlich Gildersleeve Probl. S. 250 f.: almost sentimental explanation that we find in Pliny). Thurots Urteil gipfelt schließlich in dem Satze: L'imparfait est si souvent synonyme de l'aoriste qu'il pourrait bien en avoir encore ici la valeur.

Der Aorist enthält nicht in erster Linie mit Curtius l'entrée de l'action dans la réalité, sondern l'aoriste de l'indicatif signifie purement et simplement l'antériorité de l'action au moment de la parole und nur unter Umständen il *peut* . . . comme le présent et l'imparfait eux mêmes, désigner l'entrée de l'action dans la réalité.

Ganz besonders gelte dies nun von den Verben, die einen Zustand bezeichnen, wie ἄρχειν 'être magistrat', βασιλεύειν 'être roi' usw., sodaß ἄρξαι auch heißen könne 'arriver à une magistrature', βασιλεῦσαι 'monter sur le trône' usw. Aber auch hier soll nichts auffallendes vorliegen, da man auch im Französischen sagen dürfe en proclamant une nomination, en annonçant une nouvelle . . . il est sénateur, il est roi usw. Je crois (quoique je n'en aie pas d'exemples présents) qu'on eût peu dire de même en grec βουλεύει, βασιλεύει usw. L'entrée de l'action dans

la réalité est donc comprise dans la signification même du verbe ainsi employé: elle n'est pas exprimée en particulier par le radical de l'aoriste (S. 117).

Wenn die Modi des Aorists oft keine Vorzeitigkeit (antériorité) enthalten, so sei es doch nicht richtig, zu behaupten, que le présent signifie une action qui dure où se répète, et l'aoriste une action qui ne dure pas ou qui se ne répète pas. Vornehmlich erkläre man so den Imperativ des Präsens in Lebensregeln (S. 117/118) und eine weitgehende Vorliebe dafür sei zuzugeben, zumal in positiven Geboten; allein es fänden sich auch Ausnahmen, vor allem in negativen Verboten, z. B. (Isocr.) ad Demon. § 29 μηδενὶ συμφορὰν ὀνειδίσῃς; auch sei es irrig zu behaupten, während μὴ ποιήσῃς das Verbot einer neuen Handlung einführe, beschränke sich μὴ ποίει auf das der Fortsetzung einer schon begonnenen; vielmehr werde letzteres auch in Fällen der ersteren Art gebraucht. Unendlich oft sei zwischen beiden Imperativen kein Unterschied zu entdecken, wie denn z. B. ἀναγίγνωσκε und ἀνάγνωθι beliebig wechseln (S. 118).

So fänden wir denn im Attischen überaus häufig Präsens- und Aoriststamm unterschiedslos nebeneinander gebraucht für Fälle des Eintretens wie der Dauer und die Erklärungen der Kommentatoren semblent plus subtiles que satisfaisantes. Il est souvent si indifférent d'exprimer ou de ne pas exprimer la durée de l'action, et d'autre part les formes synonymes du présent et de l'aoriste sont si nombreuses, l'occasion de les employer, particulièrement l'infinitif, revient si fréquemment, qu'il faudrait que l'écrivain se fût demandé presque a chaque membre de phrase s'il devait choisir le présent ou l'aoriste: effort de reflexion incompatible avec la rapidité de la parole, à laquelle Homère a bien raison de donner des ailes. Il est probable que les écrivains grecs eux mêmes ne savaient pas plus pourquoi ils employaient le présent ou l'aoriste dans ces constructions, qu'ils ne savaient pourquoi βόστρυξ est masculin et λάρναξ féminin . . . Je crois qu'il en est de même de la nuance qui sépare les formes synonymes du présent et de l'aoriste. Mais le souvenir de cette métaphore avait disparu, et nous ne pouvons la retrouver aujourd'hui. Il est à remarquer que l'on préfère le présent pour certains verbes et l'aoriste pour d'autres (S. 121). Warum man lieber sagte εἴποι ἄν τις als λέγοι

ἄν τις, n'était déterminé que par l'usage, et par un usage dont les raisons échappaient sans doute à ceux-là mêmes qui le suivaient.

Ganz merkwürdig sei das Zusammentreffen von μηδενὶ συμφορὰν ὀνειδίσῃς mit "Illum jocum ne sis aspernatus", da doch Le subjonctif a dû signifier primitivement l'antériorité . . . Je ne sais comment expliquer ce fait (S. 122). Nachdem Thurot noch dem Perfektstamm einige Bemerkungen gewidmet hat, die im wesentlichen mit den heute üblichen Anschauungen übereinstimmen und von denen ich nur die auf S. 125 herausgreife, daß das Plsqp. assez souvent . . . marque seulement qu'une action passée est antérieure à une autre action passée, comme notre plusque-parfait et comme l'aoriste des Grecs (S. 125), faßt er ebenda sein Ergebnis nochmals in die Worte zusammen: L'étude que nous venons de faire de l'emploi des temps dans les écrivains attiques autorise que les radicaux temporels n'expriment pas par eux mêmes les phases de l'accomplissement de l'action, et qu'ils signifient seulement simultanéité, antériorité, postériorité rélativement à un temps déterminé, ou ce qui résulte d'un acte antérieurement accompli. La signification des phases de l'accomplissement de l'action est contenue implicitement dans la nature même et les circonstances de l'action signifiée par le verbe, comme en latin et en français.

Wenn ich auf Thurots Ausführungen in so weitem Umfange und unter starker Heranziehung seiner eigenen Worte eingegangen bin, so geschah dies deshalb, weil sie einesteils an einem nicht jedermann sofort zugänglichen Orte niedergelegt sind, andererseits vor allem jedoch, weil sie in der eleganten Schärfe des französischen Idioms wirklich den Kern der Sache treffen und im Keime schon das meiste von dem enthalten, was seitdem darüber verhandelt worden ist.

Sicherlich beachtenswert ist sogleich die Warnung vor dem Ausgehen von allgemeinen philosophischen oder linguistischen Annahmen. Nicht ohne Fühlung mit der empirischen Psychologie unserer Zeit, unter deren Vertretern besonders Wundt und James hervorzuheben sein dürften, hat sich die Forderung geltend gemacht, die sprachlichen Erscheinungen nach Kräften zu individualisieren und u. a. die flektierten Formen nicht bloß mehr einseitig unter dem Gesichtspunkte der Auffindung eines Generalnenners für den Flexionsexponenten, sondern auch im Lichte

des inhaltlichen Sinnes der einzelnen Worte ebenso wie des Satzes und der Rede, sozusagen inmitten ihres Milieus, zu begreifen.

Sodann muß ohne weiteres eingeräumt werden, daß die Begriffsbestimmungen von G. Curtius zu starken Bedenken Anlaß geben. Er sagt (z. B. Gr. Schulgr.[12], 1878, S. 270/1 § 484, 2), der Zeitart (= Aktion) nach sei eine Handlung entweder a) dauernd, z. B. φεύγειν fliehen, sich auf der Flucht befinden oder b) eintretend, z. B. φυγεῖν entfliehen, die Flucht ergreifen, oder c) vollendet z. B. πεφευγέναι entflohen sein, in Sicherheit sein. Abgesehen davon, daß im Griechischen der Aorist die Vollendung, den Abschluß, bezeichnet, das Perfekt aber einen daraus folgenden Zustand, so ist vornehmlich, um mit C. W. E. Miller Amer. Journ. of Philol. 16 (1895), S. 143 zu reden, The term 'dauernd' . . utterly inadaequate to express the various uses of the imperfect, und gerade φεύγειν heißt in aller Gräzität eben nicht bloß 'fliehen = auf der Flucht sein', sondern mindestens gerade so gut 'fliehen = sich an die Flucht machen' (Meltzer IF. 12, 348—351). Daß das Imperfekt als idg. Tempus der Erzählung durchaus nicht auf dem erstarrten Standpunkt der lateinischen Regelung steht, sondern, wovon übrigens (H. Blase Hist. Gramm. d. lat. Spr. 3, 1 (1903), S. 145 ff.) noch Spuren auch in der letztgenannten Sprache übrig sind, weit freier gebraucht wurde, darüber ist eigentlich kein Wort mehr zu verlieren nötig: ich begnüge mich zu verweisen auf E. Kochs Darlegungen (N. Jbb. f. Phil. u. Päd. 1886 und Gildersleeve Problems S. 250); zwischen Imperfekt und Aorist ist wirklich sehr oft nur eine besser mit dem Gefühl aufzufassende, als auf das Folterbett einer logischen Definition zu spannende Nuance. Daß im besonderen das erstere keineswegs nur verweilende, sondern sehr oft fortschreitende Handlungen bringt, darüber belehrt den unbefangenen Leser jede Seite des ersten besten griechischen Schriftstellers, und wenn Fr. Hultsch (Abh. d. K. Sächs. G. d. W. ph. hist. Kl. 13, 1893, S. 25) erklärt, mit dem Aorist gebe Polybius die Haupt-, mit dem Imperfekt die Nebenhandlungen, so ist dies statistisch zwar gewiß zu belegen und auch innerlich insofern begründet, als das Interesse mit Vorliebe auf den Abschluß, auf das Resultat gerichtet sein wird, notwendig jedoch ist es nicht: der Fall mag ungleich seltner sein, aber unmöglich ist er darum keineswegs, daß der Redende gerade die Haupthandlung auch einmal

in ihrem Verlaufe vor der Phantasie des Hörers vorüberziehen lassen will, ja daß ihm diese eindringlich ans Gemüt appellierende Form der Darstellung gelegentlich sogar wirkungsvoller erscheint als die kühl verstandesmäßige Feststellung der Tatsache durch den Aorist. Hier wirkt die Eigenart des Schriftstellers mit wie die des Verbs; so, wenn das milde κελεύω das Ipf., das scharfe προστάττω den Aor. bevorzugt.

In diesen Zusammenhang gehört auch der Unterschied von Imperativ Präsentis und Imperativ Aoristi. Thurot hat ganz Recht, wenn er bestreitet, daß der letztere notwendig sei, wie man wieder und wieder versichern hört, bei einer wiederholten oder dauernden, bezw. sich beschränke auf eine schon begonnene Handlung, während der Aorist dem Ausdrucke einer einmaligen, momentanen oder erst bevorstehenden diene. In all diesen Aufstellungen steckt zwar unbestreitbar etwas Richtiges, aber sie sind alle einseitig und treffen den springenden Punkt nicht, denn alle jene Merkmale sind Produkte aus verschiedenen wechselnden Faktoren; die einzig feststehende und darum grundwesentliche Größe ist der Unterschied von actio effectiva und actio infecta und jede Erklärung, die den Abstand von Aorist- und Präsensstamm nicht hiernach zu bemessen vermag, ist von vornherein dem Verdachte ausgesetzt an Stelle des Hauptsächlichen etwas Nebensächliches zu schieben.

Angewandt auf das Verhältnis von μὴ ποίει und μὴ ποιήσῃς ergibt dies: A) μὴ ποίει heißt 1. von einer oder mehreren schon vor sich gehenden Handlung(en): a) fahre nicht weiter fort zu betreiben (noli diutius versari in agendo — cursiv, continuativ); b) tue nicht wieder und wieder (noli iterum iterumque actionem frequentare — iterativ, so daß die Gesamthandlung unabgeschlossen erscheint); 2. von einer oder mehreren erst bevorstehenden Handlung(en): a) sei nicht willig zu tun (sis obstinatus ad agendum): es paßt hier vortrefflich, was Gildersleeve Synt. of. Cl. Greek S. 95, § 216 sagt: The negative imperfect commonly denotes resistance to pressure or disappointment. Simple negation is aoristic. B) μὴ ποιήσῃς auf der anderen Seite kann bedeuten 1. von einer oder auch mehreren erst bevorstehenden Handlung(en) a) laß dich nicht aufs tun ein, ne feceris (ingressiv); b) (α. perfektiv) vollbringe nicht oder auch (β. linearperfektiv) führe nicht bis zu einem bestimmten Endpunkt, ne perfeceris; 2. von einer (oder auch mehreren?) schon vor sich gehenden

Handlung(en?): führet nicht vollends zu Ende; opus, in quo faciendo occupati estis, ne perfeceritis!

Alle wichtigen Gesichtspunkte hat eigentlich schon Apollonius Dyscolus vorweggenommen, der Περὶ συντάξεως III, 24 also sagt: ἀλλὰ καὶ εἴπομεν ὡς ἃ μὲν προστάσσεται αὐτῶν εἰς παράτασιν. ὁ γὰρ ἀποφαινόμενος οὕτω, γράφε, σάρου, σκάπτε, ἐν παρατάσει τῆς διαθέσεως τὴν πρόσταξιν ποιεῖται, ὡς ἔχει καὶ τὸ βάλλ' οὕτως, αἴ κέν τι φόως Δαναοῖσι γένηαι· φησὶ γὰρ ἐν τῷ πολέμῳ καταγίνου εἰς τὸ βάλλειν. ὅ γε μὴν λέγων κατὰ τὴν τοῦ παρῳχημένου προφορὰν γράψον, σκάψον, οὐ μόνον τὸ μὴ γενόμενον προστάσσει, ἀλλὰ καὶ τὸ γινόμενον ἐν παρατάσει ἀπαγορεύει, εἴ γε καὶ τοῖς γράφουσιν ἐν πλείονι χρόνῳ προσφωνοῦμεν τὸ γράψον, τοιοῦτόν τι φάσκοντες, μὴ ἐμμένειν τῇ παρατάσει, ἀνύσαι δὲ τὸ γράφειν. Al. Buttmann gibt dies so (Übers. S. 207): "Die Handlungen werden, wie gesagt, einerseits anbefohlen mit Rücksicht auf die Dauer. Wer da sagt γράφε, σάρου, σκάπτε gibt den Befehl zu einer dauernden Handlung, wie es der Fall ist in βάλλ' οὕτως, αἴ κέν τι φόως Δαναοῖσι γένηαι (Θ 282). Damit sagt er (Agamemnon): richte im Kriege deine Tätigkeit (dauernd) auf das Schleudern. Wer aber mit einem präteritalen Ausdruck sagt: γράψον, σκάψον, befiehlt nicht nur, was noch nicht geschehen ist, sondern er verbietet zugleich das Andauern der Handlung, etwa wie wir denen, welche allzulangsam schreiben, zurufen: γράψον, indem wir damit zu verstehen geben, daß er nicht in fortwährendem Schreiben verharren, sondern vielmehr das Schreiben vollenden solle." Irrig ist nur die Auffassung der Modi des Aoristes als präteritaler Zeitformen, während die Hervorhebung des Abschlusses durchaus den Nagel auf den Kopf trifft. In der Übersetzung würde an Stelle des Ausdruckes 'Dauer' richtiger gesetzt 'Erstreckung'. Im übrigen sind nach Apollonius auch die aus lebendiger Kenntnis des Slavischen gewonnenen Bemerkungen zu ergänzen, die Kvíçala in dem wertvollen kleinen Aufsatze in der Zeitschr. f. östr. Gymn. 1863, S. 137 f. mitteilt.

Endlich wird Thurot zuzustimmen sein in dem, was er beim Futurum geltend macht. Selbst Blaß, der sich energisch bemüht, einen Aktionsunterschied auch für dieses Tempus zu erweisen (Kühner-Blaß 2, 111 f., § 229 und S. 585 f.) muß doch einräumen: "er ist allerdings fast nur im Passiv durchgeführt,

und selbst da nur im Attischen, während das Ionische das Fut. aor. pass. nicht so entwickelt hat, die spätere κοινή aber dasselbe ausschließlich und ebensogut als Fut. der Dauer verwendet"; zu letzterer Bemerkung füge man, was derselbe Verfasser in seiner Gramm. d. Neutest. Griech.[1] (1896) sagt, S. 183 "Im Futurum ist jedoch für das Griechisch des N. T. die Bezeichnung einer Aktion erloschen" und S. 197 . . . es "ist das Futurum die einzige Zeitform, welche keine Aktion, sondern einfach nur die Zeitstufe ausdrückt". Auch für das Attische aber halte ich die Frage noch nicht so sicher entschieden wie Blaß, zumal im Hinblick auf Dionysius de comp. verb. 43 (R), und muß mich vorläufig Delbrück anschließen, der Vgl. Synt. 2, 255 schwerwiegende Bedenken erhebt und eine Nachprüfung für nötig erklärt.

Konnten wir soweit mit Thurot zusammengehen, so trennen sich von nun an unsere Wege. Schon seine Voraussetzung, die alten Schriftsteller hätten sich jedesmal verstandesmäßig über die Wahl des richtigen Tempus besinnen müssen, verrät das in erster Linie eben doch aufs Logisch-Begrifflich gerichtete Wesen des Franzosen, dessen Vorfahren nicht umsonst die Erfinder der grammaire raisonnée, die gelehrten und scharfsinnigen Väter von Port Royal, gewesen sind. Gerade wenn das ungegängelte Gefühl über die Wahl der Tempora zu entscheiden hatte, so sagen wir Kinder der Philosophie des Unbewußten und des psychologischen Empirismus uns zum voraus, daß dann die Handhabung der feinen Unterschiede am besten aufgehoben war, und wir schließen aus der letzteren auf das Vorhandensein entsprechender Kategorien im Sprachgefühl. Daß dieses bei dem heutigen Romanen nicht ebenso anklingt, ist für den historischen Betrachter kein Wunder: schon das Lateinische mit seiner Vorliebe für logische Uniformierung und schablonenhafte Mechanisierung ist fast völlig in der Betonung der Zeitstufe und Zeitrelation aufgegangen gewesen und hat nur sehr spärliche Überreste der Aktion erhalten gehabt. Der sermo vulgaris aber, aus dem auch das Französische stammt, ist von der Quellfrische schöpferischer Sprachperioden doch wohl auch recht weit entfernt gewesen. Einleuchtend bemerkt im besonderen im Hinblick auf unseren Gegenstand Gildersleeve Probl. S. 242 the differences between imperfect and aorist have been wiped out by various scholars, notably by one (richtiger wäre by some-ones) from whose native familiarity with two distinct prétérites one would have exspected a different

attitude. But the French *prétérit défini* is a book-tense. Diese Beobachtung gibt uns geradezu den Schlüssel dafür in die Hand, wie Thurot von seiner Muttersprache aus in Versuchung geführt wurde zu läugnen, daß die Griechen den Unterschied zwischen Präsens- und Aorist-Stamm jedesmal ohne bewußte Reflexion hätten treffen können und daß wir irgend ein Mittel hätten, ihn wieder in uns zu erwecken; um abzusehen vom Slavischen, das jüngst Herbig gute Dienste geleistet hat (IF. 6 [1896], S. 157 ff.), so verlangt heutige methodische Forschung in erster Linie eine Berücksichtigung des Neugriechischen. Über dieses finden wir nun bei A. Thumb Hdb. d. Ngr. Volksspr. (1895), S. 72 f., § 144 folgendes: "Gegenüber manchen Verlusten der neugriechischen Sprache im Vergleich zur altgriechischen hat auch eine Bereicherung stattgefunden, indem das Neugriechische den Unterschied zwischen präsentischer und aoristischer Aktionsart (dauernder oder wiederholter und einmaliger Handlung) in dem Gegensatz von Imperfekt und Aorist, von präsentischem und aoristischem Imperativ und Konjunktiv nicht nur bewahrt, sondern sogar noch weiter ausgeführt hat: das Neugriechische hat jenem Bedeutungsunterschied entsprechend zwei Futura, eines der Dauer und eines der einmaligen Handlung neu geschaffen"; unter den Beispielen greife ich heraus γράψε μου μιά φορά "schreib mir einmal", γράφε μου κάθε μέρα ἕνα δελτάριο "schreib mir täglich eine Postkarte", wobei ich darauf verzichten muß nachzuforschen, inwieweit Thumbs Terminologie den Tatsachen gerecht wird.

Außerdem hätte Thurot die Aufgabe gehabt, zu erklären, wie es bei seinem Standpunkte möglich sei, daß schon die alten Nationalgrammatiker sich mit diesen Problemen angelegentlichst abgegeben haben, wie man aus den Literaturangaben bei Hultsch, Herbig u. a. leicht ersehen kann; außerdem verweise ich noch auf eine kleine, aber lehrreiche Studie von M. Schmidt in den Jbb. f. Phil. 1856, 83 ff., die uns ein Bild davon gibt, wie der größte Philologe des Altertums, kein geringerer als Aristarch, den Unterschied von Aorist und Imperfekt scharf ins Auge gefaßt und selbst als ein Mittel der Textherstellung und Erklärung der homerischen Gedichte gewürdigt hat.

Aus unseren Tagen lohnt es sich, ihm einen Gräzisten zur Seite zu stellen, dem man eine eingehende Kenntnis des griechischen Sprachgebrauchs nachrühmen muß, nämlich Gilders-

leeve. Er urteilt in seinen Problems S. 241 über den *status actionis*: these are the universal relations and, which is especially important, these were the relations to which the Greeks were sensitive from the beginning to the end, so sensitive that experienced Grecians have acknowledged their inferiority in this regard to the poorest *Graeculi* (S. 241); ferner The three historical tenses were used with full consciousness by the Greeks of the best period, by the Greek(s?) of the period in which imagination and reflection held perfect balance. Wenn Thurot und so viele vor und nach ihm dies nicht finden konnten, so hängt dies unter anderem auch damit zusammen, daß sie das subjektive Element in der Zeitengebung verkannten und nur den objektiven Tatbestand ins Auge faßten, bei dem es freilich unendlich oft inhaltlich belanglos ist oder scheint, ob ich ihn im status infectus oder effectivus darstelle, wie denn ein ἔλεγον 'ich führte aus' und ein εἶπον 'ich sprach aus' natürlich sehr häufig für den materiellen Sinn so gut wie gleichwertig sind. Es handelt sich gar nicht darum, ob eine Handlung in Wirklichkeit lang oder kurz gedauert hat oder selbst ob sie in Wahrheit unvollendet geblieben oder aber zur Vollendung gelangt ist, sondern darum, wie der Redende sie anschaut oder angeschaut wissen will. Nachdem vorzüglich Hultsch in seiner genannten Abhandlung hierauf hingewiesen hatte, ist es jüngst wiederum Gildersleeve gelungen, den Gedanken in eine schlagende Formel zu gießen (a. a. O. S. 251): Tense of duration, tense of momentum, would not be so objectionable, but, unfortunately, duration has to be explained and the seat of the duration put where it belongs, in the eye of the beholder, in the heart of the sympathizer, and not in the action itself. Describe a rapid action and you have the imperfect. Sum up a long action and you have the aorist.

Hätte Thurot dieser Möglichkeit der Betrachtung mehr Aufmerksamkeit geschenkt, so hätte er die griechische Zeitengebung wohl kaum auf dieselbe Stufe gestellt mit der von Sprachen, in denen der Stoff entweder noch nicht genügend geformt ist, wie in den Mundarten unzivilisierter Stämme, oder in denen er sich auf dem Wege lautgesetzlichen Zerfalles dem Zustande der Ungeformtheit wieder genähert hat, wie im Chinesischen und doch auch, worauf O. Jesperson in seinem frischen Buche The progress in language London 1894 nachdrücklich

aufmerksam gemacht hat, im heutigen Englischen. Beim Griechischen steht es insofern wesentlich anders, als es einen sehr starken, ja, man hat den Eindruck, fast unwiderstehlichen Trieb zeigt, ein in sich abgeschlossenes und aufs feinste abgerundetes Flexionssystem konsequent durchzuführen. Ist dies richtig, so erhebt sich ganz von selbst die Frage, wozu bei den allermeisten Verben die Tempora so gleichmäßig ausgebaut worden sind, augenscheinlich sogar nicht selten unter einem gewissen Widerstreben des Sprachmaterials, konkret ausgedrückt, warum z. B. Imperfekt und Aorist fast überall geschaffen wurden, wenn sie doch so gut wie identisch waren? Hier mußte Thurot seinen Grundsatz, zu individualisieren, selbst treuer befolgen und durfte nicht das Griechische mit seiner eigenen Muttersprache und dem eine so unselige Gewaltherrschaft ausübenden Lateinischen zusammenjochen. Vermutlich doch aus dem letzteren hat er die Annahme entlehnt, die griechische Zeitengebung beruhe auf der Relation, eine Annahme, die denn auch Mahlow in einer trotz allen Scharfsinns unhaltbaren Abhandlung (KZ. 26, 570 ff.) zu stützen versucht hat, die aber jetzt, wie man glauben möchte, endgiltig verlassen ist. Gehen wir noch auf Einzelheiten ein, so ist nicht ersichtlich, warum gerade die Verben, die einen Zustand bezeichnen, sich in erster Linie für das Aufkommen des ingressiven Aoristes sollen geeignet haben. Wenn der Franzose behauptet, il est roi, il est sénateur hätten auch den entsprechenden Sinn, so muß ich ihm die Verantwortung dafür überlassen, obschon es mir nicht einleuchten will; wenn er aber für βασιλεύω dasselbe annehmen möchte, so muß ich dies aufs entschiedenste bestreiten.

Wir nehmen von Thurot Abschied mit dem Hinweis darauf, daß in seinem Verzicht, Sätze wie μὴ ὀνειδίσῃς aspernatus ne sis zu verstehen, das Scheitern seiner Absicht ausgesprochen ist, der Aktionentheorie für das Griechische den Garaus zu machen: ohne sie sehe ich keine Möglichkeit, diese Art von Beispielen überhaupt zu begreifen (s. nun auch Blase Hist. Gramm. d. lat. Spr. 3, 1, 1903, S. 176 ff.).

Anhangsweise sei hier kurz eingegangen auf Riemanns Abhandlung La question de l'aoriste grec in den Mélanges Graux (Paris 1884), S. 585 ff. Auch er meint, der Unterschied zwischen λύειν und λῦσαι sei zu fein (subtile, délicate), auch wohl zu gleichgültig (indifférente), als daß es viel Zweck

hätte, sich damit abzumühen. Hätte Curtius Recht, so dürfte einerseits παῦε, andererseits μεῖνον nicht belegt sein, wie es in Wirklichkeit doch so oft der Fall sei. Insbesondere hat Riemann aus Platon eine ganze Reihe gut gewählter Beispiele ausgehoben, um zu erhärten, daß der Präsensstamm auch von einzelnen, nichtdauernden, der Aorist auch von allgemeinen, dauernden nichtmomentanen Handlungen gebraucht erscheine. Soweit er sich gegen Curtius' Definitionen wendet, muß man seine Einwürfe als vollkommen berechtigt anerkennen, wie sich aus unseren oben mitgeteilten Erwägungen ergibt. Im übrigen jedoch hat Fr. Blaß, den das Vorwort zu der von ihm besorgten Neuauflage von Kühners Ausf. Sprachlehre gewiß gegen den Verdacht sicherstellt, ein Sprachvergleicher zu sein, und der im Gegenteil als typischer Vertreter des purus putus philologus angesprochen werden darf, auf rein hermeneutischer Grundlage, also von ganz anderem Ausgangspunkte aus als etwa Herbig oder Delbrück, aber im Ergebnis mit ihnen zusammentreffend und darum mit um so größerer Überzeugungskraft, die Einwände des französischen Gelehrten widerlegt. Besonders macht er darauf aufmerksam, daß Aoriste wie διατελέσαι, διατρῖψαι usw. linearperfektiv seien (——.), d. h., neben dem Abschluß der Handlung auch noch deren ihm vorangehenden Verlauf in sich begreifen. In der feinfühligen Art, wie er sodann das Wesen der actio imperfecta aus dem Schachte des geschriebenen Wortes zutage fördert, wird sicherlich auch die neueste amerikanische Schule ein Meisterstück psychologisch vertiefter Auslagekunst anerkennen. Er findet, "wo es auf das consilium und die Handlungsweise ankommt, nicht auf den Erfolg, muß das Imperfekt (bezw. Präsens) stehen"; es gibt den Conatus, die Qualität, die Motive oder auch Hinderungen der Handlung. Beiläufig bemerkt, berührt sich hiemit recht nahe, was U. v. Wilamowitz-Möllendorf zu Euripides Herakles 2², S. 11 in der Ausdrucksweise der aristotelischen Philosophie sagt, es sei nämlich allen Modis des Präsens gemeinsam, daß der Verbalbegriff nicht effektiv (ἐνεργείᾳ), sondern potentiell (δυνάμει) zu verstehen sei, weshalb er geradezu von einem dynamischen Präsens redet. Wenn Blaß sodann hervorhebt, daß das griechische Imperfekt keineswegs nur begleitende, sondern auch selbständig fortleitende Handlungen bringe, sofern es nur im Interesse des Sprechenden liege, diese nicht unter dem Gesichtspunkte des Abschlusses

(bezw. Eintrittes), sondern unter dem des Verlaufes vorzuführen, so sind wir selbst oben auf denselben Gedanken geführt worden. Was endlich den von παῦε und μεῖνον hergeholten Einwand betrifft, so rührt damit Riemann an etwas, was ich als ein neckisches Doppelspiel der griechischen Sprache bezeichnen möchte, die πολύτροπος ist gleich dem Lieblingshelden ihres Volkes: durch die Vermählung eines Verbums des Abschlusses (bezw. Eintrittes) mit einer Flexionsform der Fortdauer erzeugt sie, die Gildersleeve irgendwo eine Kokette nennt, eine Art von schaukelnder Wellenbewegung. Mit allen Übersetzungen zerstört man hier eine Feinheit, die manchmal mit Schelmerei nahe verwandt ist, aber daß zwischen Präsens und Aorist eine Nuance der Aktion liegt, kann man doch nachfühlen.

Dies hat mit allen Mitteln moderner Forschung allerjüngstens bestritten der letzte Franzose, mit dem wir uns auseinandersetzen, M. Bréal, in einem nicht bloß schwungvollen, sondern auch gedankenreichen Aufsatz Les commencements du verbe (Mém. de la Soc. ling. de Paris, 11, 1900, S. 268—284). Seine, wie man leicht sieht, durchaus im Geiste der Neuzeit gehaltenen Darlegungen vertreten mit Entschiedenheit den entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt und tragen dem wichtigen Momente der allmählichen Anpassung des Sprachstoffes an das fortschreitende Bedürfnis Rechnung, sodaß der Leser einen lebhaften Eindruck von der stufenweisen Herausbildung des Tempussystems der idg. Sprachen gewinnt. Abgelehnt wird die logische Konstruktion und an ihrer Stelle die psychologische Erfassung empfohlen und geübt, wozu u. a. die Würdigung von Dingen gehört wie Gesten, Tonfall usw. Die Zeitstufe wird als etwas Nichtursprüngliches angesehen: La notion clair du temps fait défaut aux populations restées à un état peu avancé de culture (S. 272) und auch von der Gegenwart hören wir ebenda: Ce que nous appelons *présent*, c'est l'absence de toute détermination de temps, comme quand nous disons: *La Seine passe à Paris. — La terre tourne autour du soleil. — Bien mal acquis ne profite pas.* Cette sorte de présent, c'est le verbe pris en soit même: il n'y faut pas chercher autre chose. Mit einem hübschen Bilde sucht der Verfasser den uns an sich so fremd anmutenden Zustand einer Konjugation ohne Tempora zu erklären (S. 273): "Il ne serait pas moins contraire à une saine méthode de transporter dans la conjugaison primitive, des parfaits, des

aoristes et des futurs, qu'il ne serait raisonnable de supposer en Gaule, au temps d'Ambiorix, des préfectures, de cours d'appel et des divisions militaires". Will man das Wesen des Verbs verstehen, so muß man sich nach ihm klar werden über den Zweck, dem es anfänglich dienen sollte, d. h. über den Ursprung der Sprache. Hier aber gilt (S. 269): Le langage a été avant tout et par dessus tout, un nécessaire instrument de communications entre les hommes. Da nun in diesem Verkehr der Menschen stets ein Hinüber und Herüber von Wunsch und Erfüllung stattfindet, so hat man sich die Entstehung des Verbums in Sätzen zu denken wie *Accourez. — Nous accourons. — Préparez vos armes. — Les armes sont prêtes. Aime-moi. — Je t'aime. Dieux, protégez-nous! Les dieux vous protègent*; auf Beispiele aus dem letzteren Gebiete legt Bréal dann S. 275 f. noch einen erhöhten Nachdruck, indem er uns mit phantasievoller Anschaulichkeit in frühe Zeiten versetzt, in denen die Religion eine alles beherrschende Rolle im Leben der Völker spielte, wie heute bekanntlich noch, um an ein bekanntes Buch von J. Réville zu erinnern, bei den peuples non-civilisés. So heißt es denn S. 276: La foi a des forces supérieures que l'homme, par la prière, par des formules doit se rendre favorables, doit s'assujetir, fut un ciment, qui, plus que tout le reste, consolida la matière du langage. Darnach sind die Heische- und Aussageformen, mit anderen Worten, die Modi in ihrer primitivsten Gestalt die ursprünglichen Kennzeichen des Verbums und zwar sind die des Heischens noch altertümlicher als die des Antwortens (S. 276). Allmählich hat sich dann das System der Tempora von dieser Grundlage aus entwickelt (S. 281). Dagegen lehnt M. Bréal aufs allerschärfste die Aktionen ab, ebenda, in Anmerkung 1: Je n'ai rien dit d'une récente théorie qui veut que le verbe indo-européen ait primitivement eu des formes spéciales pour indiquer les divers aspects de l'action *(die Aktionsart)*, tels que rapidité, lenteur, fréquence, etc. Rien ne me parait plus douteux que ces intentions descriptives. Encore aujourd'hui nous nous passons parfaitement d'indications de cette sorte. Quand je dis que *la foudre traverse le nuage*, on sait fort bien qu'il s'agit d'une autre *Aktionsart* que si je dis que *la voie lactée traverse le ciel*. Quand parlant d'un homme qui a de fâcheuses habitudes, je dis: *Il boit*, tout le monde comprend de quoi il s'agit sans qu'il soit besoin d'un itératif.

Beginne ich mit dem, was ich gegen diese Aufstellungen einzuwenden habe, so will ich nicht mit dem Verfasser über die Behauptung rechten, daß die Sprache von Anfang an ein Verständigungsmittel gewesen sei und nicht untersuchen, ob sie nicht vielmehr ursprünglich eine Summe zweckloser und erst allmählich in den Dienst der Mitteilung getretener Reflexbewegungen war, wie neuerdings Wundt verficht; da wir es mit viel entwickelteren Sprachstufen zu tun haben, so kommt diese Frage für uns eigentlich nicht in Betracht. Jedoch scheint es mir, als ob der französische Gelehrte trotz seines ausgeprägten Bestrebens die Frage im Sinne der psychologisch-historischen Schule zu behandeln, doch wiederum das Opfer der seiner Rasse nun einmal besonders naheliegenden rationalistischen Betrachtungsweise geworden wäre. Dies tritt heraus u. a. in dem Ausdrucke 'intentions descriptives', bei denen man an bewußte Absichten denkt, während es sich natürlich um unwillkürliche Neigungen handelt, wofür entschieden richtiger die wenn auch zu demselben Wortstamm gehörige, so doch das Instinktive weit besser zum Ausdruck bringende Bezeichnung tendances gewählt würde. Geradezu verräterisch aber sind die beiden Wörtchen "encore aujourd'hui": sie lassen ahnen, daß sich Bréal die Entwicklung der Sprache gerade umgekehrt vorstellt, als sie aller Wahrscheinlichkeit nach verlaufen ist: unsere Art zu reden. wird von Jahrhundert farbloser und abstrakter, so daß die greifbaren Nuancen der Anschauung mehr und mehr verblassen. Wenn also wir ohne diese mehr malerischen Darstellungsmittel, ohne das Gefühl, etwas zu entbehren, auskommen, so folgt daraus nicht, daß frühere Geschlechter ebenfalls so nüchtern waren. An einer anderen Stelle S. 276 hat das Bréal auch selbst ausgesprochen mit den Worten: L'égalité est le but ou le rève des civilisations avancées: elle a sa place à la fin des sociétés, non au commencement. Hierin trifft er zusammen mit seinem berühmten Landsmann E. Renan, der in Anlehnung an Turgot äußert: Des hommes grossiers ne font rien de simple. Il faut des hommes perfectionnés pour y arriver. Dieses Zitat verdanke ich dem bereits angeführten in seiner problematischen Kühnheit überaus anregenden Buche von O. Jespersen, S. 349, wo es noch heißt: Primitive speech was certainly not, as it is often supposed, distinguised for logical consistency; nor, so far as we can judge, was it simple and facile; it is much more likely to have been extremely

clumsy and unwieldy (S. 347: entangled, complicated; S. 349 capricious and fanciful, and displayed a luxuriant growth of forms). Der Wortschatz zeigte eine Überfülle von konkreten Wörtern und große Armut an allgemeinen Ausdrücken, wobei ich hinzufügen möchte, daß den tieferen Grund dieser Erscheinung mit unnachahmlicher Beobachtungsgabe für das Tatsächliche der Begründer des englischen Positivismus, Spencer, angegeben hat in der riesenhaften Fundgrube empirischer Geisteswissenschaft: im ersten Bande seines Lebenswerkes The principles of sociology (Lond. 1877) handelt er von dem psychischen Habitus des primitiven Menschen und sucht die auf S. 100 festgestellte incapacity for abstract ideas auf S. 102 durch das analoge Verhalten des Kindes zu beleuchten, von dem er sagt the child exhibits a predominant perceptiveness with comparatively little reflectiveness. Auf diese Quelle werden großenteils schließlich wohl alle Nachfolger zurückgehen, außer den genannten z. B. Sayce in seinem Buche Science of language, Lond. 1880, ganz besonders aber Fritz Schultz in seiner Psychologie der Naturvölker (Leipzig 1900), wo man einen raschen Überblick über das Seelenleben der niederen Rassen gewinnen kann. Was Spencer S. 87 feststellt, daß die 'Wilden' ein schlechter entwickeltes Gehirn, aber außerordentlich scharfe Sinne haben, bestätigt Schultz S. 18 und hebt besonders Gesicht, Gehör und Geruch hervor; die Schlußfolgerungen für unser Thema liegen nahe (S. 137). "Diese scharfe sinnliche Wahrnehmung aller konkreten Einzelheiten zeigt sich auch in der Sprache der Wilden und bildet einen Hauptgrund für ihren eigentümlichen Charakter". "Die polysynthetischen Sprachen der Naturvölker sind eben dadurch charakterisiert . . . dass sie sich bemühen, alle diese sinnlichen und für den Kern des Vorganges unwesentlichen Einzelheiten nebst deren Verwebungen und Verflechtungen zum Ausdruck zu bringen, woraus dann die sesquipedalia verba dieser Sprachen entstehen". S. 46 "Wohl empfängt der Wilde mit Leichtigkeit die Sinneseindrücke, welche die Außenwelt ihm liefert, und weiß sich praktisch zweckmäßig mit ihnen abzufinden, aber noch sehr schwer wird es ihm, rein innerliche Geistesgebilde hervorzubringen" (die sogenannten Formalien). S. 65: "Der Naturmensch ist S i n n e s m e n s c h, nicht D e n k m e n s c h". S. 74 "Vor allen fehlen ihnen die Wörter, welche a b s t r a k t e B e g r i f f e und B e z i e h u n g e n bezeichnen; dagegen sind die Wörter für k o n k r e t e A n s c h a u u n g e n und Vorgänge

sogar in überwuchernder Fülle vorhanden". S. 78: "So überwuchern nun die konkreten Wörter und Wortbildungen, weil eben der sinnliche Konkretismus das eigentliche Element des Seelenlebens des Naturmenschen ausmacht".

"Dem Wilden gelten bei seiner scharfen und am Äußerlichen klebenden Sinnesauffassung die Nebensachen und das Zufällige mehr als das Hauptsächliche, Allgemeine und Notwendige, so wie es auch bei Kindern der Fall ist und in hohem Grade auch die Auffassung des Weibes Dingen und Personen gegenüber charakterisiert. Der Wilde faßt alles Individuelle haarklein sinnlich auf und prägt es mit photographischer Treue seinem Gedächtnis ein, während ihm für das Generelle alles Interesse und Verständnis mangelt". S. 79: "Wir sind gar nicht mehr imstande, uns in diese ausschließlich sinnlich konkrete Geistesart hineinzuversetzen, aber man muß sie zu begreifen suchen". Lehrreich sind dann besonders die Beispiele auf dem Gebiet des Verbums: Die Huronen haben kein Wort für Essen, sondern für jede Speise ein besonderes; das Fischen heißt bei den Eskimos verschieden, je nach dem Gerät; das Malayische hat 20 Wörter für Schlagen, je nach dem Gegenstand, der Richtung usw. Daß wir solche Gesichtspunkte auch auf die idg. Sprachen zu übertragen haben, ist der Grundgedanke von Jespersen; auch Osthoffs Abhandlung über das Suppletivwesen bewegt sich in dieser Bahn, und für das Lateinische hat kürzlich Morris a. a. O. Kap. 2 ähnliche Gedanken vorgetragen. Was sodann im besonderen die Aktionen angeht, so haben schon vor langer Zeit Pott und Gerland auf die Doppelung hingewiesen als ein naives Mittel, Frequentativa und Iterativa zu bilden. Neuestens hat Wundt dem Gegenstand in seiner Völkerpsychologie I, 2, S. 196 eine aufklärende Behandlung zuteil werden lassen. Er teilt mit, daß die niederen Völkerschaften hier auseinandergehen: es gibt solche mit verschwindenden Andeutungen der Aktion wie solche mit "exzessiver Formenbildung", so die ural-altaischen und kaukasischen Sprachen sowie solche Amerikas und Afrikas, ferner auf europäischem Boden das Baskische, und zwar trifft man hier nicht bloß auf die uns geläufigen Arten des Intensivums, Iterativums, Frequentativums, sondern auch auf ein Inkohativum (werde schläfrig), Limitativum (gehe bis dahin), Terminale (schreibe bis zu Ende) u. a. m. Von

höheren Sprachen gehört hieher das Semitische. Bréal erwähnt nur (S. 271), daß ihm die Zeitstufenbezeichnung abgehe, wie weit mit Recht, werden wir später sehen; jedenfalls spielt die Aktion bei ihm die überwiegende Rolle (s. Fr. Müller in den Sitz.-Ber. d. Wien. Ak. d. W. 1857, S. 393 ff.).

Hieraus scheint mir zu folgen, daß die Bezeichnung der Aktion etwas Beliebtes und Weitverbreitetes ist, und daß Bréal mit seiner schroffen, uneingeschränkten Verneinung einen gewaltsamen Machtspruch tut. Allein nicht minder überschreitet meines Erachtens Herbig die Grenze des einigermaßen Beweisbaren, wenn er behauptet (S. 267): "Die Aktionsart hängt mit der Verbalhandlung (actio) unlösbar zusammen; im lebendigen Zusammenhang der Rede muß jeder Verbalbegriff als solcher zu ihr in irgend ein Verhältnis treten". Um davon abzusehen, daß Herbig selbst eine Kategorie, die, um wahrnehmbar zu werden, noch äußerer Unterstützung bedarf, nicht als grammatische, sondern bloß als psychologische anerkennt (S. 193/5), so möchte ich entschieden bezweifeln, daß auch nur diese unentbehrlich sei. Denn einmal gibt auch Herbig zu, daß sie für die großen modernen Kultursprachen wie Deutsch, Französisch, Englisch usw. nicht wesentlich in Betracht komme. Dazu gesellt sich ein anderes schwerwiegendes Moment: wenn Wundt tatsächlich erhärtet hat, daß das gegenständliche Denken dem zuständlichen zeitlich vorangegangen ist, so sehe ich nicht, wie bei der dadurch bewirkten nominalen Ausdrucksweise die Aktionen sollen gekennzeichnet gewesen sein; da es jedoch ein allgemein anerkanntes Gesetz der Entwickelungslehre ist, daß gerade die frühesten Stufen sich am zähesten behaupten und gelegentlich immer wieder einmal in rudimentärer Weise emportauchen, so werden wir auch in historischen Zeiten noch Überbleibsel erwarten dürfen: wir haben sie tatsächlich in so lebensvollen Beispielen wie Diebe! Mörder! Feuer! Hilfe!

Derartiges trifft man überall, sogar in den so sorgfältig unter das stilistische Messer genommenen klassischen Literatursprachen. Fürs Griechische verweise ich auf Krügers Sprachl.[4] S. 269 f., § 62, 3; wenn wir da finden ὕδωρ κατὰ χειρός! oder ὕδωρ, ὕδωρ, ὦ γείτονες! oder βοήθεια!, sollen wir dann im Ernste fragen, ob man φέρετε oder ἐνέγκατε ergänzen soll und ob der Wasser- und Hilfebringer seine rettende Tat unter dem Gesichtspunkte des Verlaufes oder des Abschlusses vollbracht haben

mag? Aus dem Lateinischen erwähne ich bloß den infinitivus historicus; andere Beispiele findet man reichlich in der Komödie, besonders des Plautus und in der Briefliteratur (etwa bei Cicero ad Atticum 3, § 3 ff.); über die Abgrenzung solcher Fälle gegenüber der Ellipse vgl. Delbrück Vgl. Synt. 3, 11 und 121; Brugmann K. Vgl. Gr. S. 693; F. Kern Deutsche Satzl.², S. 26 f.

Aber auch, als sich allmählich das Verbum herausbildete, da möchte ich mit Bréal annehmen, ist es höchst wahrscheinlich, daß das sprachliche Bedürfnis von Leuten, deren (trotz Jespersons idyllischer Phantasien a. a. O. S. 357) gewiß hartes Leben sich vornehmlich im elementaren Kampf ums Dasein bewegte, in der Hauptsache gedeckt gewesen sein wird mit Sätzen wie (A) *Hilf mir!* (B) *(Ich) helf' dir!*, die sich ja sehr leicht aus der nominalen Fassung (A) *Hilfe her!* (B) *Hilfe hier!* ergeben, d. h. mit einfachen Forderungen oder Konstatierungen (s. Brugmann K. v. Gr. § 858; 884). Für beide finde ich keine psychologische Notwendigkeit, die Aktion zu bezeichnen, ja ich würde die Einmischung dieses epischen Elementes in das Drama des urweltlichen Krieges aller gegen alle geradezu für stilwidrig halten. So bin ich schließlich der Meinung, daß ihre Bezeichnung nicht unbedingt zum Grundstocke des Verbalausdruckes gehört. Übereinstimmend äußert sich auch K. Hemmerich in seiner Abhandlung über Aktionsarten im Griechischen, Lateinischen und Germanischen (Günzburg 1902/3), S. 4: "Doch läßt die so entstandene Verbalform die Art der Handlung, die Zeit- und anderen Verhältnisse unbestimmt, sie drückt nur die einfache Wirklichkeit eines Zustandes oder Vorganges aus": dies ist die uralte Lehre, daß das Verbum prädiziert, d. h. die Aufeinanderbeziehung von Gegenstand und Zustand sprachlich markiert.

Werfen wir nun die Frage auf, ob wir dem Indogermanischen die Bezeichnung der Aktion zuzuschreiben haben und in welchem Umfange, so stehen sich die Ansichten schroff gegenüber. Streitberg und nach ihm Herbig bejahen sie aufs entschiedenste und weitgehendste, andere verneinen sie nicht minder bestimmt, so nicht bloß Bréal, sondern auch H. Pedersen, der (KZ. 37, 1901, S. 220) unmißverständlich urteilt: "Für die idg. Ursprache haben wir also nicht ein System von Aktionsarten, sondern von Tempora anzusetzen" und nicht minder schroff (S. 223): "So bleibt der langen Rede kurzer Sinn der, daß die Aktionsarten in der idg. Ursprache überhaupt keine grammatische Rolle spielen".

Welche Mittel stehen uns zur Verfügung, bei so fundamentalem Auseinandergehen der Meinungen zu einem Urteile zu gelangen? Nach meiner Ansicht im wesentlichen zwei: der ethnologische Analogieschluß und der Rückschluß aus den idg. Einzelsprachen.

Bedienen wir uns zunächst des letzteren, so schlagen wir den Weg ein, den jüngst Brugmann gegangen ist in seiner neuesten Zusammenfassung unseres Wissens über die idg. Sprachen, in seiner K. vgl. Gr., Straßb. 1902—1904. Hier macht er S. 48 f. darauf aufmerksam, daß von gleichartigen Bildungen die einen wie *ábhāt*, ἔφη als Imperfekte gelten, andre dagegen, wie *ásthāt*, als Aorist; ebenso *ádruhat*, ἔγλυφε als Imperfekte, *ábhudata* aber und ἐπύθετο als Aoriste. S. 507: lesen wir "In einer Zeit, als Präsens und Aorist in unseren Verbalklassen noch nicht systematisch geschieden waren, hatte . . . ein und das andre Verbum von der Gestaltung, die wir die aoristische nennen, durch sich selbst, seinem Wurzelbegriff nach, punktuellen Sinn. Mit dieser Formation und insbesondere auch ihrer Betonung assoziierte sich die Vorstellung der punktuellen Handlung, und so war nun für andre Verba, auch für solche nichtpunktueller Bedeutung, ein Muster vorhanden, nach dem entweder neue Formen mit gleicher Aktion hinzugebildet wurden, oder auch schon bestehende gleichartige Formen, die man bis dahin ebensowohl präsentisch als aoristisch gebraucht hatte", speziell aoristisch wurden, wobei jedoch zu beachten ist: "Nicht jedes Verbum von dieser Bildungsart mußte darum jetzt Aorist werden". Immerhin muß man annehmen (S. 508), "daß es von uridg. Zeit her Verba gab, von denen entweder nur ein Präsens oder nur ein Aorist gebildet war, weil . . . die Wurzel von Haus aus kursiv oder punktuell war". "Nachdem sich in einigen Fällen Formen der Typen **é-u̯ide-t* usw. mit solchen deutlicher präsentisch charakterisierten, derselben Wurzel angehörenden Bildungen gruppiert hatten, konnte schon die Abwesenheit des Präsenscharakteristikums als aoristische Wesenheit erscheinen". Übrigens räumt selbst Herbig a. a. O. S. 198 ein, "daß es fast gar keinen 'Verbalbegriff' gibt mit so scharf ausgeprägter Bedeutung, daß er nicht in beiden Aktionsarten, der imperfektiven wie der perfektiven, denkbar wäre, wenn er auch die eine vor der anderen entschieden begünstigt, und der lebendige Zusammenhang in der Regel nach dieser oder jener Seite hin entscheidet": das klingt doch ganz

anders, als die oben zitierte Äußerung; auch führt er noch an, "daß sich der Bestand jener slavischen Verba, die durch ihre natürliche Bedeutung perfektiv sind, in den verschiedenen Dialekten etwas verschiebt". Dazu kommt, daß die Zahl der idg. Sprachen, in denen die Aktion als das Entscheidende auftritt, gar nicht besonders groß ist: Das Germanische, das Keltische, das Italische zeigen kaum Spuren davon, im Slavischen ist die heutige Lage erst sekundär, was bei dem Versuch Herbigs, den idg. Stand zu rekonstruieren, immerhin zu beachten ist, im wesentlichen scheinen übrig zu bleiben das Arische und vor allem das Griechische; ob es da nicht eine Gewaltsamkeit ist, schon der Ursprache dieselben Verhältnisse zuzuschreiben, ist doch mindestens der Erwägung wert. Jedenfalls müßte es sehr auffallen, wenn so große Gruppen ein Merkmal fast gänzlich hätten fallen lassen, von dem behauptet wird, es sei, wie in aller menschlichen Rede überhaupt, so in der des Stammvolkes ausschlaggebend gewesen. Das Bestreben, die Aktion auch auf das Keltische, Germanische und Lateinische auszudehnen durch die Annahme der Perfektivierung infolge präpositionaler Zusammensetzung, tragen samt und sonders den Stempel der Gewaltsamkeit an sich, abgesehen davon, daß es sich um spätere Entwickelungen handelt. Endlich ist noch daran zu erinnern, daß ein wichtiges Tempus, nämlich das Perfektum, soviel ich sehe, dem Versuche, es in das Aktionsschema zu zwingen, einen merklichen Widerstand entgegensetzt: spricht man mit Herbig dem Präsensstamm die Bedeutung der actio infecta, dem Aoriststamm der actio effectiva zu, was ist dann mit dem Perfektstamm zu beginnen? Herbig gibt (S. 213) Kohlmann recht, der es bezeichnet als ein Mischtempus, welches ein Präsens und einen Aorist zugleich in sich trage; richtiger wäre übrigens wohl die umgekehrte Anordnung, insofern es nach seiner Einreihung ins System gerne einen auf den Abschluß einer Vorhandlung folgenden Zustand ausdrückt (Hemmerich a. a. O. S. 9). Jedenfalls scheint sich mir soviel mit großer Wahrscheinlichkeit zu ergeben, daß die drei uns von dem Aufsagen a verbo im Griechischen vertrauten Stämme, Präsens-, Aorist- und Perfekt-Stamm nicht von Anbeginn als Glieder eines Ganzen zusammen entsprungen sind. Vielmehr stehen sie wohl sicher auf verschiedenen Stufen und sind erst im Laufe vielleicht langer Zeiten dem Triebe der Ausgleichung folgend zusammengeschlossen worden, wobei übrigens

z. B. die Erscheinungen des Suppletivwesens nicht ganz selten einen Einblick in die allmähliche Entstehung des Geschiebes verstatten. Im Grunde wäre es doch eine ungemein kindliche Vorstellung, wenn man meinte, bei der Sprachbildung sei es so hergegangen wie heute in der Knabenschule, wo fein säuberlich zuerst das Präsens anrückt, dann hinter diesem der Aorist aufmarschiert und endlich das Perfekt ganz brav auch noch einschwenkt. Vielmehr müssen wir uns die Sache offenbar so denken, daß die verschiedenen Färbungen der Rede nach Modus, Aktion, Tempus erst allmählich usuell wurden und vorher okkasionell entstanden durch den Reflex aus der ganzen Umgebung, besonders aus dem Satze, aus dem sich dann bei steigender Kraft der analytischen Geistesfunktionen die Worte erst loslösten. So mochte die Mehrzahl der Verben allerdings vom Präsens ausgehen, das dem Sprechenden am nächsten lag, aber dieses oder jenes konnte sozusagen auch von hinten herein entstehen, in einer Umgebung, die ihm perfektischen Sinn verlieh und dann konnten durch Analogie mit verwandten oder auch entgegengesetzten Verben Aorist und Präsens nachträglich hinzutreten: hier hat die Phantasie unbeschränkten Spielraum, sich das Herüber- und Hinüberspinnen von inhaltlichen und formalen Relationen auszumalen. Daß sich gerade das Perfekt als Ausgangspunkt gut eignete und einen besonders altertümlichen Typus darstellt, hat jüngst Bréal betont (S. 278), indem er u. a. aufmerksam macht auf die noch nicht ausgeprägte Scheidung zwischen aktiver und passiver Bedeutung (vgl. πέπληγα a) habe b) bin geschlagen) und auf das Rudimentäre im Aussehen der Endungen, wobei hinzugefügt sein mag, daß auch Brugmann K. Vgl. Gr. S. 487 § 629 Schl. bemerkt, formal trete das Perfekt als eigene Gruppe der Präsens-Aoristbildung gegenüber. Der scharfsinnige französische Gelehrte mag wohl Recht haben mit dem Ausspruch: Tout nous porte donc à croire que nous touchons ici au tuf de la conjugaison. Dafür spricht auch ganz erheblich die Verwendung eines Mittels der Charakterisierung von der Art wie es die Reduplikation ist: auf das unverkennbar Kindliche daran hat nach Lubbock Origin of civilisation S. 403 kürzlich Fritz Schultz Psych. d. Naturv. S. 74 nochmals aufmerksam gemacht.

Dies führt uns zu dem anderen oben erwähnten Anhaltspunkt, zum ethnologischen Schlusse: wir vergleichen die Indogermanen mit den aus Wundt angeführten Stämmen, die eine

ausgiebige Bezeichnung der Aktion besitzen. Daß die ersteren keine 'Wilden' mehr waren, sondern bereits auf der Stufe der Barbaren standen, ist heutzutage allgemein anerkannt und wird aus unseren folgenden Ausführungen noch mehr erhellen. Dasselbe gilt nun aber auch von den in Rede stehenden Völkerschaften, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man die lehrreiche Klassifikationstabelle durchgeht, die Fr. Schultz (Psych. d. Naturv. S. 10 ff.) nach dem amerikanischen Anthropologen A. Sutherland aufgestellt hat. Dabei ist von besonderer Bedeutung, daß die ganz nieder stehenden Rassen geschildert werden als solche, die einen alles andere verzehrenden Kampf ums Dasein führen müssen, während die gehobeneren schon unter Verhältnissen leben, welche der Ausbildung des Geistes günstiger sind. Für die Sprache dürfte dies die Folge haben, daß die ersteren, noch ganz von der Gier erfüllt, sich der notdürftigsten Gegenstände zu bemächtigen, nicht das Maß von Ruhe besitzen, das dazu gehört, um das Malerische der Erscheinungen lautlich anzudeuten, während die besser gestellten 'Barbaren', zumal etwa die Herrenschicht, schon eher die Muße und Stimmung dazu erschwungen, ja vielleicht bereits von dem erwachenden künstlerischen Trieb dazu veranlaßt worden sein werden.

Nach all dem dürfen wir wohl mit gutem Grunde annehmen, daß dem Indogermanischen der Ausdruck der Aktion zu Gebote stand, werden uns jedoch davor hüten, bestimmen zu wollen, wie weit die Neigung und Fähigkeit dazu reichte. Auch Brugmann erklärt (K. vgl. Gr. S. 494), von den Aorist- und Perfektstämmen könne man sagen, daß an sie der Sinn einer festbestimmten Aktion geknüpft gewesen sei, im übrigen aber empfehle sich Zurückhaltung. Es ist zu vermuten, daß der Prozeß der Differenzierung und Adaptierung innerhalb des Satz- und Redeganzen, durch den wir uns die verschiedenen Kategorien nach und nach entstehend denken, noch weit mehr im Flusse war als später in gewissen Einzelsprachen.

Unmittelbar an das Problem der Aktion schließt sich an das der Zeitstufe. Bei Herbig lesen wir darüber (S. 267) folgendes: "Die subjektiven Zeitstufen sind eine außerhalb und überhalb der einfachen Verbalhandlung stehende Kategorie; die einzelne Verbalform kann zu ihnen Stellung nehmen, sie muß es nicht. Es gibt zeitstufenlose Verbalformen, aber keine ohne Aktionsart". Er (der Redende) sah zunächst die Handlung

bloß auf ihre Art an und gab sie demnach sprachlich wieder. Dann betrachtete er sie nach ihrem zeitlichen Verhältnis zur lebendigen Gegenwart, aus der heraus er sprach, und dieselben Formen, welche unter dem einen Gesichtswinkel als perfektiv erschienen, stellen sich unter dem andern als Futura oder Aoristpräterita dar, ohne daß die letzteren im Griechischen ihre ursprüngliche Funktion je verleugnet hätten."

Ich muß offen gestehen, daß ich die Scheu vor der Zeitstufe nicht recht begreifen kann. Selbst zugegeben, sie sei etwas Subjektiveres als die Aktionsart, so bin ich der Meinung, daß dieser Umstand eher für als gegen ihre Ursprünglichkeit sprechen würde, insofern jede sprachliche Äußerung schlechthin subjektiv sein muß, weil sie ein menschliches Wesen, ein Subjekt, zum Urheber hat und der Kundgebung menschlicher Begehrungen oder Meinungen dient. Dieses Gepräge haftete der Rede auch schon auf ihrer nominalen Stufe an, sonst wäre sie eben nicht Rede gewesen. Seit des Protagoras ἄνθρωπος μέτρον ἁπάντων und vollends seit Kants Kritik der reinen Vernunft wissen wir, daß jedes Objekt, das sich in einer Seele spiegelt und von ihr zurückgeworfen wird, durch die dabei wirksame apperzeptive und synthetische Tätigkeit unseres Geistes einen unvermeidlichen Beisatz von Subjektivität erhält: das Ding an sich vermögen wir weder wahrzunehmen, noch vollends sprachlich wiederzugeben, so wenig wir über unseren Schatten springen können, sondern wir müssen in den empirischen Stoff der Wahrnehmung räumliche und zeitliche Anordnung 'hineinschauen' und ihn nach den Kategorien der apriorischen Verstandesfunktionen ordnen. Dazu ist der 'Wilde', wenn auch in niederer Weise, so gut gezwungen wie wir, da selbst der scheinbar ganz objektiv arbeitende photographische Apparat, mit dem Fr. Schultz, wie wir hörten, dessen Seele verglich, bekanntlich mehrere subjektive Elemente nicht ausschalten kann, wie z. B. den Augpunkt dessen, der ihn auf- und einstellt. So sind denn Aktionen, Modi und Tempora alle miteinander subjektiv gefärbt und lassen sich nicht so reinlich auseinanderhalten und zeitlich auseinander herleiten, wie Herbig möchte. Richtiger däucht mich das Urteil Hemmerichs a. a. O. S. 6: "Wenn die Grammatik die Gesamtheit der Verbalformen scharf in jene drei Kategorien scheidet, so ist zu berücksichtigen, daß sie ursprünglich eine Einheit bildeten, und daß die Formen erst allmählich innerhalb des Satz-

ganzen sich differenzierten, sich aber nicht etwa in dieser Dreizahl scharf von einander schieden oder gar sich gegenseitig unterordneten, sondern die vielen einzelnen Differenzierungen berührten sich enge und gingen unmerklich in einander über". Freilich scheint mir der Verfasser mit sich selber doch noch in Widerspruch zu geraten, wenn er S. 7 schreibt: "Die reine Zeitstufe an sich hat weder mit dem objektiven Inhalt der Handlung, noch mit dem subjektiven Gemütszustand des Redenden etwas zu tun, sondern orientiert nur den objektiven Vorgang nach der momentanen Bewußtseinslage des Subjekts". S. 8: "Die Entwicklung der Verbalformen geht demnach so vor sich, daß zu den objektiven Zuständen und Vorgängen Affekte und Willensregungen des Subjektes in Beziehung treten. Dieser subjektive Standpunkt bringt aber als neue Bestimmung das Verhältnis der objektiven Verlaufsform zur momentanen Bewußtseinslage des Subjektes hinzu, und diese Relationsform oder Tempusform, die abstrakteste von den drei Formen, drängt schließlich die rein objektive Grundlage, aus der sie selbst erwachsen ist, sowie auch die subjektive immer mehr zurück".

Hier muß ich fast in allem widersprechen: es ist nicht bewiesen, daß die eine Bestimmung aus der andern erwachsen ist und daß letztere rein objektiv war. Vielmehr ist auch die Aktion abhängig von dem wahrnehmenden und wiedergebenden Subjekt, so daß man wohl genauer noch reden würde von einem *aspectus* effectivus und einem *aspectus* infectus, wie übrigens die englischen, französischen und russischen Grammatiker zum Teil auch tun. Nur soviel ist richtig, worauf wir schon zu sprechen gekommen sind, daß beim Aspectus ein leidenschaftsloseres Verhalten gegenüber den Dingen obwaltet, als beim Modus. Wenn man dieses mehr passive Aufsichwirkenlassen des Objekts als objektiv bezeichnen will, so mag man es auf seine Gefahr hin tun. Da aber der unzivilisierte Mensch durchaus kein Denker war, sondern ein Geschöpf voll wildester Begehrlichkeit und rücksichtslosen Dranges sich selber geltend zu machen und der Umgebung seine werte Person aufzuzwingen, so macht sich Jespersen nicht ohne Recht lustig über die Konstruktionen der Deutschen, welche den 'Wilden' als einen tiefsinnigen Philosophen, wie über die amerikanischen und nordischen Forscher, die ihn als einen wohlüberlegten, äußerst bedachtsamen Spießbürger darstellen (Progr. of Lang. S. 354: first framers of speech were

sedate, aldermanlike citizens, with a prominent sense for the purely business and matter of fact side of life), während in Wahrheit die Objekte für ihn nur insofern in Betracht kamen, als sie ihm in die Augen stachen und seine Hab- oder Genußsucht stachelten; wer sich rasch eine zutreffende Vorstellung dieser Dinge verschaffen will, dem kann ich nur angelegentlich empfehlen, sich die Skizze genau anzusehen, die F. Schultz in den beiden ersten Büchern seiner mehrfach angezogenen Psychologie entwirft; bes. S. 187 f. "Das wahre Bild des geistigen und sittlichen Zustandes des Wilden" ist sehr beachtenswert: "Der Naturmensch bedeutet die Bestie im Menschen", er vertritt das Radikalböse bei Kant; ja, es sind "Wilde wie Kinder und Tiere". Wenn endlich die Orientierung nach der Gegenwart des Sprechenden von Hemmerich eine Relation genannt wird, so verstehe ich dies nicht; ich beschränke mich darauf, dieser Auffassung die von Blaß einfach gegenüberzustellen: Gr. d. N. T. Gr.[1] S. 182 f.: jedes Tempus drückt aus "eine Zeitstufe (Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft), und dies absolut, d. h. mit Bezug auf den Standpunkt des Redenden oder Erzählenden, nicht relativ, d. h. mit Bezug auf etwas Anderes, was in der Rede oder Erzählung vorkommt".

So bekenne ich mich denn zu der Überzeugung, daß die unbewußte oder bewußte, die nicht gekennzeichnete oder gekennzeichnete Beziehung auf die augenblickliche Lage des Sprechenden ein konstitutives Merkmal menschlicher Rede ist, darin begründet, daß kein Sprechender von sich selbst, so wie er sich im Momente seiner Äußerung gegeben ist, abstrahieren kann. Mit anderen Worten, ich halte zunächst aus psychologischen Gründen das Präsens für eine von Anbeginn an vorhandene Form; ich glaube aber ferner, daß sich diese gewissermaßen apriorische Deduktion auch induktiv stützen läßt und zwar wiederum durch die Beobachtungen der Ethnologie. H. Spencers Charakterisierung des Angehörigen tieferstehender Rassen als eines vollkommenen Gegenwartsmenschen haben wir bereits angeführt, und es wird niemand dagegen Einsprache erheben.

Von besonderem Werte ist mir, daß für einen Stamm, der weit höher steht und den man in der Regel (so auch Herbig) anführt als Kronzeugen für die völlige Fernhaltung der Zeitstufe, ein anerkannter Forscher, Ed. König (Lehrgeb. d. hebr. Spr. 2, 1, 386) sich folgendermaßen ausspricht: "Ja, auch der

Orientierungspunkt für die Unterscheidung des Vollendetseins und des Unvollendetseins einer Tätigkeit etc. war bei weitem in erster Linie wirklich der von der früheren grammatischen Terminologie bei der Ausprägung von 'präsens' gemeinte Moment, nl. der gegenwärtige Zeitpunkt, in welchem eine Tätigkeit etc. beobachtet und naturgemäß zuerst berichtet wurde" und vorher: "Die zwei hauptsächlichsten Daseinsstufen eines Tuns oder eines Zustandes nl. dessen Abgeschlossenheit und dessen Fortdauer, fallen wesentlich mit der Vergangenheit und der Gegenwart sowie Zukunft des Tuns oder des Zustandes zusammen. Daher sollten (sic!) die Ausstattung des Stammes mit den beiden verschiedenen und einander entsprechenden Charaktervokalen wesentlich die beiden möglichen Hauptbeziehungen eines Tuns oder eines Zustandes zur Zeit ausprägen. Deshalb bleibt es wesentlich richtig, die beiden in Rede stehenden Stammvokalisationen die beiden Tempusstämme zu nennen". (S. 386/7) "*ohne ein beobachtendes und urteilendes Subjekt gibt es gar keine Beschreibung einer Handlung ... und ohne einen Orientierungspunkt gibt es gar keine Unterscheidung von vollzogenen und noch fortdauernden Tätigkeiten, und daß dieser Orientierungspunkt zuerst und auch stets bei weitem in erster Linie der für den Beobachter und Erzähler gegenwärtige Zeitmoment gewesen ist ..., kann unmöglich bezweifelt werden*".

Versuchen wir vollends in knappen Strichen ein Bild zu entwerfen von dem kulturellen Zustande, unter dessen Wirkungen die Indogermanen ihr Verbum entwickelten, so trifft es sich günstig, daß wir in der allerjüngsten Zeit ein Hilfsmittel erhalten haben, welches uns die Möglichkeit an die Hand gibt, die verschwommenen Phantasieschöpfungen früherer Zeiten zu ersetzen durch ein Gemälde mit realistischen Farben und das Land ihrer Heimat zu bevölkern mit leibhaftigen Menschen von Fleisch und Blut: ich meine das schöne Werk von Matthäus Much Die Heimat der Indogermanen, 2. Aufl., Jena-Berlin 1904. Darnach saß das Urvolk an den Ufern der Ostsee, lebte also unter den Leib und Seele gleichmäßig stählenden Bedingungen des nordmitteleuropäischen Klimas. Es war eine Edelrasse, die künftigen Herren der Welt auf dem Gebiete des Staates wie Geistes, von adeliger Erscheinung, begabt mit starkem Willen, Kunstsinn und Verstand. Wirtschaftlich betrachtet, hatte es die Stufe des Höhlenbewohners nicht nur, sondern auch die des

Jägers hinter sich, ja die des Nomaden großenteils bereits überwunden und war schon eingetreten in die ersten Stadien des rind- und rossezüchtenden Ackerbauers. Es formte überraschend schöne Werkzeuge aus Stein und erfand sogar ein eigenes Dekorationsmotiv, das des Mäanders und der Spirale. In der Religion war es bei einem Ahnenkult großen Stiles angelangt, wofür die gewaltigen Steingräber zeugen, und vielleicht verehrte es auch schon den lichten Himmelsgott. Die Ehe hatte die Form der patriarchalischen Monogamie erreicht, und sie war so reich gesegnet mit überquellender Zeugungskraft, daß sie Jahrtausende lang bis heute den Erdball mit einem gebietenden Geschlechte versorgte, das bei tiefer Liebe zur Heimat doch allezeit zu wagemutiger Wikingerfahrt bereit war. Alles in allem ein herrliches Menschenmaterial voll Individualität, Originalität, schöpferischer Kraft und fruchtbarem Denken (s. Much S. 366), Leute zugleich, in denen ein nimmer rastender Sporn zum Vorwärtsstreben wirkte, "der unablässige Drang, mit dem höchsten Lebensgenusse die höchste Machtfülle und die höchste Erkenntnis zu vereinigen", "die faustische Natur der Nordländer, die — im Gegensatze zu der des Orientalen — in steter Unzufriedenheit mit dem Erreichten steht" (S. 421).

Was folgt aus solcher Veranlagung für die Stellung des Indogermanen zum Verbum? Zunächst antworten wir: daß er den durchaus nicht überall vollzogenen Schritt vom nominalen zum verbalen Ausdruck getan und daß er vollends das Tätigkeitswort, das Prädikat zum Hauptbestandteil des Satzes erhoben hat, entspricht seiner mächtigen Aktivität. Wie wird er sich nun als durch und durch persönlicher Mensch, als geborener Subjektivist zu der Modifikation verhalten haben, die nach der des Modus allerdings wohl die subjektivste ist, zu der Bezeichnung der Gegenwart? Ist nicht hundert gegen eins zu wetten, daß sie sich ihm, dessen höchsteigenes Pronomen noch heute der durch das unverfälschteste germanische Herrenbewußtsein hervorstechende Engländer mit dem großen Buchstaben I schreibt, stets und überall mit naiver Selbstverständlichkeit in den Vordergrund gedrängt hat? Um so mehr freut es mich, daß auch Brugmann an der Hand sprachlicher Gründe (K. v. Gr. S. 491 f., § 635) zu dem im Nachsatz ausgesprochenen Urteil gelangt ist: "Die Zeitstufe (Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft) hatte am Verbum selbst keinen Ausdruck, *außer daß vielleicht die Aus-*

gänge der sog. primären Personalendungen -i, -ai, z. B. der 3. Sg. -ti, -tai durch sie selbst eine Beziehung zur Gegenwart hatten". Auch S. 571 § 742 steht: "Der Ind. Präs. versetzt 1. die Handlung in die Gegenwart des Sprechenden (wobei zu beachten ist, daß das -i der Endungen -mi, -si usw. vielleicht einen Hinweis auf diese Zeit gab, oder er drückt 2. Handlungen aus, die zeitlich nicht bestimmt sind, wie *omnia vincit amor*". Es scheint mir im Gegensatze zu Bréal bei der allgemein anerkannten Richtung der Sprache vom Konkreten zum Abstrakten, vom Speziellen zum Generellen kein Streit darüber zu sein, daß sich die zweite Bedeutung im Laufe der Zeit, als die Erfahrungen sich häuften, aus der ersten entwickelt hat (vgl. Delbrück S. 260 f.). Das Ursprüngliche ist gewiß, daß einer, der es selber erlebt, wie ein liebeglühendes Paar vor nichts zurückschreckt, je nach Temperament mit Anerkennung oder mit Kopfschütteln ausruft: "Da sieht man's, alles besiegt die Liebe" und ebenso vergegenwärtigt sich der, welcher Bréals Satz ausspricht *La Seine passe à Paris*, die Beobachtung, daß es so ist; selbst unser blasses Buchpräsens ist in letzter Linie aus dieser Wurzel konkret gegenwärtiger Anschauung entsprungen. In Wahrheit wird somit das sog. zeitlose Präsens ein solches sein, bei dem die Gegenwart beliebig weit erstreckt worden ist, wie Blaß Gr. d. N. T. Gr.[1] S. 183 sagt: "es dehnt sich die auf beiden Seiten hinzugenommene Zeit mehr und mehr aus, bis schließlich alle Zeit umfaßt wird: θεὸς ἔςτιν".

Anschließend hieran ist auch das Präsens historicum zu behandeln, da es 'gewiß uralt volkstümlich' ist (Delbrück Vgl. Synt. 2, 261). Gildersleeve sagt darüber (Synt. of Class. Greek S. 86 § 200): This use of the present belongs to the *original stock* of our family of languages. Wenn er fortfährt By reason therefore, both of its liveliness and its familiar tone it is foreign to the leisurely and dignified unfolding of the epos, so vermag ich dem besser zu folgen als dem Satze Brugmanns (K. v. Gr. S. 571 § 742) "Über dem Interesse an dem Vorgang selbst wird von seinem Zeitverhältnis zum Sprechenden abgesehen, man erzählt, als habe man ihn wie in einem Drama vor sich": mir scheint, eben dadurch, daß ich mich dem Vorgang oder den Vorgang mir gegenwärtig mache, betone ich vielmehr das 'Zeitverhältnis zum Sprechenden' sehr stark, für ein feineres stilistisches Empfinden manchmal zu stark, nicht bloß für das des Homer, sondern, wie man aus Gildersleeves scharfen Be-

merkungen (Probl. S. 245) über Dickens ersehen mag, auch für das eines Literarästhetikers unserer Tage. Wiederum muß ich Ed. König beipflichten, der a. a. O. bemerkt: "das sog. 'praesens historicum' beruht auf einer von der Wirklichkeit abstrahierenden, sozusagen künstlichen Vergegenwärtigung eines entfernten Zeitstadiums"; man wird wohl von einer Art Volksrhetorik reden dürfen.

Hinsichtlich des Präsens komme ich somit zu dem Ergebnis, daß wir im Indogermanischen vier Anwendungstypen auseinanderhalten können: 1. Das wirklich gegenwärtige, 2. das historische, 3. das generelle, 4. das kursiv-durative: ich halte das erste für das ursprünglichste und glaube, daß es weder bei ihm noch bei den zwei nächstgenannten auf die Aktion ankomme, die sich erst bei der vierten Art im Zusammenhang mit der Scheidung von Imperfekt und Aorist herausgebildet haben wird.

Nur mit einem Worte streife ich noch den idg. Ausdruck der Vergangenheit und der Zukunft: daß ersterer bereits dagewesen ist, unterliegt ja keinem Zweifel, und man kann noch dafür anführen, daß nach Brugmann K. v. Gr. S. 485 § 626 das Augment "wohl schon in uridg. Zeit mit dem Verbum durchgehends univerbiert war"; noch bestimmter S. 492 § 635: "doch ist es schon in uridg. Zeit mit der Verbalform univerbiert worden". Auch das erklärt sich aus den sozialen Verhältnissen des Urvolkes: der erreichte Grad der Seßhaftigkeit, besonders aber die patriarchalische Familie nebst dem damit verbundenen Ahnenkult liefert die Elemente historischer Überlieferung, die jedenfalls bis zu den so hoch verehrten τριτοπάτορες gereicht haben wird (E. Rohde Psyche³ 1, 247—249; 2, 122, 2; J. Harrison Proleg. to the study of Greek religion, Cambridge 1903, S. 179; Kägi Die Neunzahl S. 516; O. Schrader Reallex. d. idg. Altertumskunde 1901, S. 21—33; besonders S. 32: "Es ist darnach wahrscheinlich, daß jeder einzelne seinen nächsten drei Ahnen, Vater, Großvater und Urgroßvater, die er oft noch persönlich gekannt, und mit denen er in derselben Hausgemeinschaft . . . noch oft zusammengelebt haben mochte, einen besonderen Seelenkult darzubringen verpflichtet war").

Daß auch das Futurum ein urzeitlich schon ausgeprägtes Tempus gewesen sei, ist immerhin wahrscheinlich (Brugmann K. v. Gr. S. 529 § 692, 4); mag auch der prospektive und volitive

Konjunktiv ihm das Gebiet morphologisch streitig machen, so weist er doch auf die Zukunft. Jedenfalls hatten die kühnen Scharen, die sich ein Ziel in weiten Fernen setzten, ein Bedürfnis nach der Schaffung einer solchen Zeitform. Aber auch die zu Hause Bleibenden werden es schwerlich haben missen wollen: denn da sie keine stumpfen Wilden waren, die kaum von heut auf morgen vorausdenken, sondern Leute, auf die einer der Hauptthebel aller Gesittung, die Lebensfürsorge, schon zu wirken angefangen hatte, so mußte sich ihr Blick notwendig in die Zukunft richten und der Aufforderung "laßt uns tun!" wird sich bei diesem verstandesklaren und selbstbewußten Geschlechte auch bald die Versicherung angeschlossen haben: "wir werden es tun!"

Was die Aktion betrifft, so hat sie sich bei den Zeiten der Vergangenheit allmählich differenziert, dagegen hat sie beim Futurum offenbar keine Rolle gespielt, sodaß wir auch hier deren Bedeutung nicht so groß finden als sie bei Herbig erscheint.

Gehen wir nun endlich zum Griechischen über, so treffen wir hier im wesentlichen dasselbe Nebeneinanderstehen von Modus, Aktion und Tempus, werden jedoch den Eindruck haben, daß die Aktion wirklich das beherrschende Element der Zeitgebung geworden ist, besonders da, wo alle drei Stämme aufeinander bezogen sind. Den tieferen Grund hiefür wird man finden dürfen in dem künstlerischen Gestaltungstrieb, der sich, wie jüngst wieder in J. Burckhardts Griech. Kulturgesch. so schön ausgeführt worden ist, in allem und jedem offenbart, was hellenischer Geist geschaffen hat. Im allgemeinen wird sich, dessen darf man wohl sicher sein, die Formel bewahrheiten, daß der Präsensstamm den aspectus actionis infectae, der Aoriststamm den actionis effectivae, der Perfektstamm den actionis perfectae zur Geltung bringt, mit anderen Worten, daß die Handlung vorgeführt wird entweder als noch nicht abgeschlossen oder als abgeschlossen oder als abgeschlossen bestehend. Auch vom Perfekt möchte ich glauben, daß es nunmehr ins Aktionenschema eingegliedert und dieses so wirklich von seiner anfänglichen Zweigliedrigkeit zur Dreigliedrigkeit fortgebildet worden ist. Es mag wohl sein, daß der homerische Grieche, wie Delbrück annimmt (Vgl. Synt. 2, S. 203), wirklich μέμυκα empfand als "habe ein Geschrei erhoben und bin nun dabei", besonders neben dem aor. μύκε, der gegenüber dem Präs. μυκάομαι sicher bedeutet

'erhob ein Geschrei', sodaß sich Gildersleeve Probl. S. 248 unnötig gegen diese Erklärung ereifern würde, während er vermutlich Recht hätte, wenn es sich hier um die Zeit der Schöpfung der Kategorie handelte, in der sie wohl sicher intensiv-präsentisch war, wie wir sahen. Daß aber dann die 'Vorhandlung' sich stärker bemerklich machte, vielleicht schon in späteren idg. Zeiten, möchte man doch schließen aus dem bekannten Gebrauch im Altindischen, Germanischen und Lateinischen; auch im Griechischen, zumal dem niedereren Stiles, tritt dieselbe Neigung auf, sodaß wir bei den Rednern sogar Fälle finden wie ἐπιδέδεικται τότε (Gildersleeve Synt. of Cl. Gr. S. 101, § 233).

Trotz alledem werden wir auch im Griechischen Ausnahmen von der Regel zulassen müssen, die wir dann meist als Überlebsel aus dem Zustande betrachten dürfen, wo die Aktionen noch nicht so scharf differenziert waren wie später. Dahin rechne ich uncharakterisierte Präterita wie ἔφη, und ferner vor allem das praesens universale, das also mit dem aoristus gnomicus zusammenfällt, wie man auch etwa aus Ilias 22, 490 entnehmen mag, immerhin wohl mit der feinen Nuance, daß dieser den Abschluß explicite, jenes implicite enthält, sowie in einem Teile seines Anwendungsgebietes das praesens historicum, bei dem es sich tatsächlich sehr oft nicht um die Aktion, sondern rein um die Vergegenwärtigung eines Faktums handelt. Ich möchte vermuten, daß es einen Griechen oft nicht anders anmutete als uns die tabellarische Übersicht, die wir in der "Woche" so schön auf uns wirken lassen können, sodaß ich die heute überwiegende Lehre von dem dramatischen Vorführen der gleichsam auf einer Bühne vor sich gehenden Handlung nur für einen Teil der Fälle als zutreffend erachten kann. Auch Gildersleeve urteilt (Synt. of the Cl. Gr. S. 86, § 200): *It antedates the differentiation into imperfect and aorist.* Blaß aber meint (Gr. d. NT. Gr.[1] S. 183, § 56, 4): "Da für die als vollendet angeschauten Handlungen aus naheliegenden Gründen eine Form für die Zeitstufe der Gegenwart (gl. Präs. des Aorist) nicht existiert, so muß in einzelnen Fällen das Präsens auch diese Funktion mit übernehmen (aoristisches Präsens). Wenn Petrus Act. 9, 34 zu Aeneas sagt: ἰᾶταί σε Ἰησοῦς Χριστός, so bedeutet das nicht: er ist im Heilen begriffen, sondern: "er vollendet die Heilung in diesem Momente, was ich dir hiermit ankündige". S. 184, 5: "Die gleiche aoristische Bedeutung pflegt das Präs. auch dann zu

haben, wenn es zugleich mit Vertauschung der Zeitstufe in lebhaft vergegenwärtigender Erzählung als Praes. historicum steht."

Im Folgenden soll außerdem der Versuch gemacht werden, noch einige Einzelheiten zweifelhafter Art zu behandeln, die mir bei der Lektüre oder beim Studium der neueren Schriften über den Gegenstand aufgestoßen sind.

Vorab möchte ich die Fälle erledigen, die, wie mir scheint, fälschlich in diesem Sinne herangezogen werden. Zunächst nenne ich εἰμι, dessen Behandlung durch Delbrück Vgl. Synt. 2, 69—71 von Chr. Sarauw (Ztschr. f. vgl. Sprachf. 38, 1902, S. 159—161) m. E. widerlegt worden ist. Sodann gehe ich über zu den Präsentien, die Delbrück S. 83—85 besprochen hat (φεύγω, φέρω, ῥέω, ἄγω, τρέω, ἕπομαι, πεύθομαι). Da er hier mit 'gemischter Aktion' selbst etwas anderes meint als bei εἶμι, insofern er bei diesem den Wechsel von punktueller und nichtpunktueller, bei den anderen dagegen bloß das Schillern in verschiedenen (überdies wahrscheinlich aus dem Widerschein der Umgebung abzuleitenden) Nuancen derselben Aktion, nämlich der nichtpunktuellen, versteht, so brauche ich darauf ebenfalls nicht weiter einzugehen. Was Herbig (Idg. Forsch. 6, 229) vermutet, ἀπηχθόμην erscheine bald als Imperfekt, bald als Aorist, hat nicht viel auf sich: man kommt an allen Stellen mit der Bedeutung aus 'fiel in Haß', bezw. nach unserer Art die Zeitrelation auszudrücken, 'war in Haß gefallen'. Dabei ist Ilias 21, 83 natürlich ἀπεχθέϲθαι zu lesen, anstatt ἀπέχθεϲθαι, was bei der späten Herkunft der Akzente um so weniger eine Änderung ist, als auch der Scholiast offenbar dieselbe Lesart im Auge hat, da er anmerkt ἔοικα ἀπεχθῆϲ γεγονέναι τῷ πατρί, wobei angesichts der spätgriechischen Vorliebe für das Perfekt anstatt des Aorists γεγονέναι kaum etwas anderes wird heißen sollen als γενέϲθαι. Weiter ist noch kurz einzugehen auf Brugmann K. v. Gr. S. 569 f., § 741: zwar handelt es sich hier mehr um die Zeitrelation als um die Aktion, aber letztere kommt doch insofern herein, als gesagt wird, daß der Anschein der Vorzeitigkeit erweckt werden kann, wenn zwei Handlungen aufeinander bezogen werden, von denen die eine im Aorist, also in der Form des Abschlusses gegeben wird. Beiläufig sei bemerkt, daß das Beispiel κἄν τι φάγωϲιν, ἀναϲτήϲονται zeigt, wie unangebracht das immer noch in neueren Darstellungen auftretende Wort 'vergangen' ist: Vergangenheit ist eine Zeit-

stufe, Vorzeitigkeit eine Zeitrelation. Wenn sodann Brugmann angibt "In denselben Satzarten konnten auch Formen mit nichtpunktueller Aktion zum Ausdruck einer zeitlich vorausliegenden Nebenhandlung angewendet werden, wenn bei der Nebenhandlung eben die nichtpunktuelle Aktion, nicht das Zeitverhältnis ins Auge gefaßt würde, z. B. Plato ἀλλ' ἅττ' ἂν οὗτοι διαγγέλλωσι, ταῦτα ὑμνοῦσι, "was diese überallhin vorgesprochen haben, leiern die andern nach", so vermag ich dem nicht beizustimmen. Von einem Ausdruck des Vorausliegens der Nebenhandlung ist jedenfalls keine Rede, ja es ist mir in diesem Falle zweifelhaft, ob auch nur inhaltlich von diesem gesprochen werden darf; was tatsächlich dasteht, heißt eben nur "was diese (allemal) vorsprechen, das leiern sie (allemal) nach", so daß beide Handlungen ohne alle Rücksicht auf die Relation als unvollendet vorgeführt werden: *quicquid hi praeeunt, ea decantant*, nicht, wie es natürlich auch lauten könnte, *praeierunt*. Hom. αὐτὴν δ' ἐς θρόνον εἷσεν ἄγων ὑπὸ λῖτα πετάσσας heißt nicht "er ließ sie auf dem Thronsessel Platz nehmen, sie hingeleitet habend", sondern "sie hingeleitend, nachdem er ein Linnen hingebreitet hatte": das Geleiten wird solange als unvollendet betrachtet, bis die Respektsperson Platz genommen hat. Auch die allerdings sehr starken Fälle Hom. ἀείδεις . . . ὥς τέ που ἢ αὐτὸς παρεὼν ἢ ἄλλου ἀκούσας und Soph. ἐγὼ παρὼν ἐρῶ sind nichts als handgreifliche Belege für die erstaunliche Unbekümmertheit des Griechen um den Ausdruck dieser Verhältnisse. Ersteres ist durchaus nicht zu übersetzen mit "dabei gewesen seiend", sondern die erste Stelle lautet: "du singst wie etwa ein dabei Seiender oder von einem anderen zu Kunde Gelangter" und die zweite "ich werd's sagen auf Grund von Anwesenheit". In beiden Fällen handelt es sich übrigens genau genommen auch nicht um den Ausdruck oder richtiger Nichtausdruck der Zeitrelation wie im ersten, sondern um den der Zeitstufe, sodaß sie eigentlich unter eine andere Rubrik fallen. Endlich vermag ich mich auch dem Urteil nicht anzuschließen (S. 570): "waren die zwei verschiedenen Vorgänge gleichzeitig, so waren für die Nebenhandlung natürlich nur Formen nichtpunktueller Aktion geeignet": in εὖ ἐποίησας ἀναμνήσας με, χάρισαί μοι εἰπών und verwandten Beispielen findet mit der inhaltlichen Koinzidenz sicherlich Gleichzeitigkeit statt. Auch Gildersleeve übersetzt Class. Synt. S. 140, § 339 ἀπώλεσας τὸν

οἶνον ἐπιχέας ὕδωρ mit You spoiled the wine by adding water und bringt S. 141, § 245 weitere hübsche Belege, aus denen sich freilich ergibt, daß auch hier die Grenzen fließend sind; so faßt er Pindar 1, 5, 51 als koinzident: εἶπέν τε φωνήσαις ἅτε μάντις ἀνήρ, da er wohl versteht "er sprach, indem er redete als ein Seher". Sowie man jedoch mit einer ganz leichten Wendung φωνῆσαι ingressiv faßt, kann man ebensogut vorzeitig verstehen: "er sprach, nachdem er die Stimme erhoben hatte", wenngleich selbst auch hier näher liegen wird "indem er die Stimme erhob". Man sieht, wie unendlich zart gerade hierin der Bau des Griechischen ist, sodaß man wieder Gildersleeve zustimmen muß, der (Problems S. 252) sagt: Here, then, on what some would consider the very threshold of the language, we meet a problem that is to be solved by sympathy and sympathy alone. The open sense of the student is the only open sesame. Wie fein freilich mitunter die Unterschiede sind, dafür sind ein anschaulicher Beweis Stellen wie Eurip. Hippol. 473: ἀλλ' ὦ φίλη παῖ, λῆγε μὲν κακῶν φρενῶν | λῆξον δ' ὑβρίζουσ'· οὐ γὰρ ἄλλο πλὴν ὕβρις | τάδ' ἐστι. Man glaubt, beide Imperative müßten dasselbe bedeuten. Aber auch hier hilft stilistische Interpretation zu besserer Erkenntnis. Wie W. Nestle (Euripides, 1901, S. 12) betont, war der dritte der großen Tragiker von den Regeln der Redekunst stark berührt: "Daß Euripides nach der Sitte der damaligen Zeit eine gründliche rhetorische Schulung durchgemacht hat, beweist jede Zeile seiner Werke". Da nun von den κακαὶ φρένες zur ὕβρις augenscheinlich eine Klimax vorliegt, so wird dieselbe auch zwischen λῆγε und λῆξον obwalten: jenes gibt einleitend partem pro toto, dieses abschließend das totum. So übersetzen wir endlich: "Doch, o liebe Tochter, habe den guten Willen, abzugehen von falschem Sinn, nein vielmehr (δέ = immo vero) faß' den Entschluß, zu brechen mit dem Frevel: denn nichts andres außer Frevel ist dies!"

Bedenklich scheint auch Il. 17, 70 f. ἔνθα κε ῥεῖα φέροι κλυτὰ τεύχεα Πανθοΐδαο | Ἀτρεΐδης, εἰ μή οἱ ἀγάσσατο Φοῖβος Ἀπόλλων. Nicht das ist hier das Anstoßerregende, daß der Optativ irreal, noch auch, daß der Präsensstamm in Beziehung auf eine vergangene Handlung gebraucht ist — denn dies kommt beides auch sonst vor (vgl. Brugmann Griech. Gr.³ S. 305, § 560; W. Leaf The Iliad of Homer¹, Lond. 1895, grammatical introduction p. LI) —, wohl aber, daß man den Eindruck hat,

man sei gezwungen φέροι wiederzugeben mit 'hätte davongetragen', also perfektiv. Dies wäre um so auffallender, als dafür ἐνέγκοι, ἄραιτο u. a. m. zur Verfügung stand und somit das von Sarauw im Eingange seiner Arbeit a. a. O. geforderte Koordinatensystem aufeinander bezogener Verben tatsächlich vorlag. Delbrück hat dem Verbum eine lichtvolle Behandlung zuteil werden lassen, der ich folgendes entnehme. Vgl. Synt. 2, S. 83: *bhárati* bedeutet gleich φέρω sowohl tragen (kursiv), als holen (initiv) und bringen (finitiv); S. 84: "Man kann **bhéreti* also insofern gemischt nennen, als es kursiven und terminativen Sinn hatte. *Punktuell scheint die Wurzel und also auch das Präsens nicht gewesen zu sein.* Für diese Annahme spricht der Umstand, daß ein Aorist von dieser Wurzel im Griech. gar nicht, im Ai. kaum vorhanden ist". S. 112: "Im Gegensatz zu φορέω wird φέρω überwiegend terminativ gebraucht, und zwar entweder so, daß eine einzelne bestimmte Handlung, oder die Handlung des Bringens, Holens als solche vorgestellt wird .... 'Holen' bedeutet es z. B. in: .... ἔνθα κε ῥεῖα φέροι κλυτὰ τεύχεα P. 70". Deutlicher dürfte der Sinn noch heraustreten, wenn wir verstehen "Da hätte er leicht die Waffen dahingetragen", nämlich: übers Gefilde, sodaß ein Bild des mit der Beute einherstolzierenden Kämpen an uns vorübergeführt, nicht der Akt der Aneignung betont würde. Doch gebe ich zu, daß die Erklärung künstlich klingt und das Verbum weiterer Beobachtung im Griechischen bedarf, da noch andere Fälle vorhanden sind, in denen es einen perfektiven Eindruck erweckt, was ich im Augenblick nicht weiter verfolgen kann.

Wenn ich darnach der Ansicht bin, daß diese Art von Beispielen uns nicht ohne weiteres dazu berechtige, dem Griechischen Durchbrechungen der Aktion zuzuschreiben, so bin ich in anderen Fällen nicht so sicher. Daß Schwankungen jedenfalls bis in seine Anfänge stattgefunden haben, dafür kann man sich, wie mir scheint (mit Gildersleeve Probl. S. 250: ἔτραπον the aorist of one dialect is the imperfect of another) auf Bildungen berufen wie dor. neui. τράπω neben τρέπω, dor. τράφω neben τρέφω Pind., τράχω neben τρέχω Sophr., στράφω neben στρέφω und allgemein γράφω an Stelle eines zu erschließenden *γρέφω; merkwürdig ist ferner besonders ἔτευον, das att. Aorist ist, während es eigentlich Imperfekt sein sollte, zu τέμω (τέμει Il. N, 307) und ἔταμον dialektisch oft auftritt.

wie man bei Veitch (Greek verbs irregular and defective[4], Oxford 1887, S. 628 leicht ersieht; hier kommt man auf den Gedanken, daß schon der Gegensatz der durch *n* nicht charakterisierten Form gegenüber der durch *n* charakterisierten genügte, um Aktionsänderungen herbeizuführen. Solche mögen dann und wann vorgekommen sein; doch wird man annehmen dürfen, daß nach ihrem Abschluß die Bedeutungen fest waren.

Ein weiteres Glied in dieser Kette bildet das vielberufene οὐκ ἔπειθεν, das bekanntlich nicht nur heißt 'ich redete nicht zu', sondern auch 'ich konnte nicht überreden', was umso merkwürdiger ist, als doch (Veitch a. a. O., S. 517) ἔπιθον (πίθον, πέπιθον) nicht selten scheint und auch ἔπειςα zu Gebote stand. Gildersleeve faßt (Synt. of Class. Greek. S. 95, § 216) das tempus als Imperfekt und bemerkt außer dem oben auf Seite 193, Linie 8—11 von unten Angeführten auf S. 106, § 245: As the aorist is used of one, so it is used of none. Total negation is expressed by the aorist, as resistance to pressure is expressed by the imperfect (so auch Probl. S. 251 The negative takes the aorist as a rule) und die Scholia BL zu Il. Z, 161/2 τὸν οὔ τι | πεῖθ' ἀγαθὰ φρονέοντα: ὁ παρατατικὸς τὴν πολλάκις τοῦτο λέγουσαν ἐδήλωσε zeigen allerdings so viel, daß die späteren Erklärer derselben Meinung waren. Auch ich teilte sie früher unbedingt und suchte sie durch folgende Erwägung zu stützen: auszugehen ist vom Medium (Passivum); das wir z. B. Aristoph. Vesp. 116/7 haben: ἀνέπειθεν αὐτὸν μὴ φορεῖν τριβώνιον | μηδ' ἐξιέναι θύραζ'· ὁ δ' οὐκ ἐπείθετο (213) "er redete ihm zu usw.; der aber ließ nicht zureden". Hier kommen wir beidemal mit der imperfektiven Bedeutung 'zureden' aus. Nun würde der Sinn des zweiten Satzes inhaltlich nicht geändert, wenn er aktiv geformt würde, d. h. wir erhielten dann οὐ μέντοι ἔπειθεν αὐτόν, also auch das Imperfekt. Allein man wird bei unbefangener Prüfung sagen müssen, daß diese Ableitung zu gesucht ist, um wahr zu sein. So hat man denn die Negation als den Hauptfaktor geltend zu machen versucht. Um nicht zu reden davon, daß Pedersen (Ztschr. f. vgl. Sprchf. 37, 1901, S. 233/4) fürs Slavische behauptet, sie hebe den Unterschied zwischen einmaligem und mehrmaligem auf, so sagt Brugmann Gr. Gr.[3] S. 487, § 544: "Besser sagt man, daß οὐ bei Verben, die eine zielstrebige Handlung bezeichnen, nicht die unvollendete Tätigkeit, sondern die Erreichung des

Ziels, den Kulminationspunkt der Handlung negierte. Allein diese Worte kommen mir mehr wie eine Behauptung als wie eine Erklärung vor, und ich vermag sie nicht richtig zu finden: gewiß ist doch etwa in dem Satze 'ich suchte dich' (ἐζήτουν cε) das Verbum 'suchen' zielstrebig: trotzdem ist 'ich suchte dich nicht' (οὐκ ἐζήτουν cε) etwas völlig anderes als 'ich erreichte dich nicht' (οὐχ εἷλόν cε oder auch οὐχ ᾕρουν cε). Dazu kommt noch etwas, daß nämlich, wenngleich nicht so oft, das positive ἔπειθον denselben Sinn hat: Z. 51 ὥc φάτο, τῷ δ' ἄρα θυμὸν ἐνὶ cτήθεccιν ἔπειθε (wo freilich andere Lesart: ὄρινεν) und Π 842, ὥc πού cε προcέφη, coί δὲ φρένας ἄφρονι πεῖθεν. Nun könnte man allerdings daran denken, anstatt πειθ überall πιθ zu lesen, was an den Stellen keine Schwierigkeit hätte, an denen die von Wilhelm Schulze, Danielsson und Solmsen ermittelten metrischen Freiheiten der cτίχοι ἀκέφαλοι (im ersten) oder μείουροι (im sechsten Fuß) oder der Längung der ersten von drei aufeinander folgenden Kürzen herangezogen werden könnten: dies wäre, soviel ich sehe, fast überall denkbar in den von Mutzbauer Grdl. d. griech. Tempusl., Straßburg 1893, S. 353 gegebenen Beispielen. Doch widerstrebt M 173 ὡc ἔφατ' οὐδὲ Διὸc πεῖθε φρένα ταῦτ' ἀγορεύων, wo die Abänderung in Διὸc πέπιθε φρένα zwar nicht schwer, aber doch nur eine petitio principii wäre, abgesehen von der Notwendigkeit, die späteren Beispiele für bloße Nachahmungen der homerischen zu erklären.

So weiß ich denn keinen anderen Rat, als in diesem und ähnlichen Fällen (wie Odyss. ξ, 392 οὐδ' ὀμόcαc περ ἐπήγαγον οὐδέ cε πείθω oder Plat. civ. 390, e (Hes. fr. 180 δῶρα θεοὺc πείθει) einen rudimentären Überrest, ein Survival zu erblicken aus längst vergangenen Zeiten. Selbst der vorsichtige Gildersleeve, ein abgesagter Feind aller Gebietsverwischungen, räumt doch (Synt. of Class. Greek S. 92 § 212) soviel ein, daß bei dem "Interchange of Imperfect and Aorist" "An actual interchange of tenses is not to be admitted *except in the case of a few old preterites, such as* ἦν *and* ἔφην" . . . The apparent exceptions, then, may be accounted for by undifferentiated forms etc.; wenn derselbe (Probl. S. 243) warnt vor einer Überschätzung metrischen Einflusses mit den Worten "If one admits that *metri causa* may suffice to efface slight differences, the inch of concession becomes an ell whereby to measure all Greek", so hat er gewiß Recht: immerhin jedoch wird man dem Versmaß wenigstens

eine unterstützende Rolle zuschreiben dürfen, etwa in der Art, wie Guil. Schulze diesen Gesichtspunkt in den Quaestiones epicae zu Ehren gebracht hat.

Noch viel schwieriger steht es mit dem Imperfekt eines anderen Verbs, nämlich ἔτικτον, das neben ἔτεκον anscheinend völlig gleichbedeutend vorkommt (s. Mutzbauer Grdl. S. 317 f.). Odyss. π, 117 ff. lesen wir: ὧδε γὰρ ἡμετέρην γενεὴν μούνωσε Κρονίων · | μοῦνον Λαέρτην Ἀρκείσιος υἱὸν ἔτικτεν, | μοῦνον δ' αὖτ' Ὀδυσσῆα πατὴρ τέκεν · αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς, μοῦνον ἔμ' ἐν μεγάροισι τεκὼν λίπεν, οὐδ' ἀπόνητο. Wir können ja freilich deutsch auch ganz leicht nachbilden: "hat vereinsamt; zeugte; hat gezeugt; hat gezeugt und hinterlassen". Aber damit kommen wir nur dann durch, wenn wir dabei auf alle Imperfektbedeutung von ἔτικτε verzichten. Das wäre nun nicht so schwer, wenn τίκτω morphologisch auf derselben Stufe stünde wie λείπω, πείθω, φεύγω usw. Dem ist jedoch nicht so, weil wir nach der herkömmlichen Ableitung eine reduplizierte, d. h. etwa iterativ charakterisierte, Bildung vor uns haben. Wie man hier helfen soll, kann ich nicht sagen, obschon ich an verschiedene Auswege gedacht habe. Entweder könnte man annehmen, daß gar keine Reduplikation vorläge, sondern eine Form mit dem noch unerklärten schwachen ι (H. Hirt Hb. d. gr. L. u. F. l. S. 79, § 106; Brugmann K. v. Gr. S. 513, § 667) nebst einem 'Determinativ' *t*: ob man damit viel Gegenliebe finden würde? Oder könnte man sich ausmalen, das Verbum sei zunächst auf das Gebären der Frau beschränkt gewesen, auf jenen improbus labor enitendi, bei dem allerdings das imperfectum de conatu, wie bekannt ist, oder vom Standpunkt des Zuschauers aus angesehen, die sympathische Hineinversetzung in diese Situation der Widerstände einen ungemein guten Sinn hätte und der vielgerühmte ἐνάργεια Ὁμηρική das anerkennenswerteste Zeugnis ausstellen würde, wofür man sich auch noch auf die allerdings merkwürdige Stelle Eur. Or. 552 πατὴρ μὲν ἐφύτευσέν με, σὴ δ' ἔτικτε παῖς berufen könnte: allein wer wird so ohne weiteres an die Übertragung auf den Mann glauben? Wenn man unter sotanen Umständen überhaupt auf einer Erklärung bestehen will, so wird man sich vorzustellen haben, daß sie auf dem stilistischen Boden zu suchen sei: da im Epos der ursprünglich fein nuancierte Wechsel von Ipf. und Aor. so oft vorlag, so konnte er bei handwerksmäßiger Nachahmung zu einem Stück mechanischer Technik werden,

wie denn seit Wilamowitz's Untersuchungen das konventionelle Gepräge der Dichtung feststeht; sehr treffend Harrison a. a. O. S. 174: Homer's phraseology is rarely primitive-often fossilized und S. VII The Olympians of Homer are no more primitive than his hexameters.

Nunmehr scheint es mir am Platze, mich noch besonders auseinanderzusetzen mit Delbrück, dessen Lehren ich bisher nur gestreift habe. Wenn ich dabei mehrfach von ihm abweiche, so geschieht es im Bewußtsein der Unzulänglichkeit meiner Kraft ebenso wie im Gefühle des Dankes gegenüber dem Mann, über den Morris geurteilt hat (Princ. a. meth. i. Lat. Synt. S. 32) "The power and brilliancy of Delbrück as an investigator, his immense knowledge and the clearness and persuasiveness of his presentation, which pointed him ou as the natural co-worker of Brugmann on the *Grundriss*, have made him easily the first scholar of the period in syntax". Indem ich mich dem aus vollem Herzen anschließe, gestatte ich mir doch einige Fragen aufzuwerfen, wobei es sich wohl empfiehlt, seine Anschauung möglichst aus seinen eigenen Worten vorzuführen. Vgl. Synt. II, S. 14 erfahren wir: "Punktuell ist eine Aktion, wenn durch sie ausgesagt wird, daß die Handlung mit ihrem Eintritt zugleich vollendet ist. Ich nehme an, daß die große Mehrzahl aller Wurzeln punktuell ist". "Den Ausdruck punktuell verwende ich ferner für gewisse Präsensbildungen, deren Indikative wir, da wir ein punktuelles Präsens nicht haben, durch das Futurum wiedergeben, z. B. εἶμι ich werde gehen. Endlich wird punktuell auch für den Aorist gebraucht, weil ich annehme, daß die Aoristaktion von Anfang an nichts anderes darstellt, als den Sinn der punktuellen Wurzel". S. 120: Prüfsteine punktueller Aktion sind: 1. "Der Indikativ des Präsens hat futurischen Sinn". 2. "Das Augmenttempus hat aoristische Anwendung". 3. Das Partizipium bezeichnet meist eine vergangene Nebenhandlung". S. 124: "Der Ausdruck perfektiv . . . besagt im vorliegenden Fall (d. h. bei den gotischen Komposita) soviel wie punktuell". S. 151: Es ist zu beachten, "daß es bei einer und derselben Verbalhandlung mehrere Punkte der Vollendung geben kann", wobei jedoch (S. 233) die Mutzbauer'sche Unterscheidung von Anfangs-, Mittel- und Endpunkt mit Streitberg vielmehr aus der Natur des Verbs und der Rückwirkung des Zusammenhangs herzuleiten ist. Ebenda "die Aktion des Aorists ist punktuell. Ob aber der Anfangs- oder Endpunkt einer Handlung

gemeint ist, ergibt sich lediglich aus der Vergleichung der Aoristaktion mit der eines anderen Tempus". "Wenn eine solche Vergleichung gewohnheitsmäßig erfolgt, so kann für das Sprachgefühl die Mitbezeichnung des Anfanges oder Endes in der Aoristaktion Tatsache werden. Und so ist die Lage im Griechischen .... Δείδια heißt .... 'ich bin in Furcht geraten und nun darin', die involvierte Wurzelhandlung ist also punktuell und ihr Sinn 'in Furcht geraten'. Aber insofern der Aorist im Sprachgefühl in Gegensatz tritt zu dem einen Zustand bezeichnenden Perfektum, kann man auch ihn ingressiv nennen".

"Eine zweite Stufe der Entwicklung stellt ein Aorist wie ἐχάρην vor. Das Präsens χαίρω-*háryati* ist nicht-punktuell, und so war offenbar auch die Wurzel .... Während also ἔδειςα die punktuelle Wurzel enthält, ist ἐχάρην eine punktuelle Neubildung zu einer nicht-punktuellen Wurzel".

S. 237: "Außer dem ingressiven und effektiven Aorist ist, wie schon Mutzbauer angedeutet hat, ... ein dritter Typus anzunehmen, nämlich derjenige, in welchem die Handlung punktualisiert erscheint. Er unterscheidet sich von den bisher genannten Typen darin, daß der Aorist im Vergleich mit der Handlung des Präsens nicht einen Anfangs- oder Endpunkt darstellt, sondern die ganze Handlung des Präsens, aber in einen Punkt zusammengezogen. Offenbar haben wir darin eine jüngere Entwicklung zu erkennen. Indessen liegen auch bei Homer bereits genug Belege vor". Die Summe von Delbrücks Aufstellungen finden wir auf S. 241: "Der Indikativ des Aorists versetzte ursprünglich die punktuelle Wurzelhandlung in die Vergangenheit. Von nichtpunktuellen Wurzeln wurden keine Aoriste gebildet. Allmählich aber stellten sich auch bei diesen Aoriste ein, so daß man nunmehr nur noch sagen kann: der Indikativ des Aorists versetzt eine punktuelle Handlung in die Vergangenheit".

Alles in allem genommen, haben wir also bei Delbrück augenscheinlich 4 Arten des Aoristes: 1. den effektiven; 2. den ingressiven; 3. den punktualisierten; 4. den analogisch angeglichenen. Da sie jedoch in letzter Linie alle auf den punktuellen zurückgehen, so sieht man, von welch fundamentaler Bedeutung die Sätze auf S. 13 sind: "Der feste Ausgangspunkt kann natürlich nur die Wurzel sein. Ich werde mich im folgenden bemühen, diesem wichtigen Gesichtspunkt Geltung zu verschaffen"; mit

dieser Grundvoraussetzung steht und fällt die ganze, von da aus so schön zusammengefügte Delbrücksche Konstruktion des griechischen Tempussystems.

Es sei mir nun gestattet, es sogleich auszusprechen, daß ich von der Tragkraft dieses Eckpfeilers je länger um so weniger überzeugt bin. Mir scheint, Sayce, Jespersen und Wundt (Sprachgesch. u. Sprachpsych., Leipzig 1901, S. 83) haben jenen einfachen, einsilbigen, punktuellen Wurzeln den Todesstoß versetzt, indem sie in ihnen einen letzten verklingenden Nachhall aus dem Märchenreiche erkannten, in dem vor Viktor Hehns 'Kulturpflanzen und Haustieren' die braven Indogermanen so idyllisch und tugendsam hausten. Je mehr an die Stelle der früheren, mit regelrechten Gebilden operierenden Agglutinationstheorie die freilich viel verwickeltere, aber unseren heutigen psychologischen Vorstellungen und linguistischen Kenntnissen weit besser entsprechende Adaptationslehre tritt, desto mehr Boden verliert die Wurzelsprache, und mag man Jespersens leichtbeschwingten Phantasien viel oder wenig Überzeugendes zuschreiben, so wird heute doch soviel als sicher gelten dürfen, daß man auszugehen hat von Sätzen und daß diese in Einzelvorstellungen gegliedert worden sind. Daß bei solcher Zerlegung jedoch keine Wurzeln herauskommen werden, sondern Worte oder Wörter, wird man Wundt (Sprg. u. Spr. ps. S. 87; 91) wohl allseitig zuzugeben geneigt sein; auch Brugmann drückt sich mit großer Zurückhaltung über den Gegenstand aus und meint "Die Wurzeln werden einmal z. T. Wörter gewesen sein, wie man ja immer Wörter geschaffen hat, nicht Wurzeln" (K. vgl. Gr. S. 283, § 365).

Derselbe scheint mir Delbrücks Annahme von deren überwiegend punktueller Natur keinen Vorschub zu leisten, wenn er die Möglichkeit erwähnt (S. 494), daß die Mehrzahl der Verben anfänglich denominativ war, wozu ja die Anschauung von der Priorität des Nomens vor dem Verbum gut stimmt. Einen wirklichen Beweis für die punktuelle Wesenheit seiner Wurzeln hat jedenfalls Delbrück schwerlich erbracht. Schon Kohn meint (Korrspbl. f. d. Gel. sch. Württ. 1888, S. 57): "Eine punktuelle Bewegung ist ein innerer Widerspruch". Auf dasselbe läuft die Kritik von Sarauw hinaus, der KZ. f. vgl. Spr. 38, 147 f. äußert: "Auf die Gefahr hin, ein kleinlicher Pedant zu scheinen, fordere ich eine genauere Bestimmung der Begriffe

Punkt, zugleich und Zusammenfall. Der Schuß dauert einen Moment, also dauert er, also fallen Anfang und Ende nicht ganz zusammen: der Schuß ist kein Punkt im Sinne der Mathematik, sondern ein Punkt, wie er auf dem Papier steht, mit einer gewissen Ausdehnung." Nun könnte man ja freilich einwenden, solch exakter Bestimmung des Punktuellen bedürfe es für das gewöhnliche Leben nicht, man könne sich an dem populären Sprachgebrauch genügen lassen. Allein mir ist zweifelhaft, ob Delbrücks Stützen auch nur für diesen zureichen: m. E. sind die von Sarauw vorgebrachten Gegengründe durchschlagend. Ganz abgesehen davon, daß punktuell und perfektiv, wie dieser zeigt, nicht dasselbe sind, so weist er besonders auch auf die Tatsache hin, daß nicht selten gerade imperfektive Präsentien futurisch gebraucht werden, so I am going, coming, das nicht weit abliegt von μέλλω ἰέναι, und auch Brugmann K. v. Gr. 2, 572, § 742, 6 bestätigt: "Überall findet sich, bald häufiger, bald seltener, bei kursiver Aktion der Ind. Präs. im Sinn eines Futurums."

Delbrücks zweiter Anhalt für den punktuellen Ursinn seiner Wurzeln, die aoristische Verwendung im Präteritum, verfängt gleichfalls nicht: denn es ist nicht erwiesen, daß die Urbedeutung des Aorists die punktuelle ist, wie wir sogleich sehen werden. Endlich die Vorliebe, das Partizipium dieses Tempus vorzeitig zu gebrauchen, ist ganz belanglos: denn sie trifft auch auf Verben von sicher nichtpunktueller Bedeutung zu (etwa in τριάκοντα ἔτη βασιλεύσας ἀπέθανεν = nachdem er 30 Jahre lang König gewesen war, den Thron inne gehabt hatte, starb er). In Wahrheit ist eben das Zeitverhältnis gar nicht ausgedrückt, sondern liegt im Zusammenhang und wird nur hinzuerschlossen, wobei auch gelegentlich geradezu das entgegengesetzte Ergebnis, nämlich anscheinende Nachzeitigkeit, zutage treten kann, wofür schöne Belege gesammelt sind von Brugmann in den IF. 5 (1895), 99, z. B. Tac. Hist. 4, 34 Ex quibus unus, egregium facinus ausus, clara voce gesta patefecit, confossus ilico a Germanis: = "er machte das Geschehene mit lauter Stimme bekannt und wurde dann auf der Stelle von den Germanen erschossen." Für punktuelle Aktion ist hier jedenfalls lediglich nichts zu holen, besonders da manchmal die participia actionis infectae ebenso gebraucht werden, wie jeder von ἄγων, φέρων u. ä. weiß, sodaß nicht einmal perfektiver Sinn durch solche Fälle zu erhärten ist, geschweige denn punktueller.

Diese beiden termini sind nämlich nicht, wie Delbrück offenbar annimmt, identisch: perfektiv kann auch eine iterierte oder ausgedehnte Handlung sein, sofern eben nur der Abschluß deutlich und tatsächlich ausgedrückt, nicht aber bloß hinzugedacht, ist: wenn Delbrück von der ἀκμή oder dem Kulminationspunkte spricht und meint, es ließen sich deren mehrere vorstellen, so möchte ich dem gegenüber betonen, daß es einen wirklichen Abschluß stets nur einmal geben kann und daß dieser notwendig ans Ende der Handlung fallen muß, ganz gleichgültig, ob diese im übrigen als punktuell oder nicht punktuell eingeführt wird. Um letztere Eigenschaft handelt es sich beim Aorist gar nicht, sondern um eine davon verschiedene. Schon der alte Buttmann hatte dies fürs Griechische sehr gut also formuliert: "Der Aorist ist nicht auf das wirklich und eigentlich Momentane eingeschränkt, sondern des Aorists bedient sich der Vortragende für alles, wovon er sich nebst dem Geschehen immer gleich auch die Vollendung dazudenkt." Es ist nun sehr lehrreich zu sehen, daß von ganz anderer Seite her und zwar von der, die in unserer Frage stets für höchst bedeutsam gegolten hat, nämlich von der slavischen, eine fast wörtlich ebenso lautende Erklärung abgegeben worden ist. Man findet sie angeführt von Sarauw, a. a. O. S. 148: "Es kommt nun aber eigentlich nicht auf die kurze Ausdehnung an, sondern auf etwas anderes, das bei Vostokow gut bemerkt und schön ausgedrückt ist: er nennt die Kategorie *odnokratnyj glagolъ* und definiert sie als Ausdruck der Handlung, die durch eine einzige Bewegung vollendet wird: *končennoe odnimъ dviženiemъ.* Eine Handlung derart läßt sich nicht, oder im allgemeinen nicht, zerlegen, nicht in Absätzen ausführen: wenn man den Schuß angefangen hat, muß man ihn auch vollenden, deshalb ist die Handlung perfektiv." Sarauw fährt dann fort (S. 151): "Richtig ist mit Krüger zu sagen, daß der Aorist die Vorgänge zusammenfaßt, konzentriert, wogegen das Imperfekt sie entfaltet. Falsch dagegen mit Delbrück zu sagen, daß der Aorist die Ereignisse in einen Punkt konzentriert; denn das ist schlechterdings unmöglich. Die konzentrierte (simplifizierte) Darstellung ist also ganz was anders als die punktuelle Handlung. Beim Konzentrieren sieht man von dem Nebensächlichen ab, von den Umständen, worunter die Handlung vor sich ging, von etwaigen Unterbrechungen des Verlaufs usw., und faßt das, was eigentlich eine Reihe von

Handlungen ausmacht, in eine Handlung zusammen, deren Dauer aber dadurch nicht zusammengezogen wird." In dieser Empfindung steht Sarauw nicht allein da, sondern hat Männer auf seiner Seite, die — und darauf, nicht auf apriorische Konstruktionen kommt es hier an — sich wirklich ein durch ausgebreitete und tiefdringende Lektüre verfeinertes griechisches Sprachgefühl erworben hatten. So äußerte sich Kohn, für dessen gründliche Sachkenntnis ich mich persönlich verbürgen kann, im K. Bl. f. d. Gel. Sch. Württ. 1888, S. 67: "Gegenüber solchen Sprachwundern hört bei mir alles und jedes Verständnis auf; denn ich bringe es nicht einmal fertig, mir ein διαβάς oder διαβῆναι, περαιωθῆναι punktuell vorzustellen, sondern ich brauche dazu eine räumliche und ebendeshalb auch eine zeitliche Linie". S. 68: "Totalität, nicht Punktualität der Handlung bezeichnet der Aorist." Herm. Schmidt, u. a. ein ausgezeichneter Kenner der antiken Grammatikertradition, sagt (Der griech. Aor. S. 9): "Allein auch der andere Gebrauch des Aorists, bei welchem der Schriftsteller das Übersehen der Handlung nach ihrer Ausdehnung beabsichtigt, ist als im Wesen desselben begründet anzuerkennen." Auch G. Herbig, der die These verficht, der Aorist sei das idg. Tempus der Perfektivierung, spricht (IF. 6, 209) ganz unbefangen aus: "Die Gebrauchsweisen, ἐβασίλευσε 'er wurde König' (ingress.-eff.) und ἐβασίλευσε τριάκοντα ἔτη [er ist 30 Jahre lang König gewesen (kônstativ)] fließen zusammen in dem weitern Begriff der Perfektivität. Welche Gebrauchsweise die ältere ist, wage ich nicht zu entscheiden" und "Da der Aorist, insbesondere der konstatierende, durchaus nicht immer momentan sein muß, so kann er auch zum Ausdruck der durativperfektiven Aktionsart benützt werden (ἐβασίλευσε τριάκοντα ἔτη)." C. W. E. Miller, der verdiente Mitarbeiter Gildersleeves an der Sytax des klassischen Griechisch, nennt den Versuch bei einem Satze wie der polybische ἔτη πέντε καὶ τριάκοντα τὴν ἡσυχίαν ἔσχον die zeitliche Erstreckung wegzustreiten, im Amer. Journ. of Philol. XVII, S. 145 *preposterous*, ein Wort, das Muret-Sanders wiedergiebt mit so starken Verdeutschungen, wie 'verkehrt, wider-, unsinnig, unnatürlich, abgeschmackt, albern'; er führt als Synonym dazu an *absurd*, unter dem hinwiederum zu finden ist 'sinnwidrig, der Vernunft widersprechend; abgeschmackt, ungereimt, albern', sodaß man ja eine recht hübsche Auswahl hat. Mit haarscharfer Zuspitzung

sagt Gildersleeve Synt. of Class. Greek, S. 105, § 243: AORIST OF ACTIONS OF LONG DURATION. The Aorist is often used for rapid, individual action. *But it is rather the tense of momentum then the tense of momentary action.*

Einwandfrei wäre auch die Begriffsbestimmung Brugmanns in der K. vgl. Gr. 2, 562, § 736, wenn er sie nicht einleitete mit dem Satze: "Das Wesentliche der [idg.] Aoristbedeutung ist die Punktualisierung (Perfektivierung) der Handlung, der Abwesenheit der Vorstellung ihres Verlaufs": hier sind Dinge friedlich vereint, die man schiedlich auseinanderhalten muß.

Mit diesen Ausführungen haben wir uns bereits ausgesprochen gegen Delbrücks dritte Kategorie, die des punktualisierenden Aoristes: ist der punktuelle abzulehnen, so kann auch nicht der andere genetisch und chronologisch aus ihm abgeleitet werden. Im Gegenteil, wenn, was oben berührt wurde, die Denominativen vielleicht die Mehrzahl der Verben bildeten, so könnte man mit mindestens ebendemselben, wo nicht mit besserem Rechte behaupten, daß der sogen. komplexive Aorist der ältere sei; ja, gesteht man zu, daß es überhaupt schlechterdings keine nicht irgendwie ausgedehnte Handlung gebe, so muß man, genau genommen, jede Verbalform, die eine solche in ihrer Totalität überschaut, als komplexiv bezeichnen, sodaß sich Herbigs Vorsicht als wohl begründet zeigt: schließlich wären die Gattungen des effectivus und complexivus nur zwei Seiten desselben Wesens. Kein geringer Vorteil dieser Betrachtung und damit eine weitere Bestätigung für sie scheint mir auch der Umstand, daß wir dadurch der Fälle Herr werden, auf die vortrefflich paßt, was Sarauw a. a. O. S. 149 ausspricht: "Es ist an dieser Lehre Delbrücks etwas Krampfhaftes, Verschrobenes, was für die Betrachtung des ganzen Gegenstandes leicht verhängnisvoll werden kann."

Wir haben hier Beispiele im Auge wie die, um welche ich mich, im Banne der Delbrückschen Anschauung befangen, noch IF. 12, 338 mühselig im Kreise gedreht habe: Odyss. β, 219 ἦ τ' ἂν τρυχόμενός περ ἔτι τλαίην ἐνιαυτόν, wo die Übersetzung der Didotiana von 1837 "sane, vexatus licet, adhuc perduraverim in annum" einfach notwendig ist; ebenso Odyss. ε, 361 f.: ὄφρ' ἂν μέν κεν δούρατ' ἀρήρῃ, τόφρ' αὐτοῦ μενέω καὶ τλήσομαι ἄλγεα πάσχων natürlich "solange die Balken halten, solange werd' ich bleiben und ausdauern, Schmerzen erduldend":

Il. E, 103 f. οὐδέ ἕ φημι δήθ' ἀνσχήσεσθαι κρατερὸν βέλος, was gar nichts anderes heißen kann als "und ich sage, daß er nicht mehr lange dem starken Geschoß stand halten wird", und zwar linear-perfektiv: 'bis ans Ende', während ἀνέξεσθαι wohl eher den Verlauf enthielte. Damit fällt denn auch der Zwang fort, Aoriste wie εἶδον, ἔγνων usw. so gewaltsam zu pressen, wie ich dies in dem genannten Aufsatze getan habe: es ist mir heute kein Zweifel mehr, daß sie allerdings in der Regel effektiv oder ingressiv sind, aber auch daß sie an geeigneter Stelle bedeuten können (im Gegensatze zu meiner Erklärung IF. 12, 333) 'sah, kannte' usw., sofern eben nur die ganze Tätigkeit zusammengefaßt werden soll.

Unsere Ablehnung des Gedankens, daß das Wesen des Aoristes im Ausdruck des Punktuellen zu suchen sei, hat noch die weitere Folge, daß wir auch Delbrücks Auffassung des aoristus gnomicus nicht zu teilen vermögen. Von ihm soll nach S. 301 der Satz gelten: "Die hier behandelten Indikative des Aorists haben sämtlich ihrer natürlichen Bestimmung nach keine andere Aufgabe, als *die punktuelle Handlung in die Vergangenheit zu versetzen.*" Aus dieser Voraussetzung, viel mehr als aus der Beobachtung des Sprachgebrauches, hat sich wohl die Versuchung ergeben, in vielen der auf S. 288—301 besprochenen Beispiele meist aus Homer das Merkmal der Rapidität, Raschheit, Plötzlichkeit des Eintretens zu finden und demgemäß nachzuhelfen mit Verdeutlichungswörtern wie 'flugs, rasch, im Augenblick, im Handumdrehen, bald, leicht, schnell, im Nu, auch schon'; nach welchem Kriterium dann für andere Stellen (S. 291/296) die Bedeutung der Rapidität abgelehnt wird, ist nicht angegeben. H. Pedersen erkennt hier einen 'Irrweg von Delbrück' (K. Z. 37, S. 232), aber seine eigene Erklärung, das Präsens gebe die Regel, der Aorist das gelegentlich Eintreffende, befriedigt auch nicht. Wie übrigens 'plötzlich' lautet, zeigt Hes. Theog. 86 αἶψα κατέπαυσε 'rasch gelingt's einen Streit zu schlichten'; an anderen Stellen findet man μάλ' ὦκα, ῥίμφα, τάχα, u. ä. So kann ich nicht annehmen, was S. 298 steht: "Ebenso sind denn auch offenbar die Fälle zu beurteilen, wo ein Adverbium wie αἶψα fehlt." In dem unmittelbar Angereihten "hat *damit* viele gerettet, am meisten aber ist ihm selbt *unmittelbar* Vorteil erwachsen" bezeichnet *damit* und *unmittelbar* etwas wesentlich anderes als zeitliche Aufeinanderfolge, nämlich logische

Koinzidenz. Vollends eine Interpretation wie ξ, 63, "Der Satz οἷά τε ᾧ οἰκῆι ἄναξ εὔθυμος ἔδωκεν kann . . . aufgefaßt werden: 'was ein Herr, wenn er gutmütig ist, *damit, d. h. mit seiner Gutmütigkeit unmittelbar und sogleich,* gegeben hat', ist doch sicher durch und durch verkünstelt und geeignet, an dem Prinzip der Erklärung stutzig zu machen.

Hierzu tritt ein Zweites. Nach dem Satz von S. 301 und nach den mitgeteilten Übersetzungen scheint es, als faßte Delbrück den Aorist als Vergangenheitstempus. Nur unter dieser Voraussetzung ist mir auch verständlich die Bemerkung auf S. 297 zu Μ, 46 ἀγηνορίη δέ μιν ἔκτα: "Hier ist der Eintritt des Ereignisses in der Phantasie vorweggenommen": dies doch nur dann, wenn das ἔκτα auf die Vergangenheit bezogen wird.

Daneben finden sich freilich wieder anders klingende Äußerungen, so S. 289: "Dieses Gleichnis darf man nicht übersetzen: 'wie Wölfe einst Schafe packten und — zerrissen', denn dann müßte statt δαρδάπτουσι ein Augmenttempus stehen" und auf S. 301 sogar die Worte "Daß auch die Griechen, nicht etwa bloß wir, diese [die Vorstellung des Pflegens] empfunden haben werden, ist schon bemerkt worden, und folgt im besonderen daraus, daß die Griechen diese Aoriste wie Präsentia der Gewohnheit behandeln hönnen".

Offen gestanden, komme ich nach all dem nicht dahinter, ob Delbrück den aoristus gnomicus nun eigentlich als ein Tempus der Vergangenheit oder der Gegenwart oder als was sonst angesehen wissen will; es scheint mir, als ob die feindlichen Standpunkte von Moller (Philologus VIII, S. 113 ff.; IX, 346 ff.) und von Franke (Abh. d. K. sächs. Ges. d. W. ph. hist. Kl., VI., S. 63 ff.) in einer höheren Einheit zusammengefaßt werden sollten und als ob diese Quadratur des Zirkels mißlungen wäre.

Verdeckt wird die ganze Schwierigkeit, wenn ich mich nicht täusche, durch das Tempus, das Delbrück stets zur Wiedergabe gewählt hat; es ist das deutsche Perfekt. Gilt nun schon ganz allgemein Gildersleeves Mahnung (Problems S. 243): In studying the tenses of a foreign language it is especially desirable to get rid of one's native ply, so gilt sie doppelt beim deutschen Perfekt: mit diesem verbindet der Oberdeutsche, der es an Stelle des von ihm aufgegebenen einfachen Präteritums gebraucht, einen ganz anderen Sinn als der Niederdeutsche, der seinerseits wieder im Passiv sagen kann "die Stadt ist vor drei

Jahren gegründet", also aoristisch (ἡ πόλις ἐκτίσθη), was der erstere nur wirklich perfektisch versteht, etwa in "die Stadt ist seit drei Jahren gegründet" (ἡ πόλις ἔκτισται), während er den anderen Gedanken in die Form kleiden muß: "die Stadt ist vor drei Jahren gegründet worden".

So kann man denn mit diesem proteusartigen Tempus im Deutschen bezeichnen, was man Lust hat: eine Aktion (die aoristisch-konstative: die Stadt ist gegründet worden); eine Zeitstufe (die präsentische: die Stadt ist gegründet) und eine Zeitrelation (die Vorzeitigkeit: so oft der Frühling begonnen hat, kommen allemal die Schwalben).

Tatsächlich gehen nun, falls ich mich nicht irre, die Gesichtspunkte der Zeitstufe und der Aktion bei Delbrück fortwährend durcheinander; z. B. S. 290 sollen wir uns das eine Mal vorstellen, daß die Handlung *vergangen* (Zeitstufe), das andere Mal, daß sie *vollendet* (Aktion) ist. In einer mit meinem Sprachgefühl unverträglichen Weise werden sie beide miteinander verquickt, auf S. 298 "leicht *tritt der Fall ein* [Aktion: ingressiva], daß Zeus einem Manne den Sieg *entzogen hat*" [Zeitstufe: aber welche, die des Präteritums oder des Perfekts?] und S. 299: "Wenn man nun sagt, daß jemand leicht in die Lage kommt, etwas getan zu haben": ich fürchte nur lebhaft, daß niemand, der das landesübliche Deutsch redet, von selber darauf verfallen wird, sich auf diese Art auszudrücken, bei welcher das Hauptverbum eine eintretende und der von ihm abhängige Infinitiv eine abgeschlossene Handlung bezeichnet. Nicht sprachwidrig, aber kaum dem griechischen Sprachgebrauch entsprechend ist die Wendung auf S. 291, der Aorist sei gesetzt, "weil man sich vorstellen soll, wie sich am Morgen *herausstellt* (resultativ, der Aorist als Aktion gefaßt), daß der Löwe *verschwunden ist*" (temporal, der Aorist als Zeitstufe gefaßt). Auch darauf darf kurz hingewiesen werden, daß in Fällen wie N, 389 (S. 288: "dabei denkt man an eine Fichte, sie ist gefallen . . . und sie *liegt nun da*") griechisch viel eher das Perfekt ἐρήρειπται als der Aorist ἤριπε stehen würde, mag auch Gildersleeve mit Recht sagen S. o. Cl. Gr. S. 99 § 227: "the aorist is the shorthand of the perfect".

Mir scheint, daß die durch die gezwungene Annahme, der Aorist drücke das Punktuelle aus, sowieso schon von vornherein mit starken Erschwerungen ringende Lehre Delbrücks beim gnomischen Aorist noch eine weitere Belastung erfahren hat

durch den Anschluß an die von A. Musič IF. Anz. 5 (1895), 91—96 dargelegte Theorie. Da sie die Grundlage von Delbrücks Gebäude ist, so muß ich auf ihre Hauptgedanken etwas näher eingehen. Wenn ich auch glaube, daß Musič recht hat mit der Behauptung, "daß das Präsens von Haus aus eine gegenwärtige [nicht eine zeitstufenlose] Handlung bezeichnet", so muß ich doch sagen, daß mir seine übrigen Auseinandersetzungen ein Buch mit sieben Siegeln geblieben sind, und daß ich die gliederverrenkende Fixigkeit des Geistes nicht besitze, um das beständige Hin- und Herschwingen zwischen den beiden Polen zeitlicher Orientierung mitzumachen, zu dem ihn seine doppelte Buchführung nötigt. S. 92 f.: "Die Zeit der Handlung wird gewöhnlich bestimmt vom Standpunkte des Redenden aus; und eben von diesem Standpunkte aus ist die Handlung abstrakter Sätze zeitlos [?]. Aber eine finite Verbalform von zeitloser Bedeutung kennt die Sprache nicht. Um also die zeitlose Handlung abstrakter Sätze ausdrücken zu können, muß die Sprache den Standpunkt des Redenden verlassen und einen anderen wählen, von dem aus die Handlung solcher Sätze nicht zeitlos ist. Da kommt der Sprache eine charakteristische Eigenschaft jeder imperfektiven Handlung zu gute. Jede imperfektive Handlung ist nämlich für die Zeit ihres Vorsichgehens gegenwärtig. Die nämliche Handlung, welche vom Standpunkte des Redenden aus ausgedrückt wird, z. B. durch ἔγραφον 'pisah', γράφω 'pisat ću', wird vom Standpunkte ihres Vorsichgehens aus ausgedrückt durch γράφω 'pišem'." "Die Präsensformen νίζει 'pere' in den oben angeführten Sätzen bedeuten also, daß die Handlung der Verba νίζειν 'prati' vom Standpunkt ihres Vorsichgehens aus jedesmal gegenwärtig ist. Vom Standpunkte des Redenden aus bleibt sie trotzdem zeitlos, und da in der Sprache gewöhnlich eben dieser Standpunkt maßgebend ist, so erhält das Präsens zeitlose Bedeutung, d. h. es scheint, als ob das Präsens in abstrakten Sätzen zeitlose Bedeutung hätte."

"Die perfektive Handlung besitzt . . . die charakteristische Eigenschaft, daß sie für die Zeit ihres Eintretens ('Vorsichgehens' kann man bei einer perfektiven Handlung nicht sagen) vergangen ist. Die nämliche Handlung wird vom Standpunkte des Redenden aus ausgedrückt durch ἀπέθανε 'umrije'; zu der Zeit ὅταν τις ἀποθάνῃ kann man von ihm nur noch sagen ἀπέθανε."

"Die Aoristformen κάτθανε 'ujedoše' in den oben angeführten Sätzen bedeuten also, daß die Handlung der Verba κατ-

θανεῖν 'ujesti' vom Standpunkte ihres Eintretens aus jedesmal vergangen ist. Da jedoch in der Sprache gewöhnlich der Standpunkt des Redenden maßgebend ist, für diesen aber die Handlung abstrakter Sätze zeitlos ist, so erhält der Aorist zeitlose Bedeutung, d. h. es scheint, als ob der Aorist in abstrakten Sätzen zeitlose Bedeutung hätte."

S. 94: "Ich erkläre also den gnomischen Aorist so, daß die Verbalform vom Standpunkte des Eintretens der Handlung aus gewählt wird (von welchem Standpunkte aus die perfektive Handlung immer vergangen ist), ihre besondere Bedeutung aber vom Standpunkte des Redenden aus bestimmt wird (von welchem Standpunkte aus die Handlung abstrakter Sätze zeitlos ist)."

Mir wirbelt der Kopf beim Versuch, mir hierbei etwas Wirkliches vorzustellen und ohne, daß ich etwas dagegen vermag, fällt mir Goethes Spruch ein:

"Gewöhnlich denkt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei auch etwas denken lassen."

Um aber diesem Gefühl doch eine logische Begründung zu geben, so stelle ich folgendes zur Erwägung: wie schon in anderem Zusammenhange ausgeführt, ist es ein Widersinn in sich selbst, zu reden vom *Standpunkte des Vorsichgehens einer Handlung*; eine Handlung hat gar keinen Standpunkt, sondern lediglich der, welcher sie betrachtet, d. h. der Sprechende. Damit ist die so überaus künstliche und so gar nicht urwüchsig anmutende Kluft zwischen den beiden Anschauungsweisen beseitigt: um zu dem sogen. zeit[stufen]losen oder wohl richtiger generellen, abstrakten Gebrauch zu gelangen, ist sie auch nicht nötig: dieser ergibt sich ganz von selbst aus der Situation, dem Zusammenhang und hängt nicht am Verbum, sondern am Nomen: sobald das Substantivum nicht mehr bloß zur Wiedergabe des konkreten Gegenstandes, sondern auch der Gattung geeignet geworden war, konnten schließlich so ziemlich alle Verbalformen zunächst okkasionell so verwendet werden, wie ja auch Musič S. 94 noch das historische Präsens, den Aoristus pro futuro, das Futurum, das Perfektum anführt: ob sich daraus eine usuelle Übung entwickelte, hing von den besonderen Umständen und den Neigungen der einzelnen Idiome ab, von denen z. B. das Slavische in der Erzählung vergangener Tatsachen das Futurum bevorzugt, ohne daß ihm der Abstand zwischen Wirklichkeit und Darstellung zum Bewußtsein kommt: der Redende allein ist es, der den Stand-

punkt bestimmt, von dem aus ihm die Handlung anzusehen beliebt; einen Standpunkt der letzteren gibt es hier so wenig wie sonst, weil es keinen geben kann. Daß ἔγραφον und γράφω sich nicht gegenüberstehen wie einerseits vom Redenden aus betrachtete, andrerseits vor sich gehende Handlung, sondern daß sie beide gleichermaßen das Moment der Orientierung vom Redenden aus enthalten, zeigt doch wohl schon die Tatsache, daß das eine so gut wie das andere die ganz besonders ausgeprägt subjektive erste Person in sich schließt. Weiterhin ist es vollkommen einseitig und einfach falsch, zu behaupten, daß die perfektivische (aoristische) Handlung für die Zeit ihres Eintretens notwendigerweise vergangen sei; auch zuzugeben, daß sie nicht gegenwärtig im allerstrengsten Sinne sein könne, so vermag sie doch gerade so gut in die Zukunft zu fallen. Das ergibt sich vor allem aus den Nebenmodis des Aorists, u. a. eben in Musičs Beispiel, und es ist mir vollkommen unerfindlich, was es heißen soll, wenn er meint, von einem, von dem man sage ὅταν τις ἀποθάνῃ, könne man nur noch sprechen als von einem, ὅς ἀπέθανε: nein, wenn mich nicht alle Kenntnis des Griechischen verlassen hat, so wie es in meinen Klassikern steht und nicht so, wie es Musič konstruiert, kann ich von dem Mann eben nur sagen ἀποθανεῖται, θανάτῳ περιπεσεῖται o. ä.

So meine ich denn, wir haben keinen Anlaß abzugehen von der einfachen Annahme, daß der Aorist auch da, wo er als gnomicus auftritt, nichts anderes tue, als das was er stets tut, nämlich die Erreichung des Abschlusses der Handlung bezeichnen und zwar auf der Zeitstufe der wenn auch noch so weit erstreckten und dadurch farblos gewordenen Gegenwart, wobei der gelegentlich unverkennbare Sinn der Pflegens, der Gewohnheit als Abglanz aus der Situation, in diesem Falle als Ergebnis des Zweckes, zu dem man Gleichnisse mit Vorliebe heranzieht, ganz von selbst hereinkommt. Das Augment nahm man angesichts des Umstandes, daß es ein ausgeprägt perfektives Präsens nicht gab, als kleineres Übel in den Kauf (Herbig IF. 6, 261 ff.); dabei möchte ich nicht verfehlen, auf die elegante Behandlung aufmerksam zu machen, die M. Bréal in seinem oben behandelten Aufsatz Mém. de ling. 11, 278—280 dem gnomischen Aorist gewidmet hat. Er erblickt in ihm eine 'forme archaïque' und vermutet "Il a ici sa vraie valeur"; da er kein Freund der Aktionen ist, so fügt er hinzu "qui diffère

seulement du présent par un surcroît d'affirmation", was er dann durch eine mehr als gewagte Herleitung des Augmentes, dessen ε, η mit der Versicherungspartikel ἦ 'wahrlich' zusammenhängen soll, zu stützen sucht. Er schließt seine Betrachtung mit der sehr beachtenswerten stilistischen Bemerkung: "Qu'en faut il penser? Je crois qu'il y faut voir un de ces faits qui prouveraient s'il en était besoin, que l'*Iliade* n'est pas le type absolu de la poésie naïve, mais que le vieux auteur obéit déjà à une certaine poétique. Cette poétique enseignait, que, dans les comparaisons, il était beau, il était convenable d'employer une certaine forme archaïque. Et pourquoi? Parce qu'ici, le récit étant interrompu, le poète intervient pour son propre compte: dès lors le style doit prendre plus de solennité."

Mit Recht lehnt derselbe Gelehrte den Gedanken ab, der seit Mollers abschließenden und von Herbig durchaus zutreffend gewürdigten Ausführungen nicht mehr hätte ausgegraben werden sollen, nämlich, daß der aoristus gnomicus im letzten Grunde doch ein Vergangenheitstempus sei, ausgegangen von einer einzelnen, dann verallgemeinerten Erfahrung: "Pour l'expliquer, on a supposé que le grec aime mieux, au lieu de présenter une vérité générale, citer l'expérience dont elle est déduite. L'explication est un peu artificielle. Elle ne convient guère pour les maximes vieilles comme le monde, telles que celles-ci: "Le temps détruit la beauté, une maladie la flétrit". Cependant le grec emploie l'aoriste: "Le temps a détruit la beauté, une maladie la flétrie"." Ebenso sagt Sarauw K. Z. 38, S. 155: "Die ältere Erklärung, wonach es eine auf Erfahrung begründete Bemerkung wäre, befriedigt auch nicht: sie schwärzt ein 'oft' oder dgl. ein, was nicht dasteht." P. Cauers jüngsten Versuch, sie zu retten (Grammatica militans² 1903, S. 101 ff), muß ich darnach als gescheitert ansehen: mit Unrecht wirft er Herbig vor, bei der Erschließung des Sinnes dieses Tempusgebrauches nicht vom Deutschen ausgegangen zu sein. Dieses war in Wahrheit nicht das Nächstliegende, weil es für die Aktion ein sehr abgeschwächtes Gefühl besitzt, während das Slavische, an das sich Herbig vielleicht nur zu sehr angeschlossen hat, hier hervorragend gut reagiert. Alle Fälle mit "noch, nie, οὔ πω, mancher, nicht selten, πολέας (= πολλούς), πολλάκις, ἤδη, οἱ πλεῖστοι, καί = auch schon" usw. sind auszuscheiden als wirkliche Fälle der Erfahrung und die ohne diese Wörtchen sind nicht

nur für 'deutsches Mitdenken etwas Unbequemes', sondern anders geartet: nur sie sind reine gnomische Aoriste, wenngleich auch hier, wie überall in der Sprache, Brücken herüber und hinüber führen. Im ganzen vortrefflich wird den verschiedenen Gattungen des in Frage stehenden Aoristgebrauches gerecht Gildersleeve Probl. S. 244 f.: When ... an aoristic present was needed, the aorist itself was employed. We who have learned to feel the augment as the sign of the past time may have our sensibilities shocked, but we have to unlearn that feeling; and in any case the fact is there, and *it is impossible to explain all the uses of the aorist side by side with the present by a resort to the paradigmatic aorist or to the empiric aorist.* It is an interesting phenomenon that the so called gnomic aorist holds to its augment in Homer with a tenacity that is very strange in view of the fact that gnomic aorist and present are so often paralleled[1]). True, *the paradigmatic aorist has its legitimate use in proverbs, which are largely abrigded parables, abrigded stories.* A typical action is good for all time. The empiric aorist appeals to experience as the Preacher appeals to experience. 'The thing that hath been it is that wich shall be; and that which is done is that which shall be done; and there is no new thing under the sun'. *But the paradigmatic and the empiric explanations do not satisfy the feeling in passages in which the shift from present to aorist is clearly a shift from durative to complexive, from progress to finality, and it is just these passages that show how alive the Greek is to the kind of time.*

Gildersleeve hat sich hiermit unserer Auffassung mehr genähert als in seiner kurz vorher erschienenen Synt. of Class. Greek, wo es noch S. 109 § 255 heißt: "A model individual is made to represent a class. This is called the gnomic aorist, because it is used in maxims, sentences, proverbs (γνῶμαι), which delight in concrete illustration" und S. 110 § 256 "Ultimately akin to the gnomic aorist is the aorist of comparison which is often used in poetry, the concrete example being more vivid and striking".

Dies klingt doch recht ähnlich wie bei Cauer a. a. O. S. 105: "der allgemeine und bloß gedachte Fall wird dadurch

1) Platt, A. J. of Phil. 19 (1891): The general rule is that te gnomic aorist in old Epic poetry takes the augment. Exceptions are so few as to be practically non-existent.

anschaulicher, daß ihm der Erzählende die Wirklichkeit verleiht"; dem Epiker komme es auf die Perspektive wie sonst, so auch hier nicht an. So müsse man überall erklären, wo es nicht angehe, den Wechsel mit Delbrück für bedeutungsvoll zu halten, z. B. 'sehr entschieden' Δ, 75 ff., E, 87 ff., Λ, 548 ff., N, 298 ff. Um zunächst von diesen Beispielen zu schweigen, bei denen wir noch nachzuweisen versuchen werden, daß auch bei ihnen der Wechsel für bedeutungsvoll zu halten ist, so hat Herbig m. E. ein solches 'Herumturnen zwischen grundverschiedenen Auffassungsweisen' durchaus richtig unvereinbar mit dem Stile des epischen Dichters gefunden, zumal da die Zahl der Stellen mit Wechsel nach einer von mir angestellten Durchzählung die ohne solchen ganz außerordentlich überwiegt. Cauers Abwehr (S. 106): 'Er war kein "Schriftsteller", sondern ein fröhlicher Plauderer, dem nichts leichter passierte, als aus einer Vorstellungsart in die andere hinüberzugleiten', pariert den Hieb nicht: in den Beispielen, wo von einem und demselben Subjekt mehrere Handlungen, bald im Präsens, bald im Aorist, ausgesagt werden, wie P, 177 f.; M, 278 ff., wäre dieses angebliche leichte Hinübergleiten in Wahrheit ein unerträglich nervöses Abreißen des in all seiner Beweglichkeit so fein und gleichmäßig gesponnenen epischen Fadens. Es würde trefflich passen etwa in die Hinkjamben des Thersites der griechischen Poesie, des Hipponax, jedenfalls erheblich besser als in, die ruhig dahinfließenden Daktylen des aristokratischen Homer: wie empfindlich dieser gerade gegenüber den Zeitstufen war, zeigt die strikte Meidung des Praesens historicum, das sich doch durch seinen naiv-traulichen Anklang so sehr empfohlen hätte. Feinfühlig urteilt auch hierüber Moller Philol. IX, S. 347 f.: Der Dichter gibt keine Tatsachen, sondern wie Schiller in der Glocke 'Genrebilder, die der Redende gleichsam in die Luft stellt zu unserer Anschauung' und S. 351/2: eine tatsächliche Erzählung einer Fabel widerstrebe dem reinen Stil des Epos, sie verdunkele die Haupterzählung und verleihe dem Stil etwas Lyrisches und Absichtliches. Dazu kommt wieder die m. E. unbesiegliche konjunktivische Zeitenfolge und Fälle wie Od. ψ, 233 f., wo neben φανήῃ, und ῥαίσῃ der Ind. Aor. ἐξέφυγον in der Zeitstufe gleichwertig sein muß.

Bei der Autorität, die Delbrücks Name hat, halte ich es für angezeigt, sämtliche Beispiele des gnomischen Aorists, die er nennt, einer nochmaligen Prüfung zu unterziehen und meine

abweichende Auffassung, so gut ich kann, zu begründen. Da ich hier weniger eine systematische Darstellung als vielmehr eine polemische Auseinandersetzung zu geben beabsichtige, so habe ich es für das Beste gehalten, nicht die Anordnung zu wählen, die sich aus meinen Gesichtspunkten ergeben würde, sondern mich an die Delbrücks zu binden; als den einfachsten und sichersten Weg, das Verständnis zu eröffnen und eine scharfe Kontrolle zu üben, betrachte ich eine ganz wörtliche Übersetzung des ganzen Zusammenhanges, wobei ich kurze Erläuterungen beifügen werde. N, 389—392: "er stürzte (ἤριπε) aber, wie wenn eine Eiche stürzt (ἤριπε) oder eine Weißpappel, oder eine schlanke Fichte, die in den Bergen Werkleute heraushauen (ἐξέταμον) mit frischgeschliffenen Äxten, auf daß sie ein Schiffsbalke sei"; die Stelle ist schon oben behandelt, höchstens kann noch bemerkt werden, daß ἐξέταμον an sich auch vorzeitig gefaßt werden kann 'herausgehauen haben'. Da diese Nuance aber ebenso wie in den von Delbrück auf S. 287 aus Herodot beigebrachten Stellen "offenbar nicht im Aorist, sondern in der Situation liegt", so halte ich mich nicht dabei auf; ἐκτάμωσι würde sich kaum davon unterscheiden, außer durch die deutlichere Hervorkehrung des Typischen der Situation. Π, 352—356 "wie aber Wölfe über Lämmer herfallen (ἐπέχραον) oder Zicklein, räuberische, sie unten weg von den Schafen zu nehmen suchend (αἱρεύμενοι), die in den Bergen durch des Hirten Unverstand abkommen oder abgekommen sind (διέτμαγεν): die aber erblickend (ἰδόντες) zerfleischen (διαρπάζουσιν — Delbrücks δαρδάπτουσι auf S. 289 scheint ein Versehen —) sie rasch (αἶψα) als einen wehrlosen Sinn habende: so fielen die Danaer über die Troer her" (ἐπέχραον). Auffallen könnte das αἶψα beim Präsens; allein wir haben hier dieselbe Erscheinung, die Hultsch bei Polybius so ausgiebig beobachtet hat, daß nämlich gerade bei den Tempora der actio infecta sehr gerne derartige Zusätze der Beschleunigung stehen. So ergibt sich eine reizvolle Spannung zwischen dem tatsächlich raschen Verlaufe der Handlung und der Zumutung, sie sich trotzdem in ihrem Vorsichgehen auszumalen, vom Abschluß zu abstrahieren und auf den Hergang zu reflektieren, wiederum ein Beweis, mit wie zarten Fingern die griechische Zeitengebung angefaßt sein will: wer hier nicht das Horazische *legitimum sonum digitis et arte callere* üben will oder kann, sollte

lieber die Hand davon lassen. Γ. 21—28 "den aber als nun gewahrte (ἐνόηςεν) ... Menelaos eingehergehend vor der Schar als einen weite Schritte Nehmenden, wie ein Löwe in Freude gerät (ἐχάρη) auf einen großen Körper treffend (κύρςας), findend (εὑρών) entweder einen geweihtragenden Hirsch oder eine wilde Ziege, hungrig seiend (πεινάων); denn gern frißt er ihn hinunter (κατεςθίει), selbst wenn ihn (allemal) jagen (ςεύωνται).... Jünglinge: so geriet in Freude (ἐχάρη) Menelaos, den Alexandros, den göttergleichen mit den Augen erblickend" (ἰδών). κατεςθίει soll wiederum nicht resultativ wirken, den Akt der Speiseaneignung bezeichnend, sondern uns den trotzigen König der Tiere vorführen, wie er ungeachtet all der ihn umdräuenden Gefahren sich noch die Zeit gönnt zum Schmause; ἐχάρη darf insofern besonders erwähnt werden, als man daraus abnehmen kann, daß der Aorist des Gleichnisses auch der ingressive sein kann. ε. 368—370 "wie aber der Wind der heftigwehende von Spreuern (allemal) einen Haufen zu verwehen fertig bringt (τινάξῃ), von trockenen, die er ja zu zerstreuen fertig bringt (διεςκέδας᾽) dahin und dorthin: so brachte er es fertig dessen (des Blockschiffes) lange Balken zu zerstreuen" (διεςκέδας᾽). Dieses Beispiel ist wertvoll deshalb, weil das τινάξῃ des übergeordneten Satzes mit dem διεςκέδας᾽ des Relativsatzes völlig auf einer Stufe steht, ja fast koinzident ist, woraus folgt, daß hier jedenfalls von einer Vorzeitigkeit des Indikativs des Aorists nicht die Rede sein kann und wonach dann der Analogieschluß sehr nahe liegt, daß dies auch bei den schon genannten und und bei den noch zu nennenden Fällen nicht zutrifft. — E. 902—904: "wie wenn aber Feigenlab weiße Milch eilend (ἐπειγόμενος) zum Gerinnen bringt (ςυνέπηξεν) flüssig seiende, sehr rasch (μάλα δ᾽ ὦκα) aber gerinnt sie (περιτρέφεται) dem Rührenden herum: so also hurtig heilte er (ἰήςατο) den stürmischen Ares": μάλα δ᾽ ὦκα περιτρέφεται κυκόωντι bietet nach dem soeben Dargelegten nicht nur keine Schwierigkeit mehr, sondern man empfindet, wie es bei Anwendung des Aoristes etwas wesentlich anderes würde, die Feststellung einer Tatsache von fast pedantischer Richtigkeit anstatt eines εἰδύλλιον mit einem Stich ins schelmisch Genrehafte.

Γ. 33—36: "Wie wenn aber einer, eine Schlange erblickend, rückwärts wegtritt (ἀπέςτη) in des Gebirges Schluchten und ein Zittern die Glieder befällt (ἔλλαβε), rückwärts gibt er Raum

(ἀνεχώρησεν), und Blässe ergreift (εἷλε) ihn an den Wangen; so hinwiederum tauchte er (ἔδυ) ins Gewühl": hier habe ich den Eindruck, daß man die Aoriste am besten als einfach konstative bezeichnen würde, sodaß wir nunmehr alle drei Gattungen, den effektiven, den ingressiven und den konstatierenden hätten, obwohl man gleich die Einschränkung wird beifügen müssen, daß bei unserer Betrachtungsweise diese Unterschiede fließend und schwer auf den einzelnen Fall anzuwenden sind.

Π, 297—302: "Wie wenn aber (allemal) von der hohen Kuppe eines großen Berges vertreibt (κινήσῃ) einen dichten Nebel der Blitzsammler Zeus, heraus treten da ans Licht (ἔκ τ' ἔφανεν) alle Warten und hohen Vorsprünge und Täler, vom Himmel her aber bricht dabei hervor (ὑπερράγη) der weite Äther: so die Danaer von den Schiffen von sich aus abgedrängt habend (ἀπωσάμενοι) das zerstörende Feuer atmeten ein wenig auf (ἀνέπνευσαν)". Täusche ich mich nicht, so können wir hier einmal nachfühlen, warum zwischen dem Konjunktiv (κινήσῃ) und dem Indikativ (ἔκ τ' ἔφανεν, ὑπερράγη) gewechselt ist: zuerst haben wir einen allgemeinen Satz, dann aber reißt die Kraft seiner wunderbaren Naturanschauung den begeisterten Dichter unmittelbar vor die herrliche Gotteswelt, und er sagt nun einfach aus im Modus des ἀποφαντικως λέγων, um mit den Alten zu reden, was er da vor sich sieht. Dabei darf beachtet werden, daß das zweite Glied des Vergleiches bei der Freiheit homerischer Satzfügung wohl als eine Art Parenthese empfunden worden ist und sich den Banden der strengen Konstruktion mit leichter Schmiegsamkeit entzogen hat. Sowie man der griechischen Sprache auf den Pfaden des konkreten Gebrauches ohne logische Abstraktion nachgeht, ist man immer wieder von neuem erstaunt darüber, welch unvergleichliche Gewandtheit sie besitzt, auch die feinsten Schwingungen zu Gehör zu bringen. Übrigens will ich nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß zwischen meiner hier vorgetragenen Auffassung und der von Cauer vertretenen eine gewisse Berührung stattfindet: die durchgreifende Verschiedenheit besteht darin, daß er Zeitstufenwechsel annimmt, ich aber bestreite.

N, 62—65: "Er selbst aber wie ein Falke, ein raschflügliger, sich aufschwingt (ὦρτο) dahinzufliegen (πέτεσθαι), der ja (allemal) von einem steilen Felsen, einem überaus hohen, aus aufgestiegen (ἀρθείς) losfährt (ὁρμήσῃ) durchs Gefilde hinterher-

zustreichen (διώκειν) hinter einem anderen Vogel: so von ihnen weg entstürmte (ἤιξε) Poseidon der Erderschütterer.“ Hier haben wir die umgekehrte Anordnung: zuerst die Feststellung eines typischen Falles, dann die Berufung auf eine aus der Naturkunde, insbesondere der Ornithologie, wohlbekannte Regel. — ε, 488—491: „Wie wenn aber jemand einen Feuerbrand in Asche verbirgt (ἐνέκρυψε), in schwarze an des Ackers Ende, dem nicht Nachbarn nahe sind, andere, den Keim des Feuers zu retten suchend (σώζων), damit er es nicht von irgend anderswoher anzuzünden brauche (αὔῃ), so barg sich Odysseus (καλύψατο) in den Blättern.“

P, 53—60: „Wie wenn aber ein Mann aufzieht (τρέφει) das überaus blühende Reis eines Ölbaums an einsamem Orte, wo genug Wasser empordringt (ἀναβέβρυχεν — andere freilich ἀναβέβροχεν, so in seiner Ausgabe. W. Leaf, der dann auch ὅ θ' liest und übersetzt 'that has drunk abundantly of water'), schön blühend: es aber schaukeln (δονέουσι) die Lüfte von allerlei Winden und es ist beladen (βρύει) mit weißen Blüten; da kommend plötzlich (ἐξαπίνης) ein Wind mit heftigem Wirbel dreht's aus der Grube heraus (ἐξέστρεψε) und breitet's hin (ἐξετάννυσι) auf den Boden: so den Sohn des Panthoos, den schönlanzigen Euphorbos, nachdem der Atreide Menelaos getötet, begann er der Waffen zu berauben (ἐσύλα).“ Hier ist der Gegensatz zwischen der ersten und zweiten Hälfte des Gleichnisses in die Augen springend: dort freut man sich förmlich mit dem gemütvollen Blumenvater am allmählichen Heranwachsen seines Lieblings, hier vernimmt man mit Schreck, welch' böses Ende all die Herrlichkeit schließlich genommen. Wenn irgendwo, so mag man an dieser Stelle den Grund nachzufühlen, der Delbrück bewogen hat, uns den Aorist so oft mit einem „im Nu“ oder ähnlich näher zu bringen, und sich erinnern an Gildersleeves Charakteristik (Probl. S. 250): „We say that the imperfect is the tense of actual vision, the tense of sympathy. The aorist appeals more to the intellect, the imperfect more to the eye. The aorist descends like lightning, the imperfect comes down like a pall“. Allein all' diese Bilder (*metaphors*) sind eben Bilder; das wirklich zugrund Liegende bleibt einfach die Tatsache, daß der Präsensstamm die Nichtvollendung, der Aoriststamm die Vollendung ausdrückt. Bloß die näheren Umstände erwecken dann den Anschein, als wäre all dies in dem Tempus enthalten; hier

z. B. wirkt in diesem Sinn sehr kräftig die Kontrastierung der beiden Hälften.

O, 271—280: "Sie aber, wie einen geweihtragenden Hirsch oder eine wilde Ziege aufscheuchen (ἐcceύαντο) Hunde und Männer landbewohnende; ihn errettet (εἰρύcατ') der steile Fels und schattige Wald, und nicht demnach (οὐδ' ἄρα) war es ihnen bestimmt sie einzuholen (κιχήμεναι); aber unter ihrem Schreien taucht auf (ἐφάνη) ein bärtiger Löwe auf den Weg hin, und sofort (αἶψα) verjagt er (ἀπέτραπε) sie alle trotz ihrem Eifer: so . . . erschraken (τάρβηcαν) die Danaer."

Φ, 522—525: "Wie wenn aber (allemal) ein Rauch hingehend zum breiten Himmel gelangt (ἵκηται) von einer brennenden Stadt, der Götter Groll aber läßt ihn los (ἀνῆκε), allen aber macht (ἔθηκε) er Mühe, über viele aber bringt (ἐφῆκε) er Sorgen: so brachte (ἔθηκεν) Achilleus den Troern klagenreiche Sorgen." Man würde leicht verstehen: "Der Götter Groll aber hat ihn losgelassen"; allein wie wenig dies nötig ist, sieht man wieder an den sogleich in 524 folgenden ἔθηκε und ἐφῆκε, bei denen die Vorzeitigkeit, soviel ich bemerke, keinen Sinn hätte. Warum Leaf diesen Vers streicht, habe ich nicht eingesehen, da mir seine Begründung "One MS. omits 524" keine genügende Begründung scheint.

H, 4—6: "Wie aber ein Gott hoffenden Schiffern gibt (ἔδωκεν) Fahrwind, nachdem sie sich (allemal) abgemüht (ἐπεί κε κάμωcιν) mit den wohlgeglätteten Rudern das Meer schlagend (ἐλαύνοντεc), von der Mühe aber sind die Glieder gelöst (λέλυνται): so also erschienen (φανήτην) die beiden den hoffenden Troern."

B, 480—482: "Wie ein Ochs in der Herde weitaus hervorragend vor den andern wird (ἔπλετο), ein Stier; denn er sticht hervor unter den versammelten Kühen: so also machte (θῆκε) Zeus den Atreiden an jenem Tage." Was das eigentlich heißen soll, ist freilich nicht leicht zu sagen, zumal die beiden ersten Sätze nahezu tautologisch klingen; ich möchte folgende Wiedergabe in Anregung bringen: "Wie es dem Stier gelingt, die erste Stelle zu gewinnen, es zum Leittier zu bringen, weil er tatsächlich unter den Kühen etwas Einzigartiges ist, also "princeps fit, quod princeps est", vielleicht mit einem etwas frostigen Oxymoron, das Horazens bekanntes Wort ins Gedächtnis ruft: interdumque bonus dormitat Homerus, besonders, wie wir heute wissen, im zweiten Buche des Ilias.

An dieser Stelle macht Delbrück S. 290 einen Einschnitt, indem er die Frage aufwirft, "weshalb für das Vergleichsverbum der Ind. aor. gewählt ist". Er findet dafür drei Gründe und zwar: 1. "Weil man sich vorstellen soll, daß die Handlung innerhalb der Situation, zu der sie gehört, bereits vergangen ist. Für einige Fälle trifft diese Darstellung auch mit dem deutschen Sprachgefühl zusammen; es ist klar, daß die Fichte als bereits gestürzt, die Lämmer als von Wölfen gepackt gedacht werden sollen." 2. In anderen Fällen kommt das Punktuelle der Handlung in Betracht: so bei συνέπηξεν, ἀπέστη. 3. "Gelegentlich hat man den Eindruck, als würde der Aorist im Vergleichsverbum nicht gewählt worden sein, wenn nicht auch das epische Verbum im Aorist stünde, so bei ἔπλετο."

Indem ich diese Gründe von rückwärts betrachte, muß ich mich zuerst gegen den dritten aussprechen. Er ist nicht bloß allzu mechanisch, sondern findet auch in dem Sprachgebrauche keine Stütze, selbst nicht die bescheidenste. Überblickt man die stattliche Reihe der von Delbrück herangezogenen Beispiele, so erkennt man sofort, daß eine Abhängigkeit der Zeiten im Vergleichs- und im Erzählungssatz in gar keiner Weise behauptet werden kann: es steht mit Bezug auf den Aorist im ersteren vielmehr im letzteren ebensowohl das Imperfekt (z. B. ἐσύλα P, 60) als das Futur (z. B. ἐφήσει δ, 340), als (mit Vorliebe) der Aorist (z. B. ἰήσατο E, 904), als das Plusquamperfekt (z. B. κεῖτο N, 392); gelegentlich finden wir auch Wechsel (z. B. ἐστήριξε und βαίνει nebeneinander Δ, 443): all dies läßt in dem unbefangenen Beurteiler keinen Zweifel daran aufkommen, daß die Wahl des Tempus in den beiden Sätzen durchaus unabhängig von einander ist und gänzlich frei dem Bedürfnis des eigenen Gedankens folgt.

Dagegen trifft Delbrücks zweiter Grund mit unserer Anschauung zusammen, wofern nur an Stelle des Ausdruckes 'punktuell' der andere 'effektiv' gesetzt wird.

Endlich den ersten glauben wir bereits erschüttert zu haben, besonders in dem oben zu E, 368 Ausgeführten. Da ich nun nochmals auf diesen Punkt zu sprechen gekommen bin, so möchte ich ihn auch vollends ganz erledigen. Σ, 321 f. sieht es so aus, als hätten wir einmal die optativische anstatt der konjunktivischen, d. h. also die von den Gegnern Mollers so heiß ersehnte präteritale Zeitfolge. Wir lesen dort πολλὰ δέ τ'

ἄγκε' ἐπῆλθε μετ' ἀνέρος ἴχνι' ἐρευνῶν, εἴ ποθεν ἐξεύροι. Aber es sieht bloß so aus. Denn es schließen sich an die Worte μάλα γὰρ δριμὺς χόλος αἱρεῖ, d. h. doch wieder das unbehagliche Präsens. So bleibt auch hier nichts übrig als zu übersetzen "ob er wohl ausfindig machen könnte, möchte", d. h. an einen optativus potentialis zu denken, der bei Homer bekanntlich das κεν oder ἄν zu entbehren vermag (Leaf Grammat. introduction S. L, 42) und weit überwiegend als Haupttempus gilt.

Schwieriger stellten sich auf den ersten Blick Fälle dar, wie O. 273 f. τὸν μέν τ' ἠλίβατος πέτρη καὶ δάσκιος ὕλη εἰρύσατ', οὐδ' ἄρα τέ σφι κιχήμεναι αἴσιμον ηεν, wo das Imperfekt am Schluß in die Sphäre der Vergangenheit zu weisen scheint. Allein es scheint nur so: in Wahrheit haben wir es mit dem bei Rückblicken, Schlüssen usw. üblichen Tempus zu tun, das Krüger Gr. Sprchl.[5], § 53, 2, 5 'didaktisches Imperfekt' nennt und von dem bei Kühner-Gerth 1, S. 146 zu lesen steht "wir gebrauchen in diesem Falle das Präsens, indem wir die auf die Gegenwart sich erstreckende Folgerung ausdrücken": als Beleg wird u. a. angeführt Soph. Phil. 978 ὁ δ' ἦν ἄρα ὁ ξυλλαβών με "ja, nun weiß ich es, Odysseus ist es, der mich hintergegangen hat". Gildersleeve hat der Erscheinung auf S. 96 f. des ersten Bandes seiner Synt. of Cl. Greek einen eigenen Paragraphen (220) gewidmet, aus dem ich das besonders gut übersetzte Beispiel herausnehme Xen. Oecon. 1, 20 λῦπαι ἄρ' ἦσαν ἡδοναῖς περιπεπεμμέναι. 'So they turn out to be (are after all) pains sugar-coated with pleasure'. Darnach zweifle ich, ob der Ind. Aor. ausdrückt, dass die Handlung innerhalb ihrer Situation bereits vergangen war.

Nach dieser Unterbrechung kehre ich zur Besprechung von Delbrücks Beispielen zurück und fahre fort mit μ. 251—255: "Wie wenn aber an einem Ufervorsprung ein Fischer mit überaus langer Angelrute den Fischen, den wenigen, als Köder Speisen hinabwerfend ins Meer vorstreckt (προΐησι) eines ländlichen Ochsen Horn, einen zuckenden aber sodann gefangen habend hinschleudert (ἔρριψε) zur Erde: so wurden sie zappelnd einer nach dem andern erhoben (ἀείροντο), hin zu den Felsen": Das Vorstrecken der Angel aufs Meer sollen wir uns als sich hindehnende Handlung vorstellen, was jeder begreifen wird, der einmal einen Engländer mit stoischer Geduld an eines Baches Rand hat sitzen und auf Fische warten sehen;

das Aufklatschen der erlegten Tiere dagegen auf dem Boden, wodurch ihnen jedenfalls der Garaus gemacht werden soll, wird im Abschluß aufgefaßt und wiedergegeben. Durch den Kontrast nähert sich der Fall wieder dem von Delbrück angenommenen punktuellen Sinn.

E, 597—600: "Wie wenn aber (allemal) ein Mann ratlos, hingehend durch eine weite Ebene, Halt macht (στήῃ) an raschströmendem, ins Meer vorfließendem Flusse, in Schaum brausend ihn erblickend (ἰδὼν) und zurückfährt (ἀνά τ' ἔδραμ' ὀπίσσω): so damals wich der Tydide zurück (ἀνεχάζετο). στήῃ und ἔδραμ' von demselben Subjekt ausgesagt und durch das enganschließende τε verbunden, können unmöglich mit Cauer auf verschiedene Zeitstufen versetzt werden.

Λ, 548—557: "Wie aber einen braunen Löwen von der Rinder Gehöft fortscheuchen (ἐσσεύαντο) Hunde und ländliche Männer, die ihn den Rindern nicht das Fett nehmen lassen wollen (οὐκ εἰῶσι), die ganze Nacht wachend (ἐγρήσσοντες); er aber nach Fleisch sich sehnend (ἐρατίζων) geht vorwärts (ἰθύει), aber nicht bringt er etwas vor sich (πρήσσει). Denn dicht ihm entgegen fahren Speere daher (ἀΐσσουσι) von kühnen Händen und brennende Fackeln, vor denen er Angst hat (τρεῖ), so sehr er auch voll Begier ist (ἐσσύμενος oder wohl richtiger ἐσσυμένος); morgens aber geht er von dannen (ἀπονόσφιν ἔβη) mit betrübtem Herzen: so ging Ajas" usw. Überblickt man die Reihe ἐσσεύαντο — οὐκ εἰῶσι, ἰθύει, οὔτι πρήσσει, ἀΐσσουσι, τρεῖ — ἀπονόσφιν ἔβη, so gewinnt man den Eindruck, daß die beiden Aoriste hier die Höhenpunkte geben, die Präsentien aber arabeskenartiges Nebenwerk, was ja zur Natur der actio effectiva und der actio infecta unter Umständen gut paßt. Das Raubtier schleicht wie die Katze um den heißen Brei, aber das Ergebnis ist: er wird verjagt und geht ab. Dieser (auch im Kroatischen gang und gäbe (Musič a. a. O. S. 92) Aktionenwechsel ist also innerlich nicht bloß durchaus berechtigt, sondern eine große Schönheit der Darstellung, während ein Wechsel der Zeitstufe, wie ihn Cauer zuläßt, für mein Gefühl dem kunstsinnigsten der Dichter eine nahezu barbarische Unempfindlichkeit gegen schrilles Umspringen der Melodie zumutet.

X, 468—471: "Wie wenn aber (allemal) entweder flügelbreitende Drosseln oder Tauben in eine Schlinge hineinstürzen (ἐνιπλήξωσι), die (allemal) steht (ἑστήκῃ) im Gebüsche,

nach der Ruhestatt strebend (ἑσιέμεναι), es nimmt sie aber auf (ὑπεδέξατο) ein verhaßtes Lager: so hielten sie (ἔχον) der Reihe nach die Köpfe": ἐνιπλήξωσι und ὑπεδέξατο sind geradezu koinzidente Handlungen, nur das eine Mal vom Standpunkt der Vögel, das andere Mal vom Standpunkt der Falle aus betrachtet.

Δ, 275—280: "Wie wenn aber von der Warte erblickt (εἶδεν) eine Wolke ein Ziegenhirte heraufziehend (ἀνερχόμενον) übers Meer unter des Westwinds Brausen, ihm aber dem fern Seienden (ἐόντι) scheint sie (φαίνεται) schwärzer als Pech, wie sie hinzieht (ἰόν) übers Meer, und sie hat im Gefolge (ἄγει) viel Sturm; da erschrickt er (ῥίγησεν), sie erblickend (ἰδών) und treibt (ἤλασεν) die Schafe unter die Grotte: so bewegten sich (κίνυντο) die Schlachtreihen". Hier haben wir in der Reihenfolge εἶδεν = φαίνετ(αι), ἄγει = ῥίγησεν dieselbe Bauart wie Λ, 548 ff., d. h. ein Aorist am Anfang und einer am Schluß umrahmen mehrere Präsentien. Doch ist ein Unterschied insofern vorhanden, als diesmal die Hauptsache nicht im Tempus der actio effectiva (εἶδεν, ῥίγησεν, ἤλασε), sondern der actio infecta (μελάντερον ἠΰτε πίσσα φαίνεται, ἄγει δέ τε λαίλαπα πολλήν) gegeben wird: ganz natürlicherweise; denn es kommt lediglich auf den Redenden an, ob es ihm wichtiger ist, eine sich noch abspielende oder aber eine schon abgeschlossene Handlung in den Vordergrund zu rücken. (Vgl. Moller Philol. IX, S. 361: 363.)

δ, 335—340: "Wie wenn aber (allemal) eine Hinde im Unterschlupfe eines starken Löwen ihre Jungen zur Ruhe gebracht habend (κοιμήσασα), die frischgeborenen, milchsaugenden, die Schluchten ausspäht (ἐξερέῃσι) und die grasigen Täler weidend (βοσκομένη), der aber kehrt dann heim (εἰσήλυθεν) in sein Lager, über beide Teile aber bringt er (ἐφῆκεν) böses Verhängnis: so wird (Odysseus) über sie böses Verhängnis bringen (ἐφήσει)". Der Wechsel zwischen dem Präsens- (ἐξερέῃσι) und dem Aoriststamm (εἰσήλυθεν, ἐφῆκεν) erklärt sich sehr einfach daraus, daß der Löwe sein grauses Vertilgungswerk vollbringt, während das schwache Grattier noch draußen abwesend und mit dem Suchen von Futter für die lieben Kleinen beschäftigt ist.

Ψ, 222—225: "Wie aber ein Vater klagt (οδύρεται) seines Sohnes Gebeine verbrennend (καίων), eines verlobten, der sterbend seine armen Eltern betrübt oder betrübt hat (ἀκάχησε), so klagte (ὀδύρετο) Achilleus die Gebeine seines Gefährten verbrennend"; daß der Indikativ des Begleitaoristes (ἀκάχησε) als

solcher nicht das Eintreten vor dem ὀδύρεσθαι 'bezeichnet', ist schon oben dargelegt worden: man kann es aus dem Zusammenhang entnehmen, muß es aber nicht einmal notwendig. Unter allen Umständen scheitert an den Beispielen mit ὅς τε Cauers Erklärung, da bei einer so engen Fügung seine Annahme eines Sprungs von einer Zeitstufe zur anderen vollends zur Unmöglichkeit wird.

π, 216—219: "Sie weinten (κλαῖον) aber hell, heftiger als Vögel, Seeadler oder Lämmergeier, krummkrallige, denen die Jungen Landleute ausgenommen haben oder auch ausnehmen (ἐξείλοντο) bevor sie flügge geworden sind oder auch werden (γενέσθαι): so vergossen sie (εἶβον) Tränen". In diesem Falle scheint mir das Gedankenverhältnis eine Wendung der Vorzeitigkeit an die Hand zu geben. Ausgedrückt ist sie freilich nicht, am wenigsten durch den Indikativ des Aoristes; der Konj. mit κεν (ἄν) würde in dieser Hinsicht kaum etwas anderes besagen, wobei auch noch der Umstand berücksichtigt werden muß, daß der Aorist in all diesen Beispielen nicht im Vergleichssatze selbst steht, sondern einem Nebensatz angehört, der nur mittelbar in die Sphäre des ersteren hineinreicht. Moller a. a. S. 348 spricht von 'gnomischer Vergangenheit'; noch besser wäre wohl 'gnomische Vorzeitigkeit'.

E, 522—527: "sie blieben (ἔμενον) Wolken gleich, die Kronion während der Windstille hingestellt hat oder auch hinstellt (ἔστησεν) auf hohen Bergen ruhig, solange schläft (εὕδῃσι) die Kraft des Boreas und der andren überaus gewaltigen Winde, welche die schattigen Wolken mit hellpfeifendem Wehen zerstreuen (διασκιδνᾶσιν), blasend (ἀέντες): so erwarteten (μένον) die Danaer die Troer fest und wollten nicht fliehen (οὐδὲ φέβοντο)". Durch das εὕδῃσι scheint mir erwiesen, daß der Indikativ Aoristi auch in solchen Sätzen, die dem Vergleichssatz untergeordnet sind, nichts anderes bedeutet als sonst in dieser Art von Beispielen, nämlich die effektive Handlung.

Ω, 480—483: "Wie wenn aber (allemal) einen Mann großes Unheil ereilt (λάβῃ), der in der Heimat einen Mann getötet habend (κατακτείνας) in fremdes Land kommt (ἐξίκετο), in eines reichen Mannes Haus, und Staunen hält sie als Zuschauende (ὁρόωντας) gefangen (ἔχει); so ergriff den Achilleus Staunen" (θάμβησεν). Hier ist mir das zeitliche Verhältnis

zwischen λάβῃ und ἐξίκετο überhaupt nicht klar geworden, weil ich den inneren Zusammenhang zwischen dem ὑπ' ἄτης ληφθῆνα und εἰς τὴν ἀλλοτρίαν ἐξικέσθαι nicht verstehe: das Gleichnis ist zu bruchstückartig, als daß man für unseren Zweck leicht etwas damit anfangen könnte.

Δ, 75—78. "Wie aber einen Stern sendet (ἧκε) des krummsinnigen Kronos Sohn, entweder den Schiffern als Zeichen oder dem großen Heere der Mannen, einen leuchtenden, von ihm aber stieben fort und fort (ἵενται) (ganze Garben von) Funken: dem gleichend fuhr (ἤϊξεν) zur Erde Pallas Athene": zu betonen, daß Zeus die Sternschnuppen zuerst erscheinen läßt und daß dann die Funken von ihr fallen, würde wohl fast widersinnig sein. Es wird vielmehr die erstere Tatsache einfach festgestellt und der zweite Vorgang dargestellt.

M, 278—287: "wie Schneeflocken (allemal) herniederrieseln (πίπτωσι) dicht, am Wintertage, wenn sich der Berater Zeus erhebt (ὤρετο) zum Schneien, den Menschen offenbarend (πιφαυσκόμενος) seine Geschosse: nachdem er aber die Winde zur Ruhe gebracht (κοιμήσας) gießt (χέει) er ihn immerwährend, damit er schließlich bedecke (καλύψῃ) der hohen Berge Kuppen und die erhabenen Vorsprünge und die lotostragenden Ebenen und der Männer fette Werke: und auch auf dem grauen Meere ist er ergossen (κέχυται) in Häfen und Küsten — nur die Woge dagegenschlagend hält ihn von sich ab (ἐρύκεται) — und alles sonst ist eingehüllt (εἴλυται) oben, wann (allemal) des Zeus Regen die Oberhand gewinnt (ἐπιβρίσῃ): so flogen (πωτῶντο) ihre Steine nach beiden Seiten dicht". In diesem Beispiele treffen wir eine Buntheit der Modi und der Zeitenstämme, die so ziemlich alle Möglichkeiten erschöpft: πίπτωσι, ὤρετο, χέει, καλύψῃ, κέχυται, ἐρύκεται, εἴλυται, ἐπιβρίσῃ. Natürlich aber ist es éin Bild und darum éine Zeitstufe: wie sollte bei ὡς πίπτωσι . . ., ὅτε τ' ὤρετο, wo das letztere den Zeitpunkt für das erstere angibt, an eine 'Vergangenheit' gedacht werden können?

O, 579—581: "Antilochos aber stürmte heran (ἐπόρουσε) wie ein Hund, der (allemal) auf ein getroffenes (βλημένῳ) Hirschkalb losschießt (ἀΐξῃ), das als ein aus dem Lager geranntes (θορόντα) ein Jäger trifft (ἐτύχησε) mit seinem Schuß (βαλών) und dem er die Glieder löst" (ὑπέλυσε): augenscheinlich stehen der Konjunktiv ἀΐξῃ und die Indikative ἐτύχησε, ὑπέλυσε ganz auf derselben Stufe, auch wenn man 'getroffen hat, gelöst hat' vorzieht.

χ, 298—306: "Sie aber flohen durch den Saal wie Herdenkühe, welche eine schwirrende Bremse herangestürmt (ἐφορμηθεὶς) in Unruhe versetzt (ἐδόνηcε) zur Frühlingszeit, wann die Tage lang werden (πέλονται). Sie aber, wie Lämmergeier, krummkrallige, krummschnäblige von den Bergen gekommen (ἐλθόντες) (allemal) auf Vögel losfahren (θόρωςιν); diese unter die Wolken sich schmiegend (πτώςςουςαι) streben in der Ebene dahin (ἵενται), sie aber herangeflogen (ἐπάλμενοι) machen sie (nacheinander) hin (ὀλέκουςι), und da gibt's (γίγνεται) keine Wehr noch Flucht; es sind aber in Freude (χαίρουςι) die Männer über die Jagd: so schlugen sie (τύπτον) die Freier".

Δ, 482—489: "Er aber fiel in den Staub wie eine Schwarzpappel, die (allemal) in der Niederung einer großen Au wächst (πεφύκῃ), eine glatte, aber Äste wachsen (πεφύαςι) ganz oben; sie haut ein wagenbauender Mann heraus (ἐξέταμ') mit blitzendem Eisen, damit er einen Felgenkranz daraus zurecht biege (κάμψῃ) und sie liegt (κεῖται) trocknend an des Flusses Ufern: so erlegte (ἐξενάριξεν) Ajas den Anthemides". Selbst hier glaube ich nicht, daß man gezwungen ist, zu verstehen: "sie hat der Wagner herausgehauen"; jedenfalls liegt an und für sich der Ausdruck der Zeitrelation im Indikativ des Aorists so wenig wie sonst je. Es wäre rein das zwischen dem Fällen und dem Daliegen obwaltende natürliche Verhältnis, das zu dieser Auffassung nötigte, aber auch dann nötigen würde, wenn wir hätten ἐκτάμνει oder ἐκτέτμηκε oder ἐκτάμῃ: die Relation ist und bleibt stets durchaus etwas Hinzuverstandenes und hängt nicht an ἐξέταμ' als solchem.

Λ, 473—481: "Um ihn herum aber nun tummelten sich (ἕπον) die Troer, wie wenn gefleckte Schakale auf den Bergen um einen geweihtragenden Hirsch einen getroffenen (βεβλημένον), den ein Mann trifft (ἔβαλ') mit dem Pfeile von der Sehne, dem entgeht er (ἤλυξε) mit den Füßen fliehend (φεύγων), solange das warme Blut und die Kniee sich regen (ὀρώρῃ). Aber wann ihn erlegt (δαμάςςεται) der rasche Pfeil, beginnen an ihm zu fressen (δαρδάπτουςιν)... Schakale auf den Bergen im schattigen Walde: da führt herbei (ἐπι-ήγαγε) einen Löwen die Gottheit, einen verderblichen, und die Schakale stieben auseinander (διέτρεςαν), er aber schmaust" (δάπτει) (von da an weiter).

Das Beispiel ist in mehrfacher Hinsicht lehrreich: Die Nachbildung des Virgil (Aen. IV, 68 ff. — quam fixit.. Equitque)

zeigt, daß er ἔβαλ' vorzeitig faßte. Aber die Schwierigkeit erhebt sich schon, wenn man fragt: vorzeitig wozu? Man könnte denken an ein aus dem Gesamtsinn zu entnehmendes ἀμφέπουσι: damit wäre aber wenigstens die präteritale Auffassung wiederum aufgegeben und der Indikativ unterschiede sich von dem an sich gewiß ganz gut möglichen Konj. βάλῃ so, daß jener das Typische der Situation ohne, dieser mit Andeutung enthielte. Näher aber dürfte doch noch eine andere Erklärung liegen, zu der Gildersleeve die Hand bietet, wenn er (Problems S. 245 A, 1) sagt: "The aorist produces an effect of finality akin to the perfect, of which the aorist is often the shorthand." Darnach ist das ὅν τ' ἔβαλ' ἀνήρ ἰῷ ἀπὸ νευρῆς nichts als eine nähere Ausführung des vorausgehenden βεβλημένον und als das einzig bedeutsame stellt sich wie stets beim Aorist die Betonung des Abschlusses dar, wobei es für den Griechen belanglos war, daß wir in unserer Sprache lieber übersetzen, 'getroffen hat' als 'trifft', wozu wir vermutlich deshalb zu greifen lieben, weil unser Perfektum uns eher das Effektive zu empfinden gestattet, als das Präsens. Dafür spricht besonders ein zweites: in den Worten τὸν μέν τ' ἤλυξε πόδεσσιν φεύγων, ὄφρ' αἷμα λιαρὸν καὶ γούνατ' ὀρώρῃ tritt uns zum ersten Mal, soviel ich verfolgt habe, ein Fall entgegen, in dem Delbrücks übliche Wiedergabe nicht bloß nicht wahrscheinlich, sondern einfach unmöglich ist. Was sollte heißen: "Dem Mann *ist er entkommen*, solange die Kraft anhält"? Meinem Sprachgefühle nach müßte es hier ganz notwendig lauten 'anhielt', was griechisch ὀρώροι wäre. Je schärfer man den tatsächlich vorliegenden Sprachstoff interpretiert, ohne vorgefaßte Meinungen daran hinzubringen, desto fester überzeugt man sich von der Richtigkeit der Mollerschen Ausführungen. Endlich läßt sich an diesem Gleichnis der Wechsel zwischen actio effectiva und infecta sehr schön zur Anschauung bringen: dem Manne gelingt es zu treffen; dem Hirsch gelingt es zu entkommen, die Glieder halten vor; dem Pfeil gelingt es, den Hirsch zu erlegen; die Schakale tun sich des breiteren gütlich an seinem Fleische; der Löwe taucht auf, das Gesindel zerstiebt. Der Aorist stellt einfach zwei in ihrer nackten Tatsächlichkeit ohne ablenkende Ausmalung überwältigend wirkende Ereignisse fest: zum Beschluß aber sieht man den, der all die anderen Lumpenhunde abgetan, den Raub gemächlich verzehren.

E, 136—143: "Da vollends ergriff (ἕλεν) ihn ein dreimal so großer Zorn, wie einen Löwen, den (allemal) ein Hirte auf dem Felde bei wollschürigen Schafen verwundet (χραύσῃ) als einen über das Gehöfte Gesprungenen (ὑπεράλμενον), dabei aber nicht tötet (δαμάσσῃ); seine Kraft zwar erregt er (ὦρσεν), dann aber sucht er (ihn) nicht weiter abzuwehren (οὐ προσαμύνει), sondern in die Hürden zieht er sich (Schritt vor Schritt) zurück (δύεται), fürchtet (φοβεῖται) er doch die Einsamkeit; sie (die Schafe) liegen dicht aneinandergedrängt da (κέχυνται), er aber anstürmend springt hinaus (ἐξάλλεται) aus dem Gehöfte: so anstürmend mischte sich (μίγη) unter die Troer der starke Diomedes." Χραύσῃ und δαμάσσῃ bedeuten: zum Verwunden bringt er's, zum vollen Erlegen aber kommt's nicht; ὦρσεν zum Zornigmachen reicht's. Anstatt δύεται und ἐξάλλεται könnte man erwarten ἔδυ und ἐξάλτο, und gewiß wären diese echt homerisch, hätten jedoch einen anderen Sinn, nämlich: Der Hirte bringt's fertig, sich zu retten und der Löwe davonzukommen. Allein gesagt soll werden: der erstere zieht sich mit Widerstreben *pedetemptim*, ἑκὼν ἀέκοντι γε θυμῷ, *nolens volens* zurück, der letztere entfernt sich mit edler Nonchalance und majestätischer Gelassenheit ohne unziemliche Übereilung vom Schauplatz seiner Taten.

Λ, 172—177: "Sie flohen wie Kühe, die ein Löwe in die Flucht scheucht (ἐφόβησε) gekommen (μολὼν) im Dunkel der Nacht, alle; ihr aber der einen taucht auf (ἀναφαίνεται) das jähe Verderben; ihr bricht er aus (ἐξ-ἔαξε) den Nacken ihn packend mit starken Zähnen zuerst, dann aber schlürft er (λαφύσσει) das Blut und alle Geweide: so verfolgte (ἔφεπε) sie der Atride." Während λαφύσσει wie oben δαρδάπτουσι und δάπτει in leicht verständlicher Weise das Schwelgen im Genusse vorführt, so nimmt man wohl Anstoß an dem ἀναφαίνεται, statt dessen ἀνεφάνη natürlicher scheint. Kaum mit Recht: dieses wäre klipp und klar "das Gespenst des Todes taucht auf vor ihr", das andre heißt "das Verderben kündigt sich an, rückt näher und näher". Man darf bezweifeln, was grausiger ist: die nackte Tatsache des unerbittlich eintretenden Endes, oder die raffinierte Quälerei des Spielens der Katze mit der Maus. Es ist ähnlich, wie wenn dem Hunde der Schwanz nicht auf einmal, sondern stückweise abgeschlagen wird, natürlich all dies nur als unbewußte Stimmung, nicht in klarer Ausführung.

O, 630—636: "Aber er wie ein grimmiger Löwe über Schafe hergefallen (ἐπελθών), die in der Niederung einer großen Au weiden (νέμονται), unzählige, und unter ihnen (ist) ein Hirte, noch nicht genau verstehend, sich mit dem Tiere in einen Kampf einzulassen (μαχήσασθαι) um des krummen Stieres Tötung; zwar geht er immer mit den ersten und letzten Kühen, der aber in der Mitte angestürmt (ὀρούσας) frißt (ἔδει) eine Kuh, sie aber geraten alle dabei in Furcht (ὑπέτρεσαν): so wurden die Achaier von Hektor in die Flucht gejagt" (ἐφόβηθεν). Man wird ἔδει auffallend finden und φάγε erwarten; allein dies würde bedeuten "wie der Löwe die Kuh auffrißt", was augenscheinlich eine starke Übertreibung wäre, während es bei der vorliegenden Fassung entschieden richtiger heißt "wie der Löwe über die Kuh herfällt (ὀρούσας) und dann beginnt an ihr zu schnabulieren, sich an ihr gütlich zu tun".

χ, 383—388: "Sie aber erblickte (ἴδεν) er gar alle in Blut und Asche hingesunken (πεπτεῶτας), viele, wie Fische, die Fischer an den hohlen Strand außerhalb der grauen See mit dem vielmaschigen Netz herausziehen (ἐξέρυσαν): sie alle aber sind, nach den Wogen des Meeres sich sehnend, auf dem Sande hingeschüttet (κέχυνται): ihnen hat die Sonne mit ihrem Brennen (φαέθων) das Leben genommen" bezw. "dann nimmt" (ἐξείλετο). Das Gleichnis bietet sprachliche und sachliche Schwierigkeiten; Fäsi bemerkt: "Etwas lockere Zusammenstellung der Sätze" und "Übrigens erwähnt Homer an dieser einzigen Stelle des Fischfanges mit dem Netze, in mehreren dagegen der Angelfischerei". Vor allem aber möchte ich darauf aufmerksam machen, daß die Sache nicht recht stimmt: übersetzt man: "Die Fische liegen am Strande, nachdem ihnen die Sonne das Leben genommen hat", so versteht man nicht, wie es dann heißen kann, daß sie sich noch nach der Woge des Meeres sehnen; erklärt man jedoch: sie liegen hingeschüttet "und dann nimmt ihnen die Sonne vollends das Leben" (vgl. λ, 201), so ist das tertium comparationis geschädigt, denn die Freier sollen nicht erst sterben, nachdem sie darniedergestreckt sind, sondern sie sind schon tot, es sei denn, daß v. 400 μετὰ κταμένοισι νέκυσσιν zu viel gesagt oder das völlige Verscheiden κατὰ τὸ σιωπώμενον, das Aristarch so oft bei Homer annimmt, zu ergänzen wäre; Friedländer Beitr. z. Kenntn. d. hom. Gleichn. 2, 9 zweifelt v. 388 (ἐξείλετο) an.

Δ, 141—147: "Wie wenn aber (allemal) eine Frau Elfenbein mit Purpur durchtränkt (μιήνῃ), eine Mäonierin oder Karerin, damit es ein Backenstück der Pferde sei; es liegt (κεῖται) aber in der Schatzkammer; viele Ritter wandelt der Wunsch an (ἠρήcαντο), es zu tragen, aber dem König liegt's da (κεῖται) als Prunkstück, beides, ein Schmuck dem Roß und dem Lenker: so wurden, Menelaos, deine Schenkel mit Blut bespritzt" (μιάνθην). ἠρήcαντο ist ausgesprochen ingressiv "in vielen steigt der Wunsch auf". Dann κεῖται: "aber es wird nichts gereicht, denn der König hält das Kleinod fest in der Kammer": was Delbrück meint mit den Worten "bis ein König es erwirbt", verstehe ich nicht.

Υ, 495—499: "Wie wenn aber (allemal) einer anschirrt (ζεύξῃ) männliche breitstirnige Rinder zu dreschen weiße Gerste auf wohlgegründeter Tenne, und rasch wird (ἐγένοντο) sie enthülst unter den Füßen der starkbrüllenden Rinder: so zertraten (cτεῖβον) die Rosse die Leichen". Das 'rasch' liegt nicht im Aorist, sondern in ῥίμφα.

Ρ, 389—395: "Wie wenn aber ein Mann eines großen Ochsen Haut den Mannen übergibt (δώῃ) zum Spannen, triefend von Fett: sie nun erhaltend habend (δεξάμενοι) auseinander tretend (διαcτάντεc) spannen (τανύουcι) sie sie ringsum, flugs da verschwindet (ἔβη) die Feuchtigkeit und das Fett dringt ein (δύνει) indem viele ziehen (ἑλκόντων) und sie dehnt sich (τάνυται) ganz durch: so zogen (εἷλκον) sie den Toten". Die Präsentien τανύουcι und τάνυται deuten das Widerstreben der zähen Rindshaut an, ebenso wie δύνει, daß das Fett seine Zeit braucht, bis es den Weg durch die Poren geht; 'flugs' ist durch ἄφαρ besonders bezeichnet.

Ρ, 725—730: "Sie stürmten aber heran (ἴθυcαν), Hunden gleichend, die (allemal) gegen einen getroffenen (βλημένῳ) Eber losrennen (ἀΐξωcι) voraus vor Jägersmännern; denn eine Zeit lang laufen sie (θέουcι) zu zerreißen begierig; aber wenn er sich endlich unter ihnen (allemal) umdreht (ἑλίξεται), auf seine Stärke vertrauend, so weichen sie zurück (ἄψ τ' ἀνεχώρηcαν) und stieben auseinander (διέτρεcαν), der eine da-, der andre dorthin: so folgten (ἕποντο) die Troer eine Zeit lang immerdar scharenweise, stoßend mit Schwertern und doppelspitzigen Lanzen; aber als schließlich allemal die Aianten sich umwendend ihnen gegenüber sich stellten (cταίηcαν), da verkehrte sich (ἐτρά-

πετο) ihre Farbe, und nicht brachte es einer über sich (ἔτλη) vorwärts gestürmt um den Toten sich in einen Kampf einzulassen (δηρίσασθαι)". An diesem Gleichnis ist vor allem bemerkenswert die gegenüber der sonstigen Läßlichkeit Homers sehr streng durchgeführte Parallelisierung zwischen Vergleich und Verglichenem. Schon in den zwei Versen des Auftakts haben wir je den Aorist ἴθυσαν — ἀΐξωσι. Dann entsprechen sich wiederum genau εἵως (= τέως) θέουσι — ἀλλ' ὅτε δὴ ῥ' . . . ἑλίξεται — ἀνεχώρησαν, διά τ' ἔτρεσαν und εἵως . . . ἕποντο — ἀλλ' ὅτε δὴ ῥ' . . . σταίησαν — τράπετο, οὐδέ τις ἔτλη, mit anderen Worten, die Tempora actionis infectae und perfectivae sind ganz symmetrisch angewandt, aber nun mit einem Unterschied, wie er bezeichnender nicht sein könnte: während im Gleichnis der Konjunktivus iterationis ἑλίξεται steht, haben wir im epischen Satze den optativus iterationis σταίησαν, jenes in Beziehung auf die Indikative Aoristi ἀνεχώρησαν und ἔτρεσαν, dieses auf τράπετο und ἔτλη, d. h. diese letzteren sind Neben-, jene ersteren aber Haupttempora: ich wüßte nicht, wo man so leicht einen einleuchtenderen Beleg für die Richtigkeit der Mollerschen Auffassung finden könnte, als in diesem handgreiflichen Kontraste.

Υ, 164—175: "Der Pelide aber auf der anderen Seite erhob sich (ὦρτο) dagegen, wie ein verderblicher Löwe, den auch die Männer zu töten gewillt sind (μεμάασιν) sich versammelt habend (ἀγρόμενοι) ein ganzer Stamm: er aber zuerst sich nicht drum kümmernd schreitet einher (ἔρχεται), aber wenn (allemal) einer von den kampfschnellen Jünglingen mit dem Speere trifft (βάλῃ), duckt er sich (ἐάλη) das Maul aufreißend (χανών), und rings an den Zähnen bildet sich (γίγνεται) Schaum und drinnen im Herzen stöhnt (στένει) ihm der wehrhafte Mut: mit dem Schweife peitscht er sich (μαστίεται) die Rippen und Lenden auf beiden Seiten, und sich selber muntert er auf (ἐποτρύνει) den Kampf zu eröffnen (μαχέσασθαι), zornfunkelnd stürzt er (φέρεται) geradeaus mit Gewalt, ob er einen erlege (πέφνῃ) von den Mannen oder selbst umkomme (φθίεται) vorn im Getümmel: so trieb (ὦτρυνε) den Achilleus sein Mut dem Aineias entgegenzugehen (ἐλθέμεναι)." Der Wechsel der Stämme ergibt ein geradezu meisterhaft komponiertes Bild: μεμάασι, ἔρχεται, γίγνεται, στένει, μαστίεται, ἐποτρύνει, φέρεται machen uns, um mit Cobet zu sprechen, zu testes oculati vor sich gehender Handlungen. Dabei ist es von der höchsten Bedeutung, daß das Vergleichsverbum κατ' ἐξοχήν,

nämlich das des sich selbst zum Kampf Antreibens — vgl. v. 174 ὡς Ἀχιλῆ' ὤτρυνε μένος —, nicht etwa im Aorist steht, sondern im Präsens ἐποτρύνει, während ein so beiläufiges Moment wie das sich Ducken mit ἐάλη gegeben ist, wieder der lebendige Beweis dafür, daß in der griechischen Zeitengebung tatsächlich der Unterschied zwischen Präsens- und Aoriststamm im Grunde stets auf den zwischen dem aspectus actionis infectae und effectivae hinausläuft und all die beliebten sonstigen Unterscheidungen nichts sind als Schlüsse aus der Umgebung, vielleicht überdies nicht selten mehr von unserem als vom griechischen Standpunkte aus. Dies trifft auch völlig zu auf die Konjunktive βάλῃ, sowie πέφνῃ und φθίεται: letzteres gehört zum Aorist ἐφθίμην und ist eine von den Formen mit kurzem Modusvokal. Der Sinn ist ausgesprochen resultativ: das edle Tier versucht, ob es ihm gelinge, einen der verhaßten Gegner aus dem Wege zu schaffen oder selber den Tod zu finden.

O, 624—628: "Ein fiel er (ἐν δ' ἔπεσ'), wie wenn (allemal) eine Woge auf ein rasches Schiff fällt (πέσῃσι), eine starke, unter den Wolken vom Winde genährte: es wird ganz unter dem Schaume verdeckt (ὑπεκρύφθη), des Windes schreckliches Wehen tobt (ἐμβρέμεται) im Segel und es zittern (τρομέουσι) im Herzen die Schiffer, voll Angst: denn nur unmerklich werden sie fortgetragen (φέρονται) allmählich heraus aus (ὑπὲκ) dem Tode: so wurde zerrissen (ἐδαΐζετο) das Herz in der Brust der Achäer." Der Wechsel zwischen Aorist und Präsens ist hier besonders klar: das Schiff verschwindet ganz und damit wird das Ende der Sturzsee erreicht, während dagegen die Windsbraut noch weiterwütet und so die Angst der Schiffer andauert, die bloß Stück für Stück aus dem Bereich des gähnenden Wasserschlundes abkommen. An und für sich möchte man τυτθὸν γὰρ ὑπὲκ θανάτοιο φέρονται eher verstehen, "denn mit Mühe entrinnen sie dem Verderben", wie denn Seiler in seinem sehr guten Homerwörterbuch[7], S. 589 verdeutscht "nur um ein wenig, d. i. kaum, enteilen sie dem Tode", wozu Jakobitz-Seiler noch fügen aus Aeschylus τυτθὰ ἐκφυγεῖν. Allein zunächst heißt τυτθόν als Adverb: "gering, ein wenig, leise, unmerklich". Dazu kommt noch, daß nur so das doch immer möglichst lang zu vermeidende Zugeständnis vermieden werden kann, daß φέρω nicht bloß terminativ-finitiv, d. h. also doch immer noch imperfektiv, sondern geradezu perfektiv sei. Es ist von Wert, daß ein vortrefflicher

Homererklärer, der überdies unseren Fragen ganz fernsteht, W. Leaf, zu der Stelle bemerkt: "628. τυτθόν κ. τ. λ.; "for but by a little are they *swept on* out of the jaws of death", d. h. "denn nur ein wenig werden sie dahingerissen heraus aus den Kinnladen des Todes". Das dürfte genau auf meine Wiedergabe hinauskommen, deren Sinn ist: sie sind in tiefster Seelenangst; sehen sie doch, daß sie sich nur Schrittchen vor Schrittchen mühselig von dem nassen Grabe entfernen, wobei das Passivum φερομένους noch andeutet, daß sie ein willenloser Spielball von Wind und Wellen sind. Entschieden kann die Sache nur werden durch eine Spezialuntersuchung über φέρω, der sich angesichts von Stellen wie Il. I, 416 οὐδέ κέ μ' ὦκα τέλος θανάτοιο κιχείη auch gleich eine solche über dieses u. ä. Verben anschließen dürfte.

Ψ, 692: "Wie wenn aber unter dem Aufschauern des Boreas emporschnellt (ἀναπάλλεται) ein Fisch am tangbedeckten Strande, und ihn dann wieder die schwarze Woge bedeckt (κάλυψεν), so getroffen schnellte er empor (ἀνέπαλτο)": selbstverständlich könnte es auch von dem Fische ἀνέπαλτο heißen, das Präsens malt aber mehr.

P, 547—552: "Wie einen purpurnen Regenbogen den Sterblichen (allemal) Zeus hinspannt (τανύσσῃ) vom Himmel her(nieder), ein Zeichen zu sein entweder eines Krieges oder auch eines frostigen Unwetters, das von den Arbeiten die Menschen verjagt (ἀνέπαυσεν — ihnen ein Ziel setzt) auf der Erde, das Kleinvieh aber schädigt (κήδει): so sie, in eine purpurne Wolke sich verhüllend (πυκάσασα), begab sich (δύσετ') zu der Achaier Stamm und weckte (ἔγειρε) jeglichen Mann": die Menschen gehen heim und damit wird der Abschluß ihrer Tätigkeit auf dem Felde erreicht, die Schafe dagegen bleiben noch draußen und sind den Unbilden der Witterung des ferneren ausgesetzt.

E, 87—94: "Denn er toste (θῦνε) übers Gefilde einem vollen Flusse vergleichbar, einem Gießbach, der rasch strömend die Brücken zerreißt (ἐκέδασσε): ihn hemmen (ἰσχανόωσι) nicht festverwehrte Dämme noch hemmen (ἴσχει) ihn Zäune von den blühenden Saatfeldern, ihn, der plötzlich eintrifft (ἐλθόντ'), wann (allemal) des Zeus Regen die Oberhand gewinnt (ἐπιβρίσῃ); viele schöne Äcker stürzen (κατήριπε) unter ihm von Männern: so wurden von dem Tydiden die dichten Schlachtreihen der Troer bedrängt (κλονέοντο)". Trotzdem daß die Dämme und Zäune sich redlich dem Schwall Widerpart zu halten bemühen (actio

infecta *of reluctance* würde Gildersleeve sagen), ist das betrübende Endergebnis doch: die Wehren reißen, die Frucht aller Hingabe geht drauf!

P, 673—678: "Fortging (ἀπέβη) der blonde Menelaos, nach allen Seiten blickend, wie ein Adler, von dem sie ja sagen, er sehe am schärfsten von den Vögeln unter dem Himmel, dem auch als einem hoch oben Seienden ein fußschneller Hase nicht entgeht (ἔλαθε) unter rings belaubtem Gebüsch liegend, sondern gerade auf ihn stürmt er los (ἔσσυτο) und ihn rasch packend (λαβὼν) nimmt (ἐξείλετο) er ihm das Leben." Daß alle finitiven Formen Indikative des Aorists sind, ist sehr selten; der Wechsel mit Konjunktiven und Hauptzeiten überwiegt weit.

Π, 765—771: "Wie aber der Ost und der West streiten (ἐριδαίνετον) miteinander in des Gebirges Schluchten, um einen tiefen Wald zu erschüttern, Eiche und Esche und zähbrindige Kornelle, die aneinander schlagen (ἔβαλον) langspitzige Äste mit gewaltigem Getöse, und es herrscht ein Krachen, wie sie so gebrochen werden (ἀγνυμενάων): so gegeneinander losgestürmt hausten (δῄουν) Troer und Achäer." Zu πάταγος ist augenscheinlich ἐστί zu ergänzen, sodaß wir durchweg actio infecta haben mit einziger Ausnahme von ἔβαλον. βάλλουσι würden wir leichter verstehen: die Äste schlagen im Sturm immerfort aneinander. Allein das steht eben nicht da, sondern: die Stürme rütteln um die Wette an einem ganzen Wald, bestehend aus drei Sorten von Bäumen, deren Zweige sich beim Losbruch des Unwetters (das ist nicht dem Wortlaute, aber dem Sinne nach ἠχῇ θεσπεσίῃ) ineinander verheddern; nun rast die Windsbraut in dem Gewirr der Äste, die nicht mehr voneinander los können und in ihrer Masse und Verfitztheit der Böe eine breite Angriffsfläche bieten, sodaß ein unaufhörliches Dahinbrechen die Folge ist. Daß das tertium comparationis des Wütens verstärkt wird durch das Nebenmoment des gegenseitigen Verflochtenseins, darauf deutet möglicherweise im Nachsatz das ἐπ᾽ ἀλλήλοισι θορόντες hin, das in der Militärsprache der späteren Zeit wohl mit ἀλλήλοις συμπλακέντες, in unserer Ausdrucksweise mit 'ineinander verbissen', gegeben sein könnte. Wenn man nach Delbrücks sonstiger Art, αἵτε πρὸς ἀλλήλας ἔβαλον . . . ὄζους lieber verstehen wollte "die gegeneinander ihre . . . Äste geschlagen haben", so hätte ich unter den oben mehrfach geltend gemachten Einschränkungen nichts dagegen einzuwenden.

K, 5—9: "Wie wenn eben (allemal) daherblitzt (ἀcτράπτῃ) der Gemahl der schönhaarigen Here, schaffend entweder vielen Regen, unermeßlichen, oder Hagel, oder Gestöber, wobei der Schnee die Fluren bestreut (ἐπάλυνεν), oder irgendwo bitteren Krieges großen Rachen: so seufzte inbrünstig in der Brust Agamemnon". Übrigens muß ich offen bekennen, daß ich das ὅτε πέρ τε χιὼν ἐπάλυνεν ἀρούρας nicht genügend verstehe; ob ὅτε πέρ τε wirklich heißt 'wobei', weiß ich nicht. Die Bedeutung von περ kommt dabei nicht zu ihrem Recht. Es ist nicht klar, soll man zusammennehmen ὅτε περ 'gerade dann, wann', wie in der Regel, oder gehört περ zum ganzen Satz: "wann der Schnee ganz die Erde bedeckt", sodaß darin eine Verstärkung der resultativen Bedeutung des Aoristes läge. Zu vergleichen ist noch M, 286 ὅτ' ἐπιβρίcῃ Διὸc ὄμβροc, woran man sieht, wie nebensächlich im Grunde der Indikativ ist und wie überwiegend es auf den Aorist ankommt.

O, 679—686: "Wie wenn aber ein Mann auf einem Renner zu reiten wohl verstehend, der, nachdem er (allemal) aus vielen heraus vier Pferde zusammengeschirrt hat (cυναείρεται), sie aufscheuchend (cεύαc) aus der Ebene hin zur großen Stadt jagt (δίηται) auf der Heerstraße; viele erschaun (θηήcαντο) ihn mit Staunen, Männer und Frauen; er aber fest und sonder Wanken immer springend (θρώcκων) wechselt herüber und hinüber (ἀμείβεται) bald aufs eine, bald aufs andere, sie aber fliegen dahin: so schritt (φοίτα) Ajas über viele Deckbalken rascher Schiffe große Schritte nehmend (βιβάc) und seine Stimme drang dabei (ἵκανεν) zum Himmel". Man beachte, daß wiederum der Hauptpunkt, das geschickte Gaukeln dort von Roß zu Roß, hier von Balken zu Balken ausmalend in actio infecta vorgeführt wird (θρώcκων ἀμείβεται — φοίτα μακρὰ βιβάc), während belanglose Nebenmomente zwar auch in dieser Art gegeben sind (δίηται, πέτονται), aber auch und sogar überwiegend im Aorist, wobei ferner Konjunktive und Indikativ nur leise abgetönt nebeneinanderstehen (cυναείρεται, das natürlich mit Sonne KZ. 18, S. 433 als Konj. aor. zu fassen ist, wie auch W. Leaf bemerkt "cυναείρεται: aor. subjunkt." + ἐθηήcαντο). So bestätigt sich immer von neuem: was wir außer dem aspectus effectivus und non effectivus in Aorist- und Präsensstamm hineinlegen, ist alles nur Abglanz aus der Situation.

Δ, 452—456: "Wie wenn aber Gießbäche von den Bergen herabströmend in eine Schlucht zusammenlaufen lassen

(cυμβάλλετον) starkes Gewässer aus großen Quellen, innerhalb eines hohlen Spaltes und ihr Getöse weithin vernimmt (ἔκλυε) auf dem Gebirge der Hirte: so kam zustande (γένετο), während sie sich mischten (μιcγομένων), Geschrei und Kampf". Das Gleichnis ist hinsichtlich des Tempusgebrauches ebenmäßiger gebaut als es bei oberflächlichem Anblick scheint: dem ὅτε cυμβάλλετον entspricht μιcγομένων, dem δοῦπον ἔκλυε δαίμων aber γένετο ἰαχή, d. h. Präsens dem Präsens, Aorist dem Aorist.

X, 93—96: "Wie aber eine Berg-Schlange an einem Loche auf einen Mann lauert (μένηcι), nachdem sie böse Kräuter gefressen (βεβρωκώc): davon ist schlimmer Grimm in sie gefahren (ἔδυ) und greulich blickt sie (δέδορκεν) sich windend (ἑλιccόμενοc) um das Loch: so wollte Hektor nicht zurückweichen (οὐχ ὑπεχώρει) unauslöschlichen Zorn hegend (ἔχων)": hier scheint der Zusammenhang einmal ausnahmsweise so, daß auch wir der Deutlichkeit halber die Wiedergabe mit dem deutschen Perfekt vorziehen. Ob sich dem Griechen das zeitliche Verhältnis ebenso ausgeprägt darstellte, bezweifle ich freilich, da es bei Verwandlung der nach homerischer Weise gewählten Parataxe durch die eigentlich sinngemäßere Hypotaxe ganz verschwindet; attisch: κακὰ φάρμακα βέβρωκεν ὥcτ' ἐξοργιcθῆναι καὶ δεινὰ βλέπειν. Zugleich ergibt sich, daß Delbrücks Ergänzung "nämlich bei dem Anblick des Mannes" kaum das Richtige treffen wird.

ψ, 233—239: "Wie wenn aber (allemal) erwünscht die Erde Schwimmenden (νηχομένοιcι) auftaucht (φανείη), deren wohlgebautes Schiff (allemal) Poseidon im Meere zerschmettert (ῥαίcῃ), während es dahineilt (ἐπειγομένην) in Wind und praller Woge; nur wenige entkommen (ἐξέφυγον) aus der grauen Salzflut ans Land bei dem Versuche zu schwimmen (νηχόμενοι), und viel Schaum ist um ihren Leib geballt (τέτροφεν), gern aber betreten sie (ἐπέβαν) das Land, der Mühsal entronnen (φυγόντεc): so war ihr erwünscht der Gemahl"; ἐξέφυγον heißt "es gelingt ihnen zu entfliehen", ἐπέβαν "sie setzen den Fuß aufs Land".

Λ, 558—565: "Wie wenn aber ein Esel neben einem Feld hergehend (ἰών) Kinder vergewaltigt (ἐβιήcατο) ein störriger, an dem natürlich viele Prügel abgehauen werden (ἐάγη — doch s. u.!), und hineingekommen (εἰcελθών) tut er sich gütlich (κείρει) am breiten Saatfeld; die Kinder schlagen ihn mit ihren Prügeln; aber ihre Kraft (ist) die von Kindern, nur mit

Mühe bringen sie ihn heraus (ἐξήλασσαν), nachdem er sich an der Speise gesättigt (ἐκορέσσατο): so ... folgten (ἕποντο) damals die Troer dem Ajas immer stoßend (νύσσοντες)". ἐβιήσατο besagt genauer: Der Esel bringt's fertig die Kinder zu überwältigen; der Relativsatz kann auch anders gefaßt werden als oben geschehen ist ("an dem viele Prügel abknicken"), so wie man nämlich δή mit Hartung Partikellehre 1, S. 247 und Brugmann A. d. k. sächs. G. d. W. ph. h. Kl. XXII, 1904, S. 61, nicht im modalen, sondern im temporalen Sinne versteht; dann haben wir: "ein Esel, ein fauler, an dem schon (= ἤδη, iam) viele Knüttel zersprungen sind". So würde hier durch δή dem Indikativ Aoristi in einem Nebensatze des Gleichnisses das Merkmal der Vorzeitigkeit ebenso akzidentiell geliehen werden wie nachher durch ἐπεί dem ἐκορέσσατο. In diesem besonders begründeten Fall mache ich Delbrücks oben des näheren behandelter Auffassung ein Zugeständnis, das ich für ἐβιήσατο, welches er so zu erklären geneigt ist, ablehnen muß: denn das Verhältnis des Überwältigens der Kinder und des Weidens des Esels ist hier so eindeutig durch den materiellen Inhalt der Verben bestimmt, daß es bei jedem Tempus, außer etwa dem Futurum beim ersten Gliede, dasselbe bliebe und der Aorist also dabei ganz belanglos ist. Des weiteren räume ich Cauer ein, daß hier der typische Fall mit ausnehmender Lebhaftigkeit gezeichnet ist, insofern überall der Indikativ des Aorists, nirgends dessen Konjunktiv steht, nur daß ich die Beziehung auf die Vergangenheit nach wie vor entschieden bestreite. Malerisch im höchsten Grade sind wieder die Präsentien: bei dem ἰών sehen wir das tückische Grautier noch langsam neben dem leckeren Felde einhertrotteln, während εἰσελθών nachher den gelungenen Sprung hinein ins Paradies des Magens vorführt. Bei dem κείρει hören wir's förmlich zwischen seinen vergnüglich schmatzenden Kinnladen prasseln und das τύπτουσι zeigt uns die ganze vorläufige Erfolglosigkeit der mit Ernst, aber auch mit ungenügenden Kräften auf den dickfelligen Patron loshauenden Buben. Das reinste Idyll in nuce mit Sinn fürs Komische!

M, 41—49: "Wie wenn aber unter Hunden und Jägersmännern ein Eber oder Löwe sich wendet (στρέφεται) in seiner Kraft trotzend (βλεμεαίνων), sie aber turmartig sich aneinander geschlossen habend (ἀρτύναντες) stellen sich (ἵστανται) ent-

gegen und schleudern (ἀκοντίζουσι) zahlreiche Lanzen aus den Händen. Dessen preisliches Herz ist aber nie in Angst (ταρβεῖ) und nicht in Schrecken (φοβεῖται), sondern sein trotziger Mut tötet (ἔκτα) ihn: denn (δὲ) oft wendet er sich (στρέφεται) der Männer Reihen versuchend und wohin (allemal) er sich richtet (ἰθύσῃ), da weichen die Reihen der Männer: so Hektor durchs Gewühl hingehend wandte sich hin und her (εἱλίσσετ')." Daß der unmittelbar danebenstehende Aorist ἔκτα im Deutschen gar nicht anders übersetzt werden kann als mit einer Gegenwartsform, das ist so klar, daß man kein Wort darüber zu verlieren braucht: denn der Untergang des Löwen ist ja gar nichts anderes als das aus seiner Unverzagtheit mit Notwendigkeit folgende Ergebnis, ein Verhältnis, daß nur durch die homerische Parataxe verdeckt wird und das bei hypotaktischer Fügung unmittelbar heraustritt: weil der Löwe niemals Angst hat, weil er ein Ritter ohne Furcht und Tadel ist, deshalb erreicht ihn das Verderben, gelingt's dem Tode, ihn zu fällen; Leaf sagt kurz und bündig in seiner vorzüglichen Ausgabe zu v. 46: and his courage brings him death. Cp. Z, 407: δαιμόνιε, φθίσει σε τὸ σὸν μένος and Π, 753: ἑή τε μιν ὤλεσεν ἀλκή"; hieraus ergibt sich, daß auch dieser ausgezeichnete Homerkenner den Aorist in unserem Sinne versteht. Die Wahl der Tempora hat z. T. etwas Unerwartetes: statt στρέφεται v. 42 würde uns wohl eher einleuchten στράφῃ, statt ἵστανται ἔστησαν bezw. hom. στάν, vor allem aber statt ταρβεῖ οὐδὲ φοβεῖται vielmehr τάρβησεν οὐδὲ φοβήθη und endlich statt εἴκουσιν vielleicht noch εἶξαν. Gewiß wären alle diese Formen nicht bloß sehr gut möglich, sondern auch vortrefflich passend, allein sie würden eine andere Färbung hereinbringen als nun eben einmal die, welche dem Dichter beliebt hat und mit der wir uns gern oder ungern abfinden müssen. In den Präsentien weht etwas von der gehaltenen und getragenen, man möchte sagen, affektiert gleichgültigen Stimmung, die uns nachher noch in Schillers "Handschuh" gerade auch beim Löwen entgegentreten wird.

X, 490—498: "Der Tag der Verwaisung macht (τίθησι) ganz genossenlos ein Kind; ganz ist es niedergebeugt (ὑπεμνήμυκε) und mit Tränen benetzt sind (δεδάκρυνται) die Wangen. Darbend (δευόμενος) aber geht hin (ἄνεισι) der Knabe zu des Vaters Gefährten, den einen am Mantel zupfend (ἐρύων), den

andern am Untergewand: wenn sie dann in Mitleid geraten (ἐλεηcάντων), so reicht ihm einer die Schale hin (ἐπέcχε): die Lippen benetzt er (ἐδίηνʼ), den Gaumen aber benetzt er (ἐδίηνε) nicht. Ihn stößt aber auch ein Vater- und Mutterkind vom Mahle weg (ἐcτυφέλιξε), mit den Händen schlagend (πεπληγώc) und mit Schimpfworten scheltend (ἐνίccων): mach dich fort, marsch! (ἔρρʼ οὕτωc): nicht speist (μεταδαίνυται) dein Vater unter uns.ʼʼ Die gleichnisartige Erzählung ist augenscheinlich in zwei Teilen aufgebaut, einem vorbereitenden vv. 491—493 mit präsentischer und einem abschließenden vv. 494—96 mit aoristischer Zeitgebung: die Herren wandelt angesichts des verlassenen Söhnchens ihres gestorbenen Kameraden zwar ein menschlich Rühren an (ἐλεηcάντων), aber das praktische Ergebnis ist ziemlich mager: da langts noch nicht wie bei Scheffel zu einem Schoppen, sondern, daß Gott erbarm, zu einem dürftigen Schlücklein, das gerade bis zu den Lippen reicht, am Gaumen aber gewinnt die Herrlichkeit schon ein Ende; ja herzlos, wie bloß Kinder gegen unverschuldetes fremdes Leid sein können, bringt's einer von den anwesenden Junkern über sich (= ἔτλη), den kleinen Kerl wegzustoßen und zwar πεπληγώc, was W. Leaf zu v. 497 richtig erklärt als Intensivum 'with violent blows' unter Hinweis auf Ψ, 660, wozu es bei ihm heißt: The purely intensive force of πεπληγέμεν is obvious here.

Das Präsens τίθηcι in v. 490 fällt aus diesem Zusammenhang heraus: es ist, wie oben des näheren ausgeführt, das des generellen Satzes und in der Aktion nicht vom Aorist zu scheiden, außer insoweit, als letzterer den Abschluß deutlich angibt, ersteres ihn nur in sich birgt. Übrigens ist beachtenswert, daß sämtliche uns aufstoßenden Beispiele nicht in den Gleichnissen, sondern in den Sentenzen stehen, die sich dadurch trotz aller Verwandtschaft doch als zu einer etwas anderen Stilgattung gehörig ausweisen.

Δ, 440—443: "Eris, die rastlos strebende, des männermordenden Ares Schwester und Genossin, die klein im Anfang sich wappnet (κορύccεται), dann aber stemmt sie (ἐcτήριξε) an dem Himmel das Haupt und schreitet auf der Erde einher (βαίνει)." ἐcτήριξε heißt: "aber schließlich bringt sie's hinauf bis zum Himmel", wie der Gegensatz von ἔπειτα zu πρῶτον deutlich genug zeigt.

N, 729—734: "Aber nicht irgendwie wirst du alles selber erlangen (ἑλέcθαι) können: denn dem einen verleiht (ἔδωκε)

Gott kriegerische Werke, einem andern aber legt (τιθεῖ) in die Brust wackeren Verstand der weithinblickende Zeus und dessen genießen (ἐπαυρίσκοντ᾽) viele Menschen, und viele rettet (ἐσάωσε) er, am meisten jedoch gelangt er selber zur Kenntnis (ἀνέγνω) davon": v. 732 ἄλλῳ δ᾽ ἐν στήθεσσι τιθεῖ νόον εὐρύοπα Ζεύς vermag ich das Präsens wiederum in der Aktion vom Aorist nicht zu scheiden und muß es als eines des generellen Satzes erklären.

ζ, 185: μάλιστα δέ τ᾽ ἔκλυον αὐτοί "am meisten aber werden sie's selber inne".

P, 176—178: "Aber immer (ist) des Zeus Ratschlag besser, des Aegishalters, der auch einen wehrhaften Mann schreckt (φοβεῖ) und leicht den Sieg nimmt (ἀφείλετο), manchmal aber auch selbst antreibt (ἐποτρύνει) auf den Kampf sich einzulassen (μαχέσασθαι)". φοβεῖ und ἐποτρύνει sind auch hier gegen ἀφείλετο in der Aktion nicht abzugrenzen. Dagegen in ψ, 11—13: "zu einer Törin haben dich die Götter gemacht, die imstande sind (δύνανται), sinnlos zu machen (ποιῆσαι) auch einen, der ganz bei Sinnen ist (ἐόντα) und die es andererseits fertig bringen, einen Einfältigen mit Verstand zu begaben" (ἐπέβησαν) ist der Unterschied klar. Ebenso

Σ, 107—110: "Möchte doch der Streit aus Göttern und Menschen entschwinden (ἀπόλοιτο), und der Groll, der auch einen ganz Verständigen soweit gelangen läßt (ἐφέηκε), daß er in Zorn gerät (χαλεπῆναι) und der viel süßer als niedergleitender Honig in der Brust der Männer anschwillt (ἀέξεται) wie ein Rauch". Nicht minder

ξ, 463—466: "Der Wein treibt (ἀνώγει) mich, der betörende, der auch einen gar sehr Verständigen soweit bringt (ἐφέηκε), sich aufs Singen einzulassen (ἀεῖσαι) und eine weichliche Lache aufzuschlagen (γελάσαι) und ihn dahin kommen läßt, (ἐφέηκε), daß er einen Tanz anhebt (ὀρχήσασθαι), und der manches Wort herausfahren macht (προέηκεν), das sicherlich besser ungesagt bliebe". Ferner

Ξ, 216—218: "Drin (ist) Liebe, drin Sehnsucht, drin Gekose als Betrug, der davonnimmt (ἔκλεψε) auch den Sinn vernünftig Denkender" bietet nichts besonderes.

η, 216—218: "Denn nichts ward (ἔπλετο) neben dem verhaßten Magen Hündischeres sonst, der's erzwingt (ἐκέλευσε — ἀνάγκη) seiner zu gedenken (μνήσασθαι), auch wenn

man sehr in Pein ist (τειρόμενον) und Leid hat (ἔχοντα)". ἔπλετο ist anscheinend wirklicher Vergangenheits-Aorist, 'ist entstanden', nämlich sozusagen bei der Erschaffung des Menschen oder sonstwann: zu beachten ist die Negation οὐδείς, welche sachlich nicht verschieden ist von οὔποτε, οὐπώποτε und darum eine zeitliche Fixierung in irgend einem Moment der Vergangenheit nahelegt. Dagegen ist ἐκέλευσε gnomischer Aorist.

ξ, 61—66: "Denn wahrlich dessen Heimkehr haben die Götter unterbunden (κατέδησαν), der mich innig lieben würde (ἐφίλει) und mir Besitztum gegeben hätte (ὄπασσεν), wie seinem Diener ein wohlgesinnter Herrscher verleiht (ἔδωκεν), ein Haus und ein Erbgut und ein vielumworben Weib, (ihm), der für ihn (allemal) viel erarbeitet (κάμῃσι) und dem ein Gott (allemal) die Arbeit (weiter) gedeihen läßt (ἀέξῃ), wie auch mir diese Arbeit (weiter) gedeiht (ἀέξεται), deren ich walte (ἐπιμίμνω)": κατέδησαν ist epischer Aorist, dagegen ἔδωκεν gnomischer, was sich aus den folgenden Haupttempora sicher ergibt.

T, 221—224: "Rasch entwickelt sich (πέλεται) Übersättigung an der Feldschlacht (den Menschen), von der viel Stroh auf die Erde das Erz streut (ἔχευεν), die Ernte aber ist sehr gering, wenn allemal die Wagschalen neigt (κλίνῃ) Zeus, welcher der Verwalter des Krieges der Menschen ist (τέτυκται)": πέλεται ist Präsens des generellen Satzes, ἔχευε bedeutet: zum Hinschütten von leerem Stroh reicht's gerade noch; daß wir die Stufe der Gegenwart anzunehmen haben, zeigten die übrigen Verbalformen, von denen κλίνῃ übrigens ebenso gut Konj. Präs. wie Aor. sein kann. Der Sinn des Gleichnisses ist: "Viel Geschrei und wenig Wolle".

δ, (354)—356—359: Da liegt (ἔστι) eine Insel, sie nennen (κικλήσκουσι) sie Pharos, "so weit entfernt als am ganzen Tage ein hohles Schiff fertig bringt (ἤνυσεν), dem (allemal) ein helltönender Fahrwind nachbläst (ἐπιπνείῃσιν) von hinten": Der Aorist ist durch seine Umgebung eindeutig bestimmt; Delbrücks Erklärung ist beherrscht von der m. E. irrigen Annahme, der gnomische Aorist sei eigentlich irgendwie ein Vergangenheitstempus.

P, 98 f: "Wenn (allemal) ein Mann gegen den Willen der Gottheit mit einem Manne kämpfen will (ἐθέλῃ), den der Gott ehrt (τιμᾷ), so wälzt sich (κυλίσθη) rasch (τάχα) über ihn ein großes Leid". Wenn derselbe Gelehrte bemerkt: "so hat sich

ihm schnell ein großes Unglück herangewälzt, d. h. mit dem Entschluß, gegen den Willen des Gottes einen Kampf zu unternehmen, ist auch schon das Mißlingen eingetreten", möchte ich doch einige Bedenken nicht zurückhalten. Einmal heißt einen Kampf unternehmen genau μαχέcαcθαι, nicht μάχεcθαι (vgl. Υ, 179 ἦ cέ γε θυμὸc ἐμὸc μαχέcαcθαι ἀνώγει) und sodann möchte ich glauben, daß der Entschluß auch eher durch den Ingressivus ἐθελήcῃ ausgedrückt würde. Daß mit ihm auch schon das Mißlingen eingetreten wäre, kann man doch gewiß nicht ohne weiteres sagen: wann es kommt, darüber ist nichts gesagt, sicher ist nur, daß es, früher oder später, eintritt und sein Ziel erreicht. Ebenso steht es mit

Α, 218: ὅc κε θεοῖc ἐπιπείθηται, μάλα τ' ἔκλυον αὐτοῦ "wer (allemal) den Göttern zu gehorchen bereit ist (ἐπιπείθηται), den erhören (ἔκλυον) sie sicher".

Ω, 334 f.: "Hermeias, dir ist's ja weitaus das Liebste, einem Manne dich zu gesellen (ἑταιρίccαι), und du erhörst (ἔκλυεc), wen (allemal) du Lust hast (ἐθέλῃcθα)".

I, 500—512 (gekürzt): "Wandelbar (sind) selbst die Götter; sie stimmen um (παρατρωπῶcι) die Menschen, wenn einer (allemal) in Frevel und Sünde verfällt (ὑπερβήῃ, ἁμάρτῃ). Denn auch die Bitten sind (εἰcι) Töchter des Zeus, die hinter der Sünde dreinzukommen sich bemühen (ἀλέγουcι). Die Sünde aber (ist) schnellfüßig, weshalb sie vor ihnen allen weit vorausläuft (ὑπεκπροθέει) und zuvorkommt (φθάνει) mit dem Schädigen der Menschen, sie aber (die Λιταί) suchen's darnach wieder gut zu machen (ἐξακέονται). Wer (allemal) eine Scheu faßt (αἰδέcεται) vor den Töchtern des Zeus, während sie kommen (ἰούcαc), dem bringen sie großen Nutzen (ὤνηcαν) und erhören (ἔκλυον) ihn, wenn er ein Gebet erhebt (εὐξαμένοιο); wer aber (allemal) sie endgültig ablehnt und starr nein sagt (ἀνήνηται, ἀποείπῃ), da flehen sie (λίccονται), zu Zeus Kronion hingehend, daß in dessen Gefolge die Sünde sei (ἕπεcθαι), damit er Schaden erleide (βλαφθεὶc) und Buße entrichte (ἀποτίcῃ)". Der Wechsel von Präsentien und Aoristen läßt sich hier überall als ein solcher der Aktionen nachfühlen: wenn dem μέγ' ὤνηcαν καὶ τ' ἔκλυον εὐξαμένοιο nachher λίccονται entspricht, so braucht man nicht notwendig das Präsens des allgemeinen Satzes (wie in v. 514 τιμὴν, ἥ τ' ἄλλων περ ἐπιγνάμπτει νόον ἐcθλῶν) anzunehmen, sondern kann sich das

erstere auch als zusammenfassendes Ergebnis, das andere als auseinanderlegendes Bild klar machen; man sieht, wie die Λιταί etwa eine nach der andern vor dem Throne des väterlichen Richters aufmarschieren und ihr Gesuch um Bestrafung des verstockten Sünders vor dessen Stufen niederlegen.

ο, 409—411: "Aber wann (allemal) dahinaltern (γηράςκωςιν) in der Stadt die Geschlechter der Menschen, so erscheint (ἐλθών) der Silberbogner Apollon, mit der Artemis und mit seinen sanften Geschossen herankommend (ἐποιχόμενος) erlegt (κατέπεφνεν) er sie": "ûte ist's mit îren leben" möchte man mit dem niederdeutschen Scherzwort ausrufen.

Υ, 198: ῥεχθὲν δέ τε νήπιος ἔγνω "das Geschehene erkennt auch der Tor"; soviel bringt er gerade noch fertig.

Σ, 309: ξυνὸς Ἐνυάλιος καί τε κτανέοντα κατέκτα "gemeinsam (ist) der Kriegsgott und auch einen der töten will, erlegt er (κατέκτα)", d. h. auch mit einem, bei dem das Gegenteil zu erwarten scheint, wird er fertig, wider alles Erwarten.

I, 320: κάτθαν' ὁμῶς ὅ τ' ἀεργὸς ἀνὴρ ὅ τε πολλὰ ἐοργώς "zum sterben gelangt gleichermaßen der träge Mann und der, der vieles getan hat". Der Aorist als resultatives Tempus wirkt um so stärker, als gerade dieses Resultat unerwartet kommt: man denkt natürlich, der Feige muß später sterben als der Mutige; allein es wird betont, was Simonides sagt Fragm. 65 (106) (Anthol. lyr.[3] Bergk S. 288): ὁ δ' αὖ θάνατος κίχε καὶ τὸν φυγόμαχον.

Ziehen wir aus den voranstehenden Erörterungen über das Wesen dieser Gattung des Aoristes das Fazit, so ergibt sich, daß wir mehrere Arten zu unterscheiden haben.

Die erste ist die, welche auch bisher schon als die des Aoristus empiricus bekannt war, von dem Typus, bei dem Wörter wie 'viele, niemals, oft' u. ä. die Beziehung auf tatsächliche Vorkommnisse in der Vergangenheit von selbst hindeuten. Sie hat P. Cauer in einseitiger Weise zur Grundlage seiner Ausführungen gemacht; daß jedoch selbst hier von keiner Notwendigkeit präteritaler Auffassung gesprochen werden darf, dafür ziehe ich zwei Belege heran, Eurip. fragm. 360, 28 f. τὰ μητέρων δὲ δάκρυ' ὅταν πέμπῃ τέκνα, πολλοὺς ἐθήλυν' εἰς μάχην ὁρμωμένους und Theogn. 639 f. πολλάκι παρ δόξαν τε καὶ ἐλπίδα γίγνεται εὖ ῥεῖν ἔργ' ἀνδρῶν, βουλαῖς δ' οὐκ ἐπεγένετο τέλος.

Die zweite, welche man die des Aoristus fabularis oder paradigmaticus nennen kann, wenn man Freude an neuen

Bezeichnungen hat, ist von G. Herbig (IF. 6, 251) gut geschildert unter Hinweis auf das Erlebnis des Helden in Scheffels Eckehard Kap. 6. Auf dasselbe kommt Chr. Sarauw hinaus (KZ. 38, S. 153 f.), wenn er im Blick auf slavische Verhältnisse sagt: "Diese Aoriste sind keine gnomischen, sie stehen so, wie wahrscheinlich eine jede Sprache das Präteritum in gewissen Redensarten gebraucht; so heißt es im Dänischen etwa: es ist mir ganz egal, sprach der Junge, er weinte, oder: daß die Frau toll war, wußte der Mann nicht eher, als bis sie bei Tische sang (sagt man, wenn jemand gegen die Sitte bei Tische singt). Das sind keine Gnomen, das sind Fabeln, mit Anspielung auf vorliegendes in kürzester Form erzählt". Im Deutschen schließen sich an die Geschichtchen des Volkswitzes, wie folgende: "Mit dem Hut in der Hand kommt man durchs ganze Land, sagte der Handwerksbursch: da nahm er den Hut des Hausherrn mit" oder: "da hatte er . . . mitgenommen"; jedenfalls haben wir auch hier ein echtes und gerechtes Vergangenheitstempus. Sarauw wird Recht haben, wenn er hierin die Quelle der 'dualistischen' Erklärung durch Musič findet; nur fürchte ich, er ist in einen verwandten Irrtum verfallen, dadurch daß er den Aoristus pro futuro faßt als "ein Präteritum, das nur durch rhetorische Übertragung, durch eine bewußte Redefigur etwas Zukünftiges bezeichnet".

Die dritte Klasse endlich ist die des wirklichen Aoristus gnomicus, den man genauer zerlegen kann in den Komparativus und in den Sententialis. Über ihn haben wir folgendes ermittelt: 1. Sein Wesen besteht in gar nichts anderem als das Wesen des Aorists überhaupt, nämlich im Ausdruck des Abschlusses der Handlung. 2. Nuancen wie die der Schnelligkeit oder der Vorzeitigkeit liegen an sich nicht in ihm, können aber aus der Natur des Verbalbegriffs oder aus der Umgebung akzidentiell hinzutreten. 3. Er steht wie ein klippes und klares Haupttempus; von einer offenen oder verschleierten Vergangenheit ist nicht die Rede. 4. Nach Zeitstufe und Zeitrelation unterscheidet sich der Indikativ vom Konjunktiv des Aoristes nicht; nur ist wahrscheinlich, daß jener mehr einen typischen Fall, dieser mehr das Iterative der Erscheinung andeutet. 5. Der Aoristus gnomicus berührt sich eng mit dem sogenannten Aoristus pro futuro und seine Erklärung darf von der des letzteren nicht losgerissen werden. 6. Beim Wechsel zwischen Aoristus und

Praesens sind zwei Fälle auseinanderzuhalten: a) der Komparativus unterscheidet sich entsprechend dem auf Versinnlichung gerichteten Zwecke des Gleichnisses vom Praesens wie der Aspectus actionis effectivae vom Aspectus actionis infectae (bes. cursivae); b) der Sententialis dagegen so, daß er den Abschluß betont, während ihn das (aus einer älteren, vor der Trennung der Aktionen im Satz liegenden Zeit stammende) Präsens hinzudenken läßt. 7. Musičs Behauptung, der Aor. gnomicus stehe nur in subsekutiven Sätzen, wird widerlegt z. B. durch Λ, 548.

Zum Beschlusse dieses Abschnittes möchte ich es mir nicht versagen, noch eine Art umgekehrter Probe auf meine Erklärung zu machen, indem ich es versuche, die Zeitgebung eines deutschen Gedichtes ins Griechische zu übertragen, wobei ich nur wünschen kann, nicht ganz des großen Vorbildes unwert erfunden zu werden, das der Meister der Übersetzungskunst, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff im ersten seiner gesammelten Vorträge aufgestellt hat: ich habe einige Strophen aus Schillers 'Handschuh' gewählt, einer Ballade, deren wechselnde Stimmung mir vorzüglich geeignet schien, zu zeigen, auf wie feine Schwankungen der sprachlichen Melodie es bei diesen Dingen ankommt:

"Vor seinem Löwengarten
Das Kampfspiel zu erwarten (μένων)
Saß König Franz (ἐκάθητο)
Und um ihn die Großen der Krone
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen im schönen Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger (νεύει),
Auf tut sich der weite Zwinger (ἀνοίγνυται)
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt (ἵσταται)
Und sieht sich stumm
Rings um (περιβλέπει)
Mit langem Gähnen (κεχηνώς),
Und schüttelt die Mähnen (σείει)
Und streckt die Glieder (τείνει)
Und legt sich nieder (κατακλίνεται).

Und der König winkt wieder (νεύει),
Da öffnet sich behend (ἀνεῴχθη)
Ein zweites Tor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor (προὔδραμε).

Wie der den Löwen erschaut (ἐθεάσατο)
Brüllt er laut (ὠρύσατο),
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif (ἐγύρωσε)
Und recket die Zunge (ὤρεξε),
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu (περιέρχεται)
Grimmig schnurrend (ῥοιζῶν),
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder (κατακλίνεται).

Und der König winkt wieder (νεύει),
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus (ἐξήμεσε),
Die stürzen mit mutiger Kampfbegier (ὥρμησαν)
Auf das Tigertier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen. (ἔμαρψε)
Und der Leu mit
Gebrüll richtet sich auf (ἀνακαθίζει),
Da wird's still (σιγὴ γίγνεται);
Und herum im Kreis
Von Mordsucht heiß (κνιζόμενοι)
Lagern sich die greulichen Katzen" (κατακλίνονται).

Die behagliche Vorhandlung erfordert natürlich das epische Imperfekt (ἐκάθητο). Die erste Hauptstrophe ist gleichfalls noch gelassene Exposition: ihr ist das Präsens gewidmet. Die zweite Hauptstrophe teilt sich in Stücke von verschiedener dramatischer Bewegtheit: einem Könige ziemt Ruhe, daher das Präsens (νεύει). Allein nunmehr setzt scharf und schneidig der Kontrast ein: es handelt sich um Dinge, die nicht in ihrer Entwickelung mit breitem Pinsel ausgemalt, sondern in markanten Strichen hingeworfen werden sollen: daher die sechs Aoriste. Aber schon schleicht sich die retardierende Besinnung ein, die ihren Widerschein in den zwei Präsentien erhält.

Ist hier die Actio effectiva umrahmt von der infecta, so ist die dritte Hauptstrophe einfacher gebaut: auf den wiederum der heiteren Majestät des Herrschers entsprechend im präsentischen Rhythmus gehaltenen Auftakt (νεύει) folgen sofort die kein Verweilen duldenden drei Aoriste, in denen das der Überlegung entbehrende Losstürzen der niederen Katzen aufeinander Schlag auf Schlag festgestellt wird. Nun aber kündigt sich in ebensovielen Präsentien wieder die Einmischung des gewaltigen Edeltieres an, das Kraft genug besitzt, um sich Zeit lassen zu können. Zugleich sieht man, daß die Haupthandlungen nicht notwendig im Aorist stehen müssen.

Man wird Anstoß nehmen an σιγὴ γίγνεται und anstatt dessen verlangen ἐγένετο, weil hier ein Resultat mitgeteilt werde. Zweifellos könnte es so heißen, aber es wäre eine wesentlich andere Tonfärbung, die ich so verdeutlichen möchte: σιγὴ γίγνεται ist 'DA — WIRD'S — STILL' —, mit langsamem, jedem Worte seine eigene Dauer gewährenden Vortrage in gedämpfter Stimmlage. Dagegen wäre σιγὴ ἐγένετο 'da wird's still!' in einem einzigen scharf zusammengefaßten Sprechtakt in höherer Notierung. Dem, den solch stilistisches Spiel reizt, möchte ich zur Übung empfehlen die bekannte schelmische Szene im 12. Gesang von Göthes Reinecke Fuchs, eines Gedichtes, in dem übrigens die Gleichnisse und Kampfschilderungen ganz unverkennbar unter dem Einflusse antiker Technik stehen.

Nachdem wir so dargetan haben, daß auch bei dem scheinbar so weit abliegenden gnomicus der Aorist keine andere Funktion hat als die, daß er die Handlung in den Aspectus perfectivus versetzt, suchen wir uns noch klar zu werden über das Verhältnis der drei Hauptarten des ganzen Tempusstammes, den effectivus, ingressivus und constativus. Daß die beiden ersten ursprünglich nichts anderes sind als die verschiedenen Reflexe verschiedener Umgebung, hat Streitberg (PBrB. 15, 71) zur Genüge bewiesen und Herbig IF. 6, 208 gut formuliert: "Die Summe, die sich aus dem aoristischen Moment der Perfektivität und der auch im Präsens- und Perfektstamm vorhandenen Bedeutung des Verbums ergibt, wirkt auf uns freilich das eine Mal ingressiv, das andere Mal effektiv." Aber auch für den letzten läßt sich dies wahrscheinlich machen. Herbig bemerkt S. 209 m. E. zutreffend: "Daß der konstatierende Gebrauch erst nach Homer immer mehr an Umfang zunimmt, beweist noch nichts für sekundären Ursprung... Da der Aorist, insbesondere der konstatierende, durchaus nicht immer momentan sein muß, so kann er auch zum Ausdruck der durativ-perfektiven Aktionsart benützt werden (ἐβασίλευσε τριάκοντα ἔτη)."

M. E. liegt die Sache nun so: Gehen wir aus vom Präsens, das nach allem, was wir oben berührt haben, doch am ehesten den Anspruch erheben kann, das älteste Tempus zu sein, so finden wir, daß es nach dem Inhalt des Verbums, besonders aber nach seiner Umgebung initiv, kursiv oder finitiv gefärbt sein kann: sowie diese Schattierungen aus der Actio infecta in die effectiva transponiert werden, ergeben sich von selbst ganz entsprechend

die drei aoristischen Klassen des ingressivus, constativus und effectivus.

Allein auf diesem Wege erwächst auch noch die Möglichkeit, das bei einer ganzen Reihe von Zeitwörtern beobachtete Nebeneinanderbestehen der beiden ersteren Bedeutungen verständlich zu machen.

Wie wir oben gesehen haben, sind fast alle Verbalbegriffe so dehnbar, daß sie im Zusammenhang sowohl perfektiv als imperfektiv erscheinen können. Dies trifft nun auch im besonderen aufs Griechische in reichem Maße zu: wir finden hier eine ganze Menge von Präsentien, die je nach der wechselnden Beleuchtung des Zusammenhangs bald initive, bald durative, bald finitive Färbung annehmen. Allgemein bekannt sind Wörter wie ἀκούω, γιγνώσκω, μανθάνω; κρατῶ, νικῶ; ἀδικῶ; ἥκω, οἴχομαι, φεύγω u. a. m. Ferner heißt ἐνδημῶ entsprechend der Bedeutung von ἐν mit Dat. nur durativ 'bin im Lande' (ἐν τῷ δήμῳ εἰμί), dagegen ἐπιδημῶ entsprechend ἐπί mit Dat. einerseits, ἐπί mit Akk. andrerseits a) 'bin im Lande' (ἐν τῷ δήμῳ εἰμί) und b) 'bewege mich zum Lande hin' (εἰς τὸν δῆμον ἥκω); ἀπο- und ἐκ-δημῶ je nachdem eine Richtung vorschwebt oder nicht a) 'gehe ins Ausland', b) 'bin im Ausland'. Darnach bestimmt sich dann ganz von selbst die Schattierung des Aoristes: ἐνεδήμησα wird konstativ 'bin im Lande gewesen'; ἐπεδήμησα a) ingressiv: 'bin ins Land gekommen', b) konstativ 'bin im Lande gewesen' und ebenso ἀπ-, ἐξεδήμησα a) 'bin außer Landes gegangen', b) 'bin außer Landes gewesen'.

Besonders charakteristisch ist ja nun diese Doppelheit für die Verben, deren Präsens einen Zustand bezeichnet. Zuletzt hat über sie gehandelt Gildersleeve Synt. of Cl. Greek S. 104 f. Wir lesen § 239 INGRESSIVE AORIST. — The aorist often appears as the point of origin. This is due to the character of the verbs, which are chiefly denominative. Hence this aorist, which is called the ingressive aorist, is usually the first aorist (Outset Aorist). Allein, daß die σα-Bildung zunächst allein ingressiv gewesen sei, kann nicht als erwiesen gelten, und daß gerade die Denominativa, deren ganze Anlage doch vielmehr in der durativen Richtung liegt, für die Herausbildung jener Schattierung vor allem geeignet gewesen wären, haben wir bereits für unwahrscheinlich erklärt; man würde viel eher erwarten, daß bei ihnen der Aorist konstativ wirken müßte.

Auch ist es Gildersleeve selbst nicht entgangen, daß der Tatbestand seiner Annahme nicht entspricht; S. 105, § 241 fügt er nämlich bei: Especially common is the ingressive translation of ἔσχον. ἔχω, *I hold*, ἔσχον, *I took hold*; ἔχω, *I possess*, *I am possessor*, *have*, ἔσχον, *I took possession*, *I got*. That is all the more natural as ἔχω connotes a state and is often used in periphrases with verbal nouns. αἰτίαν ἔσχον = ᾐτιάθην, *got blamed*. Diese Beweisführung ist mir nicht recht durchsichtig; daß ἔχω einen Zustand bezeichnet, spräche nach dem soeben Bemerkten an sich eher gegen die ingressive Bedeutung von ἔσχον, und was die Umschreibung an der Sache ändern soll, weiß ich nicht. Irre ich nicht, so steht es gerade mit diesem Verbum anders und es ist vielleicht sogar geeignet, uns den Schlüssel für die ganze Erscheinung an die Hand zu geben. Höchstwahrscheinlich sind in ihm zwei Basen zusammengeronnen, eine perfektive (deutsch *Sieg*) und eine imperfektive (gr. ὀχοῦμαι); naturgemäß war demnach ἔσχον anfänglich ingressiv = 'gewann den Besitz' und erst als es in Beziehung gesetzt wurde zu der anderen Bedeutung von ἔχω, erhielt es den konstativen Sinn 'bin im Besitz gewesen'. Ein interessantes Spiel des Zufalls ist es übrigens, daß auch im lateinischen *possēdī* beide Abtönungen ineinandergeflossen sind, insofern es zugleich das Perfektum zu *possīdĕre* und zu *possĭdēre* bildet, gleichwie *stĕtī* das zu *stō* und *sistō*.

Noch ein anderes Verbum ist es, das sich als Ausgangspunkt für die Zweiseitigkeit des Aorists darbietet, ich meine ἄρχω. Dieses heißt a) 'ich bin vorne dran' (durativ), b) 'ich mache mich vorne dran' (finitiv). So kann ἦρξα sein a) 'ich bin vorne dran gewesen' = 'ich habe geherrscht', b) 'ich habe mich vorn dran gemacht, bin auf den Thron gekommen'; darnach richteten sich die übrigen Verba des Herrschens. Von solchen Beispielen aus mochte es geschehen, daß sich dem Griechen sekundär das Gefühl ergab, der Aorist der Verben, deren Präsens einen Zustand bezeichnet, enthalte den Eintritt in diesen Zustand. Es würde wohl nicht schwer fallen, für die einzelnen Klassen der Zeitwörter, bei denen sich der ingressive und konstative Doppelgebrauch vorzugsweise entwickelt hat, geeignete Ausgangspunkte aufzudecken, von denen aus die Analogie weiter wucherte.

Cannstatt. Hans Meltzer.

Zur Verbalflexion.

1. Zum lateinischen Perfektum.

Das lateinische Perfektsystem vereinigt eine ganze Reihe verschiedener Bildungen in sich, vor allem den alten *s*-Aorist und das alte idg. Perfektum. Derartige Formen sind ja an dem *s* und an der Reduplikation deutlich zu erkennen. Wo aber diese beiden Elemente fehlen, da können wir nicht immer zu einer Entscheidung kommen. Als einen Hauptfaktor bei der Untersuchung betrachte ich die Heranziehung der Bildungen in den verwandten Sprachen. Es kann ja jetzt als feststehend betrachtet werden, daß nicht alle Formen von einem Verbalstamm im Indogermanischen gebildet sind, sondern immer nur einige. Wir müssen uns daher bei der Betrachtung der lateinischen Formen immer zum Griechischen und Indischen wenden, um zu sehen, welche Formen da wirklich belegt sind.

So sind *līquī*, *vīcī*, *fūgī*, *fūdī*, *rūpī* nicht nur wegen des in ihnen auftretenden Ablauts für Perfekta zu halten, sondern auch wegen der genauen Entsprechung von gr. λέλοιπα, ai. *rirḗca*, l. *līqui*, πέφευγα, l. *fūgi* und wegen des Mangels andrer vergleichbarer Formen. Diese Formen unterscheiden sich von denen des Griechischen und Indischen durch den Mangel der Reduplikation, und Sommer sucht Handbuch S. 596 die Gründe nachzuweisen, weshalb diese Formen die Reduplikation verloren hätten. Ich kann mir aber seine Beweisführung nicht zu eigen machen. Er meint, aus *fefougai* hätte *febougai* werden müssen, und das wäre aus dem Rahmen der übrigen Formen herausgefallen. Aber so gut man ein *fefelli* gebildet hat, so gut man im Griech. πεποίηκα und nicht *τεποίηκα sagt, so gut *λείπω, *λείτεις zu λείπω, λείπεις ausgeglichen ist, so gut hätte man im Lat. **fefugi* wiederhergestellt. Ich halte es auch für eine vollständig unerwiesene Annahme, daß im Indogerm. alle Perfekta noch die Reduplikation gehabt hätten, vielmehr habe ich in meinem idg. Ablaut § 836 zu zeigen versucht, daß im Singular mindestens reduplikationslose Formen neben reduplizierten gestanden haben, und daß sicher in der Enklise das schwache ^{e} der Reduplikation verloren ging.

Man braucht auch in diesem Falle nur einmal tatsächliche Vergleiche anzustellen. Wir besitzen ja im Gotischen redupli-

zierte und nicht reduplizierte Formen, und ich halte es nicht für einen Zufall, daß es auf der einen Seite heißt

lat. *vīci*	got. *waih*
lat. *līqui*	got. *laiƕ*
lat. *fūgi*	got. *baug*
lat. *fūdi*	got. *gaut*
lat. *verti*	got. *warþ*
lat. *fidimus*	got. *bitum*
lat. *conīvi*	got. *hnaiw*

und auf der andern

lat. *tutudi*	got. *staístaut*
lat. *cecīdi*	got. *haíhait*
lat. *pepigi*	got. **faifāh*, ahd. *fieng.*
lat. *tetigi*	got. *taitōk*

Ebensowenig kann ich es für einen Zufall halten, daß es heißt:

lat. *vēnimus*	got. *qēmum*
lat. *sēdimus*	got. *sētum*
lat. *ēdimus*	got. *ētum*
lat. *frēgimus*	ahd. *brāhhum*
lat. *ēmimus*	got. *nēmum*
lat. *scābi*	got. *skōf.*

Es zeigt sich hier eine Übereinstimmung in der Perfektbildung zwischen Lateinisch und Germanisch, auf die ich die Aufmerksamkeit schon früher einmal (ZZ. 29, 303 f.) gelenkt habe.

Nach einer anderen Richtung führen die eigentümlichen Perfektformen *spopondi, totondi, momordi.* Sie gehören zu den kausativen Präsentien *spondeo* (zu gr. σπένδω 'ich bringe ein Trankopfer'), also eigentlich 'ich mache ein Trinkopfer bringen', *tondeo* 'ich schere' zu l. *tendo, mordeo* 'ich beiße', eigentlich 'ich mache schmerzen'. Hier fragt man doch, wie kommt ein Kausativum dazu, ein Perfektum zu bilden, da die Kausativa doch im letzten Grunde auch denominative Verben sind. Ich glaube daher nicht, daß wir es mit alten Perfekten zu tun haben, sondern hier liegt im Lateinischen der alte reduplizierte Aorist vor. Im Indischen ist nämlich der reduplizierte Aorist fast in allen Fällen an das Kausativum gekettet als der Aorist dieser Konjugation: "er wird daher", sagt Whitney Aind. Gramm. § 856, "von allen Wurzeln, welche solch eine Konjugation haben, neben dem Aorist oder den Aoristen gebildet, welche ihrer primären

Konjugation angehören". "Es liegt auf der Hand", sagt Delbrück Aind. Verb. S. 109, "daß dies Zusammentreffen bis zu einem gewissen Grade zufällig ist, d. h. im Anfang haben weder die Formen auf *-ayati* noch die hier vorliegenden reduplizierten Aoriste kausative Bedeutung gehabt, sie hat sich in beiden Bildungen allmählich festgesetzt. Dadurch treten diese in Beziehung zu einander, und es wurde eine historische Zusammengehörigkeit geschaffen; eine etymologische ist nicht vorhanden". Aber man hat diesen Zusammenhang schon in vorhistorischer Zeit hergestellt, wie eben die lat. Formen erweisen.

Über die Herkunft des lat. Perfektums auf *-vi* hat Sommer Handbuch S. 603 ff. eine neue Ansicht aufgestellt, die ja manches Ansprechende hat, aber doch durchaus nicht sicher ist. Sommer sieht in einer Reihe von Formen des Perfektums alte Wurzelaoriste, er nimmt an, daß dem griech. ἔφῡν, ἔφῡς, ἔφῡ(τ) entsprechend im Lateinischen ein *fūm*, *fūs*, *fūt* bestanden habe. Dies habe die Endungen des Perfekts bekommen. So sei *fū-ai* entstanden, und hier hätte sich aus dem *ū* ein Übergangslaut *v* entwickelt, und von diesem *v* sei dann das ganze *v*-Perfektum ausgegangen. Es ist schon an und für sich mißlich, von einer einzigen Form eine ganze Kategorie ausgehen zu lassen. Denkbar ist es natürlich, aber man wird eine solche Annahme doch als einigermaßen gesichert nur dann ansehen können, wenn wir die historische Entwicklung verfolgen können. Außerdem muß ich es ganz entschieden bestreiten, daß sich aus dem *i* und *u* mit Notwendigkeit Übergangslaute vor folgendem Vokal entwickeln: Sommer sagt S. 170: "*-io-*, *-uo* usw. können zusammenhängend überhaupt nicht anders als *-i̯io-*, *-u̯uo-* gesprochen werden." Dann könnte es steigende Diphthonge wie ahd. *io*, *uo* überhaupt nicht geben. Und was den Diphthongen recht ist, muß auch für zwei Silben gehen. Aus urgerm. **knewa* entwickelt sich ahd. *kni-u* und dann *kniu*, *knio*, von einem Zwischenlaut ist absolut nichts zu spüren. Aus dem Urindogermanischen ist mir kein Fall bekannt, wo sich *j* und *w* als Übergangslaute entwickelt hätten. Allerdings ist es die alte Ansicht, daß *j* und *w* vor folgendem Vokal zu *ij* und *uw* geworden sind, aber über diese Ansicht sind wir doch hoffentlich hinaus. M. E. wäre also aus **fūm* durch Antreten von *ai* nur **fūai* geworden, und das wäre ruhig erhalten geblieben.

Dieser Ausgang der Sommerschen Hypothese muß also fallen. Immerhin kann die Wurzel *bhū* bei der Ausbildung des lat. Perfektums ihre Rolle gespielt haben. Wir finden nämlich im Indischen als Perfektflexion 1. Sg. *babhūva*, 2. Sg. *babhūtha* und *babhūvitha*, 3. Sg. *babhūva*. Auch hier ist das *v* kein Übergangslaut, sondern es stammt offenbar von dem vorauszusetzenden Perfektum **babhāva*. **babhāva*, **babhū-má* wurde zu *babhūva*, **babhūmá* ausgeglichen, und dann der Stamm *bhūv* beibehalten.

Wir finden im Altlateinischen eine Form *fuet*, und die kann man ohne weiteres gleich ai. 3. Sg. *babhūva* setzen. Es ist daran wie üblich die Endung *-t* getreten, und ebenso in der 1. P. die Endung *ai*, sodaß *fuī* gleich ai. **babhūvē*. Ai. *babhūvitha* wäre gleich *fuisti*, ai. *babhūvur* = *fuerunt*. Hier haben wir also wirklich vergleichbare Formen vor uns, hier haben wir auch das *v*, von dem man nun das ganze *vi*-Perfektum ausgehen lassen könnte. Aber das genügt eben kaum, und ich sehe keinen Grund, weshalb wir nicht an der alten Fickschen Ansicht festhalten sollten, daß *gnōv-ī* = ai. *jajñāu*, *plēv-i* = ai. *paprāu* wäre, wie das auch Lindsay (Lindsay-Nohl S. 580) getan hat. Das eigentümliche *w*, das wir im Lateinischen antreffen, ist aber nicht auf das Lateinische und das Indische beschränkt. Wir finden es auch, wie schon vor vielen Jahren Möller Engl. Stud. 3, 162, PBrB. 7, 469 gesehen hat, im Germanischen. Im Ags. zeigen nämlich die auf langen Vokal auslautenden starken Verben ein unorganisches *w*, so *hlōwan* 'brüllen', *rōwan* 'rudern', *spōwan* 'gedeihen', *blāwan* 'blasen', *cnāwan* 'kennen', *crāwan* 'krähen', *māwan* 'mähen', *sāwan* 'säen', *ðrāwan* 'drehen', *wāwan* 'wehen'. Dem Präsens kann dieses *w* ursprünglich nicht angehören, da die andern Sprachen ein *j* zeigen, ahd. *krājan*, *sājan*, jetzt 'krähen und sähen' usw., es bleibt also nur das Perfektum übrig, in dem das *w* sich entwickelt haben könnte oder alt wäre. Von einer lautlichen Entwicklung kann aber keine Rede sein, da dafür alle Analogien fehlen. Das ags. *séow* 'ich säte' geht daher m. E. auf ein urgerm. **sēwwa* zurück, das für **sēwa*, **sēwe* eingetreten ist. Ich kann auch in diesem Fall keinen Zufall in der Übereinstimmung zwischen Germ. und Lat. erblicken. Germ. **sēwe* ist gleich lat. *sēvit*, germ. **knēwe* = lat. *nōvit*, germ. **þrēwe* = lat. *trīvit*, germ. **blēwe* = lat. *flāvit*. Die Möllersche Ansicht ist nur durch die Bemerkungen Osthoffs in seinem Perfekt S. 250 in Mißkredit gekommen, widerlegt ist sie nicht. Osthoff

verweist eigentlich nur auf Bemerkungen Pauls Btr. 8, 221 f. Aber da stellt ja Paul ausdrücklich fest, daß das *w* nicht aus *j* entstanden ist. Er sagt S. 222 ausdrücklich: "Es ist zu erwägen, daß das *w* auch im starken Präteritum und Part. erscheint, wo ja ein *j* ursprünglich nicht gestanden haben kann. Möglich wäre es ja freilich, daß es dahin aus dem Präs. übertragen wäre. Aber es ist auch die andere Möglichkeit ins Auge zu fassen, ob es nicht vielmehr vom Prät. seinen Ausgang genommen hat."

Das ist doch in der Tat stark zu erwägen; denn wenn das *w* ursprünglich im Präsens heimisch war, dann hätten wir es doch mit langdiphthongischen *u*-Wurzeln zu tun. Das läßt sich aber bei keiner einzigen nachweisen, vielmehr liegen nur langvokalische oder *ēi*-Basen vor, und so setzte ich also das *w* von ags. *cnāwan* dem lat. *nōvit*, das von *sāwan* dem *sēvit*, *ðrāwan* dem *trīvit* gleich.

Nur ein Punkt würde schwer in die Wagschale fallen bei der Vereinigung der lateinischen und germanischen Formen, daß nämlich das Umbrisch-Oskische an dieser Bildung nicht teilnimmt. Aber v. Planta spricht sich doch, Grammatik der osk.-umbrischen Dialekte 2, 354 ff., ziemlich entschieden für ein gemeinitalisches oder uritalisches *u̯*-Perfektum aus, und ich sehe keinen Grund, ihm nicht zu folgen. Für mich fällt die sonstige Übereinstimmung in der Perfektbildung zwischen Germ. und Lateinisch stark ins Gewicht, und man kann sogar darauf verweisen, daß auch in der Präsensbildung mit *j* gegenüber dem Perfektum auf *w* eine bemerkenswerte Ähnlichkeit zwischen den beiden Sprachen vorhanden ist.

2. Ahd. *teta* und das schwache Präteritum im Germanischen.

Die Flexion ahd. 1. Sg. *tëta*, Plur. *tātum* hat schon längst die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen, und ebenso hat man von einigen Seiten angenommen, daß ein Zusammenhang zwischen diesen Formen und der Flexion des schwachen Präteritums im Gotischen, 1. Sg. *nasida*, 1. Pl. *nasidēdum* besteht. Das hat neuerdings wieder Löwe getan (IF. 4, 370 ff.). Aber seine Annahme, daß *nasida* aus **nasideda* durch Silbendissimilation entstanden sei, hat sich Michels IF. Anz. 6, 85 ff. nicht zu eigen machen können. Trotz der erneuten Ausführungen von Löwe IF. 8, 254 ff. halte ich diese Annahme nicht für wahrscheinlich.

Ich will mich aber auf eine ausführliche Kritik nicht einlassen, da ich glaube, diese ganze Frage in meinem Idg. Ablaut § 829 ff. in ein andres Licht gerückt zu haben. Ich konnte freilich an diesem Ort meine Ansicht nicht ausführlich begründen, und so will ich das jetzt nachholen, da mir meine Annahme einige Beachtung zu verdienen scheint.

Ich muß nun allerdings eine Reihe von Voraussetzungen annehmen, die vielleicht nicht allen erwiesen zu sein scheinen. Ich glaube zunächst, daß das schwache Präteritum zum Teil wenigstens auf einer Zusammensetzung mit dem Verbum *tun* beruht, und zwar gehen die Anfänge dieser Zusammensetzungen bis in die idg. Grundsprache zurück. Die Verba denominativa konnten nämlich damals keine nicht präsentischen Tempora aus dem Verbalstamme bilden, und alle Sprachen zeigen daher bei diesen Klassen Umschreibungen. Halten wir uns an die *ā* und *e*-Verben, so finden wir gr. ἐ-τιμά-θην, ἐ-φιλή-θην, lat. *amā-bam*, *albē-bam*, got. *salbō-da*, ahd. *-ēta*, lit. *jeszkó-davau*, abulg. *dela-achъ*.

Diese Übereinstimmung der Sprachen ist so groß, daß ich nicht daran zweifle, daß es im Indogermanischen eine ganze Reihe von zusammengesetzten Bildungen gab, um das Präteritum denominativer Verben zu bilden. Der Zusammensetzung liegt das zu Grunde, was ich mit einem Ausdruck, den Böhtlingk in seiner jakutischen Grammatik braucht, den Kasus indefinitus nenne. Über sein Auftreten in den idg. Sprachen vergleiche man den Aufsatz S. 36 dieses Bandes.

In der zweiten Voraussetzung stimme ich mit Löwe überein. Ahd. *tëta* ist ein alter Aorist oder besser vielleicht gesagt, ein altes Imperfektum gleich griech. ἐ-τέθην. Oder sollte man sich an der passivischen Bedeutung dieser Form stoßen, so läßt sich unzweifelhaft ai. *ádadhām* Imperf. vergleichen.

Man vergleiche dann folgende Übereinstimmung

ai. *ádadhām*	griech. ἐτέθην	as. *dëda*
ai. *ádadhās*	griech. ἐτέθης	as. *dëdos*
ai. *ádadhāt*	griech. ἐτέθη	as. *dëda*
ai. 3. Pl. *ádadhur*	griech. ἔτεθεν	as. *dādun*.

Auffällig bleibt hier nur, daß im Plural der germanischen Formen auf einmal ein langes *ē* auftritt, und dies finden wir ja auch im Gotischen *nasi-dēdum*, während anderseits die übrigen germanischen Dialekte im Plural des schwachen Präteritums dieses *ē* nicht zeigen. Hier muß also die eigentliche Erklärung einsetzen.

Nach Ausweis des Indischen war die Reduplikationssilbe reduplizierender Verben stets unbetont mit Ausnahme der 3. Plur. Es heißt also 1. Sg. *bi-bhḗmi*, 1. Plur. *bi-bhi-más*, 3. Plur. *bí-bhy-ati*, ebenso *ju-hṓmi*, *ju-humás*, *jú-hvati*. In diesen Formen sind mit Ausnahme der 3. Plur. Ablaut und Akzent durchaus in Ordnung. In der ersten Silbe sind *bi-* und *ju-* aus *bhei-* und *gheu-* in indogermanischer Zeit regelrecht gekürzt. In der 3. Plur. kann nun der Akzent nur auf der ersten Silbe gelegen haben, weil erstens kein Grund für eine Akzentverschiebung zu sehen ist und zweitens alle Silben Schwundstufe haben, da *bíbhyati* aus **bíbhj-n̥ti* entstanden ist. Dann müssen wir notwendig folgern, daß die Schwundstufe in der Reduplikationssilbe der 3. Plur. auf einer Ausgleichung beruht. *bí-bhyati* ist für *bḗbhyati* unter dem Einfluß von *bibhḗmi*, *bibhimás* eingetreten. Tatsächlich liegt diese erschlossene 3. Plur. noch wirklich vor. Es gibt nämlich eine 3. Pl. *bēbhyati*, wenngleich diese Form zufällig nicht belegt ist. Wohl aber kommt sie vom Stamm *vid* vor als *vḗvid-ati*. Aus dieser Form hat sich nun im Indischen eine besondere Flexion, die sogenannte intensive, entwickelt, die mit dem Präsens der reduplizierenden Klasse ganz übereinstimmt, nur daß überall die Reduplikationssilbe Vollstufe hat, und der Ton im Sing. auf ihr liegt. Vom Stamme *vid* würde diese Flexion also lauten *vḗvēdmi*, *vḗvētsi*, *vḗvētti*, *vēvidmás*, *vēvitthá*, *vḗvidati*. Da hier im Sing. und Plur. mit Ausnahme der 3. Plur. Akzent und Vokalstufe nicht zu einander stimmen, so ist dies für mich ein sicherer Beweis, daß sich diese Konjugation tatsächlich auf die angegebene Weise entwickelt hat. Die Formen sind in der älteren Sprache noch nicht häufig, sondern entwickeln sich erst später. Über die Bedeutung ist kaum etwas zu bemerken, da nach Delbrück Grd. 4, 16 die Bedeutung der reduplizierenden Klasse schon iterativ (intensiv) war.

Dieselben Verhältnisse hinsichtlich der Betonung und des Ablauts, wie wir sie im Präsens getroffen haben, müßten wir im Perfektum finden. In der Tat ist auch hier die Reduplikationssilbe unbetont, z. B. *dadā́u*, *dadárça*, aber die Eigenheit, die dem Präsens angehört, finden wir hier nicht: die 3. Pers. Plur. ist auf der Endung und nicht auf der Reduplikationssilbe betont, 3. Plur. *dadúr*. Doch weist die Schwundstufe der Endung m. E. mit Unzweideutigkeit darauf hin, daß hier eine Akzentverschiebung stattgefunden hat, das alte ist auch hier Betonung der Redupli-

kationssilbe, also 1. Plur. *dadimá*, 2. Plur. *dadá*, 3. Plur. **dádur*. Zur Unterstützung dieser Annahme kann man weiter anführen, daß sich nur durch sie die eigentümlichen Vokalverhältnisse der Reduplikationssilbe erklären. Nur durch sie erklärt sich der Typus got. *gēbum*. Setzen wir das Perfektum von **ghebh-* in idg. Formen an, so ergibt sich 1. Sg. **gh^eghóbha*, 1. Plur. **gh^eghbhmé*, 3. Plur. **ghéghbh-r̥*. In der 3. Plur. mußte infolge des Verlustes der zweiten Silbe in der ersten Silbe Dehnstufe eintreten, es wäre daher im Got. **gēgbun* die regelrechte Form. Eine solche Form hat aber wohl schon im Indogermanischen ihre Doppelkonsonans verloren. Diese Form war aber nur in der 3. Pers. Plur. berechtigt, und es haben sich die notwendigen Ausgleichungen vollzogen, entweder zugunsten der 1. und 2. Pers., so im Indischen, wo es *jagmúr*, *jajñúr*, *jaghnúr*, *jakhnúr*, *jakṣúr* heißt, oder zugunsten der 3. Pers., wie im Germanischen, got. *nēmun* und *gēbun*[1]).

Was wir so an der Hand des Indischen erkannt haben, das läßt sich nun zur Erklärung einer Reihe von Formen andrer europäischer Sprachen gebrauchen. Wir finden im Altbulg. das Präs. *damĭ* 'ich gebe'. Dies Verbum ist unzweifelhaft redupliziert, wie die 3. Sg. *dastŭ* aus **dādtŭ*, 2. Plur. *daste* aus **dādte* und 3. Plur. *dadętŭ* beweisen. Abgesehen von dem Vokal der Reduplikationssilbe entspricht 2. Plur. *daste* dem ai. *datthá* und die 3. Plur. *dadętŭ* dem ai. *dádhati* aus **dádhn̥ti*. Der 3. Sg. abg. *dastŭ* entspricht aber lit. 3. Sg. *dũst* aus **dũdt* ganz genau, und die 1. Pers. Sg. lit. *dũmi* steht für *dũdmi*, wie die Umbildung *dũdu* beweist.

Von der Basis *dhē* finden wir im Litauischen einmal ein Präsens *dedù*, das dem ai. *dádhāmi*, gr. ἐτέθην, ahd. *teta* entspricht, und die 3. Sg. *dė́st* aus **dė́dti*, die mit dem ahd. *tātun* zusammen-

1) Dieselbe Doppelheit, wie sie zwischen ai. *jagmúr* und got. *qēmun* besteht, finden wir auch bei Adjektiven auf *-i* resp. *-jo*. Ich vergleiche nämlich Bildungen wie ai. *cákriṣ* 'machend', *cíkitiṣ* 'verständig' usw., die bei Lindner verzeichnet sind, mit solchen wie ahd. *-bāri*, mhd. *hæle*, got. *unqēþs*, ahd. *māzi*, got. *anda-nēms*, got. *anda-sēts*, ahd. *spāhi*, ahd. *trāgi*, ahd. *gizāmi*. Eine genaue Entsprechung findet sich in ai. *jágmiṣ* 'gehend'; ahd. *biquāmi*, ags. *cwēme*, ai. *babhríṣ* 'tragend', ahd. *bāri*. Im Indischen finden wir auch in einigen Fällen 'verstärkte' Reduplikation wie in *-cācali*, *tā́tr̥pi*, *dā́dhr̥ṣi*, *vā́rahi*, *sāsahi*, die offenbar von den Fällen wie *bhēr-* ausgegangen ist. Außerdem gibt es einige Fälle mit *Vriddhi* ohne Reduplikation, *sādis* 'Reiter', got. *anda-sēts*, *sācis* 'begleitend'.

gehört. Wir werden alle diese Formen am leichtesten erklären, wenn wir bedenken, daß die 3. Plur. Vollstufenvokalismus haben mußte, also von der Basis *dō* **dō-də-nt* lautete, gleich abg. *dadętŭ* und von *dhē* **dhē-dhə-nt*, ahd. *tātun*, got. *dēdun*, lit. *dė́st*. Von *tātun* ist der lange Vokal der Reduplikationssilbe auch auf die 1. und 2. Pers. des Plur. übergegangen. Bekanntlich herrscht aber hier die Länge nicht durchweg. Im Altsächsischen finden wir ebenso oft *dedun* wie *dādun*. Das kann freilich eine Nachbildung nach dem Singular, aber auch alt sein. Jedenfalls ist die Flexion *tëta*, *tātun* so regelmäßig als möglich, der Rest der ursprünglichen Verhältnisse.

Zu den Auffassungen, die ich in meinem Ablaut erwiesen zu haben glaube, und die sich aus den Tatsachen fast von selbst ergeben, gehört die, daß die Reduplikationssilbe, wenn sie unbetont war, Schwundstufe hatte. Ich brauche ja nur an *bi-bhḗmi*, *ju-hṓmi* zu erinnern. Ebenso mußte es also von *dhē* lauten **dhə-dhḗmi*. Ob nun das *e* von *teta*, lit. *dedù*, griech. ἐτέθην die regelrechte Fortsetzung dieses *ə* ist, oder ob *e* aus Angleichung des *ə* an das *ē* der 3. Plur. neu entstanden ist, kann hier nicht entschieden werden. Aufmerksam will ich nur auf das *y* von ags. *dyde* machen, das ja vielleicht der Vertreter des alten *ə* sein könnte. Jedenfalls war das *e*, auch wenn es restituiert war, ein schwacher Vokal. Es gehört nun zu den sichersten Erkenntnissen der neueren Forschung, daß ein schwacher Vokal, sei es nun ᵉ oder *ə*, in der Enklise schwand. Ich brauche nur auf die Fälle hinzuweisen, die ich in meinem Ablaut § 801 zusammengestellt habe. Es hieß idg. **dətos*, ai. **ditás*, gr. δοτός, aber *dḗvá-ttas* 'von Gott gegeben', es hieß ai. *ján-i-man*, aber *srá-jan-man*, *dri-ján-man* usw. Aus dieser Regel erklärt es sich auch, daß es im Griech. ἵστα-μεν, τίθε-μεν, δίδο-μεν heißt, im Ind. aber *dadh-más*, *dad-más*, das eine ist die vollbetonte, das andere die enklitische Form. Ganz entsprechend mußte es lauten idg. **dhədhḗm*, aber **pró-dhdhēm*. Und das ist wiederum kein Phantasiegebilde, sondern das ist die im schwachen Präteritum regelrecht vorliegende Form. Got. *nasi-da*, ahd. *neri-ta* verhält sich zu *tëta* genau wie die oben angeführten Fälle und wie griech. ἐτιμά-θην zu ἐτέθην. In der 3. Plur. aber, die *dēdun* lautete, konnte natürlich auch in der Zusammensetzung keine Schwächung und kein Vokalausfall eintreten, *salbō-dēdun* mußte erhalten bleiben. Diese Form war aber nur in der 3. Plur. berechtigt,

und sie hat sich im Got. auf die 1. und 2. Pers. ausgedehnt, das Althochdeutsche aber hat ganz regelrecht 1. Plur. *salbō-tum*, *salbō-tut*, gr. *ἐτιμᾰ́-θεμεν, *ἐτιμᾰ́-θετε und es hat sich hier also die 3. Plur. den übrigen Formen angeschlossen. Die alem. Form *neritōm*, *neritōt* beruhen auf Analogiebildungen, die den griech. ἐτιμᾰ́-θημεν, ἐτιμᾰ́-θητε völlig analog sind.

Und noch eins weist m. E. auf ein hohes Alter dieser germanischen Formen. Neben dem *ē* von got. *dēdun* finden wir auch ein *ō* in *neritōs neritōm*. Ebenso weist ja die 1. Sg. *nerita* auf **neritōm*. Man hat nun in dem *ō* das *a* des lat. *condam* usw. gesehen. Ich halte das aber für einen Trugschluß, da im Lat. eine Vermischung der Basis *dhē* mit der Basis *dō*, offenbar von der gemeinsamen Schwundstufe *da* = *dhə* und **də* aus, eingetreten ist. Viel wahrscheinlicher ist mir, daß in dem germ. *-ō* ein altes *ō* vorliegt, das in der Enklise aus *ē* hervorgegangen ist, vgl. Ablaut § 782 ff. Die regelrechte Flexion wäre gewesen

nasidōm	und	*dedēm*
nasidōs	„	*dedēs*
nasidōt	„	*dedēt*
nasidəme	„	*dedəmé*
nasidəte	„	*dedəté*
nasi-dōdunt	„	*dēdunt.*

Daß sich diese beiden Paradigmen ausgleichen mußten, ist ziemlich klar. Wohl unter dem Einfluß von *bhérō*, *bheresi* ist *dedōm*, *dedēs*, *dedēt* die gemeingermanische Form geworden. Im Plur. hat *dēdun* gesiegt, auch im Got. In der 2. Sg. aber herrscht ein Schwanken, das im Got. zugunsten von *-dēs*, im Ahd. und As. zugunsten von *-dōs* ausgeglichen wird. Nachdem sich im Ahd. *neritōs* festgesetzt hatte, kam auch 2. Plur. *neritōt* auf, und weiter *neritōm*. Wie aber meistens eine Analogiebildung nicht nur nach einer Richtung wirkt, so finden wir in der 2. Sg. auch ein *-tus*, das offenbar das *u* des Plurals enthält.

3. Die Endung der dritten Person Sing. und Pluralis im Slavischen und die Auslautsgesetze.

Die frührere Erklärung sah in der altbulgarischen Endung *-tъ* die Endung *-t*, vermehrt um eine angetretene Partikel *-u*, vgl. Brugmann Grdr. 2, 1351. Zu dieser Auffassung ist man durch die Annahme von Auslautsgesetzen gekommen, die ich IF. 2, 344 beseitigt zu haben glaube. Meine Ansicht, daß unbetontes *-o* zu *-ъ*

wurde, betontes aber blieb, hat verschiedentlich Beifall gefunden, so bei Pedersen IF. 5, 73, bei Brugmann Grdr. 1², 941 u. a. Jetzt aber scheint die Ansicht durch die Ausführungen Bernekers KZ. 37, 370 ff. beseitigt zu sein. Auch Pedersen hat KZ. 38, 321 seine Ansicht eiligst geändert.

Ich gebe nun zu, daß es sich für die slavischen Auslautsgesetze und namentlich für die Frage, ob ein im absoluten Auslaut stehendes *-o* bewahrt oder zu *-ъ* geworden ist, im wesentlichen nur um eine Form handelt, nämlich um die, die hier besprochen werden soll, abg. *beretъ* und *berątъ*. Ich habe sie a. a. O. gleich gr. ἐφέρετο, ἐφέροντο, ai. *á-bharata*, *á-bharanta* gesetzt. Dagegen hat sich Jagić Arch. f. slav. Philologie 15, 428 mit der Bemerkung gewendet: "Soll denn wirklich *beretъ* in Moskau eine Medialform und *beretь* in Kursk eine Aktivform sein?" Ich antworte: warum nicht, wenn uns die Sprachgeschichte dazu nötigt. Mich schreckt eine solche Alternative nicht im geringsten. Wenn man diesen Grundsatz des Fragens erst einmal recht zur Geltung gebracht hat, so kann man noch vielerlei fragen. Jagić ist ja auf diesem Wege auch dazu gekommen, das slav. *y* dem idg. *eu* gleichzusetzen. Ich halte also Jagićs Argument nicht für ausschlaggebend. Berneker hat KZ. 37, 370 noch darauf hingewiesen, daß die beiden Formen auf *-tь* und *-tъ* auch in den von Brückner entdeckten Heilig-Kreuzpredigten, dem ältesten Denkmal der polnischen Sprache, nebeneinander liegen. Es finden sich *jeść* und *jest* dort nebeneinander. "So wird man in der Endung *-tъ*", sagt Berneker weiter, "wohl nichts anderes sehen dürfen, als eine unter gewissen, freilich schwer noch eruierbaren Sandhiverhältnissen entstandene Umformung von *-tь*; in der einen Sprache gelangte die eine Form, in der andern die andere zur Alleinherrschaft." Ich muß gestehen, diese Erklärung scheint mir keine Erklärung zu sein. Wir haben ja für den Einfluß des Sandhis auch nicht den geringsten Anhalt, und wenn wir ihn hätten, so ist das Operieren mit diesem Faktor doch immer höchst unbehaglich. Ich könnte mich nur im höchsten Notfall dazu entschließen, ihn anzuwenden.

Um nun aber die oben gegebene Erklärung von *beretъ* und *berątъ* über den Wert eines bloßen Aperçus zu erheben, ist es nötig, auf die Herkunft der slavischen Personalendungen im allgemeinen einzugehen. Man muß vor allem fragen, was ist aus den idg. Endungen, die doch einmal vorhanden waren, im Slavischen geworden.

Von den zahlreichen Endungen der 1. Person sind im Slavischen *-mi* in *jesmъ* und ein *-ām* oder *-ān* in *berą* erhalten. Außerdem ist die Sekundärendung *-m* im Aorist *nesъ* abgefallen. Auch die mediale Endung des Perfektums liegt in *vědě*, ai. *vēdē*, lat. *vīdī* noch vor. Welches die Primärendung des Mediums gewesen ist, ist unklar, da ja griech. φέρομαι und ai. *bhárē* nicht zusammen stimmen. Ebenso läßt sich die Sekundärendung nicht mit Sicherheit erschließen, und ich habe vermutet, daß es gar keine gegeben hat.

Wir finden also, daß in der 1. Sg. jedenfalls vier verschiedene Endungen im Slavischen erhalten sind. In der 2. Sg. tritt uns in dem *-si* eine Endung entgegen, die man bisher für eine Medialendung gehalten hat. Jedenfalls kann sie nicht mit ai. *-si*, in *bharasi*, griech. ἐσσί vereinigt werden. Daneben finden wir idg. *-s* im Aorist *nese* aus **neses*. So hätten wir also nur zwei Endungen. Aber die übrigen slavischen Sprachen weisen fast alle noch auf eine dritte Form, nämlich auf idg. *si*, kleinruss. nslov., serb. čech. *bereš*, vgl. Brugmann Grdr. 2, 1345. Bekanntlich gehen in der Sekundärform des Mediums, die uns im Slav. einzig noch von den indogermanischen Endungen fehlen würde, wiederum die verwandten Sprachen auseinander: das Griechische hat -σο, ἐφέρου aus *ἐφέρεσο, das Altindische *-thās*, *ábharathās*, sodaß es wiederum nicht sicher ist, daß eine bestimmte Form schon im Indogermanischen existiert hat. Nun die 3. Person Sing. und Pluralis, denn wir können die beiden Formen gleich zusammenfassen.

Wir haben die Primärendung des Aktivs in altruss. und altpoln. *-tь*. Die Sekundärendung im Aorist *nese*, aber im Serbischen auch im Präsens durchweg, *je* neben *jest*. Man kann fragen, ob wir es hier mit einer Übertragung aus dem Aorist oder mit einer uralten Eigentümlichkeit, die aus der Ursprache vererbt wäre, zu tun haben.

Die Entscheidung gibt das Altbulgarische, denn schon im Altbulgarischen kommen derartige Formen, wenn auch nur vereinzelt, vor, vgl. Wiedemann Beiträge zur altbulgarischen Konjugation S. 13 f. M. E. haben wir es daher im Slavischen mit dem alten Unterschied von absoluter und konjunkter Endung zu tun. Wir haben durch Zimmer KZ. 30, 118 Fn. gelernt, daß das Verbum die konjunkten Endungen hatte, wenn es sich enklitisch an eine vorausgehende Präposition oder die Negation

anlehnte, in Wirklichkeit wird der Grund noch ein anderer gewesen sein, wie ich oben S. 75 f. ausgeführt habe.

Im Altbulgarischen liegen die Verhältnisse folgendermaßen. Im Supr. ist *je* 17 mal überliefert, *ně* 15 mal. Außerdem *može*, *bąde*, *blěděje*, *igraje*, *želěje*, *chъšte*, *likuje*, *čte sę*, *byvaje*, *javljaje sę*, *rě*, *besěduje*, *pytaje*, *sědi*, *reče*, *stavъjaje* also 16 mal. Dagegen heißt es: *prědaje*, *obavъjaje*, *otъmešte sę*, *sъsęde sę*, *osyrěje*, *prazdъnuje*, *poslušuje*, *propověd aje*, *ochuděje*, *popinaje*, *osluschaje sę*, *prěbyvaje*, *počuje*, *utvrъždaje*, *prěstąpaje*, *podobaja*, *prilagaje*, *podobaje nechoždaje*, *utvaraje*, *ustrajaje*, *prědileži*, *sъplětaje*, *porěje*, *uběži*, *porine*, *vъpije*, also 27 Fälle. Immerhin zeigt sich hier also ein Überwiegen der konjunkten Formen. Aber es beweist dies noch nicht genug. Sicherer ist ein Fall aus dem Serbischen. Dort finden wir die Flexion *jesam*, *jesi*, *jest*, daneben enklitisch *sam*, *si*, *je*[1]). In Verbindung mit der Negation aber lautet es stets *nijesam*, *nijesi*, *nije*. Die 3. Person hat niemals die Endung *-t*, und diese Form ist zweifellos mit ir. *nih* zu kombinieren, das aus **nīst*, **nēst* entstanden ist, vgl. Thurneysen Zschr. f. kelt. Phil. 1, 1 f. Als mir Thurneysen seinen interessanten Aufsatz schickte, fiel mir diese schlagende Parallele aus dem Serbischen sofort ein.

Wenn also so im Slavischen die Endung *-ti* und *-t* wiederkehren, und in einem Falle sogar das Verhältnis von absoluter und konjunkter Endung erhalten ist, weshalb soll denn nun die indogerm. Endung *-to* nicht bewahrt sein?

Natürlich war sie im Präsens ursprünglich nicht allgemein berechtigt, sondern vielleicht häufiger im Aorist, und hier treffen wir sie im Altbulgarischen nicht selten neben den endungslosen, d. h. den aktiven Formen. Eine Form wie *jętъ* entspricht, abgesehen vom Anlaut, ganz genau griech. γέντο, das bei Homer 'ergriff' hieß, *prostъrětъ* kann man griech. ἔστρωτο gleichsetzen, *dastъ*, abgesehen von dem *s*, das aus dem Präsens übernommen ist, einem griech. ἔδοτο usw. Wer die Formen nicht vom Aorist ausgehen lassen will, der möge bedenken, daß es doch auch im Urslav. Verba aktiva und Verba media tantum gegeben haben muß, wovon ja auch das *si* Zeugnis gibt, und daß also auch dadurch *-tь* und *-tъ* nebeneinander zu stehen kamen. So würde russ. *zovëtъ* dem ai. *á-havata*, russ. *plovëtъ* dem ai. *á-plavata*, abg. *mьretъ* dem lat. *moritur*, abg. *slovetъ*, gr. κλέεται 'celebratur' entsprechen.

---

1) *sam*, *si* sind jedenfalls erst im Sonderleben des Serbischen entstanden, *je* aber nicht.

Worin soll nun, wenn man sich die Dinge so vorstellt, die Schwierigkeit liegen, daß der eine Dialekt *-tь*, der andere *-tъ* verallgemeinert hat. Sprach man doch im Griechischen im dorischen Gebiet in der 1. Plur. -μες, sonst aber -μεν, und im Delphischen liegen sogar beide Formen in der alten Inschrift Co. 2502 nebeneinander. Soll etwa auch griech. -μεν durch irgend einen Sandhi aus -μες entstanden sein? Oder gleichen sich nicht im Germanischen auch die alten Endungen *-mēs* und *-m* aus? Natürlich darf man nicht damit operieren, daß *-tъ* eine Medialendung war. Für das Altslavische war sie eine Endung der 3. Pers. wie jede andere.

Ich glaube, diese Erklärung wird immer noch den Vorzug vor der von Berneker vorgeschlagenen verdienen, die eben keine Erklärung ist. Dann aber fällt Fortunatovs Regel, denn hier ist *-o* in offener Silbe zu *-ъ* geworden.

Nun könnte man ja immerhin Fortunatovs Regel für *-os* und *-om* gelten lassen, wenn sich nicht auch hier schwerwiegende Bedenken ergäben. Und dahin gehört es z. B., die ganze Endung der Neutra von dem Pronomen ausgehen zu lassen. Aber wenn man das auch zugeben würde, so erklärt es sich doch schwer, weshalb eine Reihe idg. Stämme ihr Geschlecht gewechselt haben. Ich habe schon einige Beispiele IF. 2, 349 angeführt, die sich noch vermehren lassen. Die *es*-Stämme sollten auch nach Fortunatovs Regel *-ъ* haben, und das finden wir in abg. *vidъ*, griech. Fεῖδος, *divъ* 'Wunder', *udъ* 'Glied', in abg. *jadъ*, griech. οἶδος, abg. *lěsъ*, griech. ἄλσος, die beiden letzten von H. Pedersen IF. 4, 73 f. angeführt.

Beweisend für meine letzte Auffassung sind aber Fälle, in denen oxytonierte Maskulina im Slavischen Neutra geworden sind. Der Wandel barytonierter Neutra zu Maskulina ist dagegen von geringerer Beweiskraft. Es heißt ai. *īrmás* 'Arm', lat. *armus*, got. *arms*, also durchaus Maskulinum, im Abg. finden wir ein *ramo* neben *ramę*. Man kann natürlich einwenden, daß das neutrale Geschlecht durch *ramę* hervorgerufen ist.

Ai. *nīdás* 'Ruheplatz, Lager', Mask. im Rgveda, lat. *nīdus*, slav. *gnězdó* N. Hier kann man sich freilich auf germ. *nest* mit seinem neutralen Geschlecht berufen.

Got. *miluks* F. 'Milch', russ. *molokó*, die ältere Betonung ist leider nicht zu bestimmen.

Got. *sitls* M., slav. *seló*, griech. πυρός, abg. *pyro* N. ὄλυρα, far'.

Gegenüber diesen Beispielen bleibt es doch auffallend, daß in einer ganzen Reihe barytonierter Neutra Geschlechtswechsel eingetreten ist, z. B. *fōrum*, ai. *dvāram*, abg. *dvorъ*; got. *dal* N., abg. *dolъ*; ahd. *mos* N., abg. *mъchъ*; ai. *tṛ̥ṇam* 'Grashalm, Gras, Kraut', serb. *tȓn, tȓna*. Got. *þaurnus* kann des *u*-Stammes wegen nicht verglichen werden.

Ai. *sthā́nam*, lit. *stónas*, abg. *stanъ*; griech. δῶρον, lat. *dōnum*, abg. *darъ*.

Ich glaube also, so leicht ist meine Auffassung doch nicht abgetan, wie es Berneker darstellt. Es kommt hinzu, daß die Neutra doch in der Tat, namentlich in alten Bildungen endbetont sind. Es ist nicht möglich, das an diesem Ort näher auszuführen, ich verweise den vorurteilsfreien Leser nur darauf, sich einmal die Beispiele bei Brandt anzusehen.

Was nun *kamo* und *tamo* betrifft, so haben sie Stoßton auf der Wurzelsilbe, und es ist deshalb nicht auszumachen, ob der Akzent von je auf der vorletzten gelegen hat.

azъ aber, auf das Berneker gegenüber ai. *ahám* Gewicht legt, stimmt im Wurzelvokalismus nicht zu dem indischen Wort und es ist ja bekannt, wie sehr mit der Veränderung des Vokalismus auch der Akzent sich ändert. Und dem *azъ* setze ich einen andern Fall entgegen.

Welchen Einfluß soll *sъtó* 'hundert', ai. *śatám*, griech. ἑκατόν, got. *hund* sein *o* verdanken? Man neigt sich ja jetzt dazu, die Gestalt der ersten Silbe für lautgesetzlich zu halten, aber ich sehe darin doch lieber eine Form, die vom Iranischen beeinflußt ist, aber auch dann wird die letzte Silbe lautgesetzlich sein; denn die Neutra dürften kaum von solcher Bedeutung für das Zahlwort gewesen sein.

Ein weiterer schwacher Punkt findet sich ferner noch bei Berneker. Er meint, man könne die Endung der 1. Plur. slav. *-mo* gleich ai. *-ma* setzen, aber wir wissen leider nicht, ob die indogermanische Form mit *-mo* anzusetzen ist.

Ich verkenne nicht, daß auch bei meiner Erklärung manche Schwierigkeiten bleiben, aber immerhin scheinen sie mir geringer zu sein, als bei der Anschauung Fortunatovs, bei der doch eben gewisse Formen unerklärt bleiben. Wenn ich mir aber bei gewissen Formen mit einem salto mortale helfen darf, nun dann kann ich noch ganz andere Erklärungen aufstellen.

Leipzig-Gohlis. H. Hirt.

Etymologien.

1. Altengl. *or-*.

Im Beiblatt zur Anglia 15, 72 hatte ich got. *us*, *uz-*, ahd. *ur*, as. *ur-*, *or-*, ae. *or-* zu aisl. *ausa* 'schöpfen' gestellt. Brugmann macht mich nun darauf aufmerksam, daß er in seiner Kurzen vergleich. Grammatik § 600 diese Partikel mit ai. *ō-*, *avás*, *áva*, lat. *au-*, *ve-*, aksl. *u*, preuß. *au-*, air. *ō*, *ua*, griech. αὐ- 'von weg, ab, herab' und ahd. *westar* 'westwärts' in Zusammenhang gebracht habe, was mir selbst jetzt auch annehmbarer erscheint.

2. Neuengl. *tiff*.

Ne. *tiff* 'putzen, schmücken' = me. *tiffen* wird von afrz. *tifer*, *tiffer*, nfrz. *atifer* mit derselben Bedeutung abgeleitet. Die Etymologie des letzteren dürfte aber durch Hinweis auf ndd. nl. *tippen* 'die Zipfel abschneiden; zeichnen; berühren' kaum befriedigend erledigt sein, und Körtings Ansatz von ahd. **tipfōn* ist vollends ein Unding. Das afrz. Verbum scheint mir auf einem andd. **tiffian* = got. **tifjan*, urgerm. **tifjan* aus **tefjan* zu beruhen, das sich als Ablautsform zu mhd. *zāfe* 'Anbau, Pflege, Schmuck', *zāfel*, *zāvel* 'Putz, Schmuck', *zāfen*, *zāven* 'ziehen, in Zucht halten, züchtigen, hervorbringen, passend einrichten, pflegen, zieren, schmücken' — nhd. noch in *zofe* erhalten — stellt. Daß die genannten Wörter urgerm. *f* haben, ergibt sich ja aus dessen Wechsel mit *v*. Darf man griech. δέπας 'Becher' als verwandt heranziehen?

3. Neuengl. *trash*.

Ne. *trash* 'abmatten, ermüden, quälen, plagen, niedertreten, zertreten, zermalmen, demütigen, unterdrücken; sich abmühen; trampeln, gehen, trampelnd folgen' ist identisch mit schwed. *traska*, dän. *traske* 'traben, trotten, gehen, rennen, patschen, stiefeln'. Beide lassen sich leicht aus urgerm. **traðskōn* (vgl. Streitberg Urgerm. Gramm. § 129) erklären und gehören also als Weiterbildungen mit *sk*-Suffix zu got. *trudan*, aisl. *troða*, ae. *tredan*, ahd. *tretan* 'treten', ne. *trade* 'Handel', ae. *trodu* 'Schritt', mnd. *trade* 'Spur, Geleise, Weg' usw. Webster s. v. verweist noch auf ein dial. nhd. *traschen*, *träschen* 'to make noise, to bustle'.

4. Neuengl. *tray*.

Ne. *tray* 'Trog, Mulde, Kübel; flache Schüssel, Präsentierbrett, Schale' beruht auf me. *trei*, ae. *trīg* N. Letzteres ist zweimal in den Leechdoms belegt und wie Bosworth-Toller unter *trég* richtig bemerken, in seiner Lautgestalt und -entwicklung mit *hēg*, *hīg*, ne. *hay* 'Heu' zu vergleichen; auch ae. *grīg-hund*, ne. *grey-hound* = aisl. *grey* dürfte als formelle Analogie heranzuziehen sein. Ae. *trīg* (= **trēg*, **tríeg*) würde sich somit auf urgerm. **trau-ja-* zurückführen lassen, das mit ae. *tréo*, got. *triu*, ne. *tree* 'Baum', ae. *trog*, ne. *trough* 'Trog' und ae. *teoru*, ne. *tar* 'Teer' zu griech. δρῦς 'Eiche, Baum', δόρυ 'Speer', aksl. *drŭva*, *drěvo*, ai. *dāru*, *dru* 'Baum, Holz', lit. *darvà* 'Kienholz', lett. *darwa* 'Teer', kymr. *derw* 'Eiche' gehört, also in indogerm. Gestalt **drou-jo-m* lauten würde. Gehört auch griech. δροίτη (aus *δροϜίτη) 'hölzerne Wanne, Trog, Sarg' hierher?

5. Altengl. *þunian*.

In ae. *þunian* stecken offenbar zwei verschiedene Wurzeln, denn sonst lassen sich die Bedeutungen: 1. 'extare, circumdare, sich erheben' (letzteres z. B. in *gesáwon… þúfas þunian* Ex. 158, *þindan and þunian* Räts. 46, 2, *þrymful þunedest* Seele 40) und 2. 'tönen, krachen, ein Geräusch machen' kaum erklären. In der erstgenannten Bedeutung ist *þunian* eine Bildung wie got. *fullnan* und gehört zu der Wurzel **tu* 'schwellen' in lat. *tumeo* 'schwelle', *tumor* 'Geschwulst', griech. τύλος, τύλη 'Geschwulst, Buckel', avest. *tūma*, ai. *tūtuma* 'stark', ae. *þúma*, ahd. *dūmo*, aisl. *þumal-fingr* 'Daumen', ae. *þýmel* 'Däumling'; in der zweiten dagegen liegt die indogerm. Wurzel **ten* 'dehnen, tönen' vor, die wir u. a. in griech. τόνος 'Sehne, Spannung, Ton', lat. *tonāre* 'donnern', ai. *tan-* 'tönen, rauschen', ae. *þunor* 'Donner' finden, oder mit 'beweglichem' *s* in nhd. *stöhnen* und ne. *stun*, vgl. Kluge und Skeat. In den Wörterbüchern sollte man daher die beiden Verba trennen.

6. Got. *gramst*(*s*).

Got. *gramst* N. oder *gramst-s* M. (nur der Dativ *þamma gramsta* ist Luk. 6, 41 f. belegt) übersetzt das griech. κάρφος 'dürres Reis, Stroh, Halme, Heu, Spreu', was die Vulgata durch *festūca* 'Halm, Grashalm, Rute, Stäbchen' wiedergibt. Das bisher

unerklärte Wort dürfte zu *gras* und *grün* gehören und stände somit in seiner Bildung dem lat. *grāmen* 'Gras' nahe.

7. Got. *faúra-tani*.

Das bisher unerklärte got. *faúra-tani* N. 'Wunder, Vorzeichen, τέρας' fügt sich ungezwungen zu ahd. *zenen*, mhd. *zen(n)en* 'reizen, locken, provocare, irritare', worunter Schade[2] aus Kilian noch nld. *tenen, tanen* und alem. *zännen* (= got. **tanjan*) zitiert. Das germ. **tanja-* wird ursprünglich 'Trugbild, Verlockung' bedeutet haben; verwandt könnten sein: griech. δόναξ (ion. δοῦναξ, dor. δῶναξ) 'Rohr', δονέω, δονεύω 'bewege, treibe umher, schwinge; errege, beunruhige', δόνημα 'Schwanken'. Was Prellwitz hierüber sagt, ist wenig überzeugend, desgleichen die Art, wie Bugge PBrB. 24, 447 *faúra-tani* mit δόναξ vereinigen will. Ich lernte diesen Artikel übrigens erst kennen, nachdem obenstehendes bereits geschrieben war!

8. Altengl. *inca*, neuengl. *inkling*.

Ae. *inca* 'cause of complaint, grudge; scruple, doubt; suspicion' (Sweet) entspricht genau dem aisl. *ekki* 'Trauer, Betrübnis, Kummer'. Ekwall, Shakspere's Vocabulary 1, 33 (Upsala Univers. årsskrift 1903) stellt dazu wohl richtig me. *inklen*, ne. *inkle* 'ahnen, andeuten', und me. ne. *inkling* 'Gemunkel, Ahnung, Andeutung, Wink'. Im Ablaut dazu steht aber offenbar noch mnd. ndd. *anken*, dän. *anke* 'ächzen, seufzen, stöhnen, klagen', sowie das Subst. dän. norw. *ank(e)* 'Unwille, Kummer; Klage, Seufzer, Beschwerde'. Zu letzterem fügen Falk-Torp in ihrem Etymol. ordbog air. *ong* 'Stöhnen, Klage, Betrübnis', ohne den Zusammenhang mit *inca*, *ekki* zu erkennen.

9. Neuengl. *to filch*.

Ne. *to filch* 'stehlen, rauben', me. *filchen* 'reißen, schlagen' (nach Ekwall a. a. O. 21 seit 1300 belegt), kann auf einem ae. **fylcan*, got. **fulkjan* beruhen, das dann mit got. *flōkan* 'beklagen', ae. *flōcan*[1]) 'schlagen', as. *flōkan*, ahd. *fluohhan* 'fluchen, verwünschen' im Ablaut stehen und in seiner Stammbildung genau dem griech. πλήσσω aus **plēgjō* entsprechen würde. Verwandt sind damit bekanntlich lat. *plangere* 'klagen', griech. πλήγνυμι

1) Vgl. darüber Herr. Arch. CXIII.

'schlage', πληγή 'Schlag', lat. *plāga*, woraus unser *plage*. Dän. *filke* 'to scrape, cut with a blunt knife', das Ekwall erwähnt, dürfte der Bedeutung wegen fern zu halten sein. Die Bedeutungen 'schlagen, niederreißen, an sich reißen, rauben' lassen sich dagegen leicht auseinander entwickeln.

Kiel. F. Holthausen.

Welchen Platz nehmen die griechischen Nomina auf -εύς unter den nominalen Stammbildungsklassen des Indogermanischen ein?

Über die griechischen Nomina auf -εύς ist schon von verschiedenen Seiten viel geschrieben worden, und wenn ich den vielen Arbeiten über diesen Gegenstand noch eine hinzufüge, versteht es sich von selber, daß ich nicht etwas in allen Punkten Neues geben werde. Der Hauptsache nach stimmt meine Ansicht mit der neuerdings von Reichelt BB. 25, 238 ff. und schon früher auch von anderen ausgesprochenen überein. Weil aber in R.'s Aufsatz neben vielem nach meiner Ansicht durchaus Richtigen auch viel bestimmt Unrichtiges vorkommt, und weil ich noch nirgends eine genügende Begründung der von diesen Forschern vertretenen Meinung angetroffen habe,— während neuerdings Brugmann IF. 9, 365 ff. und Ehrlich KZ. 38, 53 ff. ihre weit von jenen abweichende Ansicht ausführlich begründet haben —, glaube ich, daß es nicht überflüssig ist, noch einmal auf den Gegenstand zurückzukommen. Bevor ich meine eigene Ansicht auseinandersetze, werde ich kurz auf die Arbeiten von Brugmann und Ehrlich eingehen.

Ehrlich sucht den Ursprung der Nomina auf -εύς in einer eigentümlichen Klasse von indogermanischen Suffixalbildungen, und zwar in der Nominalklasse, bei welcher die Suffixe *-u̯ent-*, *-u̯en-* und *-u̯es-* mit einander wechselten. Daß dieser Wechsel bestanden hat, wird durch einige Beispiele aus dem Aind. und Griech. dargetan, und daran zweifelt wohl niemand. Diese Suffixe wurden, so meint Ehrlich, sowohl an *e-o*-Stämme wie an konsonantische Stämme angehängt. In jenem Falle trat *-ē-* an die Stelle von *-e.o-*: eine lautgesetzliche Nominalform ist *χαλκηϝών, woraus χαλκεών; die Flexion der Substantiva auf -εύς entstand

dadurch, daß zu den Kasus, worin die Lautgruppe -ηϝϲ- auftrat, d. h. zu den Kasus mit Schwundstufe des Suffixes, auf analogische Weise die übrigen Kasus hinzugebildet wurden. Lautgesetzlich ist *χαλκηϝϲοϲ (woraus χαλκῆοϲ), dazu bildete man den Akkus. *χαλκηϝϲm̥ (bezw. χαλκῆα), den Nomin. *χαλκηϝϲ, woraus χαλκεύϲ entstand, usw. Wurde die Dehnstufe des Suffixes *-u̯es-*, also *-u̯ēs-* an einen konsonantischen Stamm angehängt, so entstand ein Nominativ auf -ηϲ; für eine lautgesetzliche Form hält E. *δονακϝῆϲ (zu δονακ-), welche Form allerdings nicht mehr besteht, weil sie durch δονακεύϲ verdrängt wurde; in dergl. Bildungen sucht E. den Ursprung von Formen wie ark. γραφῆϲ. Der Vokativ auf -εῦ soll zum Nominativ auf -ηυϲ bezw. -εύϲ neugebildet sein nach der Proportion:

*Ζηύϲ, Ζεύϲ : Ζεῦ = *χαλκηύϲ, χαλκεύϲ : *x*.

Ehrlich teilt im Anfange seines Aufsatzes mit, aus welchen Gründen er die von Brugmann und anderen aufgestellten Theorien verwirft und die Aufstellung einer neuen für nötig hält. Bevor ich diese Gründe einer Prüfung unterwerfe und zu entscheiden suche, ob wirklich die Ehrlichsche Theorie Schwierigkeiten aus dem Wege schafft, die die Brugmannsche nicht zu erledigen vermag, werde ich kurz die Ansicht von Brugmann mitteilen. Brugmann weist darauf hin, daß im Indogermanischen oft ein thematisches und ein entsprechendes athematisches Suffix nebeneinander vorkommen, z. B. *-re/ro-* neben *-r-*, *-te/to-* neben *-t-*. Ebenso nimmt Brugmann neben *-u̯e/u̯o-* ein Suffix *-u̯-* an. Dadurch, daß dieses *-u̯-* an Verbalstämme auf *-ē-* trat, sind nach Brugmann die Nominalstämme auf *-ēu̯-* entstanden, woraus die griechische Nominalklasse mit Nomin. auf -εύϲ hervorgegangen ist.

Man sieht, die Theorie von Brugmann ist ganz einfach, während die von Ehrlich für das Urgriechische so viele, vielleicht nicht unmögliche, aber jedenfalls unbewiesene Neubildungen voraussetzt, daß ein jeder, sogar der, welcher die Möglichkeit der Ehrlichschen Hypothese anerkennt, jeder einfacheren Erklärung den Vorzug geben wird. In welchen Beziehungen meint Ehrlich nun, daß seine Theorie den Tatsachen besser gerecht wird als die andere? Er meint das aus zwei Gründen: 1. Die Vokativendung -εῦ kann nicht auf -ηυ zurückgehen. 2. Der Nominativ auf -ηϲ, welche Endung in einigen Mundarten vorkommt, ist nach der herrschenden Ansicht "eine Errungenschaft später, einzeldialektischer Zeit; . . . ein herrlich Ding, der consensus gentium!

Aber warum könnte -ής nicht ebenso alt als -εύς sein?" (S. 56). Der zweite Grund hat gar keinen Wert. Gegen die gewöhnliche Erklärung des Nominativs auf -ης läßt sich nichts einwenden; in diesem Falle sich dem 'consensus gentium' zu widersetzen und eine so weit hergeholte und so wenig ansprechende Theorie wie die Ehrlichsche aufzustellen, das hat wohl gar keinen Sinn. Und was den ersten Grund betrifft, so muß man sagen, daß die neue Hypothese für den Vokativ Singular keine Erklärung ermöglicht, die nicht auch bei Brugmanns Theorie gegeben werden kann. Brugmann spricht zwar in seiner Abhandlung nicht vom Vokativ auf -εῦ, es ist aber deutlich, daß die Annahme, daß χαλκεῦ zu *χαλκηύς nach Ζεῦ : *Ζηύς gebildet sei, nicht weniger gerechtfertigt ist, wenn man mit B. *χαλκηύς für eine lautgesetzliche Form, als wenn man es mit E. für eine Neubildung hält. Es ergibt sich also, daß die komplizierte Theorie von Ehrlich keine einzige Form besser zu erklären vermag als die einfache von Brugmann. Jetzt werden wir aber sehen, welche schwerwiegende Bedenken gegen letztere anzuführen sind.

Brugmann geht aus von dem Wechsel, der zwischen thematischen und athematischen Suffixen besteht. Daß dieser Wechsel existiert, das leugnet keiner. Worauf er beruht, darüber haben die Forschungen der letzten Zeit Licht verbreitet. Das von Streitberg entdeckte Dehnstufengesetz lehrt, daß ein Teil der athematischen Nomina, und zwar diejenigen, die im Nomin. Sing. Dehnstufenvokalismus aufweisen, auf ältere thematische Formen zurückgehen. Was diejenigen Nomina betrifft, die im N. S. keinen gedehnten Vokal haben, gehen die Meinungen weiter auseinander, aber immer mehr dringt die Überzeugung durch, daß man auch hier von ursprünglich thematisch auslautenden Formen auszugehen hat. Unter anderem weist darauf der Wechsel von Formen mit schwund- und dehnstufigem Suffix in éinem Paradigma hin; sogar wird bisweilen ein Kasus auf beide Weisen gebildet. Hiervon wird unten noch die Rede sein. — Es gibt nun infolge der erwähnten, durch die Betonung hervorgerufenen Differenzierungen einige Paare von Suffixen, jedesmal das eine thematisch, das andere athematisch. Hierher gehören auch *-u̯e-* und *-u-* bezw. *-u̯-*. Natürlich wirkten die Ablautgesetze nicht nur auf die Suffixe, sondern unter ihrem Einfluß erhielt jedesmal das ganze Wort eine andere Gestalt. Ein Wort **pete-u̯e-s* z. B. wurde je nach den verschiedenen Betonungen zu

**pét-u-s*, **p$_e$t-ḗu̯-s* oder *p$_e$t$_e$-u̯é-s*. Bisweilen fielen in der Entwicklung der Einzelsprachen einige Ablautstufen der Wurzel wieder zusammen, z. B. würde aus den beiden zuletzt genannten Formen resp. **pet-ḗu̯-s* und **pet-u̯é-s* entstehen. Aber solche Fälle sind nur selten und sind vermutlich dann ganz ausgeschlossen, wenn der zweite Wurzelkonsonant *r*, *l*, *n*, *m*, *i̯* oder *u̯* ist. Es folgt daraus, daß nur selten zwei Wörter, das eine mit einem thematischen und das andere mit einem athematischen Suffixe gebildet, dieselbe Ablautstufe der Wurzelsilbe zeigen und zu gleicher Zeit beide lautgesetzlich sein können. Tatsächlich aber kommt es in solchen Fällen ziemlich oft vor, daß sich in der Wurzelsilbe keine verschiedenen Ablautstufen zeigen; solche Fälle beruhen entweder auf einer Ausgleichung des Wurzelvokalismus innerhalb des Paradigmas, oder man hat mit jüngeren Bildungen zu tun, die entstanden sind, nachdem die Differenzierung der Suffixe schon stattgefunden hatte.

Jedenfalls jüngeren Ursprungs sind Bildungen wie griech. φορη-τόϲ, die Brugmann a. a. O. mit der von ihm angenommenen Formation auf *-ē-u̯-* vergleicht. Wie verhält es sich aber mit den sogen. *-ē-u̯*-Bildungen selber? Keinesfalls darf man annehmen, daß *-u̯-* in der Periode an den Stamm auf *-ē-* getreten sei, wo es noch nicht seine überlieferte Gestalt hatte, sondern noch *-u̯e-* lautete. In dem Falle wäre aus *-ē-u̯e-* *-ēū-* entstanden und im Griechischen wäre ein Nominativ auf -ηῦϲ und ein Vokativ auf -ηῦ zu erwarten (vgl. νηῦϲ, γρηῦϲ, γρηῦ). Nach der Analogie des Akkusativs auf idg. *-ḗu̯m̥* hätte zwar ein Nominativ auf *-ḗu̯s* gebildet sein können, und dann könnte nach *Ζηύϲ : Ζεῦ ein Vokativ auf -εῦ entstanden sein; das kommt mir aber sehr unwahrscheinlich vor. Auch gibt es zu den vorausgesetzten Formen mit *-ēū-* aus *-ḗ-u̯e-* unter den Suffixalbildungen keine Parallelen (etwa *-ēn̄-* oder *-ēī-* aus *-ḗ-ne-*, *-ḗ-i̯e-*). Wäre die Brugmannsche Annahme richtig, so hat man sich also die Sache so vorzustellen, daß erst nach der Periode, wo die Ablautsgesetze wirkten, *-u̯-* an den Stamm auf *-ē-* getreten sei. Aber auch diese Annahme kommt mir unrichtig vor, weil es zu solchen Bildungen keine Parallelen gibt. Es ist nicht zu leugnen, daß oft Suffixe an einen Stamm auf *-ē-* (bezw. *-ā-*, *-ō-*) antreten, aber das sind ausschließlich thematische und (aus diesen durch Weiterbildung entstandene, s. u.) zusammengesetzte Suffixe; einige Beispiele der letztgenannten Art sind: griech. ἐθελή-μων, lat. *certā-men*,

griech. αὐλη-τήρ, ai. *áśrā-vant-*. Daß aber ein einfaches athematisches Suffix an einen Stamm auf *-ē-* tritt, davon sind mir keine Beispiele bekannt. Es gibt *t*-Stämme, bei denen man an die Möglichkeit einer solchen Bildungsweise denken könnte, z. B. griech. κέλης, -ητος 'Rennpferd', λέβης, -ητος 'Becken', aber wenn man bedenkt, daß bei mehreren zu dieser Klasse gehörigen Wörtern in der Deklination neben oder statt *ē* (*ō*) auch hiermit in Ablaut stehende Vokale auftreten, z. B. zu ai. *nápāt*, lat. *nepōs* der Dat. Plur. ai. *nádbhyas* und der Lok. Pl. av. *nafšu-čā* mit Nullstufe des Vokals, neben den gewöhnlichen Formen griech. ἀργῆτι und ἀργῆτα ἀργέτι Λ 818 und ἀργέτα Φ 127 mit Normalstufe, so ist es klar, daß die Kasus obliqui mit langem Vokal durch Analogiebildung entstanden sind. Eben die Tatsache, daß die Formen mit Normal- und Schwundstufe im Schwinden begriffen sind, weist auf ihre Ursprünglichkeit hin. Brugmann führt noch an griech. προβλής neben πρόβλητος. Hier haben wir es wohl nicht mit einer idg. Formation auf *-ē-t-* zu tun, sondern -βλη- = idg. *-g$^{u}{}_{e}$lə-*, d. h. die schwache, sogenannte RS.-Stufe der schweren Wurzel *g^{u}elē*, die in diesen und ähnlichen Wörtern entweder ursprünglich nur in den endbetonten obliquen Kasus (u. a. im Gen. auf -ός) zu Hause ist, oder auch im Nominativ Singular, wenn dieser enklitisch steht, lautgesetzlich auftritt. Es ist nämlich auffällig, daß in den meisten Fällen wie προβλής die Verbalwurzel + *t-* zweiter Teil eines Kompositums ist. Was Wörter wie griech. θής, θητός 'Lohnarbeiter', av. *fratəma-δāt-* 'Erstgesetzter, Vorgesetzter', *ϑraotō-stāt-* 'in Flüssen befindlich', lat. *sacerdōs* 'Priester' betrifft, so hat man es hier mit *t*-Ableitungen aus einsilbigen langvokalischen Basen zu tun, die wohl nach der Analogie von *-i-t* u. dgl. gebildet sind. Soviel ich weiß, ist griech. θής das einzige außerhalb der Komposition vorkommende Wort dieser Natur, und es ist wohl nicht älter als die Existenz des Griechischen als Einzelsprache. Wie dem auch sei, auf keinen Fall können dieses und dergleichen Wörter die Annahme Brugmanns, daß an Stämme wie *bhorē-*, griech. φορη- ein einfaches athematisches Suffix getreten sei, wahrscheinlich machen. Weil es für diese Brugmannsche Annahme keine Parallelen gibt und es nicht nachweisbar ist, nach welchen Mustern die *-u̯*-Formationen entstanden sein können, glaube ich, daß man sie aufgeben muß. Diejenigen Wörter, deren Flexion sich mit der von ἱππεύς vergleichen läßt, nämlich Ἀπόλλων,

Vok. Ἄπολλον, Gen. Ἀπόλλωνος, σωτήρ, Vok. σῶτερ, Gen. σωτῆρος u. dgl., wird keiner als mittels der Suffixe *-n-* bezw. *-r-* aus einem Stamm auf *-ē-* oder *-ō-* gebildet ansehen: gibt es doch neben solchen Paradigmen viele andere mit Ablaut im Suffixe, bei einigen Wörtern findet man sogar beide Flexionsweisen nebeneinander. Daß bei gewissen Nomina auf -εύς ebenfalls Suffixablaut vorkommt (z. B. Τῡδεύς : Τῡδέος), diese Tatsache muß Brugmann sich so zurechtlegen, daß er neben *-ē-u̯-* auch *-e-u̯-* annimmt. Bei meiner Auffassung der Nomina auf -εύς, die ich unten auseinandersetzen werde, kann man das Verhältnis von Τῡδέος zu Τῡδεύς dem von ποιμένος zu ποιμήν, ebenso das von Ἀχιλῆος zu Ἀχιλεύς dem von Ἀπόλλωνος zu Ἀπόλλων gleichstellen.

Kann vielleicht da, wo Brugmanns Theorie uns im Stich läßt, die Ehrlichsche Hypothese, die, wie oben nachgewiesen wurde, in anderen Punkten keinen größeren, vielmehr einen geringeren Wert hat als jene, uns helfen? Nein, sie ist aus einem ähnlichen Grunde zu verwerfen. E. nimmt an, daß an einen Stamm auf *-ē-*, z. B. *bhorē-*, das Suffix *-u̯ēs-*, *-u̯es-*, *-u̯s-* getreten sei mit der ursprünglichen Verteilung der drei Ablautstufen über das Paradigma. Es ist deutlich, daß eine Formation wie N. **bhorē-u̯ḗs*, G. **bhorē-u̯s-és*, A. **bhorē-u̯ḗs-m̥* nicht alt sein kann. Das beweist die Ablautgestalt des ersten Teiles, *bhorē-*. Wir müssen also annehmen, daß in einer späteren Periode das Suffix *-u̯ēs-*, *-u̯es-*, *-u̯s-* von anderen Nomina herübergenommen worden sei; und welche Nomina das sein müßten, ist deutlich. Ehrlich nennt **bhorē-u̯ḗs* ein primäres Partizip (S. 68), und tatsächlich bildet im Indogermanischen das Suffix *-u̯es-* ein primäres Partizip, das sogenannte Part. Perf. Akt. Bei allen idg. Partizipien dieser Klasse tritt das Suffix an die Wurzel in ihrer schwächsten Ablautgestalt, mit anderen Worten an die auf Konsonant oder *-ə-* auslautende Wurzel. In beiden Fällen tritt die Schwundstufe des Suffixes als *-us-* auf, wovor *-ə-* schwindet, z. B. ai. N. *vidvā́n*, G. *vidúṣas*, N. *taṣṭhivā́n*, G. *taṣṭhúṣas*. Nirgends findet man neben *-us-* *-u̯s-*, und sollte wirklich ein 'primäres Partizip' **bhorē-u̯ḗs* jemals bestanden haben, so wäre nicht ersichtlich, wo der Gen. **bhorē-u̯s-és* die Lautgruppe *-u̯s-* hergeholt haben sollte.

Nur im Arischen gibt es einige Formen, die man mit **bhorē-u̯s-és* vergleichen könnte, z. B. der ai. Dat. Sg. *maghóne* zum

Nom. *maghávān*. *maghóne* kann aber keine lautgesetzliche Form sein: sowohl aus idg. **megheu̯enái̯* wie aus **meghēu̯enái̯* wäre eine Form mit *-u-* entstanden (vgl. *vidúṣas*, *taṣṭhúṣas*). *maghóne* (aus **magháu̯nai̯*) ist wohl gebildet worden nach der Proportion:

rā́j-ā : *rā́j-ñai̯* = *magháu̯-ā* : *x*.

Formen wie **magháu̯nai̯* gibt es in anderen Sprachzweigen nicht und sie gehen wohl nicht auf die Grundsprache zurück. Keinesfalls berechtigen sie dazu, für eine mehr als hypothetische Form **bhorē-u̯s-és* eine ähnliche Entstehungsweise anzunehmen.

Ich sehe in den Nomina auf -εύς eine Abteilung einer großen idg. Bildungskategorie, die bisher als eine Einheit noch niemals genügend untersucht worden ist. Einer der zu ihr gehörigen Abteilungen aber, nämlich den Nomina auf *-ēn*, *-ōn*, ist von verschiedenen Seiten ein lebhaftes Interesse gezeigt worden; vor allen Forschern ist hier Osthoff zu nennen, der im zweiten Teile seiner 'Forschungen im Gebiete der indogermanischen Stammbildung' das Wesen dieser Nominalklasse ins Klare gesetzt hat. Deshalb ist es wohl am besten, wenn ich von dieser Klasse ausgehe.

Osthoff ist der Ansicht (a. a. O. 55 f.), daß *-ēn*, *-ōn* ursprünglich ein primäres Suffix ist. Solche primäre Bildungen sieht er in griech. τέκτ-ον-, ai. *tákṣ-an-*, in griech. ἀλαζ-όν-, σταγ-όν-, πευθ-ῆν- usw. Schon früh aber soll es auch als sekundäres Suffix gebraucht worden sein. Es gibt als solches den Nomina (größtenteils und ursprünglich ausschließlich Adjektiva) auf *-o-*, welche es weiterbildet, eine 'bestimmtere individuellere Fassung' (S. 50). Diese bewirkt, daß die *n*-Bildungen oft substantivische Funktion bekommen. Immer weiter greift das Suffix im Laufe der Zeit um sich, immer werden die Bildungen kühner, endlich entstehen sogar Formationen wie lat. *pelli-ōn-* 'Kürschner', vom Substantiv *pelli-* 'Fell' gebildet; hier bezeichnet der *n*-Stamm 'eine Person, welche ihrem Berufe, ihrer Neigung gemäß in dem, was das Stammwort begrifflich aussagt, ihre Beschäftigung hat' (S. 78).

Die Ausführungen Osthoffs sind der Hauptsache nach vollkommen richtig. Nur in éinem Punkte ist eine Modifikation nötig. O. spricht von einem Suffixe *-on*, *-ōn*, das an die Wurzel getreten sei; der Übergang des Suffixes von einem primären in ein sekundäres war dadurch möglich, daß neben primären Bildungen auf *-ōn* bisweilen solche auf *-o-* standen; ob ein Wort wie δρόμων neben δρόμος erst aus diesem gebildet worden

ist, oder ob beide primäre Formationen sind, läßt sich nicht bestimmen, aber wenn auch vielleicht nicht bei diesem Worte, so haben doch bei anderen primäre *o*- und *ōn*-Stämme nebeneinander bestanden. — Den Forschungen der letzten Jahre, vornehmlich der Entdeckung des Dehnungsgesetzes, verdanken wir eine ganz andere Auffassung der Nomina auf *-ōn*. Jetzt kann man kaum daran zweifeln, daß der lange Vokal in *-ēn*, *-ōn* durch Ersatzdehnung entstanden ist, und daß diese Ausgänge auf *-éne* bezw. *-óne* zurückgehen. Ein Wort wie δρόμων ist aus frühidg. **dromó-ne* hervorgegangen. Auch die Nomina auf *-os* sind jetzt anders zu beurteilen als früher. Wenigstens in einem Teil derselben stecken ursprünglich endbetonte Nominative von solchen Stämmen, die von jeher auf *-e/o-* ausgingen. So ist **dromo-* Wurzelnomen. Es ist nun schwierig zu bestimmen, wie **dromó-ne* entstanden ist, ob *-ne* der Wurzel angehängt worden ist oder dem Wurzelnomen. Die Entscheidung dieser Frage ist wohl nicht möglich und hat auch kein Interesse für uns. Wie die ältesten Nomina dieses Typus entstanden sind, kann dahingestellt bleiben, es steht aber fest, daß schon lange vor der Sprachtrennung die Nomina als die Grundlage der neugebildeten *n*-Stämme empfunden wurden. Daß *-n* in der indogerm. Periode schon Sekundärsuffix war, daran zweifelt wohl keiner. Angesichts von Wörtern wie lat. *homō*, got. *guma*, alit. *żmů̃*, das nichts anderes sein kann als eine Ableitung von **ĝdheme(-s)* 'Erde' (auf diese urindogerm. Form gehen sowohl griech. χθών wie lat. *humus* zurück) darf man das mit Gewißheit sagen. Wie ausgedehnt die Funktion unseres Suffixes als Sekundärsuffix auch schon in einer sehr frühen Periode war, darauf weisen die mit zusammengesetzten Suffixen gebildeten Nomina hin, in erster Linie nenne ich die Bildungen auf *-men*, *-mon*. Wenn Osthoff a. a. O. 56 f. *-van-* (d. h. *-u̯en-*) und *-man-* (d. h. *-men-*) für primäre Suffixe hält, obgleich 'nach der allgemeinen und gewiß gut begründeten Ansicht' *-van-* und *-man-* 'um einen Prononominalstamm reicher sind als *-va-* und *-ma-*', so hat er meines Erachtens nicht ganz recht. Insofern hat er recht, daß in den indogerm. Sprachen die zusammengesetzten Suffixe als primäre an die Wurzeln treten, aber man kann doch schwerlich annehmen, daß diese Suffixe von jeher in derselben Gestalt bestanden haben, worin sie uns überliefert worden sind. Im Gegenteil, wenn δρόμων neben δρόμοϲ auf ein sehr altes **dromó-ne* zurückgeht, muß man wohl

annehmen, daß ebenso κευθ-μών neben κευθ-μός aus *keu̯dh-mó-ne entstanden ist[1]). Daß das Suffix *-men-*, *-mon-* die Funktion bekam, Nomina agentis zu bilden und dadurch primäres Suffix wurde, hat nichts befremdliches. Das Suffix *-ne* gibt auch hier dem Worte, dem es angehängt wird, eine individuellere Fassung. Wenn es dem Partizipium auf *-me-*, *-mo-*, dessen Zugehörigkeit zu der Verbalwurzel immer deutlich empfunden wurde, angefügt wurde, so bekam man nicht weniger ein Nomen agentis, als wenn die bloße Wurzel die Grundlage bildete. Wenn nun die Nomina auf *-men* ihrem Ursprunge nach sekundäre Formationen sind, so glaube ich, daß man es auch da, wo *-n* direkt der Wurzel angehängt wird, nicht mit der Wurzel als Wurzel, sondern mit der als Nomen fungierenden Wurzel zu tun hat. Bei einer gewissen Klasse von Nomina auf *-i̯en-*, *-i̯on-* ist es noch deutlicher als bei *-men-*, *-mon-*, wie das zusammengesetzte Suffix entstanden ist, und daß ursprünglich der zweite Teil sekundäres Suffix war. Ich meine den primären Komparativ. Daß das Suffix zurückgeht auf *-i̯e* + *ne* ist deutlich, weil *-i̯en* mit *-i̯es* wechselt, das sich auf *-i̯e* + *se* zurückführen läßt. Unter den zu solchen Komparativen gehörigen Positiven gibt es viele, die mit einem einfachen Suffixe gebildet sind, bisweilen gibt es zwei mit verschiedenen Suffixen gebildete Positive, z. B.: ai. *laghúṣ*, griech. ἐλαχύς : griech. ἐλαφρός, ahd. *lungar*: griech. κρατύς, got. *hardus*: griech. κρατερός; dazu die Komparative ai. *rághīyān*, av. *rənjyah-*, griech. ἐλάccων bezw. κρείccων. Die Positive auf *-u-*, *-re-* stehn mit den verschwundenen Formationen auf *-i̯e-*, die dem Komparativ zugrunde gelegt worden sind, in einer Linie. Ebenso wie der primäre Komp. ist auch das Part. perf. act. eine Erweiterung mit einem in diesen Bildungen ursprünglich sekundären Suffixe aus einer primären Bildung (auf *-u̯e-*), vgl. Brugmann Grundriß 2, 412 ff. Jedoch nimmt Brugmann neben den Weiterbildungen mit *-s-* und *-t-* keine mit *-n-* an; wenn man diese aber annimmt[2]), kann auch *-u̯en-* als eine Parallele zu *-men-* gestellt werden.

---

1) Ich will natürlich nicht behaupten, daß eben diesem Wort ein so hohes Alter zukommt. Aber nicht das Wort, sondern nur das Suffix geht uns an.

2) Brugmann leugnet die Existenz von *-u̯ent-* nicht. Dieses Suffix ist doch wohl am nächsten aus *-u̯en* + *t-* (uridg. *-u̯e* + *ne* + *te-*) zu erklären. So ergibt sich die Existenz von *-u̯ene-*, auch wenn man es für keine existierende Form glaubt annehmen zu müssen.

Offenbar hatte in diesen Bildungen auf *-men-*, *-u̯en-*, *-i̯en-* das Suffix *-n-* ursprünglich dieselbe Funktion wie in scheinbar primären Formationen, nämlich die, daß es einem Worte eine bestimmtere, individuellere Bedeutung gibt. Weil die einfachen thematischen Suffixe *-me-*, *-i̯e-*, *-u̯e-* in der großen Mehrzahl der Fälle Wörter mit einer passivischen Bedeutung bilden, während zwei der durch *-n-* erweiterten Formationen hauptsächlich transitive Nomina verbalia bilden, bin ich eine Zeitlang der Meinung gewesen, daß *-n-* hier eine ähnliche Funktion habe, wie ai. *-vant-* im Suffixe des aktiven Part. prät. *-tavant-*, nämlich eine transitivierende (*kr̥tá — vant-* = *gemacht — habend*). Aus zwei Gründen glaube ich aber jetzt, daß hier bloß das bestimmende, individualisierende *-n-* vorliegt: 1. weil die mit *-men-*, *-u̯en-* gebildeten Nomina nicht ausnahmslos transitive Bedeutung haben. Namentlich den Neutra auf *-mn̥*, *-u̯n̥* (auch aus *-mene-*, *-u̯ene-*, aber nur dann, wenn der Ton weiter zurücklag) kommt diese Bedeutung nicht zu, aber auch unter den geschlechtigen Nomina mit dehnstufigem Nominativ gibt es noch viele andere außer den Nomina agentis und aktiven Partizipien. 2. und hauptsächlich weil es auch Nomina mit primärem *-u̯e-*, *-me-* gibt, die deutlich transitive Bedeutung haben, z. B. ai. *r̥krá-* 'lobend' (nur RV. 10, 36, 5 belegt: *br̥haspátiḥ sā́mabhir r̥kró arcatu*, es hat dieselbe Bedeutung wie das öfter belegte *ŕ̥kvan-*), ai. *r̥bhvá-* 'zufahrend, kühn, entschlossen' (RV. 10, 120, 6; 6, 49, 9; gebräuchlicher ist *ŕ̥bhvan-*. Allerdings ist die Etymologie nicht sicher festgestellt; jedenfalls aber hat das Wort eine aktive Bedeutung); ai. *bhīmá-* 'schrecklich, schreckerregend', *yudhmá-* 'Kämpfer', *darmá-* 'Zerbrecher' (neben *darmán-*), lat. *almus* 'nährend'. Allerdings kann man nicht viele derartige Beispiele anführen; das läßt sich aber wohl dadurch erklären, daß die älteren aktivischen Formationen auf *-u̯e-*, *-me-* von den aus ihnen hervorgegangenen auf *-u̯en-*, *-men-* verdrängt worden sind. Dasselbe findet man bei dem primären Komparativ: neben den Komparativen auf *-i̯ēn*, *-i̯ōn* bestehen mehrere Adjektive auf *-u-*, *-re-* u. a. Ausgänge, die Adjektive auf *-i̯e-* aber, aus denen die primären Komparative durch Weiterbildung entstanden sind, sind von diesen verdrängt worden.

Kurz fasse ich noch einmal zusammen, was ich über das *-n*-Suffix bemerkt habe: Obgleich der älteste Ursprung des Suffixes im Dunkeln liegt und man nicht bestimmen kann, ob es wirklich von jeher sekundär gewesen ist, darf man mit

ziemlich großer Gewißheit folgendes annehmen: Die ältesten der Nomina auf *-n-* gehen auf die Periode vor der Wirkung des Dehnstufengesetzes zurück und gingen in dieser Periode auf *-e-ne-* aus. *-ne-* ist ein Suffix, das schon damals sowohl an Wurzelnomina als an Suffixalbildungen angehängt wurde und diesen eine bestimmtere individuellere Fassung gab.

Nun gab es aber außer *-ne-* : *-n-* auch andere Suffixe, die dieselbe Funktion hatten. Zuerst ist hier *-re-* : *-r-* zu erwähnen. Ebenso wie *-men-*, *-mon-* bildet *-ter-*, *-tor-* Nomina agentis. Wie *-men-*, *-mon-* auf *-mene-*, so führe ich *-ter-*, *-tor-* auf *-tere-* zurück. Dem Verhältnis von ai. *darmán-* zu *darmá-*, griech. δρόμων- zu δρομο- entspricht das von griech. βατήρ (βαίνων, βαδιστικός Hesych) zu βατός, lat. *pōtor* 'Trinker' zu *pōtus* 'getrunken habend'. Außer *-r-* : *-re-* wurden auch andere Suffixe mit derselben Funktion an Bildungen auf *-te-* angehängt, ein Beispiel einer derartigen Formation ist av. *marᵊtan-* neben *marᵊta-* 'Sterblicher', aber solche Beispiele gibt es nur wenige. Von den verschiedenen möglichen Weiterbildungen aus *-te-*Stämmen haben nur die *-ter-*Stämme im Kampf ums Dasein Glück gehabt. Welchen Umständen sie das verdanken, kann man nicht bestimmen, ebensowenig als man nachspüren kann, weshalb eben *-men-*, *-mon-* und nicht etwa *-mer-*, *-mor-* zur Bildung von Nomina agentis produktiv geworden ist.

Nicht nur an *-te-*Stämme, sondern auch an thematische Wurzelnomina wurde das *-r-*Suffix angehängt. Die auf diese Weise entstandenen Nomina sind Neutra. Ein Beispiel eines dehnstufigen Nominativs ist griech. ὕδωρ. Das Nebeneinander von Bildungen auf *-r-* und gleichbedeutenden, die mittels eines anderen Suffixes gebildet sind, hat hier ein heteroklitisches Paradigma hervorgerufen[1]). Wahrscheinlich ist in vielen Fällen die heteroklitische Flexion jüngeren Ursprungs und flektierten viele *-r-n-*Stämme früher entweder als reine *-n-* oder als reine *-r-*Stämme, der Ursprung des Paradigmas aber ist wohl bei den Nomina zu suchen, wo verschiedene Suffixe in gleicher Bedeutung mit einander wechselten. Dasselbe gilt von den Heteroklitiken mit schwundstufigem Ausgang im Nom. Sing., z. B. griech.

1) Über die Frage nach dem Ursprung des heteroklitischen Paradigmas brauche ich hier nicht mehr zu sagen. Ich habe schon früher meine Ansicht hierüber auseinandergesetzt (Der nominale Genetiv Singular S. 84 ff.).

οὖθαρ (ablautend mit ai. *ū́dhar*), griech. ἧπαρ, ai. *yákr̥(-t)*. Die Untersuchungen der letzten Jahre haben gelehrt, daß nach der Hochtonsilbe die stärkste Vokalreduktion eintritt und daß alle Kürzen in dieser Stellung ganz verschwinden, es kann daher *-r̥* nach dem Hauptton aus *-ere* entstanden sein, ebenso wie *-n̥* aus *-ene*. Darauf weist auch das Nebeneinander von χειμών : χεῖμα u. dgl. hin; mit *r* vergleiche man: griech. ἧπαρ, ai. *yákrt* : ἥπατος, ai. *yaknás*, ebenso aber gehört zum Gen. griech. ὕδατος, ai. *udnás* der dehnstufige Nominativ griech. ὕδωρ. Die Normalstufe der Endung in ai. *ū́dhar* u. dgl. widersetzt sich ebensowenig der Herleitung aus *-ere* wie *-er* im Vokativ ai. *pítar*, griech. πάτερ neben dem Nom. ai. *pítā*, griech. πατήρ. Bei den meisten Heteroklitika läßt sich die Wurzel oder das Wurzelnomen, woraus sie gebildet worden sind, nicht mehr nachweisen. Das findet aber wohl seinen Grund in der großen Altertümlichkeit der Kategorie, während, wie schon bemerkt, auch nicht alle *-n-r*-Stämme von jeher in dieser Stammklasse zu Hause gewesen zu sein brauchen. Jedenfalls ist bei einigen die Zugehörigkeit zu einer Verbalwurzel deutlich, z. B. griech. ὕδωρ, ὕδατος, ai. *udán-* 'Wasser' gehört ohne Zweifel zur Wurzel von ai. *unátti*, *undati* 'quillt, benetzt'. Das Verhältnis von gr. ὕδωρ zu av. *aoδa-* 'Gewässer' (beide bedeuten buchstäblich: 'derjenige der bezw. dasjenige das quillt, benetzt') läßt sich mit dem von griech. κραυγών 'der Schreier, Specht' zu κραυγός oder von ἀρηγών 'Helfer' zu ἀρωγός vergleichen. Nun wurde bei den Ableitungen wie ὕδωρ schon frühe die Verwandtschaft mit den ihnen zugrunde liegenden Worten oder Wurzeln nicht mehr deutlich empfunden, sonst wäre wohl Ausgleichung der Ablautstufen des Wurzelvokals eingetreten und würde bei einer größeren Anzahl *-r-n*-Stämme die Zugehörigkeit zu einer Verbalwurzel nachzuweisen sein.

Ich komme jetzt zum Suffixe *-s-*. Oben wurde schon bemerkt, daß dieses Suffix zur Bildung des primären Komparativs und des Part. Pf. Akt. benutzt wurde. Hier trat es an primäre Suffixalbildungen. In anderen Fällen wurde es zur Bildung von Nomina agentis an die bloße Wurzel angefügt; daß es keine gleichbedeutenden (abgesehen von der 'bestimmteren, individuelleren Fassung', die das Suffix dem Grundworte gibt) Wurzelnomina daneben gibt, beweist nicht, daß sie nicht einmal bestanden haben. Nach der Herausbildung der erweiterten Stämme können sie verschwunden sein. Wenn neben av. *draēšah-*, Nom.

dvaēšå 'peinigend, Peiniger' der *e-o*-Stamm ai. *dvéṣa-*, av. *dvaēša-* nur in der Bedeutung 'Haß, Abneigung' vorkommt, so ist es nicht allzu gewagt, daneben ein (vielleicht oxytoniertes) idg. **du̯oi̯so-* mit der Bedeutung eines Nomen agentis anzunehmen, das in dem Falle von dem jüngeren **du̯ei̯ses-* verdrängt worden ist. Mit der Bedeutung eines Nomen actionis kommen im Ai. und Av. beide Stämme vor, *dvéṣa-*, *dvaēša-* und *dvéṣas-*, *dvaēšah-* (Neutr.). Ich bemerke hier, daß die Ableitungen mittels *-s-* und ebenso die mittels *-n-*, *-r-* usw. nicht ausschließlich Nomina agentis sind, sondern daß viele von ihnen die Actio oder das Objekt der Actio bezeichnen. Die Erklärung ist einfach: Auch ein Wurzelnomen oder eine primäre Suffixalbildung kann diese verschiedenen Bedeutungen besitzen. Die Bedeutung der Ableitung hängt davon ab, welche Bedeutung das zugrunde liegende Wort hatte. So ist für das idg. **ĝheu̯eme*, woraus ai. *hóman-*, griech. χεῦμα entstanden ist, die passivische Bedeutung 'ausgegossen', für das idg. **pōi̯(e)me-* aber, das dem griech. ποιμήν, lit. *pëmũ̃* zugrunde liegt, die aktivische 'beschützend' vorauszusetzen. Die Nomina actionis und anderen Nomina mit nicht aktivischer Bedeutung auf *-s-* sind größtenteils ebenso wie die Formationen auf *-mn̥* neutralen Geschlechtes. Bisweilen kommt neben einem *s*-Stamm auch ein *n*-Stamm vor, z. B. ai. *apás-* 'tätig, geschickt, Künstler, Werkmeister' : ahd. *uobo* 'Landbauer' (urspr. 'der Tätige, der Arbeitende'). Die Ablautstufe der Wurzelsilbe ist eine andere. — Es gibt viele adjektivische *s*-Stämme. Ich glaube, daß diese Funktion nicht die ursprüngliche war, sondern durch eine Erweiterung des Gebrauches (in Fällen wie lat. *victor exercitus*) entstanden ist. Dasselbe gilt nach meiner Ansicht von Adjektiven auf *-n-* wie griech. ἐθελήμων. Bei der Herausbildung der adjektivischen Funktion hat wohl die große Menge Bahuvrīhi-Komposita, derer es eben unter den *-s*-Stämmen viele gibt (z. B. ai. *su-mánas-*, av. *hu-manah-*, griech. εὐ-μενής), ihren Einfluß gelten lassen.

Es folgt das Suffix *-t-*. Mit den schon besprochenen Suffixen wechselt es im Part. Perf. Akt.: griech. εἰδό-τ-ος : *ἰδυ-cjᾰ, ai. *vidrā́-n*. Eine ähnliche Funktion wie hier hat *-t-* im Part. Präs. Akt., denn das Suffix *-nt-* ist wohl am einfachsten als eine alte Weiterbildung mittels *-te-* aus einer Formation auf *-ne-* zu erklären. Die Endung des Nominativs *-ōn̄ts* geht wohl auf *-ó-ne-te-s* zurück. Auf die Entwicklung der indogerm. Silbengruppe *-ó-ne-te-* gehe

ich hier nicht weiter ein und lasse es dahingestellt, ob hieraus immer dieselbe Lautverbindung oder bald *-ǒnt-* bald *-ōnt-* hervorging. Regelrechte Bildungen aus Wurzeln bezw. Wurzelnomina sind z. B. griech. ἀργέτ-, ἀργῆτ- (das ursprüngliche Paradigma war: ἀργής, ἀργέτα, ἀργέτος) 'glänzend', ἔχης 'der Besitzende', an. *hǫldr*, ags. *hæle* 'Held'. Bei vielen der hierhergehörigen Wörter hat sich der Nominativ nach den obliquen Kasus analogisch umgestaltet, z. B. ai. *hrú-t* 'Schädiger, Feind', av. *stūt* 'Lobpreiser'. Man findet das oft bei Bildungen von *set*-Basen, z. B. griech. πλώς 'Schwimmer', Fischname, wo -λω- = idg. *-ₑlə-* aus dem Genitiv und anderen endungbetonten Kasus in den Nominativ herübergekommen ist. Unter den Nomina auf *-t-* gibt es auch viele Nomina actionis.

Es folgt *-i-*. Dehnstufige Nominative sind selten, ich nenne ai. *sákhā*, av. *haxa*, apers. *haxa* (zu ai. *sácate*, av. *hacaⁱti*, griech. ἕπομαι) av. *kava* (neben *kaviš*, ai. *kavíṣ*), griech. Λητώ usw. Um so zahlreicher sind die Nomina auf *-is*, größtenteils Verbalabstrakta, jedoch gibt es unter ihnen auch Nomina agentis; *-is* geht auf nachhaupttoniges *-e̯ies* zurück, wie *-r̥* auf *-ere*. Ich gebe einige Beispiele von Nomina agentis auf *-is*: ai. *kavíṣ* 'Weiser', av. *kaviš* 'König', idg. **kóu̯o-i̯e-s*, ohne *-i̯e-* griech. θυοσκόος 'Opferschauer'. Zu diesem verhält sich *kavi-* wie ai. *tákṣā*, griech. τέκτων zu ai. *tapastakṣa-*, *grāmatakṣa-*, *kautatakṣa-*. Eine ähnliche Bildung ist griech. τρόχις 'Läufer'. *-i-* aus *-e-i̯e-* hat hier dieselbe Funktion wie *-ōn* aus *-o-ne-* in δρόμων. Das Suffix *-ti-* (aus *-te* + *i̯e-*) in griech. μάντις 'Seher', air. *tāid*, abg. *tātь* 'Dieb' steht mit *-ter-*, *-tor-* (Nomin. *-tēr*, *-tōr*, aus *-te* + *re*, *-to* + *re*) in einer Linie. Weshalb bei den *-i-* und *-u*-Stämmen fast ausschließlich die Tiefstufe gefunden wird, während bei den *-n-*, *-r-* und *-s*-Stämmen die Dehnstufe sehr häufig, bei den Nomina agentis unter ihnen sogar ausschließlich vorhanden ist, läßt sich wohl kaum bestimmen. Daß die Nominative auf *-is* aus der Komposition herrühren, wie Reichelt BB. 25, 249 annimmt, kommt mir kaum annehmbar vor. Eine Erklärung brauchen wir jetzt nicht zu geben. Ich konstatiere nur, daß bei den *-i*-Stämmen die Tiefstufe des Suffixes die gewöhnliche ist, jedenfalls aber schon in der Grundsprache auch Formen mit Dehnstufe bestanden haben.

Ich gehe jetzt zu der Behandlung des Suffixes *-u-* über. Auch dieses steht mit den genannten Suffixen auf einer Linie.

Es bildet Verbalnomina mit verschiedenen Bedeutungen, nur wenige Nomina agentis, aber jedenfalls einige. Ich nenne ai. *pāyúṣ*, av. *pāyuš* 'Hüter, Beschützer' zu ai. *pā́ti*, av. *pāiti*. Ebenso bildet auch *-tu-* Nomina agentis, z. B. got. *hliftus*. Dieses Suffix *-tu-* (aus *-te* + *ue-*) steht vollkommen in einer Linie mit *-ter-*, *-tor-* (Nom. Sg. *-tēr*, *-tōr* aus *-te* + *re*), bisweilen kommen beide nebeneinander vor, z. B. ai. *mántuṣ* 'Berater', av. *mantuš* 'Bedenker' : ai. *mantā́* 'Denker', griech. Μέντωρ, lat. *com-mentor*. Sogar kommt hier noch eine dritte Form hinzu, und zwar das oben genannte griech. μάντις. Mit solchen Fällen wie griech. κευθμών neben κευθμός 'verborgener Ort', δρυμών neben δρυμός 'Eichenwald', wo zwischen dem abgeleiteten und dem zugrunde liegenden Nomen kein erheblicher Bedeutungsunterschied besteht[1]), kann man vergleichen: ai. *śáruṣ* 'Geschoß, Pfeil', got. *haírus* 'Schwert', ursprünglich wohl 'Rohr' : ai. *śarás* 'Rohr, Pfeil', got. *þaúrnus* 'Dorn' : ai. *tṛ́ṇam* 'Grashalm', ai. *bhānúṣ* 'Schein, Licht, Strahl, Sonne' : *bhānam* 'das Leuchten' usw. Vielleicht gehört hierher auch lat. *domus* (*-u*-Stamm) 'Haus', abg. *domъ* (ein ursprünglicher *-u*-Stamm) gegenüber dem *o*-Stamm ai. *dámas*, griech. δόμος, lat. *domo-*. *-u*-Stämme mit dehnstufigem Nominativ kommen auch vor, z. B. av. *hiϑāuš* 'Genosse', apers. *dahyāuš* 'Gegend' (= av. *daińhuš*, ai. *dásyuṣ*).

Mit diesen und ähnlichen iranischen Nomina auf *-āuš* haben mehrere Forscher die griechischen auf -εύς verglichen, neuerdings Reichelt in dem oben erwähnten Artikel BB. 25, 238 ff. In der Tat darf man formell griech. -εύς (aus -ηυς) dem iran. *-āuš* gleichstellen. Untersuchen wir nun, was für und was gegen diese Annahme spricht. Nach Brugmann scheitert die Identifizierung von -εύς und *-āuš* an der sekundären Natur der griechischen Nomina, 'von denen selbst die zweisilbigen wie φορεύς, ὀχεύς usw. durch ihren *o*-Vokal sich als denominativ zu erkennen geben' (IF. 9, 366). Wenn aber meine Ausführungen richtig sind, so verhält sich φορεύς zu φορός wie δρόμων zu δρόμος, d. h. es hat ebenso wie diese *-n*-Formation eine Bedeutung, die nur sehr wenig von der des *-o*-Stammes abweicht. Der einzige Unterschied ist, daß der ηυ-Stamm eine bestimmtere individuellere Färbung hat. Daß nun die zwei Stammklassen, die einander der Bedeutung

---

1) Eine große Menge derartiger Beispiele aus dem Griechischen findet man bei Osthoff Forschungen 2, 54.

nach so nahe stehen, vom Sprachgefühl als eng miteinander verwandte empfunden wurden, darf nicht befremden, ebensowenig, daß die -εύc-Nomina in bezug auf ihren Wurzelvokal sich den Nomina auf -oc anschlossen. Allerdings findet man dasselbe nicht bei den *n*-Stämmen, vgl. ἀρηγών neben ἀρωγόc. Die Erklärung dieses Unterschiedes ist aber nicht schwierig. Die Nomina auf *-ēn*, *-ōn* bildeten schon in der Grundsprache eine deutlich ausgeprägte Stammklasse; das beweisen die vielen Beispiele, die sich aus den Einzelsprachen anführen lassen, und von denen mehrere in mehr als einer Sprache belegt sind. Sogar Bildungen wie lat. *homo*, got. *guma*, alit. *żmů* (eigentlich 'der Erdbewohner' zu idg. **ĝđheme-*, lat. *humus* 'Erde') gehen auf die indogerm. Periode zurück. Nomina auf *-ēu̯s*, *-ōu̯s* gab es aber in der Grundsprache wenige; das darf man aus den sparsamen Belegen in den außergriechischen Sprachen und aus der einheitlichen Flexion aller griechischen Nomina auf -εύc schließen. Daß hier die dehnstufigen Formen mit -ηϝ- bei allen Nomina durch das ganze Paradigma hindurchgeführt sind (nur bei Eigennamen findet man Formen wie Τῡδέοc), während bei den *-n*-Stämmen alle Ablautstufen vorkommen (ἀρνόc, ποιμένοc, τέκτονοc, πευθῆνοc, κλύδωνοc), das erklärt sich ausgezeichnet bei der Annahme, daß die meisten hierhergehörigen Wörter jungen Ursprungs sind, und sich in ihrer Flexion nach einigen wenigen Mustern gerichtet haben. Und so erklärt sich auch der bei φορεύc u. dergl. regelmäßig durchgeführte *o*-Vokal. Wenn nur eins der derartigen Wörter mit *o*-Vokal aus der Grundsprache ins Griechische hereingekommen ist, so, daß das Sprachgefühl es in enge Beziehung stellte zu dem daneben bestehenden *o*-Stamm, so können zu anderen derartigen *o*-Stämmen auf analogische Weise Nomina auf -εύc gebildet worden sein.

Ich hoffe, daß hiermit der Einwand Brugmanns auf genügende Weise erledigt ist, und gehe jetzt zu den Tatsachen, die für die Identifizierung von griech. -εύc und iran. *-āuš* sprechen, über. Es spricht dafür alles, was überhaupt dafür sprechen kann, 1. die formelle Identität von -εύc und *-āuš*; 2. die Bedeutung der εύc-Stämme. Daß diese Bedeutung eben mit der der überlieferten Nomina auf *-āuš* übereinstimmt, das will ich nicht behaupten, und das hätte auch bei der geringen Anzahl dieser Formationen keinen Wert. Aber die Nominative auf *-āuš* bilden einen Teil der *-u*-Stämme. Daß die *-u*-Stämme einen Teil der großen Nominal-

kategorie bilden, wozu außerdem die *i*-, *t*-, *s*-, *r*- und in erster Linie die *n*-Stämme gehören, das wurde oben von mir nachgewiesen. Daß ihrer Bedeutung nach auch die Nomina auf -εύϲ in dieser großen Klasse ihren Platz haben, ist schon von verschiedenen Seiten bemerkt worden. Osthoff sagt, wo er über die gleiche Funktion der Suffixe *-on-* und *-ā-* (lat. *agri-cola* u. dergl.) spricht: "Einzelne Sprachen haben außer den genannten zu gleichem Zwecke noch ihre ganz besonderen Suffixe; im Griechischen z. B. ist auch -εύ- ein solches. Vgl. Curtius Zeitschr. f. vergl. Sprachf. 3, 76 f., 4, 212" (Forschungen 2, 65). Ehrlich KZ. 38, 60: "Mancherlei Anzeichen deuten auf eine Verwandtschaft zwischen -η- -ο-(Ϝ)ειϲ, (-η-)-Ϝών (-η-)-Ϝο-ϲ und -εύϲ. -ων hat den Sinn der Relation und der Fülle, ebenso -εύϲ; kollektiv z. B. δονακεύϲ (Akk. Σ 576), durch δονακών zu glossieren, φελλεύϲ ('reich an φελλόϲ')" usw. Ehrlich vermengt aber verschiedene Sachen, wo er trotz der durch Beispiele unterstützten Behauptung, daß -εύϲ = -ών sei, seiner Theorie zuliebe Beispiele aufzählt, wo -εύϲ nicht neben -ών, sondern neben -η-Ϝών steht. Hätte E. gesehen, daß -εύϲ formell besser mit -ων in éine Linie zu stellen ist als mit -η-Ϝων, er würde gewiß nicht eine so verwickelte Erklärung für -εύϲ gesucht haben.

Es folgen einige Beispiele. Mit πευθήν, δρόμων u. dgl. lassen sich die Nomina agentis: ἀπερωεύϲ (Θ 361), νομεύϲ, τοκεύϲ, φορεύϲ, ὀχεύϲ ('der Gegenstand, welcher festhält', richtige Bedeutung eines Nomen agentis in ἡνι-οχεύϲ) vergleichen. Ebenso wie bei -ων trat ursprünglich in Komposita -ο- an die Stelle von -ευ-, d. h. hier wurde die nicht erweiterte Form gebraucht, jedoch dringt auch hier -ευ- durch: ἡνιοχεύϲ = ἡνιόχοϲ, πατροφονεύϲ = πατροφόνοϲ. Vgl. οἰνοποτήρ u. dgl. Mit ϲτράβων (Subst.) neben ϲτραβόϲ (Adj.) vergl. ἀριϲτεύϲ, ἀγχιϲτεύϲ, Μηκιϲτεύϲ. Osthoff führt eine große Menge Beispiele aus dem Lateinischen an, wo 'das mit dem individualisierenden Suffixe gebildete Wort eine Person [bezeichnet], welche ihrem Berufe, ihrer Neigung gemäß in dem, was das Stammwort begrifflich aussagt, ihre Beschäftigung hat' (Forschungen 2, 78). Das Griechische gebraucht in dieser Funktion sehr oft -εύϲ-Bildungen. Aus Homer führe ich an: ἱερεύϲ ἱρεύϲ (: ἱερόν ἱρόν), ἱππεύϲ (: ἵπποϲ), κεραμεύϲ (: κέραμοϲ), οἰκεύϲ (: οἶκοϲ), πορθμεύϲ (: πορθμόϲ), τραπεζεύϲ (: τράπεζα), χαλκεύϲ (: χαλκόϲ). Man vergleiche auch die θ 112 f. erwähnten Namen von Φαίηκεϲ ναυϲίκλυτοι: Ναυτεύϲ, Πρυμνεύϲ, Ἐρετμεύϲ, Ποντεύϲ,

Πρῳρεύϲ. Zum Schlusse zitiere ich βοεύϲ 'Riemen', von βοῦϲ abgeleitet, das wohl dadurch, daß soviele — primäre — Bildungen auf -εύϲ. ursprünglich Nomina agentis, mit übertragener Bedeutung Geräte oder Instrumente bezeichnen, zu seiner Bedeutung gelangt ist (vgl. M. M. Pokrowskij Semasiologičeskija izsledowanija w oblasti drewnich jazykow, Moskau 1895, S. 79 ff.). In bezug auf οἰκεύϲ (: οἶκοϲ) bemerke ich, daß es zu diesem Worte eine genaue Parallele im Avest. gibt, jedenfalls, wenn Geldner recht hat, wo er (KZ. 30, 532) av. *hiϑāuš* durch 'Angehöriger, famulus, familiaris' übersetzt und zu *haēϑa* 'Haus, Wohnung, Familie' stellt. Ist dieses richtig, so beweist zu gleicher Zeit der Ablaut in der Wurzelsilbe, daß wir hier ein altes Wort auf idg. *-ēu̯s* vor uns haben.

Neben einigen Nomina auf -εύϲ kommt auch ein anderer Stamm vor, der durch Weiterbildung mittels eines anderen Suffixes als *-u-* (*-u̯e-*) entstanden ist, z. B. δρομεύϲ 'Läufer' : δρόμων urspr. idem, dann eine Art Schiff bezeichnend, ὀχεύϲ 'Hälter' : ἔχηϲ 'der Besitzende', ἀριϲτεύϲ 'der Beste, Hervorragende' : Ἀρίϲτων, ἱππεύϲ 'Reiter' : lat. *eques* idem, δονακεύϲ 'Röhricht' : δονακών idem. Bisweilen findet man neben einem Eigennamen auf -εύϲ einen mittels eines synonymen Suffixes gebildeten: Κρηθεύϲ : Κρηθών, Ἐνῡεύϲ (Mask.) : Ἐνῡώ (*-ōi̯* aus *-o-i̯e*, Fem.), ebenso Μελανθεύϲ : Μελανθώ.

Oben wurde bemerkt, daß viele griechische Nomina auf -εύϲ erst jüngeren Ursprungs sind. Dort war die Rede von zu *-e/o*-Stämmen neugebildeten *-ēu̯*-Stämmen. Aber auch auf eine andere Weise hat sich vermutlich die *-ēu̯*-Klasse ausgebreitet. Im Indogermanischen gab es bei den *i-* und *u*-Stämmen einen Lokativ auf *-ē(i̯)*, *-ēu̯* und einen Vokativ auf *-eĩ*, *-oĩ*, *-eũ*, *-oũ*, z. B. ai. *agnā́*, av. *ahifraštā*; ai. *sūnā́u*, av. *bāzāu*, apers. *bābirauv*; ai. *áve*, av. *aše*, lit. *naktẽ*, gr. Λητοῖ; ai. *sū́no*, av. *maⁱnyō*, got. *sunau*, lit. *sūnaũ*, gr. ἱππεῦ. Diese Formen stehen größtenteils neben Nominativen auf *-is*, *-us*, aber auch wenn der Nominativ Dehnstufe hat, werden der Lokativ und Vokativ auf diese Weise gebildet, z. B. av. *bāzāuš* : *bāzāu* (Lok.), ai. *sákhā* : *sákhe* (Vok.), gr. Λητώ : Λητοῖ (Vok.). Man hat wohl behauptet (so u. a. Brugmann Grundr. 2, 613 f.), daß die iranischen Nominative auf *-āuš* erst nach der Analogie dieser Lokative gebildet seien. Auf ähnliche Weise meint Kretschmer (in seiner Rezension der Ehrlichschen Schrift, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 53, 711 ff.), daß sämtliche griechischen

Nominative auf -εύϲ jüngeren Ursprungs seien. In einem Teil von ihnen, und zwar in den sogenannten Denominativa, sieht er Postverbalia zu den Verben auf -εύω, in den übrigen, d. h. in den Eigennamen und den von Verben gebildeten Nomina des Typus φορεύϲ aber Umbildungen von *u*-Stämmen mit älterem Nominativ auf -υϲ. Solche Nominative liegen, wie Kretschmer richtig bemerkt, noch vor auf altatt. Vaseninschriften (Νηρυϲ usw.) und im Ai. gibt es entsprechende Formationen (*táku-* zu *tákati* usw.). — In vielen Fällen dürften Brugmann und Kretschmer recht haben; auch ich glaube, daß viele griech. Wörter auf -εύϲ und vielleicht auch einige auf av. *-āuš* an die Stelle älterer auf -υϲ, *-uš* getreten sind. Insofern aber weiche ich von diesen Gelehrten ab, daß ich wenigstens einige Nominative auf -εύϲ, *-āuš* für altes Erbgut halte. Die Möglichkeit dieser Annahme wird auch Kretschmer nicht leugnen. Dieser weist S. 713 auf die parallelen Verhältnisse bei den *i*-Stämmen hin. Bei dieser Stammklasse leugnet doch wohl keiner die Existenz grundsprachlicher Nominative mit Dehnstufe. Wenn man nun die Nomina auf -εύϲ für *u*-Stämme hält und sie mit den *i*-Stämmen in eine Linie stellt, weshalb soll man dann ai. *sákhā*, griech. Λητώ für grundsprachliche Formen, av. *bāzāuš*, griech. Νηρεύϲ, φορεύϲ aber für einzelsprachliche Neubildungen halten? Richtiger nimmt man wohl eine Anzahl indogermanischer Nominative auf *-ēu̯s* an[1]). Die Grundsprache und die aus ihr entstandenen Einzelsprachen besaßen also nebeneinander die Paradigmata: Nom. *-us*, Vok. *-eũ*, Lok. *-ēu̯* und Nom. *-ēu̯s*, Vok. *-eũ*[2]), Lok. *-ēu̯*. Daß darauf in gewissen Fällen der Nom. auf *-us* von einer Neubildung auf

---

1) Neuerdings hat Solmsen (IF. Anz. 15, 225 f.) die griech. Nomina auf -εύϲ mit dem lit. Superlativ auf *-iausias* und den slav. Nomina auf *-uchъ* verknüpft, in denen er Weiterbildungen mittels des Suffixes *-s-* sieht. Wenn diese Kombination, die mir nicht unwahrscheinlich vorkommt, richtig sein sollte, so wäre die Existenz idg. Nominative auf *-ēu̯s* durch die Übereinstimmung dreier Sprachzweige bewiesen. Solmsen hat seine Ansicht nicht näher begründet, und auf die Frage, welchen Platz die *-ēu̯*-Nomina unter den idg. Stammklassen einnehmen, geht er nicht ein.

2) Der Vokativ auf -εῦ, den Ehrlich nur als eine Analogiebildung zu erklären vermag, ist eine vollkommen regelmäßige, aus der Grundsprache ererbte Form. Neben Nominativen mit Dehnstufe stehen bekanntlich normalstufige Vokative (z. B. Ἀπόλλων : Ἄπολλον); wo die Akzentqualität sich bestimmen läßt, ist sie geschliffen (vgl. u. a. griech. Λητοῖ, lit. *sūnaũ*). Über diese Vokativbildungen vgl. auch Solmsen IF. Anz. 15, 224.

-ēu̯s verdrängt wurde, hat nichts befremdliches. Vielleicht ist hier der Einfluß des Vokativs nicht unbedeutend gewesen, es ist nämlich auffällig, daß im Griech. neben Vokativen auf -εῦ Nominative auf -εύς, neben Vokativen auf -υ aber Nominative auf -υς stehen. Das läßt sich wohl am einfachsten erklären, wenn man eine solche Ausgleichung annimmt, wodurch, wenn neben einem Nominativ auf -υς ein Vokativ auf -εῦ stand, entweder der Vokativ durch eine Form auf -υ ersetzt wurde (nach dem bestehenden Paradigma -υς : -υ) oder der Nominativ durch eine Form auf -εύς (nach dem Paradigma -εύς : -εῦ). Außer dem Vokativ hat auch der Lokativ Einfluß geübt und zwar nicht nur bei der Bildung der neuen Nominative auf -εύς, sondern auch bei der Uniformierung des ganzen Paradigmas: griech. πόληος (Hom.), πόλεως (att.), πηχέως (att.) können nicht nach etwaigen Vokativen *πόλει, *πηχευ gebildet worden sein, denn Formen mit *ĕi̯*, *ĕu̯* hätten ohne die Mitwirkung von anderen mit *ēi̯*, *ēu̯* keine Formen mit den letztgenannten Diphthongen ins Leben rufen können.

Was den Ursprung der sogen. Denominativa auf -εύς betrifft, so darf man vielleicht in einigen Fällen Kretschmer recht geben; daß aber alle hierhergehörigen Nomina Postverbalia zu Verben auf -εύω seien, das ist sehr unwahrscheinlich. Es haben wohl umgekehrt den ältesten Verben auf -εύω (idg. *-ḗu̯i̯ō*) denominative Nomina auf -εύς (*-ḗu̯s*) zugrunde gelegen. Auf diese Weise läßt sich der Stammesausgang *-eu̯-i̯e-* am einfachsten erklären. Als aber die Verbalklasse auf -εύω eine weitere Verbreitung bekam, konnte auch das Zwischenglied, der ηυ-Stamm, überschlagen und das Verbum direkt aus einem ο-, bezw. konsonantischen Stamm gebildet werden. Darauf konnte zu einem -εύω-Verbum ein Nomen auf -εύς neugebildet werden. Daß von seiten der Bedeutung gegen die Annahme von denominativischem Ursprung von χαλκεύς u. dgl. nichts einzuwenden ist, habe ich oben nachzuweisen versucht, wo ich den Parallelismus der *u*- mit den *n*-Stämmen besprach. Ich bemerke noch, daß Kretschmer wohl mit Unrecht die Eigennamen so scharf von den Denominativen trennt. Für χαλκεύς (: χαλκός) nimmt er einen andern Ursprung an als für Οἰνεύς (: οἶνος), woneben att. Οἶνυς vorkommt. Ich behaupte hier nichts bezüglich des Ursprungs der Eigennamen auf -εύς, nur meine ich, daß bei der Bildung von ihrem Aussehen nach denominativen Wörtern wie Οἰνεύς die Gestalt der

Appellativa wie χαλκεύς maßgebend gewesen ist[1]). Vgl. auch Solmsen IF. Anz. 15, 225.

Ebenso wie *-ōn* neben *-ēn* hat neben *-ēu̯s* auch *-ō(u̯)s* bestanden. Eine solche Bildung ist wohl griech. ἥρως. Die Nomina dieser Klasse sind aber selten und in keiner Sprache ist es ihnen gelungen, die Grenzen ihres ursprünglichen Gebietes auszubreiten und sich zu einer großen Flexionskategorie herauszubilden.

Man könnte vielleicht aus dem, was ich oben über den Ursprung der von mir besprochenen Suffixalbildungen sagte, ableiten, daß ich die Existenz ursprünglich primärer Suffixe leugne. Vielleicht muß man sich die Sache so vorstellen, daß die ältesten Suffixalbildungen in einer Periode entstanden sind, wo es noch keinen scharfen Unterschied zwischen Nomen und Verbum gab, vgl. Verf. Der Nominale Genetiv Singular 20 ff., 83. Die ältesten durch Wurzelerweiterung entstandenen Stämme fungieren ebensogut als Nominal- wie als Verbalstämme; wegen Stämme auf *-te-* vgl. Brugmann Gr. Gr.[3] 296, wegen solcher auf *-se-* Hirt Ablaut § 841. Für *-re-*Stämme u. dgl. gilt im Prinzip wohl dasselbe, obgleich es sich nicht nachweisen läßt, dadurch, daß solche Stämme als Verbalstämme nicht produktiv gewesen sind. Ich glaube nun, daß die ältesten Bildungen mit zusammengesetzten Suffixen auf jene sehr alte Periode zurückgehen, wo Stämme auf *-te-* usw. noch nicht entweder Verbal- oder Nominalstämme waren. In dieser Periode entstand *-tere-* (woraus später *-tĕr-*) aus *-te + re-*, *-mene-* aus *-me + ne-*, *-i̯ese-* aus *-i̯e + se-* usw.

Amsterdam und Goes. N. van Wijk.

Nhd. *lehne*, *lenne* 'Spitzahorn, acer platanoides L.'

Für das nhd. Wort nimmt Kluge Et. Wb.[6] 242b Entlehnung aus dem Skandinav. an; denn das soll es doch wohl heißen, wenn er schreibt: "Die nhd. Form ist aus einem nördl. Dialekt

1) Schwyzer Berliner philol. Wochenschrift 22, 434 Fußnote scheint zu meinen, daß man die Appellativa und die Nomina propria nicht für eine und dieselbe Klasse halten kann, wenn man nicht Τυδέος u. dgl. für analogische Neuerungen ausgibt. Nach meinen obigen Ausführungen brauche ich nicht hierauf einzugehen. Auch ist S.'s Annahme (Τυδέος nach Τυδεῦ) an und für sich sehr unwahrscheinlich.

entlehnt: dän. *løn*, schwed. *lönn*." Mit Recht erklären dagegen Falk og Torp Etym. ordbog over det norske og danske sprog 1, 487 a s. v. løn I, nhd. *lehne*, *lenne* aus nd. **läne*, **löne*, entsprechend dem mnd. *lonen-holt* 'Holz vom (Spitz-)ahorn'. Sie hätten aber die Sterne vor *läne*, *löne* weglassen sollen; denn tatsächlich findet sich das Wort noch im Nnd., z. B. pomm.-rüg. (Dähnert 288 a) *lön* 'Ahorn', auch in meiner Heimat, dem ehemaligen Herzogtum Sachsen-Lauenburg: *lœ̨nᵉn-holt* (mit langem offenen *ö*, wie in) altmärk. *lään* 'der Faulbaum; der Ahorn'. Dies lauenbg. und altmärk. Wort aber kann nur ein alter *i*-Stamm sein: urgerm. **hluni-z*. Germ. *ŭ* in offener Silbe wird lauenbg. altmärk. zu *å̊* und mit *i*-Umlaut zu *œ̨*. Daher zählt Noreen Aisl. Gramm.[3] § 379, anord. *hlynr* (*hlunr*) auch ganz richtig zu den *i*-Stämmen, während Falk-Torp a. a. O. **hlunja-z* als germ. Grundform ansetzen. Dies hätte aber in den beiden nd. Mundarten **lünn*(*e*) ergeben müssen. — Zweifelhaft ist die ae. Form: Sweet schreibt *hlin*, Falk-Torp mit Bosworth-Toller (wohl besser) *hlyn*. Kluges Vermutung *hlín* trifft nicht zu. Vielleicht ist das im Ae. nur in der Poesie auftretende Wort aus dem Anord. entlehnt. — Ganz dunkel bleibt das glbd. ahd. mhd. *lîn-*, *lîm-boum*, nhd. dial. (vgl. Schmeller-From. 1, 1472. 1480) *lein-*, *leimbaum*, *-ahorn*. — Über die Formen in den urverwandten Sprachen (mlat. *clenus*, maked. κλινότροχος, lit. *klẽvas* 'Ahorn') s. Kluge unter lehne 4, Falk-Torp unter løn I.

Nhd. *weichsel*(*kirsche*).

Mhd. *wîhsel*, *wîssel*, *wîsel*, ahd. *wîhsela*. Kluge bemerkt Et. Wb.[6] S. 417 b zu dem Worte: "Der germ. Lautcharakter des Wortes ist zweifellos; trotz des Fehlens in den übrigen Dialekten wird es der altgerm. Zeit entstammen." Wenn hier unter den 'übrigen Dialekten' auch das Nd. verstanden ist, so trifft der Satz nicht ganz zu: denn das Nd. hat ein mit ahd. *wîhsela* ablautendes gleichbed. **wĭhsila*, **wĭhsala*, das noch heute weit verbreitet ist: westf. *wesselte* 'Weichselkirsche, Sauerkirsche', osnabr. *wisselbeeren*, *wissbern* 'eine kleine Art Kirschen', götting. *wisselbere* 'Zwißelbeere, Holzkirsche, prunus avium L.', lauenburg. *wesselbêə* 'wilde Kirsche', nordthür. *wisselsbeere* 'Weichselkirsche', mnd. *wessel-*, *wissel-bere* 'Weichsel-, Holzkirsche', *wessel-*, *wissel-bôm* 'Weichselbaum', *wessel-*, *wissel-brunit*, *-bornit* 'weichselbraun (von Tuch)', Teuthonista *wessel kerssen* 'cerasum dulce'. Außerdem hat das Nd. noch ein glbd. *wispel*: waldeck. *wispᵉlᵉ* 'Holzkirsche',

ns. (Brem. Wb. 5, 274) *wispel-beren* 'Vogelkirschen, kleine wilde Kirschen, teils von roter, teils von schwarzer Farbe; bei den Hochdeutschen: Weichsel'. Ich halte diese Worte nicht nur für verwandt miteinander, sondern auch mit dem m. W. bisher isolierten [1]) griech.-lat. Namen der Mistel: ἰξός, ἰξία, *viscus*, *viscum*.

Formelle Bedenken stehen dieser Auffassung nicht entgegen. "Bei dem Nebeneinander von *sk* und *ks* u. dgl. ist in den alten Sprachen oft unklar, welche Lautfolge die ursprüngliche war. Im Urindogerm. haben wahrscheinlich *sk* und *ks* u. dgl. nach bestimmten satzphonetischen Gesetzen gewechselt." Brugmann Vergl. Gr. d. indog. Spr. 1², 867. Wir dürfen daher neben idg. *wīks*-, germ. *wīhs*- (in ahd. *wîhsela*, mnd. *wissel*, *wessel*) einen indogerm. Stamm *wisk*- ansetzen. Dann haben wir (wie bei ae. *húx* : *húsc*, ahd. *hosc* : ae. *hosp* 'Spott, Hohn' und ae. *weoxian* 'keep clean [house]' : an. *visk* 'Strohwisch', ahd. *wisc*, mhd. nhd. *wisch* : me. ne. *wisp* 'Wisch') drei Stammformen, auf *ks*, *sk*, *sp* ausgehend, nebeneinander: idg. *wiks*-, germ. *wīhs*- : griech. ἰξός, ἰξία 'Mistel, Mistelbeere, der daraus bereitete Vogelleim', mnd. nd. *wissel*, *wessel* (**wīhs*-), ahd. *wîhsela*, mhd. *wîhsel*, *wîssel*, *wîsel*, nhd. *weichsel*; — idg. germ. *wisk*- : lat. *viscus*, *viscum* 'Mistel', ital. *visciola* 'Weichselkirsche'; — idg. germ. *wisp*- : nhd. nd. *wispel*.

Auch die Bedeutungen machen keine Schwierigkeit. Da manche Baumnamen in den indogerm. Sprachen ihre Bedeutung gewechselt haben und zwar zum Teil in einer Weise, daß außer dem allgemeinen Begriff 'Baum' ein tertium comparationis nicht zu entdecken ist, so ist es in unserem Falle um so erklärlicher, als nächst der Mistel wohl von allen Bäumen die Weichsel den Germanen am meisten Leim, Harz lieferte. So wird denn auch in alten Glossaren (vgl. Schmeller-From. 2, 1042) *wispel* durch 'lentiscum (Mastixbaum)' wiedergegeben und *wispolpaum* mit *mistelpawm* identifiziert, und auch im heutigen Westf. (Woeste 327 a) ist *wispel* 'Mistel', ebenso schwed. dial. (Rietz 814 b) *vispel* 'mistel, viscum album', *vispelten* = anord. misteltеinn.

Kiel. Heinr. Schröder.

---

1) Die von Prellwitz Gr. et. Wb. S. 130 gegebene Zusammenstellung von ἰξός *viscus* mit nhd. *wischen*, *waschen*, ai. *uñchati* 'liest nach', *uñchás* 'Nachlese', ahd. *wahs*, nhd. *wachs*, abg. *voskŭ*, lit. *vászkas* 'Wachs' dürfte kaum Zustimmung erfahren haben.

Griech. ἐνιαυτός und got. *wis*.

1. IF. 15, 87 ff. habe ich ἐνιαυτός mit ἰαύω 'raste' (ἐνιαύω) ai. *vása-ti* got. *wisan* zusammengebracht und als seine Grundbedeutung 'Ruhestation, Raststation im Sonnenlauf, solstitium' angesetzt. Eine Bestätigung dieser Auffassung ergibt sich, worauf mich H. Diels aufmerksam macht, aus einer Stelle bei Pytheas (Geminus 6, 9, S. 71, 23 Manitius), in der der Sonne für ihre sommerliche Wende eine κοίμηcιc, also eine Rüste (*die sonne geht zur rüste*), zugeschrieben wird: ἐδείκνυον ἡμῖν οἱ βάρβαροι (des Nordens), ὅπου ὁ ἥλιος κοιμᾶται. cυνέβαινε γὰρ περὶ τούτους τοὺς τόπους τὴν μὲν νύκτα παντελῶς μικρὰν γίνεcθαι ὡρῶν οἷς μὲν δύο οἷς δὲ τριῶν, ὥcτε μετὰ τὴν δύcιν μικροῦ διαλείμματος γινομένου ἐπανατέλλειν εὐθέως τὸν ἥλιον.

2. Es mag hier weiter noch auf ein zur selben Wurzel gehöriges Wort aufmerksam gemacht werden, das ebenfalls ursprünglich 'Rast, Ruhe' bedeutet und sich ebenfalls auf den Gebrauch für eine Naturerscheinung beschränkt hat. Es ist das got. Neutrum *wis*, das dreimal vorkommt, jedesmal von der Ruhe der Meereswellen, der Windstille auf dem Meere, als Übersetzung von γαλήνη: Matth. 8, 26 *þanuh urreisands gasōk windam jah marein, jah warþ wis mikil* 'τότε ἐγερθεὶς ἐπετίμηcεν τοῖς ἀνέμοις καὶ τῇ θαλάccῃ, καὶ ἐγένετο γαλήνη μεγάλη'. Ebenso *warþ wis* Mark. 4, 39 und Luk. 8, 24. Über dieses Wort handelt ausführlich Karsten Beitr. zur germ. Wortkunde (Mém. de la Soc. néophilol. à Helsingfors III, 1901) S. 30 ff. Mit Recht lehnt er die Deutungen von Schade (zu ags. *wis* 'welk'), von Fick (zu griech. ἴcoc 'gleich') und von Cosijn (zu got. *wizōn* 'sich gütlich tun, schwelgen', aksl. *veselъ* 'froh') ab. Er selber verbindet *wis* mit ai. *vas-* 'leuchten' (*ucchá-ti*) *uṣás-* 'Frühlicht', griech. ἔαρ αὔριον usw. und setzt als Grundbedeutung 'Glanz', speziell 'glänzende, spiegelhelle Meeresfläche', an. Aber in der Verwendung des Wortes, wie es bei Wulfila vorliegt, ist nichts, was auf Glanz der Wasserfläche (oder auf Aufhellung des Himmels) hinweist. Die Ableitung von *wisan* 'sein, bleiben', die mir die richtige zu sein scheint, gibt schon J. Grimm D. Gramm. (Neudr.) 2, 24, dem sich, so viel ich weiß, nur Wood Modern Lang. Notes 18, S. 16 angeschlossen hat. Empfohlen wird diese Etymologie besonders durch Mark. 4, 39 *jah qaþ du marein: gaslawai, afdumbn. jah anasilaida sa*

winds, jah warþ wis mikil 'καὶ εἶπεν τῇ θαλάσσῃ Σιώπα, πεφίμωσο. καὶ ἐκόπασεν ὁ ἄνεμος, καὶ ἐγένετο γαλήνη μεγάλη'. Dem hier vom Wind gebrauchten *ana-silan*, das dem lat. *silēre* entspricht, lag ein uridg. **si-lo-* 'zur Ruhe gekommen' zugrunde, welches mit ai. *áva-syati* 'er hört auf, kehrt ein, macht halt, hält sich auf, verweilt' zusammenhängt (Osthoff Etym. Par. 1, 68. 150)[1]).

Was das Bedeutungsverhältnis von *wis* zu dem Verbum *wisan*, in dem von der Vorstellung des Halt- und Rastmachens nichts mehr zu spüren ist, betrifft, so ist das kein seltner Fall, daß in dem einen von zwei etymologisch eng zusammengehörigen Wörtern ein ursprüngliches Bedeutungselement sich erhalten hat, das in dem andern erloschen ist: vgl. z. B. *die haft* 'Gefangenhaltung' neben *heben* got. *hafjan*, das ursprünglich 'ergreifen' bedeutet hat (zu lat. *capere*), oder *gewahrsam* neben *gewahren*, *gewahr werden*.

Karsten a. a. O. S. 34 möchte in *wis* ein altes Neutrum **u̯esos* sehen (vgl. *hlas* 'heiter' aus **hlasa-z*, *drus* 'Fall' aus **drusi-z*). Das wäre nicht unglaubhaft, wenn das Wort im Gotischen nur erstarrt in der Wendung *wis waírþiþ* (*ist*) verblieben wäre. Aber *wis mikil* deutet auf ein lebendiges, deklinables Substantivum, und da wäre, hätten wir es mit einem *es*-Stamme zu tun, als Nom.-Akk. vielmehr **wisis*, wie *riqis agis ga-digis*, zu erwarten. Am nächsten liegt **u̯eso-m* als Grundform, und dies ist völlig unanstößig, da unsere 'Wurzel' *u̯es-* auf einem ursprünglichen **au̯-es-* beruht, wie IF. 15, 90 gezeigt ist. Nur das muß dabei dahingestellt bleiben, ob das Wort von vorn herein Substantivum war oder das substantivierte Neutrum eines Adjektivs (vgl. die Fälle wie ahd. *mein* N. 'Falschheit, Betrug, Frevel' = *mein* 'falsch, betrügerisch').

Leipzig. K. Brugmann.

---

1) Beiläufig die Bemerkung, daß man hiernach lat. *sileo* und got. *-silan* entwicklungsgeschichtlich nicht, wie es Grundriß 2, 964 und in andern sprachwissenschaftlichen Werken geschieht, in die Klasse der primären Verba wie *taceo*, *þahan* = τακῆναι (Persson BB. 19, 262 f.) zu stellen hat, sondern in die Klasse der Denominativa wie lat. *albeo* von *albus*, got. *arman* von *arms*.

Sachregister.

Wortregister.

I. Indogermanische Sprachen.

Altindisch.

Avestisch.

Altpersisch.

Neupersisch.

Mazend.

Kurdisch.

Ossetisch.

Armenisch.

Griechisch.

Mittelgriechisch.

Neugriechisch.

Makedonisch.

Albanesisch.

Lateinisch.

Oskisch.

Umbrisch.

Pälignisch.

Sabinisch.

Romanisch.

Französisch.

Italienisch.

Ladinisch.

Portugiesisch.

Spanisch.

Keltisch.

Gallisch.

Irisch.

Bretonisch.

Kornisch.

Kymrisch.

Germanisch.

Gotisch.

Althochdeutsch.

Mittelhochdeutsch.

Neuhochdeutsch.

Mittelenglisch.

Neuenglisch.

Urnordisch.

Altisländisch.

Lettisch.

Preußisch.

Altbulgarisch.

Bulgarisch.

Czechisch.

Kaschubisch.

Polnisch.

Russisch.

Kleinrussisch.

Weißrussisch.

Serbisch.

Niedersorbisch.

Obersorbisch.

Neuslovenisch.

Slovakisch.

Slovinzisch.

II. Nichtindogermanische Sprachen.

Arabisch.

Bucharisch.

Finnisch.

Kaukasisch.

Kirgisisch.

Leipzig-Gohlis. H. Hirt.

Indogermanische Forschungen

ZEITSCHRIFT

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL BRUGMANN UND WILHELM STREITBERG

SIEBZEHNTER BAND: FORSCHUNGEN.

ERGÄNZUNGS-HEFT.

STRASSBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1905.

M. DuMont-Schauberg, Straßburg.

Inhalt des Ergänzungs-Heftes.

Durch die Zurückstellung der Bibliographie über das Jahr 1902 für den folgenden Band wurde Raum frei für ein weiteres (Ergänzungs-)Heft der Forschungen, das hiermit mit besonderem Register versehen ausgegeben wird.

Verdunkelte Nominalkomposita des Griechischen und des Lateinischen.

1.

Die von Ebel herrührende, in neuerer Zeit von J. Schmidt, Prellwitz und Schulze gebilligte Zurückführung von ion. περιccόc att. περιττόc auf ein *περι-τi̯ο-c, dessen Schlußteil Konglutinat eines *t*-Formans und des Formans *-(i)i̯o-* sein soll, wird von Lagercrantz Zur griech. Lautgeschichte (Upsala 1898) S. 10 verworfen, weil durch diesen Ansatz weder die Bedeutung des Adjektivums noch seine Form zu ihrem Recht kämen. Der erstere von diesen Einwänden ist nicht stichhaltig. Das in περιccόc unzweifelhaft enthaltene πέρι ist dasselbe, das in περι-γίγνομαι (Ψ 318 μήτι δ' ἡνίοχος περιγίγνεται ἡνιόχοιο), περί-ειμι (c 218 ἐπεὶ περίεcci γυναικῶν | εἶδόc τε μέγεθόc τε), περι-βάλλω (Ψ 276 ὅccον ἐμοὶ ἀρετῇ περιβάλλετον ἵπποι) u. a. erscheint (vgl. Delbrück Vergl. Synt. 1, 704, Verf. Griech. Gramm.³ 448). Die Grundbedeutung von περιccόc muß also etwas Ähnliches wie 'drüber hinaus befindlich, überragend' gewesen sein. Daß dabei -ccoc nur ein blasses Formans, kein sinnvolleres Adjektiv gewesen zu sein braucht, kann u. a. got. *ufjō* 'περιccόν' lehren, das entweder substantiviertes Femininum oder Adverbium eines von *uf* mit dem Formans *-(i)i̯o-* gebildeten **ufjis* gewesen ist (v. Grienberger Unt. z. got. Wortk. 222)[1]). Näher noch liegt es vielleicht, hom. περιώcιοc 'übermäßig, maßlos, sehr groß' zu vergleichen, da dieses Adjektivum vermutlich auf Grund eines Adjektivums *περιοc (vgl. ἀντίοc : ἀντί, ἄρτιοc : ἄρτι, ἴφιοc : ἶφι, ἠέριοc : ἦρι, lat. *pretium* : ai. *práti* äol. πρέc u. a.) so gebildet ist, wie ἐτώcιοc von ἐτόc, Ὀρθώcιοc (ὀρθωcίᾱ) von ὀρθόc, βροτήcιοc von βροτόc u. dgl. Dagegen hat Lagercrantz darin recht, daß die Lautgestalt jener Deutung von περιccόc widerspricht. Man hätte att. *περιcόc zu erwarten, wie ὅcoc, πρόcω, μέcoc u. dgl. Denn einen klasse-

1) Ihm entspricht ahd. *uppi* 'maleficus', wozu *uppīg* 'überflüssig, nichtig, leichtfertig, übermütig'. Die Anfügung von *-(i)i̯o-* an ein Adverb zeigt auch got. *framaþeis* ahd. *framadi framidi* 'fremd', welches auf Grund eines dem *aljaþ* = griech. ἄλλοcε (Kurze vergl. Gramm. 455) entsprechenden **framaþ* geschaffen ist.

bildenden Ausgang -ccoc -ττoc aus -κιoc oder -χιoc, der ein -ccoc -ττoc = -τιoc in der Art erklären könnte, wie z. B. θῆcca θῆττα (zu θῆτ-εc), μέλιcca μέλιττα (zu μέλι -ιτoc) durch Θρῇcca Θρᾷττα (zu Θρῇξ Θρᾷξ), ἀμφι-έλιcca (zu ἕλιξ) usw. erklärt werden (Griech. Gramm.³ 102. 571), gab es nicht[1]).

Lagercrantz selbst möchte in περιccóc eine Zusammensetzung von περὶ mit einem zu ἱκανóc gehörigen -ῑccóc erblicken. Auch das befriedigt nicht. Denn erstlich bleibt solches *ἱκ-ιό-c morphologisch dunkel. Sodann ist die Annahme, daß *περι-ίccoc zu περῐccóc geworden sei, nicht einwandfrei. Drittens müßte περιccóc von μέταccαι, ἔπιccο-, Ἄμφιccα, Ἄντιccα[2]) und νεoccóc, mit denen es zusammenzugehören scheint und seit Lobeck Prolegg. 143. 413 zusammengestellt zu werden pflegt, völlig getrennt werden.

Griech. Gramm.³ 205. 572 habe ich für alle diese Wörter mit -cc- ein Formanskonglutinat -κ-ιο- (vgl. πρó-κα, πέρι-ξ) vermutet. Lautgeschichtlich ist das angängig. Aber erstlich würde, wie sich unten (2) zeigen wird, eine adjektivische Weiterbildung mit dem Formans -*(i)io*- z. B. von *περι-κ(o)- nicht *περικιóc, sondern *περίκιoc lauten. Sodann ist mit einem bloßen κ-Formans bei νεoccóc nicht auszukommen, und dieses Wort von den andern zu sondern, liegt kein Grund vor.

Von vornherein ist der Standpunkt von Lagercrantz, der in dem Ausgang von περι-ccóc eine Nominalbildung, in diesem Wort also ein Kompositum sucht, durchaus zulässig. Man denke an die wie bloße Formantien aussehenden Ausgänge wie -ωδηc, -oψ, lat. *-ulentus*, *-sto- -sti-*, *-ēnsis*, ai. *-maya-*, *-añc- -īc-*, nhd. *-bar*, *-lich*, *-tum*, die Kompositionsglieder waren und nicht erst uns heute als gleichartig mit den altüberkommenen Formantien wie -ιo-, -κo-, -τρo- usw. erscheinen. Überschaut man unsere cc-Formen im Zusammenhang, so würde die über den Sinn des Anfangsglieds hinaus gegebene Begriffsfärbung bei περιccóc, νεoccóc, Ἄμφιccα, Ἄντιccα gut zu einer Anknüpfung des Schlußteils an die Wortsippe κεῖμαι passen, so daß die ai. Komposita mit *-śī-*

---

1) διccóc διττóc 'zweifach' und τριccóc τριττóc 'dreifach' liegen in der Bedeutung zu weit ab, als daß es glaublich wäre, sie hätten hier vorbildlich gewirkt. Noch weniger können die Substantiva κoλoccóc und πυρεccóc in Betracht kommen.

2) Daß diese beiden Ortsnamen echt griechische Wörter sind, wird von Kretschmer Einl. 405 mit Recht gegen Pauli aufrecht erhalten.

(z. B. *madhyama-śī-* 'in der Mitte sich lagernd, liegend', *jihma-śī-* 'quer liegend') zu vergleichen wären. ἔπισσο- und μέτασσαι, die nur spärlich belegt sind, und deren ursprüngliche begriffliche Eigenart deshalb besonders schwer zu bestimmen ist, würden dieser etymologischen Verbindung wenigstens nicht widerstreben.

Eine kräftige Stütze erhält nun diese Vermutung zunächst für περισσός durch I 321, wo Achill, die Versöhnung zurückweisend, zu Odysseus sagt: οὐδέ τί μοι περίκειται, ἐπεὶ πάθον ἄλγεα θυμῷ, | αἰεὶ ἐμὴν ψυχὴν παραβαλλόμενος πολεμίζειν. D. i.: 'ich habe noch nichts dabei gewonnen, für mich ist noch nichts dabei herausgekommen'. Die Alten verdeutlichen dieses περίκειται mit περισσῶς κεῖται (s. Herod. 2, 65, 15), περισσὸν τῶν ἄλλων ἀπόκειται. *περικιός war hiernach ursprünglich 'sich drüber hinaus legend, drüber hinaus liegend'. Frühzeitig wurde es auch absolut gebraucht, wie z. B. Hesiod Theog. 399 τὴν δὲ Ζεὺς τίμησε, περισσὰ δὲ δῶρ' ἀπέδωκεν.

Für die Stadtnamen Ἄμφισσα und Ἄντισσα ist daran zu erinnern, daß κεῖσθαι seit Homer, wie unser *liegen*, von Städten, Ländern und Inseln allgemein im Gebrauch war.

νεοσσός ist der junge, unflügge Vogel, wie an den beiden einzigen Stellen, wo es bei Homer auftritt, B 311 und I 323. Später wird es auch überhaupt von neugeborenen Lebewesen gebraucht. Ich deute es also als 'Neueinlieger, Neuwohner, Neusasse im Nest oder Lager'. Man vergleiche κοίτη und κοῖτος, die auch das Lager der Tiere bezeichneten, und beachte den Sinn des Wohnens, der sich zeigt in ai. *adhi śī-* 'bewohnen, eine Wohnung beziehen', lit. *szeimýna* lett. *saime* 'Hausgesinde', ahd. *hīwo* 'Hausgenosse', speziell 'Gatte', u. a. (s. Uhlenbeck Et. Wtb. der got. Spr.[2] 76). Für das Bedeutungselement des Wohnens in Gemeinschaft mit andern vgl. auch ai. *nīḍí-ṣ* 'Hausgenosse', zu *nīḍá-* 'Lager, Ruheplatz' (als *ásurasya nīḍáyaḥ* 'des Asura Hausgenossen' werden RV. 10, 92, 6 die Maruts bezeichnet), und aisl. *sessi* 'consessor', zu *sess* 'Sitz'. νεο-σσός war Parallelbildung zu dem aus uridg. Zeit ererbten, ebenfalls mit Vorliebe von Tieren gebrauchten νεο-γνός (νεό-γονος)[1]).

μέτασσαι erscheint in ι 221: διακεκριμέναι δὲ ἕκασται | ἔρχατο,

1) Vgl. got. *niuklaha-* 'neugeboren, jung, kindisch' aus **niwaknaha-* (*l* aus *n* durch Dissimilation), Erweiterung von **niwa-kna-* (Leo Meyer Die got. Sprache S. 304, Verf. IF. 12, 184). Das Altindische hat *nava-jā́-*, *nava-ja-*, *náva-jāta-*.

χωρὶς μὲν πρόγονοι, χωρὶς δὲ μέτασσαι, | χωρὶς δ' αὖθ' ἕρσαι. Unter den drei Altersklassen, die unterschieden werden (vgl. δ 86 τρὶς γὰρ τίκτει |Λιβύη| μῆλα τελεσφόρον εἰς ἐνιαυτόν), sind die μέτασσαι der erste Nachwuchs, die ersten μεταγεγεννημέναι, μεταγενεῖς, die auf die πρόγονοι folgenden, also die mittleren. Ist unsere Auffassung von νεοσσός richtig, so war die Grundbedeutung von μέτασσαι 'Nach-Einlieger'. Außer dieser Odysseestelle begegnet das Wort nur noch adverbial in h. Merc. 125, wo cod. M ῥινοὺς δ' ἐξετάνυσσε καταστυφέλῳ ἐπὶ πέτρῃ, | ὡς ἔτι νῦν τὰ μέτασσα πολυχρόνιοι πεφύασιν hat, Schneidewin aber wohl mit Recht τὰ μέταζε schreibt. ἔπισσο- endlich ist nur durch die Grammatiker bekannt: es wird aus Hekatäus angeführt. Herodian 2, 386, 24: ἐστιν ἔπισσαι αἱ ἐπιγενόμεναι τοῖς προγόνοις, Hesych: ἔπισσον· τὸ ὕστερον γενόμενον[1]). Also dem Sinne nach nur eine Variante zu μέτασσαι.

Es ergeben sich mithin die Parallelen νεοσσός : νεογνός νεόγονος νεογενής, μέτασσαι : μεταγενής, ἔπισσο- : ἐπίγονος ἐπιγενής. Da der ursprüngliche Sinn von -σσο- verwischt war, so erschienen schon den Griechen selbst die beiderseitigen Formen als gleichbedeutend.

Was das Bildungsverhältnis von *-κι̯ος gegenüber κεῖσθαι betrifft, so gehört *-κι̯ος zu der Klasse von zweiten Kompositionsgliedern, die, außer dem genannten νεο-γνός = got. *niuklaha-*, noch z. B. vertreten ist durch πεζός = *πεδ-ι̯ό-ς 'zu Fuß gehend' und andere ähnliche zu ἰέναι (s. u. 2), ai. *kāma-prá-s* 'Wünsche erfüllend' lat. *manipulus* eigentlich 'die Hand füllend' aus **manu-plo-s*, ai. *tuvi-grá-s* 'viel verschlingend', lat. *probus* aus **pro-fu̯o-s* (zu *fu-tūrus*), griech. δύστος 'mit dem es schlecht steht' ai. *pr̥thivi-ṣṭhá-s* 'auf dem Boden stehend, fest auftretend' aksl. *pro-stъ* 'gerade, schlicht', ai. *ratna-dhá-s* 'Schätze verleihend'. Die Verkürzung des *ī* von **k̑ī-* vor *-o-* (*-κι̯ο- = **k̑ĭ* + *o-*) entspricht der Verkürzung desselben *ī* in ai. *ní-ši-tā-* 'Nacht' ('Zeit des Schlafens'); sie war bedingt durch die Stellung im hinteren Glied der Komposition (s. Kurze vergl. Gramm. § 213 S. 143 f.).

Die genannte Kompositionsklasse bildete von uridg. Zeit her das Fem. auf *-ā*. Ἄμφισσα und Ἄντισσα sind also Neuerungen, wie z. B. δῖα für δῖᾰ ion. δῖη zu δῖος (ai. *divyá-s*). Ob es auch

1) In den beiden Theokritstellen 8, 14 τὺ δὲ θὲς ἰσομάτορα ἀμνόν und 8, 15 οὐ θησῶ ποκα ἀμνόν konjiziert Fritzsche, des Hiatus wegen, ἰσομάτορ' ἔπισσαν und ποκ' ἔπισσαν.

μέτισσα -αν, ἔπισσα -αν gegeben hat, läßt sich nicht wissen. Auffallend betont ist jedenfalls das Neutrum ἔπισσον bei Hesych, wo mit τὸ ὕστερον γενόμενον wohl substantivisch 'der Nachwuchs, die Nachkommenschaft' gemeint ist. Ist auf die Akzentüberlieferung Verlaß, so kann man annehmen, daß diese Appellativa als Substantiva baryton wurden (vgl. λεῦκος 'Weißfisch' : λευκός 'weiß', ζῷον 'Lebewesen' : ζωός 'lebendig' usw.). Dem νεοσσός mag sein Ton durch das Synonymum νεογνός geschützt worden sein.

2.

1. Schulze Zur Gesch. lat. Eigennamen 435 erklärt πεζός für ein Kompositum, das im Schluß die Wurzel *i-* 'gehen' enthalte. Bedeutung und Tonsitz lassen dies durchaus probabel erscheinen. πεζός also aus *πεδ-ἰό-ς 'zu Fuß gehend'.

Dieses -ἰό- nehme ich ferner für κοινός = *κομ-ἰό-ς (zu lat. *cum*) und das diesem wohl erst nachgebildete ξῦνός = *ξυν-ἰό-ς in Anspruch. Die Grundbedeutung war 'zusammen, in einer Gemeinschaft sich bewegend'. Zu lat. *comes -itis* (mit uridg. **-i-t-*) verhält sich κοινός, wie πεζός zu *pedes* (vgl. Grundr. 2, 368 f.), wie δύστος zu *super-stes* (uridg. **-stə-t-*) u. dgl. Im Ai. hat man Komposita mit *-yā-* 'gehend': *tura-yā-* 'eilig gehend', *jma-yā-* 'die Bahn entlang gehend'.

Ob πεζός, κοινός, ξῦνός die einzigen Belege für *-i̯ó-* 'gehend' in den idg. Sprachen sind?

2. Bleiben wir zunächst beim Griechischen, so führt diese Frage unmittelbar auf die Frage: hat es in dieser Sprache, wie man bisher allgemein angenommen hat, neben dem unbetonten Formans -ιο-, wie in νήιος, πάτριος, ἵππιος, auch haupttoniges, mit dem unbetonten -ιο- identisches -ιο- -ἰο- (*-ió- -i̯ó-*) gegeben[1])? Dafür scheinen zu sprechen, wenn wir uns auf die Wörter beschränken, deren Ursprung einigermaßen durchsichtig ist[2]), δεξιός, πελιός, πολιός, φαλιός, βαλιός, σκολιός, ἀνεψιός, πατρυιός.

1) Von der Betonung -ίο-, wie in νυμφίος ἀνδρίον usw., kann hier abgesehen werden, da sie unser Thema nicht berührt.

2) Zu diesen kann ich διссός, τρισσός nicht rechnen trotz διξός, τριξός, τετραξός und τρικτύς (vgl. Griech. Gramm.[3] 100. 216, Solmsen PBrB. 27, 354 ff.). Es gibt eine ganze Reihe von Möglichkeiten, ihr -σσός zu erklären. Darauf gehe ich hier nicht ein, und ich begnüge mich, festzustellen, daß kein Recht besteht, in ihnen dasselbe erweiternde Formans *-(i)i̯o-* zu sehen, das z. B. μειλίχιος, ἡσύχιος, δόχμιος neben μείλιχος, ἥσυχος, δοχμός aufweisen.

μητρυιά, αἰγυπιός, καινός, θαιρός, καιρός, γηραιός, γεραιός, denen man früher auch πεζός, κοινός, ξῦνός zugerechnet hat.

Von diesen 'Ausnahmen' von der durch νήιος usw. vertretenen Hauptregel erklären sich ἀνεψιός (vgl. av. *naptya-* 'Abkömmling' usw.) und πατρυιός, μητρυιά (vgl. ai. *pítṛvya-s* 'Vatersbruder', ahd. *fatureo* 'Vatersbruder', auf Grund von urgerm. **faður*[*u*]-*ịa*-, welches *n*-Stamm geworden ist) ebenso wie ἀδελφός für *ἄ-δελφος, ἑκυρός für *ἕκυρος (ai. *śváśura-s*), γαμετής für und neben γαμέτης (vgl. οἰκέτης u. a.), nämlich als Neuerung nach den von uridg. Zeit her oxytonen Verwandtschaftswörtern wie πατήρ, δāήρ, γενετήρ, ἀνήρ. S. IF. 13, 150 und jetzt besonders Vendryes Mém. 13, 137 ff.

γηραιός, γεραιός (vgl. κνεφαῖος zu κνέφας, αἰδοῖος zu αἰδώς usw.) sind im Tonsitz beeinflußt durch παλαιός. Dieses war kein -(*i*)*ịo*-Adjektivum, sondern das in die *o*-Deklination eingestellte Adverbium πάλαι, vgl. κραταιός zu *κραται (in hom. κραταί-ποδες κραταί-πεδος kret. καρταῖ-πος, hom. καρται-γύαλος[1]). ὁμός — ai. *samá-s* zu ai. *sám* u. a. (vgl. die S. 133 genannten ἀντίος usw.). Ob auch δεξιός hierher zu rechnen ist als *o*-Erweiterung von **deḱsi* 'rechts' (in δεξι-τερός ai. *dakṣi-ṇá-s*), oder ob es, wie Wackernagel Verm. Beitr. 11 mutmaßt, aus *δεξι-Ϝό-ς entstand und zu gall. *Dexsiva dea* gehört, bleibt unsicher. Jedenfalls liegt kein Recht vor, in δεξιός unser adjektivbildendes Formans -(*i*)*ịo*- zu suchen. Nur scheinbare Ausnahmen sind ferner die genannten Farbadjektiva auf -ιός. πελιός, woneben πελιτνός, πελιδνός, ai. *palitá-s* stehen, enthält das in solchen Adjektiva seit uridg. Zeit geltende Formans -*ṷo*-, geht also auf *πελι-Ϝό-ς zurück: wonach auch den Wörtern πολιός, φαλιός, βαλιός der Ausgang *-ιϜός zuzuschreiben ist.

3. Ich wende mich zu dem homerischen Substantiv θαιρός, bei dem ein sicheres formales Anzeichen für Nichtzugehörigkeit zu den (*i*)*ịo*-Adjektiva vorhanden ist.

In der Schilderung des Angriffs, den Hektor mit einem ungeheuren Stein auf das Lagertor der Griechen macht, heißt es, daß der auf die Mitte des Tores gerichtete Wurf die beiden θαιροί losbricht, wodurch das ganze Tor in Trümmer geht: M 459 ῥῆξε δ' ἀπ' ἀμφοτέρους θαιρούς. Den Sinn dieses Wortes hat Diels Parmen. Lehrgedicht S. 118 ff. im Anschluß an die

1) Vgl. Lagercrantz' Kombinationen Nord. Studier 452 ff.

Hesychglosse θαιρός· ὁ διήκων ἀπὸ τοῦ ἄνω μέρους ἕως κάτω στροφεὺς τῆς θύρας und an die Ausgrabungsfunde in ausführlicher Erörterung klargestellt. Es sind die zwei vertikalen hölzernen Drehbalken gemeint, die rechts und links nach der Mauer zu die mit ihnen verzapften Türflügel abschlossen. Oben im Türsturz und unten in der Schwelle waren Löcher, in die die θαιροί eingriffen, und in denen sie sich drehten. Am unteren Ende hatten sie einen Metallbeschlag, einen bronzenen Schuh, wie auch die unteren Pfannen mit Bronze ausgefüttert waren. Diese Metallverstärkung schützte gegen rasche Abnutzung. In nachhomerischer Zeit hießen die beiden Balken von ihrer Drehbarkeit στροφῆς und στρόφιγγες.

Daß θαιρός mit θύρᾱ zusammenhänge und aus *θϝαρι̯ός = *dhu̯r̥-i̯o-s (Verf. Curtius' Stud. 9, 395, Grundr. 1 [2] S. 464) hervorgegangen sei, ist heute allgemeine Annahme. Nur Leo Meyer Handb. 3, 464 bezeichnet das Wort als 'ungewisser Herkunft'. Weshalb, erfährt man nicht. Jedenfalls hätte er aber recht, wenn er behauptete, als *-(i)i̯o*-Ableitung von dem uridg. Wort für die Türe stehe θαιρός ohne jegliche Analogie da, selbst wenn man den Wörtern πεζός, κοινός usw. das Formans *-(i)i̯o-* zuschriebe. Dies bedarf einer etwas ausführlicheren Begründung, zunächst eines Eingehens auf die Geschichte des Wortes *tür* selbst, die neuerdings von Osthoff in v. Patrubánys Sprachwiss. Abhandlungen 2, 115 ff. dargestellt und in allem Wesentlichen zutreffend beurteilt worden ist.

Das Wort für Tür und Tor — ursprünglich ein Plurale tantum, vermutlich weil sein Sinn 'Balken', 'Brett', 'Rute zum Flechten' oder etwas Ähnliches gewesen ist und eine Mehrheit von solchen Dingen als Sperre des Eingangs benutzt wurde — hat in uridg. Zeit starkstämmig **dhu̯er- *dhu̯or-* gelautet: die schwache Stammform war **dhur-* vor sonantisch, **dhu̯r̥-* vor konsonantisch beginnender Kasusendung. Im Ved. liegt vor: Nom. Pl. *dvā́r-as* Du. *dvā́r-ā* Akk. Pl. *dur-ás dúr-as*, im Av.: Akk. Sg. *dvar-əm* Lok. Sg. *dvarᵊ*. Für das Fortleben des unerweiterten Stammes im Griechischen ist Hesychs θύρδα· ἔξω. Ἀρκάδες kein vollwertiger Zeuge, weil -δα für zu erwartendes -δε eher einen Schreibfehler vermuten läßt als eine dialektische Form für -δε und, wenn denn ein Versehen vorliegt, dieses sich vielleicht nicht auf den letzten Buchstaben beschränkt hat. Ferner bleibt zweifelhaft, ob θύραζε d. i. θύρᾰς-δε den alten Akk. Pl. **dhur-n̥s*

(= ai. *durás dúras*, arm. *i durs* 'hinaus, draußen', ags. *dur-u*, lit. *dur-ìs*) fortsetzte; wegen hom. θύρη-θι, θύρη-φι, att. θύρᾱ-σι darf θύραζε auch auf *θυρανς-δε zurückgeführt werden. Endlich kann auch θύρ-αυλος (θυραυλέω, θυραυλίᾱ) das Fortleben des Wurzelnomens auf griechischem Boden nicht beweisen, da das Alter dieser Zusammensetzung nicht zu bestimmen ist[1]. Mit Sicherheit läßt sich nur die Stammform **dhurā-* = θύρᾱ dieser Sprache zuschreiben. Die Formen θύρᾱ, lat. *forās*, kymr. *dor* F. = **dhurā* oder **dhu̯orā*, alb. *derɛ* F., vermutlich = **dhu̯erā*, waren *ā*-Erweiterungen von derselben Art wie z. B. φράτρᾱ 'Brüderschaft' zu φράτωρ, αὔρᾱ 'Hauch' zu ἀήρ, ὀπή 'Öffnung, Loch' zu **oqᵘ-* 'Auge' (aksl. *oč-i*), lat. *ōra* 'Rand, Saum, Ende, Seeküste' zu *ōs* ai. *ā́s-*, ὥρᾱ 'Jahreszeit, Zeit' aksl. *jara* zu av. *yār-*, griech. ὀργή 'Leidenschaft' ai. *ūrjā́* zu ai. *ū́rj-*. Die Begriffsfärbung, welche durch die *ā*-Bildung ursprünglich erzeugt war, hatte sich mit der Zeit wieder verloren, was den Untergang des Stammworts θυρ- zur Folge hatte. Mit ähnlicher Bedeutungsmodifikation gab es ein von **dhu̯er-* ausgegangenes Neutrum auf *-o-m* : lat. *forum*, got. *daúr* 'Tor' und arm. *duṙn* 'Tür, Tor, Hof' (das in die *n*-Deklination übergeführt ist, s. Osthoff a. a. O.). Mit dieser sekundären Neutralbildung vergleichen sich u. a. ai. *bhrātrá-m* 'Bruder-

1) Entsinne ich mich recht, so ist θύραυλος irgendwo mit ai. *durōṇá-m* 'Wohnung, Heimat', das von *dúr-* nicht zu trennen ist, unmittelbar zusammengebracht worden, indem man *-ōṇa-* auf **-aulno-* zurückgeführt hat oder angenommen hat, *-ōna-* (*durōṇá-* aus **durōná-*) und -αυλο- seien formantisch verschiedene Bildungen auf Grund derselben Wurzel *au-*. Dieser Deutung steht gegenüber die bekannte von Bartholomae (BB. 15, 198 ff.), wonach ein *durṓ[ṣ] nas* 'innerhalb unsrer beiden Türen, bei uns daheim' die Grundlage gewesen wäre. Keins von beidem scheint mir richtig. Ich lasse *durōṇá-m* von einem adverbiell gewordenen urar. Lok. Du. **d(h)urau* (vgl. Grundr. 2, 654, Bartholomae Grundr. d. iran. Ph. 1, 129) ausgegangen sein, der durch Formans *-na-* adjektiviert wurde nach Art von *purā-ṇá-*, *rī́ṣu-ṇa-* u. dgl. (Kurze vergl. Gr. 325); die Nebenform *duryōṇá-m* ist in entsprechender Weise aufzufassen. Das von Bartholomae (BB. 15, 194 ff.) als Stütze für seine Deutung verwertete *dámū-nas-* 'Hausgenosse', worin das Pronomen *nas* noch unverändert erscheinen soll, beruht nach meinem Dafürhalten auf einem mit jenem *durō-ṇá-* gleichartigen **damū-na-* : **damū* 'zu Hause' (vgl. die *u*-Stämme lat. *domus* und aksl. *domъ*) + Formans *-na-*. Dieser *o*-Stamm wurde zum *s*-Stamm erweitert, wie *drávinas-* N. 'Gut, Habe' von *dráviṇa-m*, *párīṇas-* M. 'Fülle' von einem zu *párīman-* gehörigen **parī[m]na-* (vgl. *dharúṇa-*, *prēṇā́* u. dgl. bei J. Schmidt Kritik 118) ausgegangen ist (vgl. auch das Nebeneinander von *rēśā́-* und *rēśás-* 'Hausgenosse, Dienstmann').

schaft' zu *bhrātar-*, ai. *tamasá-m* 'Dunkelheit' zu *támas-*, lat. *creperum* 'Dunkelheit' zu **crepus* N. (in *crepusculum*), ai. *yūṣa-m* 'Brühe' zu *yū́ṣ-* lat. *jūs*, ai. *divá-m* 'Himmel, Tag' zu *dyāú-ṣ*, got. *jēr* 'Jahr', Grundf. **i̯ēro-m*, zu av. *yār-*, delph. ἡμιccον (Akzent?) 'Hälfte' aus *ἡμιcυον zu ἥμιcυc[1]). Für das Nebeneinander von Femininum auf *-ā* und Neutrum auf *-o-m* bei demselben Stammwort, das gar nicht selten ist, vgl. noch ai. *hímā* und *himá-m* zu av. *zyå*, lat. *peda* lit. *pėdà* und ai. *padá-m* griech. πέδον umbr. peřum zu lat. *pēs* usw. Das sekundäre Neutrum **dhuro-m* kann auch im Griech. vertreten sein, durch πρό-θυρον 'Platz vor der Tür', vgl. ai. *śatá-duram* 'mit hundert Toren verschlossener Ort'. Doch läßt das Wort, als Kompositum, bekanntlich auch eine andere Auffassung zu.

Wenden wir uns nun wieder unserm θαιρόc zu, so ist klar, daß diese Bildung, wenn sie überhaupt mit θύρᾱ zusammenhängt, weder an die *ā*-Erweiterung noch an die *o*-Erweiterung, sondern nur direkt an das alte 'Wurzelnomen' angeknüpft werden kann. Denn nur hier war die lautliche Bedingung für eine Stammgestalt **dhu̯r̥-* vorhanden. Diese Stammgestalt hat sich, wie Osthoff a. a. O. gesehen hat, im Slavischen erhalten. Das Plurale tantum *dvьri* beruht als Nomen der *i*-Deklination auf dem Akk. Pl. *dvьr-i* mit *-i* = lit. *-ìs* (*dur-ìs*) = uridg. **-n̥s*, und die Stammform *dvьr-* muß aus den Kasus mit konsonantisch anlautender Endung stammen, aus Lok. **dvьr-chъ*, Instr. **dvьr-mi*, Dat. **dvьr-mъ*.

Was ist nunmehr unser **dhu̯r̥-i̯ó-* = θαιρόc?

Nicht kann es sein, um dies zunächst festzustellen, eine Ableitung mit dem Formans *-(i)i̯o-*. Denn Stämme, deren Auslaut im Kasussystem zwischen *r*, *l*, *n*, *u̯* und *r̥*, *l̥*, *n̥*, *u* wechselt, weisen vor diesem Formans von jeher regelmäßig den konsonantischen Auslaut auf, z. B. ai. *pítriya-s pítrya-s* griech. πάτριοc zu ai. *pitr-ḗ pitŕ̥-ṣu*, ai. *śunya-* zu *śún-ē śvá-su*, *vŕ̥ṣṇiya-s vŕ̥ṣṇya-s* zu *vr̥ṣṇ-ḗ vŕ̥ṣa-su*, *divyá-s* zu *div-ḗ dyú-bhiṣ*, *r̥tvíya-s ŕ̥tviya-s* zu *r̥tú-ṣ* (vgl. *r̥tva-m*), griech. πολλόc πολλή = *πολ[F]-i̯ο-c -i̯ᾰ zu dem ursprünglich substantivischen πολύ (vgl. das got. Substantivum *filu*), ai. *hanavyà-s* zu *hánu-ṣ* (diesem entspricht ἀcτεῖοc, aksl. *synovljь*), *púrya-s* zu *pū́r púr-am* (uridg. **pl̥̄-* **pl̥l-*), wie denn

1) Vgl. bei Hesych γυκκόν· γλυκύ (d. i. wohl 'Süßigkeit', konkret) aus *γλυκυον, woneben γλύκκα· ἡ γλυκύτηc aus *γλυκυᾱ.

nach dieser Regel auch zu *$dhu̯er$- das Adjektivum ai. *dúriya-s dúrya-s* lautet, mit dem das griech. θύριον 'Türchen' unmittelbar identifiziert werden darf[1]). Aber auch eine zu einem denominativen Präsens **dhu̯r̥-i̯é-ti* (vgl. ai. *vr̥ṣaṇyá-ti* griech. τεκταίνει mit *-*n̥-i̯é*-) gehörige Nominalbildung, auf die man vielleicht wegen der ar. Partizipia wie ai. *pramr̥ṇá-s* (Bartholomae KZ. 29, 558 f.) verfällt, ist, des Sinnes wegen, unannehmbar.

So komme ich darauf hinaus, daß θαιρός ein Kompositum mit -*i̯ó*- 'gehend, sich bewegend' war. Hier ist der sonantische Auslaut des Stammnomens in Ordnung, wie ai. *tura-yā́-, jma-yā́-, pitr̥-yā́ṇa-* ('von den Manen betreten, zu ihnen führend') u. dgl. zeigen. Die beiden mit dem Fuß im Boden stehenden und mit den Türflügeln sich hin und her bewegenden Balken waren von ihrem Namengeber als die Gänger an der Türe vorgestellt, ähnlich wie die Räder am Wagen als seine Läufer benannt worden sind (griech. τροχός ir. *droch* zu τρέχω, ahd. *rad* ir. *roth* lat. *rota* zu ir. *rethim* 'ich laufe', lit. *ritù* 'ich rolle, wälze'[2])) u. dgl. Daß die Wurzel *ei*- im Griechischen wie in andern idg. Sprachen

1) Die meisten Ausnahmen von dieser Bildungsregel sind nur scheinbar. So ist das oben S. 355 genannte πατρυιός zwar zu ai. *pítr̥rya-s* (zu lat. *patruos*, griech. πάτρως St. πατρω[F]-) gehörig, aber nicht aus **pətru-i̯o-s* hervorgegangen, sondern aus *πατρυF-ι̯ο-ς; neben uridg. **pətr̥u̯i̯o-s* stand **mātruu̯i̯ā*- = gr. μητρυιά arm. *mauru* ags. *módrie*, und nach μητρυιά schuf man πατρυιός. Wirkliche Ausnahmen sind, so viel ich sehe, nur die auf Grund von Kasusformen gebildeten Adjektiva wie lit. *danguje-jis* 'himmlisch', *mūsū-jis* 'der unsrige'; sie erklären sich aber leicht als junge Neubildungen. Der Grund unserer Regel ist darin zu suchen, daß -*ii̯o*- -*i̯o*- aus *-*ei̯ó*- entstanden ist. Daneben, nur im Akzent verschieden, *-*éi̯o*- in griech. χρύσεος lat. *aureus* ai. *hiraṇyáya-s*. Diese Formantien sind von *ei*- : *i*-Stämmen ausgegangen (vgl. ai. *ávya-s* 'ovinus' zu *ávi-ṣ*, griech. ἅλιος zu ἁλι-, ai. *dŕ̥ṣya-s* zu *dr̥ṣí-ṣ*, *grāhyà-s* zu *grā́hi-ṣ*, *ādyà-s* aisl. *ǽtr* zu aksl. *jadь*, griech. καρδίᾱ ai. *hŕ̥daya-m* zu ai. *hā́rdi* lit. *szirdì-s*, griech. γαλέη γαλῆ zu ai. *giri-ṣ*, griech. ὀστέον zu ai. *ásthi* usw.), wie bei diesen auch die Kausativa und Iterativa auf *-*éi̯e-ti* ihren Ursprung hatten (vgl. z. B. griech. στροφέω zu στρόφις, ai. *bōdháya-ti* zu *bṓdhi-ṣ*, *raṃháya-ti* zu *ráṃhi-ṣ* sowie *nīḍáya-tē* 'er vereinigt' RV. 6, 35, 2 zu *nīḍí-ṣ* 'Genosse'). Die Annahme von Schulze Zur Gesch. lat. Eigenn. 435, daß δούλειος = δουλε + ι̯ο, τίμαιος = τῑμᾱ + ι̯ο sei, scheint mir unhaltbar; hierüber demnächst an einem andern Ort. Dies als Ergänzung zu IF. 18, 66 f.

2) Nicht nur das Rad läuft, rollt, auch der Wagen läuft, rollt, daher ai. *rátha-s* 'Wagen' (vgl. lat. *currus* zu *currere*). Zur Erklärung der Bedeutung dieses ai. Wortes auf eine Kollektivbedeutung 'Räderwerk' zurückzugehen (Bezzenberger Γέρας S. 177 f.), dürfte völlig entbehrlich sein.

von ältester Zeit her von beliebigen leblosen Dingen gebraucht worden ist, die irgendwie in Bewegung kommen oder in Bewegung sind, ist bekannt. Kulturgeschichtlich ist unsere Etymologie, wenn sie richtig ist, insofern von Interesse, als die Altertümlichkeit der Bildung des Wortes auch für die Sache ein hohes Alter heischt.

4. Ich gehe zu homer. αἰγῦπιός über, dem Namen eines nicht genauer zu bestimmenden großen Raubvogels (χ 302 αἰγυπιοὶ γαμψώνυχες, ἀγκυλοχεῖλαι). Keiner von den bisherigen Deutungsversuchen, von denen mehrere augenscheinlich verfehlt sind und als der relativ beste, trotz der Kürze des υ, der erscheint, der einen 'Ziegengeier' (αἴξ + γύψ) aus dem Wort herausholt, gibt über die Endbetonung Aufschluß. Mit seinem Ausgang -ιός erinnert das Wort an homer. ἐρωδιός 'Reiher, ardea', att. αἰγωλιός, Name eines Nachtvogels, ἐδωλιός, Name eines unbekannten Vogels (Herodian 1, 123, 19. 20). Es ist von vornherein wahrscheinlich, daß hier wieder ein Fall vorliegt von der Art wie die oben S. 356 erklärte Schlußbetonung von ἀνεψιός, πατρυιός usw., und ich vermute, daß unter den in Rede stehenden Vogelbenennungen unser αἰγυπιός das führende Wort gewesen ist.

Das Altindische nämlich hat *ṛjipyá-s* 'geradeaus sich fortbewegend', Beiwort des *śyēná-* ('Adler, Falke, Habicht'), das Avestische *ər^əzifya-* 'Adler', das Armenische *arcvi* (aus **arci-vi*) 'Adler'. Diese Wortbildung enthält als ersten Bestandteil, wie längst erkannt ist, uridg. **ṛĝi-*, die kompositionelle Nebenform zu ai. *ṛjú-ṣ* av. *ər^əzu-* 'gerade' und dem in dem Eigennamen ai. *ṛjrāśva-* av. *ər^əzrāspa-* ('dessen Pferde geradeaus, geradean gehen') enthaltenen *ṛjrá-* *ər^əzra-* (Bartholomae Altiran. Wtb. 355). Auf eine apers. Nebenform **ardu-fya-* (vgl. ai. *ṛju-gá-s* *ṛjr-áñc-* 'geradeaus gehend', *ṛju-váni-ṣ* 'geradeaus strebend') weist nach Hübschmann das neupers. *āluh* 'Adler' (Armen. Gramm. 1, 425, vgl. Horn Grundr. d. iran. Phil. 1, 2, 56). Vom Endglied von *ṛji-pyá-s* nimmt Bartholomae a. a. O. 354 an, daß es aus **-ptįo-* durch Schwund des *t* hervorgegangen sei und zu πέτομαι gehöre. Für solche Ausdrängung eines Geräuschlauts vor einem konsonantischen *i* (oder *u*) gibt es aber keinen Beleg, und diese Auffassung ist um so unwahrscheinlicher, als die vorarische Form als **-ptįo-* angesetzt werden und der Wegfall des *t* im Ar. und im Arm. unabhängig voneinander geschehen sein müßte.

Ich gehe von einem zu ai. *ápi i-* griech. ἐπιέναι gehörigen

*(*e*)*pi-i̯ó-s* (bezw. *(*e*)*pi-i̯ā́-s*) 'herbei, drauf los sich bewegend' aus. Zu *pi- = *epi vgl. ai. *pīḍáya-ti* aus *pi-zd- griech. πι-έζω, ai. *pi-hita-s*, kret. πι-δίκνῡ-τι, lit. *-pi* usw. (Osthoff PBrB. 18, 243 ff., Wackernagel ebend. 535). Wegen der Anwendung der Wurzel *ei-* auf den Flug der Vögel vgl. z. B. ai. *áva i-* 'sich herabstürzen auf' RV. 5, 41, 13, AV. 11, 12, 8, X 309 αἰετὸς . . ., ὅς τ' εἶσιν πεδίον δε διὰ νεφέων ἐρεβεννῶν, P 756 ὅτε προΐδωσιν (die Stare) ἰόντα κίρκον und lat. *āles -itis*, eigentlich 'mit Flügeln sich bewegend'. Mit dem Verblassen der Grundbedeutung von *-*pii̯ó-s* mußte das Wort als eine Bildung mit dem Formans *-i̯o-* erscheinen, und der Übergang zu *r̥jipyá-* im Indischen, zu *ər³zifya-* im Iranischen ist ganz in Ordnung.

Dem apers. **ardufya-* würde nun im Griechischen ein *ἀργυπιός entsprechen, von wo zur Form αἰγυπιός nicht weit ist. Dem Griech. ist das Wort ai. *r̥ji- r̥ju-*, dem durch das Armenische ein vorarisches Alter verbürgt wird, fremd geworden, der Vogelname war daher Entstellungen ausgesetzt. Ob nun die (etymologisch unklaren) Vogelnamen αἰγώλιος (αἰγωλιός), αἴγιθος (αἴγινθος), αἰγίθαλ(λ)ος (αἰγιθαλ(λ)ός) die Lautungsänderung hervorgerufen haben oder αἴξ oder beides zusammen, darüber Betrachtungen anzustellen, ist müßig. Nur das sei bemerkt, daß man aus αἰγυπιός heraushören kann αἶξιν oder αἶγας ὑπιών, 'von unten oder heimlich an die Ziegen sich heranmachend'. Ein solches αἰγ-υπ-ιός hat nicht selbständig auf griechischem Boden gebildet werden können, aber bei 'volksetymologischer' Umbildung eines *ἀργυπιός kann dieser Gedanke eine Rolle gespielt haben. Nimmt man dabei ὑπὸ in seinem eigentlichen Sinne 'unter', so wird man an den alten Aberglauben erinnert, daß Ziegen, Schafen oder Kühen nachts von einem Vogel die Milch aus dem Euter gesogen werde, wodurch die Milch versiege, eine Fabel, die der Nachtschwalbe, einem Vogel von eulenartigem Aussehen, bei vielen Völkern den Namen Ziegenmelker (griech. αἰγοθήλᾱς αἰγιθήλᾱς, lat. *caprimulgus* usw.) eingetragen hat (s. Aristot. hist. an. 9, 109 mit der Anmerkung von Aubert und Wimmer, sowie Nemnich Allgem. Polyglotten-Lexikon der Naturgesch. 1, 854 ff.).

5. Von den Wörtern auf -ιός ist noch σκολιός 'krumm, gebogen, unredlich, tückisch' übrig, das mit σκελλός 'krummbeinig' und σκώληξ 'Wurm, Spulwurm', vielleicht überdies mit κυλλός 'gekrümmt' verwandt ist. Sein Ausgang ist mehrdeutig. Möglich wäre auch hier *-ι̯ό-ς 'gehend', die Grundbedeutung

also 'krumm gehend, verlaufend', vgl. lat. *līmes* ursprünglich 'quer gehend'. Jedenfalls ist auch σκολιός kein Zeugnis für alte Endbetonung des Formans -(*i*)*i̯o*-.

6. Ein schwieriges Wort ist weiter καιρός 'der rechte, passende, glückliche Moment, der rechte Ort, das rechte Maß, die rechte Beschaffenheit, Vorteil'. Dazu καίριος 'schicklich, passend, gelegen, glücklich'[1]). καιρός ist mit κρίσις 'Scheidung, Entscheidung', lat. *discrīmen*, aisl. *hríð* 'Zeitabschnitt, Weile' zusammengebracht und als sein Grundbegriff ist 'Entscheidungspunkt' angesetzt worden, s. Persson Stud. z. L. v. d. Wurzelerw. 107, Verf. Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1900 S. 410. Formale Bedenken stehen nicht im Wege. Man könnte καιρός, das ein substantiviertes Adjektivum sein müßte (Attribut zu χρόνος), entweder auf ein *καρι̯ός zurückführen, das ein durch Einstellung in die *o*-Deklination adjektiviertes Adverbium *καρι wäre, oder auch auf ein *κραι-ρό-ς, dessen erstes ρ durch Dissimilation geschwunden wäre (s. Verf. a. a. O.). Aber semasiologisch ist diese Etymologie nicht ganz

1) Homer hat καιρός nicht, wohl aber καίριος in dem Sinne 'tödlich': Θ 84 ἄκρην κὰκ κορυφήν, ὅθι τε πρῶται τρίχες ἵππων κρανίῳ ἐμπεφύασι, μάλιστα δὲ καίριόν ἐστιν, Θ 326 παρ' ὦμον, ὅθι κληὶς ἀποέργει αὐχένα τε στῆθός τε, μάλιστα δὲ καίριόν ἐστι. Δ 185 οὐκ ἐν καιρίῳ ὀξὺ πάγη βέλος. Λ 439 γνῶ δ' Ὀδυσεύς, ὅ οἱ οὔ τι τέλος (Zenodot βέλος) κατακαίριον ἦλθεν. In dieser Bedeutung findet sich καίριος auch in nachhomerischer Zeit. Schon die Alten nahmen an, daß hier die weitere Bedeutung 'zutreffend, günstig' zu dem Sinne 'den rechten Fleck am Körper treffend' spezialisiert sei. In neuerer Zeit hat man dieses καίριος zu dem mit καιρός jedenfalls unverwandten κήρ gezogen, was der Bedeutung nach vortrefflich passen würde, aber formal kaum zu rechtfertigen ist. Daß κήρ ursprünglich einen schwundstufigen Genitiv *κᾰρός gehabt habe, ist mit der homerischen Wendung I 378 τίω δέ μιν ἐν καρὸς αἴσῃ nicht, wie man gewollt hat (s. Kretschmer KZ. 31, 354), zu begründen. Der Sinn dieses Ausdrucks ist der des att. ἐν οὐδενὸς μέρει τίθεσθαι, und wenn man bedenkt, was alles in den verschiedenen Sprachen zur Bezeichnung eines Minimums oder eines Nichts herhalten muß, so erscheint jeder Versuch, dem Ursprung dieses isolierten καρός beizukommen, von vornherein wenig aussichtsvoll. Man hat auch an ein *καρ- 'Haar' (zu κείρω), an κάρος κάρον 'Kümmel' und an ἀκαρής 'minimal' und ἀκαρί 'Milbe' gedacht. Aber geben wir auch einmal ein κήρ κᾰρός (zu dem damit angeblich parallelen ψήρ ψᾰρός s. Ber. d. sächs. Ges. d. W. 1897 S. 188, IF. 11, 101) zu, so wäre von da zu καίριος doch nur auf einem Umweg zu gelangen, etwa über ein *καῖρα. Es bliebe demnach, so viel ich sehe, nur der Ausweg, daß man annimmt, ein κήριος (vgl. ἀκήριος) sei mit καίριος vermengt worden. Da begreift man aber nicht, warum sich κήριος nicht hätte rein erhalten sollen, da doch κήρ daneben verblieb.

unbedenklich. Wörter von der Bedeutung des καιρός sind in den idg. Sprachen meistens nicht von Grundwörtern mit dem Sinne des Scheidens und Trennens, sondern von solchen mit dem Sinne des Zusammentreffens und Verbindens ausgegangen. Vgl.: aksl. *godъ* 'passende, rechte Zeit, καιρός, Zeit' *vъ godъ* 'εὐκαίρως' *vъ godě byti* 'passend sein, genehm sein', *godьnъ* 'genehm' russ. *gódnyj* čech. *hodný* 'passend, schicklich, tauglich, tüchtig', ahd. *gi-gat* 'passend', *gatōn* 'sich paßlich fügen, schicklich zusammenkommen' zu ai. *gadh-* 'klammernd verbinden' (z. B. RV. 1, 126, 6 *ágadhitā* von der bei der Umarmung an den Mann sich anklammernden Frau). Got. *fagrs* 'passend, geeignet, nützlich, gut' (ahd. as. *fagar* 'schön') zu *fuge* und *fügen*, av. *pas-* 'aneinander befestigen, zusammenfügen', ai. *páś- pāśa-s* 'Fessel, Schlinge, Strick'. Ai. *sam-ayá-s* 'Zusammentreffen, Ort des Zusammentreffens, festgesetzter, bestimmter Zeitpunkt, geeigneter Zeitpunkt, Zeitraum, Frist, Gelegenheit', *sam-ayē* 'zu einer bestimmten Zeit, zur rechten, gelegenen Zeit'. Ai. *sá̜ gam-* 'zusammenpassen, zusammentreffen, entsprechen', griech. συμ-βαίνειν 'zusammentreffen (von der Zeit), glücklich eintreffen, gelingen, zusammenpassen, aufeinander passen, harmonieren', lat. *con-venire* 'zusammentreffen, stimmen, passen, sich schicken', *con-veniens* 'passend, schicklich'. Demnach dürfte, wenn sich nach dieser Seite hin eine zwanglose Anknüpfung für καιρός findet, diese den Vorzug verdienen.

Gegeben ist eine solche Anknüpfung durch die um die beiden Basen **k̑erā-* und **k̑erāi-* sich gruppierenden Wörter. Av. Verbum *sar-* 'sich vereinigen mit, sich anschließen an, es halten mit', *sar-* F. 'Vereinigung, Verbindung, Zusammenhalt, Gemeinschaft mit einer Person' (Akk. *sar-əm*, Gen. *sar-ō*, Lok. *saⁱr-ī*); der Gen. *sarə̄* und der Dat. *sarōi* als Infinitiv 'sich zu vereinigen' (Geldner KZ. 28, 196, Bartholomae Altiran. Wtb. 1563 f.). Ai. *ā-śír-* 'Zumischung', Bezeichnung der warmen Milch, die dem Somasaft zugemischt wird, *á-śīrta-s* 'durch Zumischung warmer Milch gar gemacht', *śrātá-s* 'gekocht'. Av. *sar-* und ai. *-śir-* ergeben ein Wurzelnomen **k̑r̥-* (antekonsonantisch), **k̑r̥r-* (antesonantisch) von derselben Art wie z. B. ai. *gīr* ('Preis, Lob') *gīr-bhíṣ gir-am gir-á* av. Gen. *gar-ō* (= ai. *gir-ás*). Griech. κεράννῡμι 'mischen, innig und harmonisch verbinden, auf eine gefällige Weise Gegensätze vermitteln, ausgleichen' (vgl. z. B. Pind. Pyth. 10, 65 νόσοι δ' οὔτε γῆρας οὐλόμενον κέκραται ἱερᾷ γενεᾷ 'harmonieren nicht, vertragen sich nicht mit'). Diese Wörter gehören alle zur

Basis **k̑erā-*. Dagegen zur Basis **k̑erāi-* ai. *śrīṇā́-ti* 'mischt, kocht', Part. *śrī-tá-s*, sowie wohl auch, das Bedeutungselement des Harmonischen der Vereinigung hervorkehrend, das Substantivum ai. *śrī́-* 'Glück, Heil, Schmuck, Zierde, Schönheit' av. *srī-* 'Schönheit' (vgl. oben ahd. as. *fagar* 'schön'), ein Wort, das eine schickliche Unterkunft bis jetzt nicht gefunden hat. Der Grundbegriff unserer Wurzel war sonach der der i n n i g e n Verbindung und zwar der beabsichtigten oder unbeabsichtigten Verbindung von Z u s a m m e n - p a s s e n d e m [1]). Nun läßt sich καιρός = *καρ-ι̯ό-ς ohne Schwierigkeit als Zusammensetzung des durch av. *sar-* und ai. *-śir-* repräsentierten Wurzelnomens mit *-i̯ó-* 'gehend' ansehen, wonach es ursprünglich adjektivisch 'zu paßlicher Verbindung kommend, in harmonischer Verbindung vor sich gehend, verlaufend' bedeutet hätte. Man vergleiche ἰέναι (ἔρχεσθαι, βαίνειν, εἶναι, γίγνεσθαι u. a.) mit διά cum genitivo, wobei der Genitiv einen Zustand bezeichnet, den etwas durchmacht, in dem etwas ist, wie διὰ φιλίας ἰέναι 'in freundschaftlichem Verkehr sein', διὰ πολέμου ἰέναι, Soph. O. T. 773 διὰ τύχης τοιᾶσδ' ἰών 'versans in hac fortuna', Eur. Andr. 416 καὶ πατρὶ τῷ σῷ, διὰ φιλημάτων ἰών ('küssend') | δάκρυά τε λείβων καὶ περιπτύσσων χέρας, λέγ' οἷ' ἔπραξα, wonach sich solches *καρ-ι̯ό-ς mit *διὰ καρὸς ἰών verdeutlichen ließe. Ebensogut freilich läßt sich annehmen, der adverbial gewordene Lok. Sg. dieses Wurzelnomens *καρί sei durch Überführung in die *o*-Deklination zum Adjektiv gestaltet worden, oder es sei ein zu der Basis **k̑erāi-* (ai. *śrīṇā́-ti*, *śrī́-*) gehöriges **k̑r̥ri-* zum *o*-Stamm geworden. Diese letztgenannte Eventualität führt hinüber zu dem zuletzt

7. noch zu besprechenden καινός. Dieses gehört klar und unbestritten zu der Wurzel *qen-* in ai. *kanā́* 'Mädchen', lat. *re-cen-t-* (aus **-qn̥-t-*, gebildet wie *com-i-t-*, *anti-sti-t-*), gall. *cintu-* 'erst' (*Cintu-gnātus*) ir. *cét-* 'erst, zuerst' *cinim* 'ich entspringe, stamme ab' kymr. *cenetl* ir. *cenél* 'Geschlecht', aksl. *po-čьną -čęti* 'anfangen' *po-konъ* 'Anfang' *is-koni* 'ab initio' und hat in forman-

---

1) Von κεράννυμι sagt Döderlein Gloss. 1065: "Wenn μιγνύναι eine zufällige, natürliche Vermengung bezeichnet mit dem Nebenbegriff der Unordnung, conturbatio, so ist κέρασθαι eine beabsichtigte, kunstmäßige Mischung mit dem Nebenbegriff der Verbesserung, temperatio." Dieß ist insofern nicht richtig, als μιγνύναι auch auf beabsichtigte und κέρασθαι, wie z. B. die angeführte Pindarstelle zeigt, auch auf unbeabsichtigte Vereinigung geht.

tischer Hinsicht seine nächsten Verwandten in ai. *kaníyā-* (*kanyā-*) 'Mädchen' *kanī́na-s* 'jung' *kánīyas-* 'jünger', av. *kaⁱnyā- kaⁱnī- kaⁱnīn- kaⁱnikā-* 'Mädchen', die auf eine Basis **qenāi-* weisen (Osthoff Et. Par. 1, 269 ff., Bezzenberger Γέρας 169 ff.). Hier ist Übertritt einer Form auf *ī* in die *o*-Flexion unverkennbar, wobei nur das dahingestellt bleiben muß, ob man von einem bereits flexivisch gestalteten und ein Paradigma bildenden Nomen zur *o*-, bezw. *ā*-Deklination gekommen, oder ob der Übertritt in diese von einem adverbialen **qn̥nī̆* aus geschehen ist.

8. Um zu erkennen, welche Wörter man im Griechischen als Kompositum mit -ἰό-ς 'gehend' anzusprechen habe, mußten wir der Untersuchung eine breitere Basis geben. Unser Ergebnis ist, daß unbedenklich als solches Kompositum πεζός, κοινός, ξῡνός, θαιρός bezeichnet werden dürfen, mit einiger Reserve αἰγυπιός, nur sehr bedingt καιρός.

3.

Die bisherigen Deutungen von lat. *nountius* (Mar. Vict. GL. 6, 12, 18), *nōntius* (Inschr.), *nūntius* M., *nūntium* N., dessen in der Überlieferung ältest erreichbare Form als *noventio-* bei Festus 164, 28 Th. d. P. vorliegt (Hdschr. *moventium*), sind unbefriedigend. Die Ableitung aus einem Partizipialstamm **nōnt-* = griech. γνόντ- bei Froehde KZ. 22, 258 muß als abgetan gelten, auch wenn man Büchelers evidente Verbesserung der genannten Festusstelle nicht anerkennen wollte. Corssens Erklärung (Ausspr. 1², 51. Beitr. zur ital. Sprachk. 98 ff.) aus **novent-*, dem Partizip zu einem **noveo*, das 'ich bringe neues' bedeutet haben soll, wird zwar von Stolz Hist. Gramm. 1, 560 insoweit verbessert, als diesem vorausgesetzten Verbum die Bedeutung 'ich bin neu' zugeschrieben wird, aber 'der neu seiende' = 'Bote' oder 'Botschaft' hat nichts Überzeugendes: auch wüßte ich hierbei, da Eigennamenbildungen wie *Cloventius Cluentius* und die Abstraktbildungen wie *absentia* fern zu halten sind, die Erweiterung *-ius* nicht schicklich unterzubringen. Nach Johansson endlich (Beitr. zur griech. Sprachk. 116 f.) läge ein Substantivum **neu̯-r̥(-t)*, Gen. **n(e)u̯-n̥(-t)és* zugrunde, was, so viel mir bekannt ist, keinerlei Anklang gefunden hat, auch keinen verdient und vermutlich mittlerweile von seinem Urheber selbst wieder aufgegeben ist.

Zu den aus Wurzel + Formans *-t-* oder *-ti-* bestehenden Abstrakta und Nomina agentis gehören seit uridg. Zeit Adjektiva

auf *-tio̯-* (*-t̯io-*), die im Altindischen als Verbaladjektiva mit dem Sinn des zu tuenden produktiv waren, und deren Neutrum und Femininum in mehreren Sprachzweigen als Adjektivabstrakta fungierten. So ai. *stutya-s* 'zu preisen, preisenswert' zu *stút- stutí-ṣ̌* av. *stūt-* F. 'Preis' ai. *dēva-stút-* 'die Götter preisend'; *kŕ̥tya-s* 'zu tun' *kr̥tya-m* 'Geschäft' *kr̥tyā́* 'das Antun, Behexung' zu *puru-kŕ̥t-* 'viel tuend'; *śrútya-s* 'zu hören' *śrútya-m* 'rühmliche Tat' zu *śrúti-ṣ̌* 'das Hören' *dēva-śrút-* 'von den Göttern gehört'; *rántya-s* 'behaglich' zu *ránti-ṣ̌* 'das Gern-Verweilen'. Ai. *ityā́* 'Gang', lat. *com-itium in-itium ex-itium* zu ai. *sam-it-* 'feindliches Zusammentreffen' *sám-iti-ṣ̌* 'Zusammenkunft' lat. *com-es -itis*. Ai. *āji-jityā* 'Sieg im Wettlauf', lat. *vitium* 'Vergewaltigung, Schädigung, Schändung, Verletzung, Fehler, Schade'[1]) zu ai. *hiraṇya-jít-* 'Gold erbeutend' *jíti-ṣ̌* 'Sieg'. Ai. *śuṣṇa-hátya-m* 'Kampf mit dem *śúṣṇa-*', *muṣṭi-hatyā́* 'Faustkampf' andd. *gūđea* 'Kampf', lit. Femin. *ginczà* und Mask. (ursprünglich Neutr.) *giñczas* 'Streit' zu ai. *sa̯-hát-* 'Schicht' *hati-ṣ̌* 'das Schlagen, Schlag, Multiplikation'; hierzu griech. δι-φάσιος 'doppelt' neben δί-φατος. Parallelen zum Adjektiv *stutya-s* aus den europ. Sprachen sind außer diesem διφάσιος z. B. griech. ὑπ-όψιος, ἀσπάσιος, γνήσιος, got. *alþeis* 'alt', ahd. *drāti* 'schnell'. Von Substantivierungen nenne ich noch griech. θυσία 'Opfer' (vgl. θύτης), hom. συν-θεσίη, ἀνδρο-κτασίη, συμ-πόσιον (vgl. συμ-πότης), lat. *anti-stitium* (zu *anti-stes*), *sōl-stitium*, *spatium* (Wz. *spē-* in *spēs*)[2]).

Zu dieser Klasse von Nomina gehört, wie ich mutmaße, auch unser *nuntius*. *noventio-* ist durch haplologische Kürzung aus **novi-ventio-* hervorgegangen, dessen zweiter Teil, zu *venio*

---

1) Zur Bedeutung vgl. die zur selben Wurzel gehörigen griech. βίᾱ, βῑνέω, ζάει· βινεῖ. Die bisherigen Deutungen von *vitium* sind mir unannehmbar.

2) Ai. *stutya-* verhält sich zu *stút- stutí-ṣ̌*, wie *dŕ̥śya-* 'zu sehen' zu *dŕ̥ś- dr̥śí-ṣ̌* 'das Sehen', *bhídya-* zu *bhíd-*, *vā́cya-* zu *vā́c-* (av. *fra-vāk-əm*), griech. στύγιος zu στύξ usw. Vgl. oben S. 360 Fußn. 1 und zur *o*-Erweiterung des zugrunde liegenden *i*-Substantivs noch ai. *kártuva-s kártra-s* 'zu tun' zu *kártu-* 'das Tun', *tamasá-s* 'dunkel' nebst *tamasá-m* 'Dunkelheit' (S. 359) zu *támas-* 'Dunkel' u. dgl. Da der Ausgang *-(*i*)*i̯o-s* in den Formen wie *dŕ̥śya-s* und *stutya-s* als formantische Einheit empfunden worden ist und die *i*-Abstrakta wie *dr̥śí-ṣ̌* mit den Wurzelabstrakta wie *dŕ̥ś-* und die *ti*-Abstrakta wie *stutí-ṣ̌* mit den *t*-Abstrakta wie *stút-* gleichbedeutend waren, so wurden die (*i*)*i̯o*-Formen zunächst auch auf die *i*-losen Abstrakta bezogen und machten sich in ihrer weiteren Ausbreitung auch noch von diesen unabhängig. Der Ursprung dieser (*i*)*i̯o*-Formen war, wie schon oben a. a. O. angedeutet ist, der gleiche wie der von Formen wie ἵππιος, πάτριος.

gehörig, nächstens mit *ventio*, ai. *-gátya gáti-ṣ adhva-gát-*, griech. ὑπερ-βαcίη zusammenhing. Das Verhältnis zu dem osk. Neutrum kum-bennieís Gen. 'conventus' war dasselbe, wie das der genannten ai. Formen zu ai. *gamya-* 'wohin man gehen muß' und Gerundium *-gamya*, vgl. auch ai. *-hanya* neben *-hátya -hátya-m -hatyā*. Die ursprüngliche Bedeutung war mithin 'neu kommend, neu auftretend' oder 'neu gekommen, neu aufgetreten', vgl. *litterae veniunt*, *mors venit* u. dgl.

Daß schon uridg. ein adjektivisches Kompositum von *g^uem-* mit adverbialem **neuo-* gebildet war, wird wahrscheinlich durch ai. *nava-gát* und ahd. *niu-chomo niwi-chwemo -cumo*. *navagát* erscheint als Beiwort von *jánitrī* TS. 4, 3, 11, 1 *vadhū́r jajāna navagáj jánitrī*, AV. 3, 10, 4 *vadhū́r jigāya navagáj jánitrī*, d. i. 'neu hinzukommend, neu eintretend (in die Reihe der Mütter)', nach dem Zusammenhang 'erstgebärend' (vgl. *návāsu prasū́ṣu* RV. 1, 95, 10); falsch ist, das Schlußglied von *nava-gát* von *jan-* abzuleiten. Für ahd. *niuchomo* 'neophytus, novicius' ist zu beachten, daß im Germanischen auf Grund des Nebeneinanders z. B. von *ezzo* 'Esser' und *man-ezzo filu-frezzo* (vgl. ai. *madhv-ád-* 'Süßigkeit essend') die Wurzelnomina, die in den Schlußgliedern von Komposita als Nomina agentis fungieren, meistens zu *n*-Stämmen geworden sind, vgl. got. *un-wita* 'unwissend' ahd. *fora-wizzo* 'praescius' neben ai. *viśva-víd-* griech. νῆ-ιc, ahd. *ana-sezzo* 'assessor' neben ai. *pari-ṣád-* lat. *prae-ses*, got. *gá-juka* 'Genosse' neben ai. *sa-yúj- aśva-yúj-* griech. cύ-ζυξ lat. *con-jux*, as. *heri-togo* 'Heerführer' mhd. *nāch-zoge* 'Nachfolger' neben lat. *prō-dux re-dux*, ahd. *munt-boro* 'Beschützer', *arpi-nomo* 'Erbempfänger' usw. Ein urlat. **novi-ven-t-* hat, als *t*-Bildung von einer auf Nasal endigenden Wurzel, ein Seitenstück in dem oben S. 365 genannten *re-cen-t-*.

nūntius erscheint seit altlateinischer Zeit sowohl adjektivisch als auch substantivisch in allen drei Genera. Adjektivisch z. B. Lucr. 4, 1032 *simulacra nuntia praeclari voltus pulchrique coloris* (Neue-Wagener Formenl. 2³, 33). Als Subst. war *nūntius* 'Melder, Bote' und 'Nachricht', *nūntia* 'Botin', *nūntium* 'Meldung, Nachricht'. Dies erklärt sich, da Adjektiva des Typus *kṛ́tya-s* im Italischen nicht erhalten zu sein scheinen, aber mehrere substantivische Neutra wie *kṛtya-m* vorliegen (*initium* usw.), am einfachsten so, daß es im Urlateinischen einmal nur das Neutrum **novi-ventium novention* gegeben hat (wovon damals *nūntiāre* abgeleitet wurde, wie *initiāre* von *initium*). Nachdem man nun

angefangen hatte *nūntium* 'Botschaft' auch für meldende Personen zu gebrauchen, kam man zu *nūntius* 'Bote' und *nūntia* 'Botin': vgl. *custōdia* auch für den einzelnen Wachtposten, aschwed. *buþ* N. 'Botschaft' und 'Bote', ai. *vṛtrá-s* 'Bedränger' für und neben *vṛtrá-m* ('Bedrängung') 'Bedränger' = av. *vərəϑrə-m* 'Angriff', ai. *mitrá-s* 'Freund' für und neben *mitrá-m* 'Freundschaft' und 'Freund', griech. δαιτρός 'Verteiler, Vorleger' (zu Δαίτωρ) auf Grund von δαιτρόν 'Verteilung' (ebenso lassen ἰατρός 'Arzt' [zu ion. ἰητήρ] und ζητρός 'Folterer, Folterknecht' ein *ἰατρόν 'Heilung, ärztliches Tun' und ein *ζητρόν 'Folterung' erschließen). Die doppelte Anwendung von *nūntium*, für die Handlung und die handelnde Person, ließ dann *nūntius* auch für die Botschaft gebrauchen. Zuletzt wurde das Wort auch adjektivisch.

4.

Die lateinischen Adjektiva auf *-īvos* wie *captīvos*[1]) (Paucker Mater. 1, 111 ff., Gradenwitz Laterc. 537 ff.) sind bezüglich der Frage ihres Ursprungs in den letzten Jahren besprochen worden von Stolz Hist. Gramm. 1, 475 f., v. Planta Gramm. 1, 170 ff., Lindsay-Nohl Lat. Spr. 368 f., Otto IF. 15, 25 f. 32 f. 38 f. Ich selbst hatte Grundr. 2, 128 bemerkt, daß das Formans *-īvos* jedenfalls entweder von primärem zu sekundärem Gebrauch übergangen sei oder umgekehrt, und gefragt, ob die Formation von Feminina auf *-ī* oder von Verben auf *-īre* ausgegangen sei, und dann IF. 9, 371 das letztere für das wahrscheinlichere erklärt. Daß die Gestaltung der zugrunde liegenden Wortteile jeder von diesen beiden Auffassungen ungünstig ist, haben andere mit Recht hervorgehoben. Aber zu etwas, was als genetische Erklärung unserer Adjektivklasse wirklich haltbar und einleuchtend ist, sind auch andere noch nicht gelangt. Die Identifizierung von *-tīvo-* mit ai. *-tavya-* = *-teu̯i̯o-* (v. Planta) scheitert an den Lautgesetzen. Leitet man aber mit Otto z. B. *cadīvos* von einem **cadium* (vgl. *stillicidium*) ab, indem man *-īvos* nach Art von *-īnus* analysiert, so sieht man sich vergeblich nach solchen alten Formen auf *-u̯o-s* um, von denen dieses Formans könnte herübergekommen sein; bei *-īnus* liegen da die Verhältnisse ganz anders. Man

1) Der Gleichförmigkeit wegen schreibe ich im folgenden durchgängig *-īvos*, nicht *-īvus*, obwohl eine Anzahl von den zu nennenden Adjektiva erst aus Zeiten belegt ist, in denen das *o* bereits in *u* übergegangen war.

könnte vielleicht auch an ai. *ámī-vā* 'Plage', zu *abhy-amīti* denken, doch finde ich unter den Adjektiva auf *-īvos* keine, denen eine Basis auf langen *i*-Diphthong zugrunde läge, und die demgemäß als Ausgangspunkt betrachtet werden könnten.

Ich schlage jetzt einen andern Weg ein, der mir um so mehr der richtige zu sein scheint, als er eine einwandfreie Deutung nicht nur des Lautlichen, sondern auch der den Adjektiva auf *-īvos* eigenen besonderen Begriffsfärbung ermöglicht.

Das Vedische hat das von *ei-* 'gehen' gebildete *é-va-s* 'Gang, Weg, Gebaren, Handlungsweise, Gewohnheit, Weise' mit dem Kompositum *dur-éva-s* 'böse geartet, bösartig' (von Personen und Sachen). Dazu ahd. *ēwa* F. 'Gesetz, Ehe' mhd. *ē ēwe* F. 'Gewohnheitsrecht, Recht, Gesetz, Ehe' as. *ēo* M. 'Gesetz', womit sehr wahrscheinlich, nach Osthoff PBrB. 20, 95 ff., got. *fraiw* N. 'Same, Nachkommenschaft' als 'id quod *prodit*' zu verbinden ist, Grundf. **prōi̯u̯o-m* = **pro-oi̯u̯o-m*. Ferner lit. *per-eivà* und *pér-eivis* 'Landstreicher', *at-eĩvis* (Fem. *-vė*) 'Ankömmling', *kar-eĩvis* 'Krieger', *kel-eĩvis* 'Wanderer'. Höchst ansprechend fügt neuerdings Schulze Zur Gesch. lat. Eigennamen 435 griech. ποῖος und got. *ƕaiwa* ahd. *hwēo* 'wie' hinzu. Beide aus **q^uōi̯u̯o-* = **q^uo-oi̯u̯o-*[1]), wonach denn auch noch τοῖος, οἷος, ἀλλοῖος, ὁμοῖος, παντοῖος heranzuziehen sind.

Hier läßt sich nun unser *-īvos* bequem unterbringen. In einer ganzen Reihe dieser Adjektiva tritt die Begriffsschattierung hervor, daß etwas die Weise oder die Natur von dem hat, oder dem gemäß ist, was das Grundnomen aussagt. So ist *fēstīvos* 'was die Weise eines *fēstum* (oder *diēs fēstus*) hat, festlich, feierlich, artig, hübsch, munter', von Sachen und Personen. *aestīvos*, das wahrscheinlich nicht von *aestās* (**aestātīvos*), sondern von einer älteren Nebenform **aistā-* abzuleiten ist (Pokrowskij KZ. 35, 251), ist 'sommerlich, was im Sommer geschieht, wächst' usw., *tempestīvos*, von *tempesta* = *tempestās* (s. Pokrowskij a. a. O.), 'was Zeit und Umständen gemäß ist, für sie geeignet ist, rechtzeitig', ebenso

1) Die Ansicht von Kluge (Et. Wtb. unter *wie*), daß got. *ƕaiwa* der Bildung nach mit ai. *ēvá* 'so' gleich sei, setzt nach dem, was ich Demonstrativpr. der idg. Spr. 96 ff. dargelegt habe, voraus, daß es im Germanischen ein **aiwō* (got. **aiwa*) gegeben habe, als dessen Korrelat es so geschaffen worden wäre, wie as. *hwarod* 'wohin, wo' dem *tharod* 'dorthin, dort' nachgebildet worden ist (a. a. O. 102). Von diesem **aiwō* fehlt aber in diesem Sprachzweig jede Spur.

sēmentīvos zu *sēmentis* 'Aussaat, Saatzeit', *furtīvos* zu *furtum* 'Diebstahl', *vōtīvos* zu *vōtum* 'Gelübde', *captīvos* zu *captum* oder zu *captus* 'Gefangener', *crūdīvos* zu *crūdum* 'roh', *nātīvos* zu *nātum* oder zu *nātus* 'Geburt', *prīmitīvus* zu *prīmitus* oder *prīmitiae*, *cadīvus* (vom Obst) 'was die Art hat, daß es leicht abfällt, abfällig', zu *cadere*, *recidīvos* (vom Fieber) 'wiederkehrend', *nocīvos* 'schädlich' zu *nocēre* usw. *lascīvos*, das mit got. *lus-tu-s* 'Lust' griech. λάϲτη· πόρνη (Hesych) verwandt ist, setzt ein **lasco-* oder **lascā-* voraus, vgl. aksl. *laska* 'adulatio' und aisl. *elska* 'lieben'. Für den *Mars Gradīvos* sei auf Roscher in seinem Myth. Lexik. 2, 2423 verwiesen, wo die Literatur über dieses unzweifelhaft zu *gradus gradior* gehörige Wort zusammengetragen ist. Ob wir bei diesem Epitheton ans Ausschreiten zum Kampf oder speziell an die 'Auslage des Soldaten' (*in gradu stare*) denken, jedenfalls kann es nur passend erscheinen, auch in diesem *-īvos* ein Wort für Weise, Art zu suchen.

Die Empfindung für den Charakter von *-īvos* als Kompositionsglied mußte sich um so rascher verlieren, als einerseits dieses Wort als Simplex ausgestorben war und anderseits neben *-īvos* die rein formantischen Ausgänge *-īnus*, *-tīnus*, *-īcus -īcius* u. a. standen, die, wie in der Lautung, auch in der Bedeutung von dem, was *-īvos* besagte, nicht weit ablagen.

Ist diese Auffassung von *-īvos* richtig, so haben wir es, wie bei ποῖοϲ, mit Bahuvrīhikomposita zu tun, und die ältere Schicht der Adjektiva auf *-īvos* war die, in denen dieser Ausgang das Aussehen eines sekundären Formans hat. Die ältesten Musterformen sind nicht mehr zu bestimmen. Leider läßt uns das Oskisch-Umbrische in allem, was die Geschichte des lat. *-īvos* betrifft, im Stich. Man hat freilich daran gedacht, den Ausgang des umbr. Lokativs s v i s e v e, vermutlich 'in sino', mit *-īvos* zu identifizieren, doch bleibt das bei der Dunkelheit der Herkunft dieses Wortes völlig unsicher (vgl. v. Planta 1, 173, Buck Gramm. 309).

Jedenfalls waren die ältesten Formen nicht solche, deren erstes Glied ein *i*-, (*i*)*i̯o*- oder ein *u*-Stamm gewesen ist. Denn in jenem Fall hätten wir in der historischen Latinität **-iēvos* (vgl. *aliēnus*, *laniēna* u. dgl. IF. 12, 389 ff., v. Planta Wölfflins Archiv 12, 367 ff.), in diesem **-uīvos* zu erwarten. Wahrscheinlich waren es solche mit *o*- oder *ā*- oder konsonantischem Stamm als erstem Glied.

Unsicher bleibt ferner, ob *-īvos* aus **-oivos* oder aus **-eivos*

hervorgegangen ist. Daß überhaupt die Schwächung des Diphthongs zu *ī* geschah, ist in Ordnung. Denn der Vorfahre der Lautung *-īro-* war als selbständiges Wort verschollen, und so wirkte das Vokalschwächungsgesetz ungestört, der Diphthong konnte nicht durch Rekomposition zurückgerufen werden. Nach griech. ποῖος got. *hvaiwa fraiw* ahd. *ēwa* wäre **-oiro-* zu erschließen. Aber lit. *pereirà* und vor allem kret. τεῖον· ποῖον und ὁ-τείᾱ = ὁ-ποίᾱ aus **q^uēi̯uo-* d. i. **q^uo-ei̯uo-* deuten darauf hin, daß von alter Zeit her **oi̯uo-* und **ei̯uo-* nebeneinander gestanden hatten (vgl. lat. *formus* ai. *gharmá-s* : arm. *ǰerm* griech. θερμός u. dgl.).

Und noch ein Punkt bleibt im Ungewissen. Griech. ποῖος got. *hvaiwa* repräsentieren ohne Zweifel noch die uridg. Kontraktion, die sich zwischen dem Ausgang *-o* des ersten und dem vokalischen Anlaut des zweiten Kompositionsglieds vollzog, vgl. griech. ὁρκώμοτος στρατᾱγός φιλήρετμος und wegen *oi-* im Anlaut des Schlußteils φιλοίκτιστος, das Fortsetzung von *φιλωικτιστος sein kann. Diese Weise ist im Lateinischen noch durch *hērēd-* vertreten, da dessen enger Zusammenhang mit griech. χηρωστής und, was den Ausgang betrifft, mit ai. *dāyādá-s* dazu nötigt, das ihm zugrunde liegende **ĝhērēd-* als aus **ĝhēro-ēd-* ('Erbempfänger') kontrahiert anzusehen (Album Kern, Leiden 1903, S. 30 f.). Andrerseits zeigen die italischen Sprachen aber auch, ebenso wie das Armenische, Griechische, Keltische, Germanische und Baltische, den Verlust des Stammauslauts *-o*, der durch Übertragung der Elision vom Wortauslaut auf die Kompositionsfuge bewirkt worden ist, z. B. lat. *dūr-acinus* mit *dūrus* (*lān-oculus* mit *lāna*), umbr. s e v - a k n e 'sollemne' mit *seuo-m* 'totum'. Es fragt sich mithin: geht *fēstīvos*, um dieses Wort als Vertreter des ganzen Typus herauszugreifen, auf **dhēstōi̯uo-s* bezw. **dhēstēi̯uo-s* zurück, woraus lautgesetzlich **fēstoi̯uo-s* bezw. **fēstei̯uo-s*, schließlich *fēstīvus* werden mußte, oder war es in uritalischer bezw. urlateinischer Zeit als **fēst'-oi̯uo-s* bezw. **fēst'-ei̯uo-s* geschaffen worden? Diese Frage ist darum nicht zu entscheiden, weil wir nicht wissen können, wann das erste Beispiel oder die ersten Beispiele unsrer Komposita aufgekommen sind. Ein unmittelbarer Zusammenhang mit jenen griech. ποῖος und got. *hvaiwa*, deren erstes Glied ein Pronomen ist, braucht ja nicht zu bestehen.

Daß auf römischem Boden noch ein Gefühl für die kompositionelle Natur der Wörter auf *-īvos* gewesen sei, könnte man aus dem alten *sonīvius* (*tripudium sonivium* in der Augursprache)

und aus *lixīvius* (Col., Plin.) neben *lixīvos* zu schließen geneigt sein. Vgl. *lāti-clāvius centi-nōdius acu-pedius* usw. Indessen kann sich diese Erweiterung auch nach *-icius* neben *-icus*, *-ācius* neben *-ācus* u. dgl. eingestellt haben, und dies ist wenigstens für *lixīvius* weitaus das wahrscheinlichere: denn derselbe Columella, der diese Bildung hat, hat auch das ungewöhnliche *faecinius* für *faecinus*.

Was schließlich den Übergang von *-īvos* auf Verbalstämme betrifft, der sich in einer kleinen Anzahl unserer Adjektiva findet, wie in *cadīvos recidīvos*, *nocīvos*, *secīvos subsicīvos*, *vocīvos* (*vacīvos*), so vollzog sich dieser infolge davon, daß das als Derivatum erscheinende Adjektivum in gewissen Fällen ebensogut auf ein zugehöriges Verbum bezogen werden konnte als auf das Nomen, welches das Anfangsglied bildete. So konnte z. B. das das Substantiv *sonus* enthaltende **sonīvos* (*sonīvius*) durch sein Verhältnis zu *sonāre* ein *secīvos* zu *secāre*, ein *fugitīvos* zu *fugitāre* und weiterhin zu *cadere* ein *cadīvos*, zu *nocēre* ein *nocīvos* hervorrufen. Die Erscheinung hat ihre genaue Parallele bei den hd. Adjektiva auf *-lich* und *-bar*: z. B. hat schon im Ahd. die Doppeldeutigkeit von Komposita wie *klaga-līh* 'flebilis, lugubris' (zu *klaga* F., woneben *klagōn*), *kouf-līh* 'venalis' (zu *kouf* M., woneben *koufōn*) das Muster abgegeben zur Bildung von Verbaladjektiva wie *gi-blāslīh* 'flabilis' zu *blāsan*, *leblīch* 'vivax' zu *lebēn* usw., wie deren dann die Folgezeit eine große Masse nacherzeugt hat.

Leipzig. K. Brugmann.

Beiträge zu den idg. Hochzeitsgebräuchen.

1. Zur Methode.

L. v. Schroeder hat in seinem Buch "Die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften im Vergleich mit denen der indogermanischen Völker" eine so große Zahl von Übereinstimmungen bei den genannten Völkern zusammengestellt, daß an einem historischen Zusammenhang kaum zu zweifeln ist, wenngleich er den Beweis dafür im einzelnen nicht erbracht hat. Auch wird man gerne mit v. Schroeder die Indogermanen in vieler Hinsicht als die Gebenden betrachten, falls man eine Entlehnung der Bräuche zwischen beiden anzu-

nehmen hat. Aber v. Schroeder hat sich gerade in dem Punkt geirrt, den er für besonders wesentlich hält: er hat große Übereinstimmungen der Hochzeitssitten nur bei jenen zwei großen Volksstämmen angenommen, während in der Tat die beiden keineswegs in ihren Hochzeitsgebräuchen isoliert sind. Wäre v. Schroeders Voraussetzung in diesem Punkte richtig, dann ließe sich leichter eine Zahl von Bräuchen herausfinden, die man bei den Indogermanen als altererbt ansehen dürfte. Zwar müßte man auch dann noch neben der allgemeinen Vergleichung eine Beweisführung für jeden einzelnen Brauch vornehmen; auch dann gäbe es noch zu bedenken, welche Gebräuche bei den Finnougriern und den Indogermanen gesondert entstanden und welche auch durch die Indogermanen übernommen sein könnten. In Wirklichkeit sind die Verhältnisse aber viel verwickelter.

Die zwischen und neben den Indogermanen wohnenden Völker feiern ihre Hochzeit nicht viel anders als diese. v. Schroeder kennt z. B. bei den alten Juden außer dem über die ganze Erde verbreiteten Kauf und Raub von übereinstimmenden Sitten nur: 1. Werber, 2. Brautführer, 3. Verhüllen der Braut. Es sind aber, wie ich Hauck Realencyklopädie für protest. Theol. u. Kirche, 5, 742 und Stubbe Die Ehe im alten Testament, Jenaer Dissertation, 1886 entnehme, übersehen: 4. Hochzeitszug, ein 'Hauptakt'[1], 5. Schmaus, 6. Feststellung, daß die Braut Jungfrau ist. Auch die Leviratsehe darf man in diesem Zusammenhang nicht vergessen. Unsicher ist es, ob auch Fackeln beim Zug vorangetragen wurden. Modi, Marriage customs among the Parsees, their comparison with similar customs of other nations. Bombay 1900, S. 25 Anm. 1 und 40, A. 1 nennt — ohne Quellenangabe — auch das Waschen der Füße, das heute z. B. bei den Juden in Posen, wie mir mündlich berichtet wird, noch eine große Rolle spielt. S. 23, A. 1 erwähnt er ferner Bestreuen mit Körnern. Die heutigen Juden in der Türkei kennen Löbel Hochzeitsgebräuche in der Türkei, 267 f. zufolge: Haubung, Ring, gemeinsamen Trank, Zerbrechen des Glases usw. Natürlich kann davon mancherlei erst später aufgekommen oder entlehnt sein, aber das muß erst ein vervollständigtes historisches und ethnologisches Material zeigen. Wie man die indogermanischen und finnisch-

---

1) Vgl. Hauck 742, was auch Leist, Altarisches Jus Civile 2, 125 Anm. gegenüber besonders zu betonen ist.

ugrischen Hochzeitsgebräuche zusammengestellt hat, muß man es auch mit den jüdischen[1]) und überhaupt mit den semitischen machen. Bei den Beduinen am Sinai z. B. kommen vor: Verhüllung, Sich-Sträuben der Braut, dreimalige Umkreisung des Zeltes, Mahl; vgl. Klemm Allg. Kulturg. der Menschheit 4, 148.

Ebenso ist ein Durchforschen der kaukasischen Bräuche unerläßlich. Oberflächliches Suchen lieferte mir auch hier sofort in die Augen springende Übereinstimmungen. Nach A. v. Plotto, Sbornik svěděnij o Kavkazskich gorcach 4, finden sich bei dem kleinen Stamm der Ingeloezen (und fast genau so bei den Tscherkessen): 1. Werbung durch einen Werber, 2. Handgeld, 3. Verschließen des Brauthauses, 4. Verhüllen der Braut, 5. Feierlicher Zug zum Bräutigamshaus, 6. Schoßknabe, 7. Überschütten mit Nüssen, 8. Herabholen der Braut vom Pferde, 9. Beschmieren der Türpfosten mit Teig, 10. Schmaus, 11. eine Zeitlang geübte Enthaltsamkeit im geschlechtlichen Genuß, 12. Waschen der Füße durch die junge Frau usw. Soviel mir bekannt, existieren bei den ihnen benachbarten indogermanischen Völkern wenigstens heutzutage die Sitten 7, 8, 9 und 12 nicht. Wie ist die Übereinstimmung zu erklären? Bloß durch indogermanischen Einfluß?

Auch in andern Nachbargebieten zeigen sich große Ähnlichkeiten, deren Entstehung ebenfalls erst der Untersuchung bedarf, so bei den Bewohnern Oberägyptens nach Klunzinger, Ausland 1871, 952 f.: 1. Brautbad, 2. Besprengen der Gäste, 3. Hochzeitszug, 4. Hochzeitsfackeln, 5. Schmaus, 6. Verhüllen der Braut, 7. Feststellung der Jungfernschaft. Bei den kurdischen Chaldäern, deren ethnologische Stellung mir unklar ist, findet man nach v. Schaubert, Globus 69, 15 f.: 1. Brautbad, 2. Besprengen der Gäste, 3. Ring, 4. Schmaus, 5. Verhüllen der Braut, 6. Auf-den-Fuß-Treten, 7. Einsegnen des Paares im Bett. Liegt hier überall indogermanischer, bezw. christlicher Einfluß vor?

Müssen alle diese Bedenken Schraders Rekonstruktionen, Reallex. 353 f., die sich auf v. Schröders Darlegungen aufbauen, unsicher erscheinen lassen, so werden seine Rekonstruktionen geradezu unhaltbar, wenn man bei Klemm Allg. Kulturgesch. 5, 33 folgende Hochzeitsgebräuche der Azteken in Mexiko kennen lernt:

---

1) Dabei wird das mir unzugängliche Buch von Leo Modena History of the rites, customes and manner of life of the present Jews throughout the world translated by Edm. Chilmead, London 1650, vielleicht gute Dienste leisten.

1. Untersuchung der Zeichen für eine glückliche Zukunft aus den Geburtstagen der künftigen Brautleute, 2. Werbung durch Werberinnen, 3. Ablehnende Haltung der Brauteltern, 4. Hochzeitszug, 5. Musik, 6. Empfang der Braut mit Fackeln, 7. Braut vom Bräutigam an der Hand erfaßt und ins Zimmer geführt, 8. Sitzen beider auf einer Decke 9. und zwar am brennenden Feuer, 10. Umkreisung des Feuers, 11. Verknüpfung der Kleider des Paares durch den Priester, 12. Gemeinsames Opfer des Paares, 13. Gemeinsame Speise, 14. Vierwöchige Enthaltsamkeit unter Beten und Singen, 15. Bad am folgenden Morgen. Diese aztekischen Gebräuche tragen ein so auffallend indogermanisches Gepräge, daß man an der Richtigkeit der Schlüsse von Schroeder und Schrader völlig irre wird. Besteht mit den aztekischen Bräuchen ein historischer Zusammenhang? Oder beruht die Gleichheit nur auf gleicher Veranlagung des menschlichen Geistes?

Welche von den alten Hochzeitssitten der europäischen und asiatischen Völker haben wirklich einen gemeinsamen Ausgangspunkt, und welche mögen sich bloß gleichmäßig herausgebildet haben, weil eine andere ähnliche Sitte Anlaß gab? Wenn z. B. der Glaube herrscht, daß der Schoßknabe Söhne in die Ehe bringt, kann leicht der analoge Gedanke entstehen, daß das Bestreuen mit Körnern die Gewähr für zukünftigen Reichtum gibt, oder umgekehrt usw. vgl. unten S. 382 und Ztschr. Ver. Volksk. 1904, 382 f. Welche Rolle bei der Entlehnung mögen ferner die untergegangenen Völker wie die Etrusker u. a. gespielt haben?

Zu berücksichtigen ist auch, daß sich die eine Sitte leichter, die andere schwerer von einem anderen Volke übernehmen läßt. Daher dürften die Vergleichungen der Lustbarkeiten: Tanz, Musik, Gelage besonders nichtig sein. Viel erfolgreicher ist der Weg, den B. W. Leist in seiner gräko-italischen Rechtsgeschichte, im altarischen Jus Gentium und im altarischen Jus Civile eingeschlagen hat. Einerseits sind die rechtlichen Institutionen nicht so leicht übertragbar wie die Sitten, andererseits hat die eine Institution oft eine andere schon zur Voraussetzung. Aber natürlich bedarf es auch auf diesem Boden erst noch gründlicher Sammlung und Sichtung des idg. wie nichtidg. Materials, um zu wirklich unanfechtbaren Resultaten zu gelangen. Der Unterschied, den Leist zwischen der arischen und der semitischen Ehe konstruiert, dürfte nicht ohne weiteres richtig sein, vgl. oben S. 374, Anm. Eine Stütze für die hohe Altertümlichkeit der

Heimführung bei den Indogermanen könnte übrigens der Umstand sein, daß **u̯edh* 'heimführen', das im Avestischen, Kymrischen, Slavisch-Baltischen und vielleicht im Indischen vertreten ist, im Avestischen und Altrussischen neben dem primären Verbum av. *vadəmnō*, altruss. *vesti* eine Kausativfrequentativbildung av. *vāδayaēta*, altr. *voditi* mit erstorbener Kausativfrequentativbedeutung kennt, wie im Indischen die Wurzel *vah*, vgl. auch Brugmann Grundr. 2, 1147.

Am lockendsten und erfolgreichsten wird eine Untersuchung sein, die sich auf rechtshistorischem Boden bewegen kann und sich mit einer Sitte beschäftigt, die von Semiten, Kaukasiern usw. nicht gekannt wird: das scheint der Fall zu sein bei der dreimaligen Umkreisung des Opferfeuers, die sich außer bei finnischen Völkern nicht bloß, wie bisher zusammengestellt, bei den Indern, Osseten, Preußen, Litauern, Südslaven und Westfalen findet, sondern auch bei den Polen, v. Düringsfeld und v. Reinsberg-Düringsfeld, Hochzeitsbuch 210; ferner, wie aus der Literatur unten hervorgeht, auch bei den zoroastrischen Persern, wo die Sitte gewiß aus dem Altertum überkommen ist, bei den Kurden und Armeniern; bei den Großrussen wird nach Gubernatis, Storia comparata degli usi nuziali in Italia etc. 2. Aufl. 169 der Altar, bei den Kleinrussen unter Verbeugungen der Tisch dreimal umkreist, Hochzeitsb. 41; auf der Insel Man geht man Modi 18, Anm. 2 zufolge um die Kirche, bei den Rumänen (Hochzeitsbuch, 54) um das Liturgiepult herum. Daß die Bewegung auch bei den Litauern von links nach rechts ausgeführt wurde, lehrt das Umwandeln des Tisches nach rechts im 17. Jahrh., vgl. Lepner Der Preusche Littauer, Danzig, 1744, S. 40. Das Umschreiten des Altars im heutigen Griechenland und der Kirche in England hat schon Winternitz Das altind. Hochzeitsrituell, Denksch. Wien. Ak. ph. hist. Kl. XL. 62 mitherangezogen. Natürlich wäre die Zugehörigkeit der nicht genau entsprechenden Sitten erst noch zu beweisen.

2. Die Stellung der Frau.

Nicht genügend berücksichtigt in den bisherigen Sammlungen scheinen mir einige — nicht immer direkt zur Hochzeit gehörige — Sitten, die uns Aufschluß über die Stellung der Ebenverheirateten geben. Haxthausen Transkaukasia 1, 200 f. berichtet von den Armeniern folgendes:

"Die jungen Mädchen gehen unverhüllt. Aber anders ist es mit der jungen Frau. Das Ja vor dem Traualtar ist vorläufig das letzte Wort, das man von ihr hört. Von da an erscheint sie überall, selbst im Hause, tief verhüllt, besonders den unteren Teil des Gesichts, den Mund ganz verdeckt, selbst die Augen hinter dem Schleier. Mit niemand darf sie nur ein Wort sprechen, mit dem eigenen Vater und Bruder nicht. Nur mit dem Mann spricht sie, wenn sie allein ist. Mit allen übrigen im Hause darf sie sich nur durch Pantomime verständlich machen. In diesem durch die Sitte gebotenen Stummsein verharrt sie, bis sie das erste Kind geboren. Von da an wird sie wieder allmählich emanzipiert: sie spricht mit dem neugeborenen Kinde; dann ist die Mutter ihres Mannes die erste, mit der sie spricht; nach einiger Zeit darf sie mit ihrer eigenen Mutter sprechen; dann kommt die Reihe an die Schwestern ihres Mannes, dann auch an ihre Schwestern. Mit den jungen Mädchen des Hauses beginnt dann ihr Gespräch, aber alles nur leise flüsternd, daß es keiner der Männer hört. Erst nach sechs und mehr Jahren ist sie völlig emanzipiert und ihre Erziehung vollendet; doch ist es nicht schicklich, daß sie mit fremden Männern spräche oder daß diese sie unverschleiert sähen. Eine große Menschenkenntnis, eine tiefe Beurteilung des menschlichen Herzens, der Neigung und Leidenschaft tritt uns daraus entgegen. Welch ein tief abgeschlossenes Eheverhältnis wird dadurch begründet! Das Weib lernt nur in dem Mann zu leben. Diese Abgeschlossenheit wird zur Gewohnheit, die Innigkeit des Eheverhältnisses hat Zeit, sich völlig zu konsolidieren. Der Charakter hat Gelegenheit gehabt, sich herauszubilden: sie wird von der Redefreiheit später auch nur mit Maß Gebrauch machen. Die jungen Frauen können sich daher nicht streiten, zumal sie ja auch später nach erlangter Redefreiheit nur flüstern dürfen." Ganz Ähnliches berichtet Haxthausen von den Osseten, 2, 22 f.: "Wenn der Braut der Schleier abgenommen, so erscheint ihr Gesicht nach generell kaukasischer Sitte bis auf die Augen verhüllt. In der ersten Zeit und bis sie ein Kind geboren, legt ihnen die Sitte die strengste Zurückhaltung auf. Wie bei den Armeniern darf die junge Frau mit niemand ein Wort wechseln außer mit ihrem Manne, selbst mit Eltern und Geschwistern nur durch Pantomimen. Sobald sie ein Kind geboren oder, wenn sie kinderlos bleibt, nach vier Jahren ist sie aber völlig emanzipiert, und man sagt den ossetischen

Weibern dann im Punkte der Treue viel Böses nach." Vgl. dazu Schanajev Svad'ba u sěvernych Osetin, 29 f. im Sbornik svěděnij o Kavkazskich gorcach, IV (in Übersetzung): "Die Schwiegertochter tritt nicht sofort nach der Brautnacht in die Familie ein. Sie zeigt sich noch lange, zwei Wochen wenigstens, fast keinem Glied der Familie, selbst der Schwiegermutter nicht ausgenommen, vor der sie schon stand. Damit sich die junge Frau nicht vor ihr und denjenigen aus der Familie versteckt, vor denen sie nach der Sitte unverhüllt erscheinen darf, veranstaltet die Schwiegermutter eine festliche Zusammenkunft der Frauen und führt ihnen die Schwiegertochter zu. Dies heißt die Vorzeigung. Von der Zeit an erledigt die junge Frau leichte häusliche Arbeiten und verhüllt sich nicht mehr vor den Mitgliedern der Familie. Aber vor den älteren Verwandten des Mannes muß sie sich verhüllen. Das hält sie bis zum Grabe. In der ersten Zeit ihres Verweilens in der Familie des Mannes verbietet es ihr die Sitte, mit irgend jemand in der gewöhnlichen Stimme zu sprechen: auf jeden Fall muß sie wenigstens zwei oder drei Monate mit halber Stimme sprechen. Hierauf erwirbt sie sich mehr und mehr das Recht, im vollen Ton des Erzählens zu sprechen."

Der Grund für diese Sitte liegt auf der Hand: Streit und Untreue zu verhindern, was sicherlich in der Großfamilie sehr nahe liegt. Von dieser armenischen und kaukasischen Sitte aus läßt sich mancher Brauch bei andern indogermanischen Völkern verstehen: So wenn bei den alten Indern der Verkehr und das Plaudern zwischen Schwiegervater und Schwiegertochter verboten war, Delbrück Idg. Verwandtschaftsnamen 136 f. Auch die unter den Indogermanen weitverbreitete Sitte der Haubung könnte von hier aus vielleicht ihre Erklärung finden. Die Schönheit der jungen Frau soll verhüllt werden, darum darf sie das Haar nicht mehr frei herabhängen lassen, sondern muß es in Zöpfen um den Kopf legen und unter ein Tuch oder eine Mütze verstecken. Das zeigt sich z. B. bei den Russen in der Umgegend von Nerechta, vgl. Hochzeitsbuch 27: "Beim Sitzen auf dem Schafpelz wird der Braut, nachdem das Haar geflochten ist, der sog. Opowojnik oder Kokuj, ein der Kika ähnlicher Kopfschmuck, aufgesetzt. Von diesem Augenblick an hält die junge Frau es für ein Verbrechen, den Kopf unbedeckt zu zeigen, und schämt sich selbst vor Verwandten, den Opowojnik abzunehmen oder das Haar frei herunterfallen zu lassen." Sollte es nicht auch in seinem Ursprung

damit zusammenhängen, wenn bei den Preußen und Litauern (Lasicius De diis Samagitarum caeterorumque Sarmatarum et falsorum Christianorum, 57 und Waisselius Chronica alter Preusscher, Lifflendischer und Curlendischer Historien, 25 a) die junge Frau bis zur Geburt eines Knaben einen Kranz mit einem weißen Tuch trug oder nach Lepner Der Preusche Littauer, 66 die litauischen jungen Frauen einen safranfarbigen Schleier an der Haube trugen und wenn nach Hochzeitsbuch, 80 die serbischen jungen Frauen bis zur Geburt des ersten Kindes in der Kirche mit einem Schleier erscheinen?

Letzteres legt den Gedanken nahe, daß der Brautschleier ebenfalls in solchen Gründen seinen Ursprung haben könnte. Es ist das Tuch, mit dem die weibliche Schönheit zum Teil verhüllt wird; aber diese Verhüllung ist umgewandelt in eine Festtracht. So würde sich die Entstehung des Brautschleiers verstehen lassen, die, wenn man nicht auf die Raubehe zurückgreifen mag, einer plausibelen Erklärung immer noch harrt. Allerdings läßt sich meine Vermutung kaum weiter stützen; es paßt aber dazu Roßbachs Annahme, daß das flammeum der römischen Braut einmal allgemein von den Frauen getragen wurde (Untersuchungen über die römische Ehe 4, 3).

Die Stellung der jungen Frau ist auch noch in anderer Beziehung bemerkenswert. Die Neuvermählte ist eben zunächst im Hause nichts weniger als die Herrin. So darf die Albanesin im ersten Jahr der Ehe oder bis zur Geburt des ersten Kindes im Beisein anderer oder gar vor ihren Schwiegereltern nicht mit ihrem Manne plaudern; ja sie darf ihn nicht einmal bei dem Namen nennen, und schämt sich, andre desselben Namens beim Namen zu rufen oder im Gespräch anzuführen (v. Hahn. Alban. Studien 1, 147). v. Hahn hat 197, 27 schon daran erinnert, daß es nach Herodot 1, 146 bei den kleinasiatischen Ioniern ganz ähnlich zuging. Bei den Albanesen muß ferner die junge Frau beim Hochzeitsmahle in der Ecke stehen (v. Hahn, 146), ebenso bei den Slovenen (Hochzeitsbuch, 91). Die Ossetin muß beim Eintritt ins Bräutigamshaus ebenfalls in der Ecke stehen, bis sich der Schaffner um sie bekümmert (Schanajev, 26; Haxthausen 2, 22); nicht viel anders ist es bei den Bosniern, Krauß Sitte und Brauch der Südslaven, 390. Die litauische junge Frau mußte stehen, bis sie zum Sitzen eingeladen wurde, Lepner 43; die Serbin an der Primorje von Makarska muß an der Schwelle

warten, bis ihr die Schwiegermutter den Eingang gestattet, Hochzeitsbuch, 76. Ähnliches läßt sich sicherlich auch anderwärts finden.

Die untergeordnete Stellung der jungen Frau der Schwiegermutter gegenüber hat kürzlich Schrader Westerm. Monatsh. 96, 124 f. besonders mit Rücksicht auf die russischen Verhältnisse beleuchtet. Dieses gedrückte Verhältnis der Schwiegermutter und dem Manne gegenüber ist besser als die gar zu häufig herangezogene Raubehe geeignet, das Jammern und Sichsträuben der Braut zu erklären. Für die Litauer z. B. verbürgt mir dies ein Augenzeuge. Selbst bei den Römern ließe sich diese Erklärung verteidigen, obwohl hier für das Losreißen aus dem Schoß der Mutter das Verbum rapere gebraucht wird. Das Losreißen ist ja auch für die Römer mehr eine scherzhafte Zeremonie, die nicht unbedingt in der Raubehe begründet sein muß. Überhaupt hat man viel zu oft die Raubehe verantwortlich machen wollen, wo nur ein konventioneller Scherz vorliegt. Merkwürdigerweise ist m. W. noch niemand, statt überall die Raubehe zu wittern, auf die Idee gekommen, die Hochzeitsscherze: Verrammeln der Haustüre, Scheingefechte, Aufhalten, nur als das zusammenzustellen, was sie sind: als Scherze.

3. Kinderehe.

Für die eigenartige Sitte der Kinderehe führt Schrader Reallexik. 364 den indischen Brauch und Spuren bei den Germanen und Kelten an. Sie herrschte aber auch bei den Parsen, hier wahrscheinlich unter indischem Einfluß, Modi 6, Anm. 9; Dosabhoy Framjee, The Parsees, 76 f.; ferner bei den Osseten Kovalewsky Coutume contemporaine et loi ancienne 1, 169; bei den Armeniern, v. Seidlitz Globus 78, 243; den Albanesen, v. Hahn Alban. Studien 1, 143; den Rumäniern, Löbel Hochzeitsgebräuche in der Türkei, 180; den Ruthenen in Ungarn, Hochzeitsbuch, 42; den Südslaven von Montenegro und Rizano, ebenda 69 und in der Bretagne, ebenda 245. Der Ursprung des Brauches scheint mir, wie wohl auch gewöhnlich angenommen wird, in der Sorge um Fortsetzung des Geschlechtes zu liegen. Die Armenier führen allerdings als Grund etwas anderes an: eine feste Verbindung zwischen den beiderseitigen Familien zu knüpfen. Aber diese Auffassung kann wohl jung sein, denn die Sorge um Nachkommenschaft scheint uralt idg. zu sein, wie u. a. die Einrichtung des Zeugungshelfers nahe legt. Zu den von Schrader Real-

lexikon 984 hierfür genannten Völkern möchte ich noch die Osseten, die Iren, Kovalewsky 158, 177 f. und die Litauer Silv. Piccolomini, Script. rer. Pruss. 4, 237 hinzufügen. Auch bei den Neugriechen finden sich nach dem Hochzeitsbuch, 58 Spuren. Ohne hier auf die mich zu weit führende Frage näher einzugehen, will ich nur auf die oben angedeutete Vermutung hinweisen (S. 376), daß ein einer Sitte zugrunde liegender Gedanke (hier: Sorge um Nachkommenschaft) leicht Sitten hervorrufen kann, die auf demselben Gedanken beruhen. Es wäre also möglich, daß entweder Kinderehe oder Zeugungshelfer oder Leviratsehe trotz ihrer Verbreitung teilweise bloß auf gleichartiger Weiterentwicklung beruhen; das Alte aber wäre: die Sorge um Nachkommenschaft.

In diesen Zusammenhang mag auch die ungleichmäßige Ehe zwischen dem unerwachsenen Knaben und einem erwachsenen Mädchen gehören, wenngleich menschliche Leidenschaft Anlaß zu solchem Mißverhältnis gegeben haben mag. Hier will ich nur einiges Material dafür zusammenstellen. Hartknoch zitiert Altes und neues Preußen, 1684, S. 176 aus einem Privileg vom Jahre 1249 für die Preußen: Cum pater aliquam uxorem de pecunia communi sibi et filio emerat, hactenus servaverunt, ut mortuo patre, uxor ejus ad filium devolveretur, sicut alia hereditas de bonis communibus comparata. Ebenso war es nach S. 177 bei den Litauern. Genaueres wissen wir von demselben Brauch bei den Russen. De Russorum religione ritibus nuptiarum, funerum, victu, vestitu etc. et de Tartarorum religione ac moribus epistola[1]) ad D. Davidem Chytraeum recens scripta, Excusae Anno 1582, S. 15[2]) heißt es: Viri, qui ex coniuge fato functa masculam subolem susceperunt, persaepe impuberi filio sponsam quaerunt, cum qua tamen illi dormiunt et liberos procreant. Nato deinde ex ephebis egresso novam nuptam a se constupratam et subolem una adducit pater ita inquiens: vides, fili, tuam coniugem et tuos liberos? Patris scortum, si filio placet, accipit illud, sin secus, praedam aspernatur et de alia ducenda cogitat; über dasselbe in späterer Zeit vgl. Haxthausen Transkaukasia 2, 24 Anm. 1 und Klemm, Allg. Kulturg. 10, 79. In engstem Zusammenhang damit steht das Liebesverhältnis zwischen Schwiegervater und Schwiegertochter, snochačestvo, wie es Schrader West. Monatsh. 96, 128 beschreibt.

---

1) In der Kgl. Bibl. Bamberg.

2) Anonym.

Bei den Osseten bezeugt die Sitte Haxthausen 2, 33; Kovalewsky 1, 177 erklärt sie — ob richtig? — als Rest früherer Gruppenehe. Auch bei den Germanen scheinen sich übrigens Spuren des Brauches zu finden. Der Warner Radiger, der mit einer anglischen Königstochter verlobt war, wurde von dem sterbenden Vater aufgefordert, die Verlobung zu lösen und nach dem Tod des Vaters die Stiefmutter zu heiraten. Nach Prokop Gotenkrieg 4, 20 ed. Comparetti 3, 150 sagte der Vater dabei: Ῥαδίγερ ὁ παῖϲ ξυνοικιζέϲθω τῇ μητρυιᾷ τὸ λοιπὸν τῇ αὑτοῦ, καθάπερ ὁ πάτριοϲ ἡμῖν ἐφίηϲι νόμοϲ. Heiraten der Stiefmutter bei den Angelsachsen auch in spätern Jahrhunderten erwähnt Roeder Die Familie bei d. Angels., Stud. engl. Phil. 4, 40. Ich vermute, daß noch mancherlei Material vorhanden ist, das geeignet wäre, mehr Licht in das Dunkel dieser Sitte zu bringen [1]).

4. Enthaltsamkeit.

Manche phantastische Erläuterungen haben sich an die bei mehreren Völkern eine Zeitlang geübte Enthaltsamkeit geknüpft. Teilweise aber erklärt sie sich höchst einfach. Bei den Albanesen schläft in der ersten Nacht nach dem feierlichen Zug zum Bräutigamshaus die Braut bereits im neuen Heim, aber nicht bei ihrem Gatten, sondern bei den Frauen, v. Hahn Alb. Stud. 1, 146f. v. Hahn berichtet nichts davon, daß die Albanesen hierin eine von ihrer Religion geforderte fromme Sitte erblicken; offenbar tun sie das auch nicht, und zwar deswegen, weil die Hochzeitsfeier am folgenden Tag wieder im Brauthause fortgesetzt und erst am dritten beendet wird, an dem sich daher auch erst das Paar angehört. Es ist das ähnlich, wie wenn bei uns die kirchliche Trauung an einem Sonn- oder Feiertag stattfindet, die standesamtliche Eheschließung aber schon am vorausgehenden Werktag. Bei den heutigen Persern findet in vornehmen Häusern die Zeremonie den ersten Tag statt; nach strenger Sitte ist es dem Bräutigam aber erst nach Ablauf der eine Woche dauernden Gelage erlaubt, seine Braut zu sehen, Polak, Persien, 1, 210—212, oder nach drei Tagen bei der

---

1) Darf man damit zusammenbringen, daß Cäsar von den Bewohnern Britanniens d. b. G. 5, 14 berichtet: Uxores habent deni duodenique inter se communes et maxime fratres cum fratribus parentesque cum liberis; sed si qui sunt ex his nati, eorum habentur liberi, quo primum virgo quaeque deducta est?

kürzeren Hochzeit, wie sie von Stapf Globus 51, 200 f. beschrieben ist. Bei den Litauern begann nach Lepner, der Preusche Littauer, 35 f. die Feier am Sonnabend, die Trauung wurde am Sonntag vorgenommen, der Beischlaf aber erst am Dienstag vollzogen, weil erst an diesem Tag die Braut heimgeführt wurde. Von den Osseten berichtet Schanajev 27, Anm. 13, daß die junge Frau nach dem Zug ins Aul des Mannes die erste Nacht bei dem Marschall schlief; denn am folgenden Tag wurden die Festlichkeiten im Haus des Bräutigams noch fortgesetzt. Auch die indische Sitte läßt sich vielleicht so verstehen. Wenn die Vorschriften verlangen, daß Mann und Frau nach der Vermählung sich noch mehrere Tage des geschlechtlichen Genusses enthalten sollen, so ist nicht zu übersehen, daß während dieser Tage von den andern die Hochzeit ebenfalls noch gefeiert wird. Es ist demnach sehr wohl möglich, daß der indische religiöse Gebrauch von der mehr zufälligen Tatsache seinen Ausgang nahm, daß die Ehe erst nach Beendigung der ganzen Feier vollzogen wurde; asketische Anschauung aber legte das so aus, daß es ein gutes und frommes Werk sei, noch mehrere Tage Enthaltsamkeit zu üben. Eine Verschärfung des asketischen Gedankens verlangte dann Enthaltsamkeit auch an anderen bestimmten Tagen und gesellte zu der geschlechtlichen Enthaltsamkeit auch das Fasten.

Auch mancher abendländische Brauch könnte ähnlich entstanden sein. Hier ist es indes schwer zu entscheiden, inwieweit ihn christlicher Einfluß auf Grund der Stelle Tobias 6, 19 veranlaßt hat, wo drei Nächte der Enthaltsamkeit empfohlen werden. In Ancona in Italien ist nach dem Hochzeitsbuch 97 der Hochzeitstag stets ein Donnerstag; doch wird die Braut erst am Sonntag wirklich Frau, indem sie erst dann zu ihrem Mann zieht, also nach drei Tagen; ähnlich ist es in Piemont, Umbrien und in der Lombardei; hier dauert es sogar bis acht Tage. Es ist mir besonders bei den drei Tagen wahrscheinlich, daß kirchliche Gründe mitsprechen, wie das in anderen Gegenden Italiens sicher der Fall ist; Hochzb. 98 heißt es: "Wenn die Mutter ungewöhnlich fromm ist, behält sie ihre Tochter noch einen Tag bei sich, um dem neuen Paar und sich selbst den Beifall der Kirche zu sichern". Auch bei den Südslaven gilt das Beilager als Sünde. Nach Krauß, Sitte und Brauch der Südslaven, 454 f. müssen die Ehegatten in den ersten Tagen nach der Hochzeit einander entsagen. Bei den Angelsachsen galt das

Beilager am Hochzeitstag ebenfalls für sündlich, Roeder 59; das Gebot der Enthaltsamkeit wurde aber auch auf viele andere Tage ausgedehnt, besonders auf die Fasten. Am deutlichsten zeigt sich der kirchliche Einfluß da, wo wie bei den Schwaben schon der Name Tobiasnächte auf den Ursprung hinweist, Hochzeitsbuch 146. In Gegenden Bayerns geht die junge Frau am Sonntag nach der Hochzeit an einen nahen Wallfahrtsort und bringt die Nacht im elterlichen Haus oder bei Verwandten im Kirchtagbett zu; denn solche freiwillige Witwenschaft gefällt der Jungfrau Maria, ebenda 128. In Polen verweilt sie noch drei Tage im Elternhaus, ebenda 97; bei den Deutsch-Böhmen drei Wochen lang, ebenda 185. Bei den Armeniern sind jeder Sonntag, Mittwoch und Freitag für die Enthaltsamkeit bestimmt, Globus 78, 244. Hier kann zwar die Wahl der Tage: Sonntag und Freitag den kirchlichen Einfluß nicht verleugnen, doch spricht vielleicht auch ein anderer Grund mit: Mäßigung im Interesse der Gesundheit. Wenn aber die allzu junge armenische Braut erst nach geraumer Zeit beim Manne wohnen darf, so gehört das natürlich in einen anderen Zusammenhang: in das Kapitel der Kinderehe.

Nicht klar ist es mir, warum bei dem afghanischen Stamm der Banudzai die junge Frau drei Tage nach der Hochzeit von ihrer Mutter in die alte Heimat abgeholt wird, wo sie noch einige Tage verweilt Gerland Globus 31, 332. Wird oder wurde hier vielleicht im Brautelternhause nach der Eheschließung die Hochzeit noch weiter gefeiert?

Übersieht man die Gebräuche, so stellt sich heraus, daß trotz der Häufigkeit des Brauches von etwas Altertümlichem kaum die Rede sein kann. Schraders Zweifel, Reall. 360 sind also durchaus berechtigt.

5. Mädchenmarkt und Brautwahl.

Mit derselben Berechtigung scheint mir Schrader die Altertümlichkeit bei einer andern Sitte zu leugnen. Krek hatte (Anal. Graec. 189 f.) die Sitte, daß die heiratsfähigen Mädchen einer Gegend an bestimmten Tagen im Jahr zusammenkommen, um sich von den Burschen freien zu lassen, von den illyrischen Venetern und den Babyloniern nach Herodot 1, 196, von den Thrakern nach Pomponius Mela De chorographia 2, 2, 21 und den Groß- und Kleinrussen erwähnt. Man findet sie aber im Gouvernement Novgorod, wie im 19. Jahrh., vgl. Hochzeitsbuch, 22, so schon im Jahr 1413,

vgl. Lannoy Scriptores rerum Prussicarum 3, 446 f. Das Hochzeitsbuch kennt sie bei den Ungarn, S. 55, ebenfalls. Einer Bemerkung Grimms. Rechtsaltertümer 1[4], 583, entnehme ich, daß sie auch bei den Wahhabiten im arabischen Hochland üblich ist. Spuren ähnlichen Brauches scheinen sich auch bei den Iren zu finden, d'Arbois de Jubainville Études sur le droit celtique 1, 304. 312, vgl. auch S. XX. Eine eigentümliche Parallele liefert der in Deutschland übliche Maikauf, vgl. z. B. Pfannenschmid Germ. Erntefeste, 264 und E. H. Meyer Deutsche Volkskunde, 161. Ich bezweifle aber stark, daß zwischen den Bräuchen bei den genannten Völkern durchweg ein Zusammenhang besteht.

Wohl davon zu scheiden ist die von Krek mit herangezogene Wahl, durch die von den Zaren zwischen 1505 und 1671 die Schönste des Landes als Braut ausgesucht wurde. Diese Brautwahl kennt schon das Alte Testament Esther 2, 2 f. von Ahasver = Artaxerxes Longimanus. Beliebt war sie auch am Hof der byzantinischen Kaiser. Kedren S. 471 ed. Bekker 2, 23 und Zonaras Par. 2, 115 ed. Dindorf 3, 358 erwähnen diese Brautwahl kurz von Konstantin VI.; ausführlich berichtet darüber ein russisches Heiligenleben des Philaret Milostivyj; die Stelle ist abgedruckt bei Ivan Zabělin Domašnij byt russkago naroda v 16 i 17 st. T. 2[3], 209 f. Auch Theophilus wählte seine Frau auf dieselbe Weise aus, Zonaras, Par. 2, 141, Dind. 3, 401; offenbar Nikephoros III. Botaniates ebenso, vgl. Excerpta ex breviario historico Ioannis Scylitzae europalatae, S. 864 in der Kedrenausgabe Bekkers 2, 738; ich vermute es auch von Theodosius II., Zon. Par. 2, 40 Dind. 3, 337, von Phokas, Par. 2, 81, Dind. 3, 303 und von Leo IV., Par. 2, 112, Dind. 3, 353.

Zum Schluß will ich noch einiges

6. Material

für die Hochzeitsgebräuche der Armenier, Iranier und Kelten zusammenstellen, die bisher am wenigsten ausgebeutet worden sind.

Die Armenier kennen z. B.: verblümte Werbung, Verhüllen der Braut, Wasserzeremonien, dreimaliges Umwandeln des Herdes, Opfer, Hochzeitszug, Haubung, geschlechtliche Enthaltsamkeit, Zerbrechen usw., vgl. Manuk Abeghian Der armenische Volksglaube, Jenaer Diss. 1899; Globus 70, 214; v. Seidlitz, Globus 78, 243; Haxthausen Transkaukasia 1, 183 f., Löbel, Hochzeitsgebräuche in der Türkei, 83 f.

Von den iranischen Sitten dürften unter den modernen die der zoroastrischen Perser besonders interessant sein; einige Andeutungen finden sich bei Menant, Les Parsis Histoire des communautés Zoroastriennes de l'Inde in: Annales du Musée Guimet, Bibliothèque d'études, tom. 7, S. 169 und Modi, Marriage customs among the Parsees, die neben Dosabhoy Framjee, The Parsees; their history, manners, customs and religion London 1858, S. 75 f. vor allem auch von den parsischen indisch-beeinflußten Bräuchen sprechen. Bei den Zoroastriern findet man: Verstecken der Braut, Wasserzeremonien, dreimaliges Umwandeln des Feuers, Hochzeitsfackeln, Sitzen auf einem Teppich, Überschütten mit Früchten. Die Kurden kennen nach v. Stenin, Globus 223 f. und Löbel, 73 f.: Verteidigung des Brauthauses, Wasserzeremonien, Umschreiten des Herdes, Anlegen des Feuers, Haubung usw. — Die Hochzeitssitten der jetzigen Perser sind wenig altertümlich: Polak Persien 1, 200 f.; Stapf Globus 51, 200; ebenso die der Afghanen: Gerland Globus, 31, 331 f. — Von den Osseten will ich hier nur die Sitte des Schoßknaben erwähnen, Post Globus 65, 164; andere Bräuche vgl. Haxthausen, Schanajev, Kovalewsky. — Von den alten Iraniern wissen wir nicht viel mehr als Handergreifung und Heimführung, Geiger ostir. Kultur, 242.

Von keltischen Sitten habe ich trotz mancher Bemühung außer Raub und Kauf nur wenig ausfindig gemacht: In Westschottland (Globus 36, 288): Fußbad der Braut, Zerbrechen des Brotes über ihrem Kopf, Hinführen zum Herd; bei den Iren: Annahmetrunk, Scheinkampf um die Braut, Brand Observations on popular antiquities 2, 56 und 86 f.; oft ist hier nicht klar, ob keltische Sitte gemeint ist. — Bei den Kymren waren üblich: Handergreifung (?), Besteigen des Bettes vor Zeugen, Walter, das alte Wales 409 und 414; gemeinsame Speise: John Rhys, Celtic Folklore Welsh and Manx 2, 649 f.; in der Bretagne: Kinderverlobung, verblümte Werbung, Vorschieben einer falschen Braut, Weinen der Braut, gemeinschaftliche Speise, Kind ins Bett gelegt, Hochzeitsbuch, 245 f. Die Heimführung bei den Kelten Britanniens scheint von Cäsar, d. b. G. 6, 14 bezeugt zu sein. Gesänge bei der Hochzeit erwähnen die kymrischen Gesetze, Ancient laws and institutes of Wales, Ausgabe von Aneurin Owen in 2 Bänden 2, 679. Gwen. Code 1, 37, 5.

Bergedorf. Eduard Hermann.

Zur idg. Laut- und Formenlehre.

1. Zu den Gutturalreihen.

Für die Frage, ob es im Indogermanischen wirklich drei Gutturalreihen gegeben hat, ist es von ausschlaggebender Bedeutung, zu wissen, ob irgend eine Sprache die drei Reihen wirklich noch unterscheidet. Und das soll nach Holger Pedersen KZ. 36, 306 im Albanesischen der Fall sein. M. E. ist es schon a priori sehr unwahrscheinlich, daß eine so umgewandelte Sprache, wie das Albanesische es ist, eine solche Unterscheidung bewahrt haben sollte. Ich kann mich allerdings auf eine Erörterung von H. Pedersens Ausführungen nicht einlassen, muß aber bekennen, daß mir seine Ausführungen nichts weniger als überzeugend vorkommen. Aber es wird noch ein zweiter Punkt angeführt, auf den auch Brugmann Kurze vgl. Gramm. S. 158 wieder Gewicht legt, nämlich in den klassischen Sprachen sollen q^w (der indogermanische Labiovelar), *qu̯* (der indogermanische Velar + *u̯*-konsonans) und *k̂u̯* (der indogermanische Palatal + *u̯*-konsonans) auseinandergehalten sein. Pedersen traut dieser Annahme (a. a. O.) allerdings nicht recht, und bemerkt: "Sollte es sich aber durch weitere Forschung bestätigen, daß die landläufige Ansicht richtig ist, dann würde meine Ansicht (über das Albanesische) nur noch eine weitere Stütze gewinnen".

Auf die Verhältnisse der klassischen Sprachen möchte ich daher mit einigen Worten eingehen.

Es steht zunächst so, daß idg. q^w, g^w im Griechischen zu π, τ, β, δ, im Lateinischen zu *qu* und *v* geworden sind. Ich brauche für diese allbekannte Erscheinung weiter keine Beispiele zu geben.

Ebenso ist im Prinzip auch *k̂u̯* im Griechischen behandelt, nur daß hier das *u̯* an das *k̂* assimiliert ist, wodurch Doppelkonsonans entstand.

Wir finden daher:

Ai. *śvā* = griech. ππᾱ nach Brugmanns Vermutung, wie ἵππος = ai. *áśvas*, Πανόψια neben sam. Κυαν-οψιών.

Ebenso ist *ĝhw* zu φ und θ geworden: hom. παι-φάσσω, δια-φάσσειν : lat. *fax*, *facula*, *facies*, lit. *žvãkė* 'Licht', θήρ, lesb. φῆρ, thess. πεφειράκον[τες], Φιλό-φειρος : lat. *ferus*, lit. *žvėrìs*, abg. *zvěrь*. Dagegen erscheint nach Brugmann Gr. Gr.[3] 43 *qu̯* im Anlaut

als *k*, im Lat. als *v*, καπνόϲ : lat. *vapor*, lit. *kvãpas* 'Hauch, Dunst'; κοῖται, κίϲϲα : lat. *invītus*, lit. *kvëczù* 'ich lade ein, invito', preuß. *quāits* 'Wille'; κάλπη, preuß. *poquelbton* 'kniend', lit. *klùpti* 'niederknien, stolpern'; κόλποϲ, aisl. *hvalf* 'Wölbung', got. *hvilftri* 'Sarg'.

Das scheint eine Reihe ganz ansprechender Gleichungen zu sein. Merkwürdig ist nun aber schon, daß sich für die verschiedene Behandlung eigentlich gar keine lautphysiologische ratio beibringen läßt. Warum soll in dem einen Fall das *u* geschwunden, im andern aber assimiliert sein?

Wenden wir uns nun zu dem Lateinischen, so soll *k̂u̯* zu *qu*, *qu̯* aber zu *v* geworden sein. Das ließe sich eher verstehen, obgleich es auch rätselhaft bleibt, weshalb das *k* im einen Fall geblieben, im andern aber abgefallen wäre.

Nun haben wir zwar *invītus* und *vapor* als lautgesetzliche Bildungen, aber in der tadellosen Gleichung lat. *cāseus*, abg. *kvasъ* haben wir *c* als Vertreter von *qu̯*, und ebenso finden wir *canis* und nicht **quanis* als Entsprechung eines idg. *k̂u̯-ₑn*. Und schließlich habe ich lat. *vitrum* 'Glas' zu ai. *śvitrás* 'weiß', *śvētás* 'weiß, licht, glänzend' gestellt, was Pedersen KZ. 36, 306 eine durchaus tadellose Etymologie nennt. Da wäre dann also *k̂u̯* = *v*.

Als ich meinen Aufsatz BB. 24 über die Gutturalreihen schrieb, konnte ich diese Verschiedenheit noch nicht erklären. Heute aber bietet sich eine Möglichkeit, die die Sache wahrscheinlich ganz auflöst. Es handelt sich in allen diesen Fällen verschiedener Behandlung um idg. Formen mit und ohne *u*.

Solmsen hat in seinen Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre S. 196 unzweifelhaft nachgewiesen, daß im Indogermanischen *su* und *s* nebeneinandergestanden haben, d. h., daß *u* nach *s* geschwunden ist. Es sind zahlreiche ganz tadellose Beispiele verzeichnet:

Lat. *sibi*, got. *sis*, abg. *sebě*, die zum Stamm *suo-* gehören;
Griech. Ϝέθοϲ, lat. *sodālis* aus **su̯edh* zu got. *sidus* 'Sitte';
Griech. ἕταροϲ ohne Digamma zu hom. Ϝέτηϲ;
Ai. *svásā*, lit. *sesů̃*, abg. *sestra*;
Ai. *śvášuras*, abg. *svekrъ*, aber lit. *szẽszuras*;
Lat. *sīdus* zu lit. *svidė́ti* 'glänzen' usw., usw.

"Des weiteren", fährt Solmsen S. 211 fort, "wissen wir, daß nicht bloß nach *s*, sondern auch nach den Dentalen *t* und *d* *u̯* schon in der Ursprache unter etwelchen Umständen getilgt worden ist."

Auch das scheint mir durch Beispiele wie griech. τοι, ai. *tē*, lat. *tē*, *tibī* neben σοί aus *τϝοι; lat. *dīrus* neben griech. δϝεινός; ai. *dviṣ*, lat. *bis*, mhd. *zwis*, got. *twis-* 'auseinander', lat. *dis-*, ahd. *zir* 'entzwei, auseinander' völlig sicher gestellt zu sein.

Es fragt sich, ob *w* auch nach andern Konsonanten als dentalen geschwunden ist.

Nach Labialen sind Beispiele genügend zur Hand. So erklärt man lat. *amā-bam* aus **amā-bhuam*, ebenso abg. *bě* aus **bhuē*. Es läßt sich leider nicht erweisen, daß hier der Schwund schon in der Ursprache stattgefunden hat, da eben aus *bhu*, *pu* nie etwas anderes als *bh* und *p* und deren Entsprechungen geworden ist.

So bleiben einzig noch die Gutturale übrig, und hier sind denn, wenn man die Sache vorurteilsfrei auffaßt, die Beispiele nicht so selten zu finden. So erklärt sich lat. *cāseus* neben abg. *kvasъ* aus einer Form ohne *w*, ebenso *canis*, während *vitrum* und *vapor* die Formen mit *w* fortsetzen. Dagegen hat griech. καπνός wieder die *w*-lose Form verallgemeinert. Erweisen läßt sich aber die Sache nur, wenn wir Beispiele auffinden, in denen *k* und *kw* nebeneinanderstehen. Und dahin rechne ich vor allem κτάομαι und den Stamm πā. Neutra S. 411 hat Joh. Schmidt diese Gleichung mit gewichtigen Gründen verteidigt. In der Tat stehen nebeneinander κτήματα und πάματα, κτήσασθαι und πάσασθαι, äol. πολυπάμων neben -κτήμων, ἔγκτησις und korkyr. megar. ἔμπασις usw. Tatsächlich sind die beiden Stämme im Griechischen in ihrer Bedeutung nicht zu unterscheiden, und man wird daher gern einen Weg einschlagen, um sie zu vereinigen. Setzen wir ein idg. **kpuē* an, so ist darin entweder das *p* (griech. πα) oder das *u* geschwunden, griech. κτη. Natürlich liegt in der absolut übereinstimmenden Bedeutung keine unbedingte Notwendigkeit vor, die Stämme zu identifizieren, aber gewiß spricht sie auch nicht dagegen, wenn es möglich, sie zusammenzustellen.

Aber ich kann auch umgekehrt ein Beispiel anführen, in dem idg. *k̂w* in den meisten Sprachen durch *k* vertreten ist. Das ist κόραξ, lat. *corvus*, lit. *szárka* 'Elster', russ. *soróka*, serb. aber *svrāka*. Die Worte stimmen lautlich tadellos überein. Das Griechische weist auf eine zweisilbige Basis, ebenso litauisch und slavisch. Die Bedeutungsverschiedenheit macht keine Schwierigkeiten, da die Elster ja zu den krähenartigen Vögeln gehört. Es ist ja nun allerdings das *w* nur im Serbischen erhalten, aber

ein Grund, weshalb es hier später entwickelt wäre, läßt sich nicht erkennen. Sind H. Pedersens Ausführungen KZ. 36, 338 richtig, so würde auch alb. *sofe* 'Krähe' auf eine Form mit idg. *k̂w* weisen.

Ferner hat W. Schulze KZ. 29, 261 griech. κόραφος· ποιὸς ὄρνις Hesych mit lit. *žvìrblis* (so akzentuiert Kurschat) 'Sperling' verglichen. Das ist eine Etymologie, die zwar wegen der mangelnden Bedeutung des Griechischen unsicher bleibt, gegen die sich aber lautlich nichts einwenden läßt, da auch hier eine zweisilbige Basis in beiden Sprachen vorliegt.

Dazu füge ich ein anderes, das mir etwas sicherer zu sein scheint.

Griech. κορέω 'fege, reinige', κόρος 'Besen' vergleicht Prellwitz mit lett. *sârni* 'Schlacken, sich absondernde Unreinigkeiten', *sârms* 'Lauge', lit. *szarmas* 'Aschenlauge', lett. *sarwis* 'Getreidesieb', *sarwe* 'Windsieb', ahd. *horo*, *horawes*, mhd. *hurwe* 'Kot, Schmutz'. Diese Zusammenstellungen scheinen mir von seiten der Bedeutung nicht sehr ansprechend zu sein.

L. Meyer 2, 367 gibt keine Etymologie an, und was bei Curtius 5, 156 angeführt wird, ist ebenfalls sehr unsicher.

Im Litauischen finden wir nun eine genaue Entsprechung in *szvarùs* 'sauber, rein, reinlich', *szvãrinu* 'reinigen, säubern'. Kurschat LDWB. fügt zwar hinzu, "vielleicht nur ein Scherzwort", aber im DLWB. wird es nicht so bezeichnet, und ich weiß auch nicht, worauf sich Kurschat bei dieser Annahme stützt. Jedenfalls scheint mir die Bedeutung und die Form zu den griechischen Wörtern ausgezeichnet zu stimmen.

BB. 6, 237 ist ferner lit. *szvánkus* 'fein, anständig' mit griech. κομψός 'geziert, fein' verglichen, was auch Prellwitz aufgenommen hat. Hier scheinen mir aber die Ablautsverhältnisse die Zusammenstellung zu verbieten.

Man kann diesen Fällen nun die anreihen, wo Formen mit und ohne *w*-Nachschlag nebeneinanderstehen. Griech. μάρπτω 'ich greife' und ai. *mr̥ś* 'berühren' ist gewiß eine sehr ansprechende Zusammenstellung. Grundform wäre *mₑrk̂u̯*.

Ebenso könnte man ohne Schwierigkeit böot. ὄκταλλος und ὄπωπα usw. vereinigen u. a. mehr.

Ich glaube also, man kann einen Schwund des *w* ebenso gut nach *k*-Lauten annehmen, wie er nach Dentalen und Labialen sicher steht, d. h., er trat im Indogermanischen unter

bisher unbekannten Bedingungen nach allen Verschlußlauten und *s* ein.

Nun bleibt noch ein Beispiel aus dem Lateinischen zu besprechen, lat. *combrētum* 'juncus maximus', lit. *szveñdrai* 'typha latifolia', aisl. *hu̯ǫnn* 'angelica archangelica', Lidén Uppsalastudier 94, Noreen Urg. Lautl. 173, Zupitza Germ. Gutt. 53. Ist die Gleichung richtig, so scheint allerdings idg. *k̂w* im Lateinischen zu *qw* geworden zu sein, da *combrētum* auf *quem-* zurückgeführt werden kann. Aber das ist ja durchaus nicht nötig, denn *o* kann auch altes *o* repräsentieren, und so hätte das Wort dieselbe Lautstufe wie das Germanische, und wir hätten in diesem Beispiel wieder einen Fall von idg. Schwund des *w* vor uns, der sich dem von *caseus* und *canis* ruhig an die Seite stellen läßt.

Wenn, um dies noch hinzuzufügen, ein idg. **ek̂wos*, ai. *aśvas* im Griechischen zu ἵππος, im Lateinischen zu *equos* geworden ist, und wenn im Griechischen anlaut. *k̂w* im Anlaut und Inlaut prinzipiell ebenso wie q^w behandelt ist, so muß man aus lat. *equos* schließen, daß idg. *k̂w* auch im Anlaut im Lateinischen zu *qu* geworden ist. Wenn das bei *caseus* und *canis* nicht der Fall ist, so genügt das eigentlich schon, die Annahme, daß dies die lautgesetzliche Entwicklung sei, unwahrscheinlich zu machen.

Der Unterschied, den wir aber in der Behandlung von q^w und *kw* im Lateinischen finden, läßt sich zweifellos daraus erklären, daß *w* im zweiten Falle tónend war, und daß daher *k* wie *g* vor *w* abfiel.

2. Zum *n*-Suffix im Lateinischen und Griechischen.

In seinem interessanten und in vielen Punkten überzeugenden Aufsatz IF. 15, 9 ff. über die lateinischen Wörter auf *-īca-*, *-īcus*, *-īcius*, *-īx* und Verwandtes spricht W. Otto verschiedentlich von einem bedeutungslosen Suffix *-n* im Lateinischen und Griechischen. Und in der Tat verändert das Suffix *-na* in *labīna* neben *labēs*, *ruīna* neben *rues* usw. die Bedeutung nicht im Geringsten oder nur sehr wenig. Man ist, was die Erklärung betrifft, im allgemeinen nicht in Schwierigkeiten, da das *n*-Suffix sehr verbreitet ist. Auffallend ist aber, daß wir es bei dieser Kategorie mit Worten sehr verschiedener Bedeutung und stets mit Femininen zu tun haben. Ich möchte daher die Aufmerksamkeit auf eine andere Möglichkeit der Erklärung lenken.

Es ist eine Eigentümlichkeit der indischen Deklination,

daß die *ā*- und *ī*-Stämme im Gen. Plur. die Endung *-nām* haben. Dieselbe Erscheinung kehrt bekanntlich in ahd. *gebōno* wieder, und W. Scherer versuchte daher, diese beiden Formen zu verbinden. Das hat man abgelehnt, weil das Gotische und auch das Angelsächsische diese Erweiterung nicht kennen. Immerhin könnte die Erscheinung älter sein als die arische Sonderentwicklung. Eine Erklärung dieser Endung hat ja sehr nahe gelegen. Man sieht darin eine Übertragung von den *n*-Stämmen, freilich nicht zu dem Zweck, wie Brugmann Grd. 2, 691 meinte, um den Gen. Plur. von dem Akk. Sing. zu scheiden. Die beiden Formen waren auch im Indischen noch durch den Silbenakzent hinreichend voneinander geschieden. Weshalb also die Analogiebildung eingetreten ist, können wir hier, wie in so vielen andern Fällen nicht sagen. Möglicherweise aber steckt doch etwas ganz anderes dahinter; denn das einfachste ist nicht immer das richtige. Zubatý SB. d. böhm. Ges. d. Wiss. 1897, 17, 16 f. hat daher eine andere Erklärung vorgeschlagen, der ich im Prinzip nicht ablehnend gegenüberstehe, die man aber auch nicht erweisen kann.

Das Indogermanische bildete zweifellos durch das Suffix *-iē*, Nom. *-ī* Feminina zu *o*-Stämmen, namentlich auch um das weibliche Tier zu bezeichnen. So haben wir zu ai. *vṛ́kas* Mask. das Fem. *vṛkī́ṣ* entsprechend got. *wulfs*, anord. *ylgr* 'Wölfin'. Zu ai. *śvā* 'Hund' gab es ein *k̂unī*, das in lat. *canes*, *canis* vorliegen wird.

So müssen wir denn zu *gallus* 'Hahn' ein **gallī* 'Henne' und zu *rēx* ein **rēgī* 'Königin' erwarten. In beiden Fällen heißt es lat. *gallīna*, *regīna*, wir haben es also, wie Otto sagt, mit einem bedeutungslosen *n*-Suffix zu tun. Nun kann man ja allerdings lat. *regīna* mit ai. *rājñī* verbinden. Hier finden wir ja auch das *n*, aber unmittelbar hinter dem Stamm, der nach der *iē*-Flexion abgewandelt wird, während das lat. Wort der *ā*-Deklination folgt. Die beiden Worte stimmen also nicht zusammen und haben wahrscheinlich direkt nichts miteinander zu tun. Es ist aber zu beachten, daß im Indischen das Mask. *rājā* der *n*-Deklination folgt, und daß daher sehr wohl ein ursprüngliches **rājī* durch seinen Einfluß zu *rajñī* umgestaltet sein kann. Es würde sich im Lateinischen also immer um das Plus eines *-n-* handeln. Sehen wir von dem *n* des indischen Wortes ab, so decken sich die beiden Worte in einem Fall in ihrer Flexion. Der ai. Gen. Plur. *rājñīnām* ist gleich lat. **regīnum*, wie wir als älteste Form ansetzen müssen. Ebenso ist *vṛkīṇām* = *gallīn(ar)um*.

Wenn man annimmt, daß der griech. θ-Aorist von einer einzigen Form ausgegangen ist, so wird man es vielleicht nicht zu kühn finden, daß *n*-Suffix von lat. *gallīna*, *regīna* von dem Gen. Plur. ausgehen zu lassen. Während in diesem Fall die alte Flexion ganz zugrunde gegangen ist, steht sie in andern noch regelrecht daneben. So vergleicht Otto a. a. O. S. 42 mit vollem Recht *ruēs* mit *ruīna*, *labēs* mit *labīna*, *rupēs* mit *rupīna*. In derselben Weise versteht er *scobīna* neben *scobis*. Hier hätten sich also aus der alten Flexion zwei Paradigmata entwickelt.

Ehe ich weiter gehe, möchte ich noch auf einen Fall ähnlicher, aber doch abweichender Art hinweisen. Lat. *urīna* stellt man mit Recht zu ai. *vāri* 'Wasser', lit. *júrės* 'Meer'. Vergleichen wir hier die Flexion, so ist nicht nur der Gen. Plur. *vārīṇām* = lat. *ūrīn(ar)um*, sondern in gewissem Sinne der Nom. Plur. *vārīṇi* = lat. *urīna*. Welcher Zusammenhang hier besteht, wird sich vielleicht später ergeben.

Wir finden ferner im Griechischen in dem Worte ὑcμῖν- eine merkwürdige Suffixkombination, insofern als die Basis doch in dem ὑc- steckt, ai. *yudh-*. Daran ist im Indogermanischen das Suffix *-ma-* getreten, und wir finden ai. *yudhmás* 'Kämpfer'. Ein nicht belegtes *yudhmī* würde zweifellos bedeuten, was zum Kämpfen gehört, und da das nicht die Kämpferin ist, so ist es der 'Kampf'. Dieses *yudhmī* liegt m. E. in griech. ὑcμῖ-ν- vor, während das *n* wie in den lateinischen Fällen von einem Kasus ausgegangen ist.

Wie sich im Lateinischen *ruēs* und *ruīna*, *labes* und *labīna*, *rupes* und *rupīna* neben einander finden, so steht im Griechischen nur der verschiedenen Entwicklung gemäß verschieden behandelt, γλωχῖν- 'Spitze, Ende' neben γλῶcca. Auch ὠδῖν- 'Schmerzen' sieht wie ein alter *ī*-Stamm aus. Man vergleiche ferner griech. ἀξίνη, lat. *ascia*, lat. *sentīna*, griech. ἄcιc. Lat. *farīna* 'Mehl' läßt **farī* 'zum *far* gehörig' voraussetzen. Lat. *concubīna* dürfte von **concubī*, einem Femininum zu *concubus* ausgegangen sein.

Was wir für das Suffix *-īnā* angenommen haben, läßt sich auch auf das Suffix -ῡνη anwenden. Neben χέλυc 'Schildkröte' steht äol. χελύνη. Ebenso kann man αἰcχύνη aus einem ursprünglichen *αἰcχύc herleiten. *lacūna* 'Graben, Vertiefung, Weiher' gehört sicher zu *lacus* und könnte aus dem alten Gen. Plur. entwickelt sein.

Ist die hier ausgesprochene Vermutung richtig, so würde also die Endung *-nām* bei den *ī*- und *ū*-Stämmen des Indischen älter sein als die indische Sonderentwicklung.

3. Zur Infinitivbildung im Griechischen.

In meinem Handbuch der griech. Laut- und Formenlehre habe ich einige, wie ich glaube, neue Erklärungen der griech. Infinitivbildung gegeben, die ich noch etwas ausführlicher begründen möchte.

Es ist längst anerkannt, daß sich im Griechischen die verschiedenen Infinitivendungen gegenseitig beeinflußt haben und daß dadurch Neubildungen erzeugt worden sind.

Allgemein gebilligt wird diese Erklärungsart für die Endung -μειν, die in Inschriften von Rhodos, Telos Karpathos, in Gela und Akragas erscheint. Man faßt sie auf als Kompromißbildung von -μεν und -ειν, vgl. Brugmann Gr. Gr.[3] 360.

Es liegt demnach außerordentlich nahe, die in dorischen Mundarten auftretenden -εν gegenüber attisch -ειν, lesb. -ην ebenfalls auf eine Kontamination von -μεν und -ειν (dor. -ην) zurückzuführen, nur daß hier die Analogiebildung gerade den umgekehrten Weg gegangen wäre. Das ist nicht auffallend, sondern nur zu erwarten; denn bei den Analogiebildungen wird gewöhnlich jede Art der Neubildung erschöpft. Diese Auffassung ist nichts weniger als neu. Ich finde sie zufällig schon bei Baunack Die Inschrift von Gortyn S. 75.

In den lesbischen Inschriften wird die Endung -ην dann auch auf den Passivaorist übertragen, statt -ημεναι sagte man -ην, und das geht weiter, sodaß man sogar zu Formen wie ὄμνυν, κέρναν, δίδων, πρόσταν kommt.

Es liegt bei diesem Vorgehen der Dialekte nahe, daran zu denken, daß sich auch schon im Urgriechischen die verschiedenen Infinitivformen gegenseitig beeinflußt haben. Die Endung des attischen -ειν, lesb. -ην muß auf ε-εν zurückgeführt werden. Welcher Konsonant dazwischen gestanden hat, läßt sich nicht ohne weiteres sagen, jedenfalls kann aber nur *j* oder *s* in Betracht kommen. Für *j* haben wir keinen Anhalt in den verwandten Sprachen, *s* dagegen kehrt sowohl im Lateinischen *dīcere* aus **deikesi* wie im Indischen (s. u.) wieder. Die Grundform wäre also *-esen*. Dafür fehlt aber die direkte Anknüpfung. Wir können nur einen Lokativ auf *-si* oder einen Dativ auf *-sai* sprachgeschichtlich erschließen. Da sich der Dativ auf *-sai* in δεῖξαι erhalten hat, so bleibt nur der Lokativ auf *-si* übrig. Da nun -σεν auf -μεν reimt, so liegt es doch sehr nahe, anzu-

nehmen, daß *-si* durch *-men* zu *-sen* umgestaltet ist. Dann sind die Infinitive auf -ειν den lateinischen auf *-ere* gleichzusetzen, wie sie ja auch in unzähligen Fällen direkt zu vergleichen sind: ἄγειν aus *ἄγεσεν, lat. *agere*, ἔδειν, lat. *edere*.

Ich glaube diese Erklärung liegt doch näher als die Vergleichung der griechischen Formen mit den indischen auf *-sáni*, die Brugmann vorschlägt, Gr. Gr.³ 361. Von dieser Bildung sind im Indischen nur belegt: *-bhūṣáṇi*, *śūṣáṇi*, *nēṣáṇi*, *sakṣáṇi*, *parṣáṇi*, *tarīṣáṇi*, *gr̥ṇīṣáṇi*, *-str̥ṇīṣáṇi*. Man erkennt sofort, daß diese Bildung mit der griechischen gar nicht verglichen werden kann, da ja der im Griechischen charakteristische 'Bindevokal' durchaus fehlt. *gr̥ṇīṣáṇi* und *str̥ṇīṣáṇi* sind von *-nā*-Präsentien gebildet, die im Griechischen diese Endung gar nicht haben.

Wie wir so eine Entsprechung zu den lat. Infinitiven auf *-ere* gefunden haben, so gibt es ja auch eine, wie man längst angenommen hat, zu den Infinitiven auf *-rī*. Man hat schon seit langem Formen wie τιμῆσαι mit den lat. wie *amarī* verglichen. Die Formen, die ursprünglich weder eine Beziehung auf das Tempus noch auf das Genus Verbi hatten, sind im Lateinischen an das Passivum, im Griechischen an den *s*-Aorist angeschlossen. Allerdings ist die Erklärung der lateinischen Formen nicht ganz sicher. In der Duenosinschrift finden wir *pakari*, das man als Infinitiv erklärt hat. Ich weiß hier vorläufig keinen Rat und verweise in betreff der lateinischen Formen auf Sommer Handbuch S. 631. Vorläufig möchte ich doch bei der alten Annahme stehen bleiben.

Wir fänden dann zwei wichtige Infinitivendungen des Griechischen im Lateinischen wieder.

Auch eine dritte Infinitivendung des Griechischen, die auf -μεναι, muß im Lateinischen sehr produktiv gewesen sein, sonst hätte sie nicht als lebendige Form in die 2. Pers. Plur. eindringen können.

Neben -μεναι steht nun im Griechischen -εναι, resp. -ναι, Endungen, die anzuknüpfen noch nicht recht gelungen ist. Die landläufige Erklärung findet sich bei Brugmann Gr. Gr.³ 360. Danach haben wir entweder von einem -Fεναι, kypr. δοFεναι, ai. *dāvánē*, oder von einem *-senai* auszugehen, das sich zu *-sen* in ἔχειν verhielte wie -μεν zu -μεναι. Die Parallele scheint höchst verlockend zu sein, und doch hat sie mehr als ein Bedenken gegen sich. Das erste, daß *-sen* in ἔχειν vielleicht jung ist, wird

man wohl nicht gelten lassen. Das andere aber ist das, daß nach dieser Annahme -ναι jünger sein muß als -εναι, daß aber tatsächlich -ναι zu gleicher Zeit auftritt wie -εναι. Bei Homer nun stehen z. B. folgende Formen nebeneinander:

κιχήμεναι und κιχῆναι, ἀήμεναι und ἀῆναι, στήμεναι und στῆναι, ἀλήμεναι und ἀλῆναι, δαήμεναι und δαῆναι. Nach der üblichen Erklärung mußte das eine *ē*-Stammauslaut, das andere Kontraktionsprodukt sein.

Ich habe nun in meinem Handb. d. griech. Laut- u. Formenl. S. 432 die m. E. schlagende Erklärung aufgestellt, daß -ναι aus *-mnai* hervorgegangen und somit eine Ablautsbildung zu *-menai* sei. Es stimmt diese Form auch genau zu J. Schmidts Regel, daß *-mn* nach dem Ton zu *-n* geworden sein soll. Später ist dann -ναι auch hinter Kürzen getreten, und es hat sich vielleicht mit unter dem Einfluß von δοϝέναι und ähnlichen Formen ein -εναι ausgebildet. Diese Erklärung hat auch Brugmann in seiner kurzen vergleichenden Grammatik als möglich angesehen.

Die Doppelheit der Infinitivbildung -μεναι und -ναι hat nun eine deutliche Parallele im Indischen. Denn wie -μεναι zu dem Partizipium -μενος, ai. *-māna* in engster Beziehung steht, so gehört -ναι zu einem *-nos*, das wir im Indischen in den Partizipien auf *-ānas* finden. Über die griechische Endung -ναι lehrt G. Meyer Gr. Gr.[3] § 597: "Die Endung -ναι erscheint an Infinitiven unthematischer Präsentien und Aoriste sowie des aktiven Perfekts und des Passivaorists bei Homer, im Ionischen, Attischen und Arkadischen." Im Indischen aber ist *-āna-* das Suffix der nicht auf ein *a* ausgehenden Tempusstämme, d. h., der athematischen Bildungen des Präsens, des Aorists und des Perfektums.

Daß das lange *ā* des Indischen der Ausgang der zweisilbigen schweren Basen ist, habe ich schon früher angenommen; es ergibt sich dies noch, wenn auch mannigfache Übertragungen stattgefunden haben, aus dem Material des Ṛgveda, wie es bei Delbrück Aind. Verbum S. 233 verzeichnet steht.

So gehört *vidāná-* zu der schweren Basis *widē*, lat. *vidēre*, Ablaut § 467; *ī́rāṇa-* zu *īr*, schwere Basis, Verb. *īrṇá-*; *ī́šāna-*, Verb. *īšita*; *gṛhāṇá-*, Verb. *gṛbhītá-*, *ōhāná-* zu 2 *ūh*, wohl schwere Basis, vgl. *ōhišē* RV.; *šáyāna-* zu *šī* 'liegen', wohl schwere Basis; *yodhāná-*, *ēi*-Basis, vgl. lat. *jubēre*; *mímāna-* zu 1 *mā* 'messen' usw.

Man kann nun mancherlei aus dem Griechischen direkt

vergleichen. Die Präsentia auf *-nā* bilden Partizipia auf *-ānas*, ai. *īṣṇānás, gṛṇānás, punānás, prīṇānás, minānás, vṛṇānás, śṛṇānás, śrīṇānás, stṛṇānás, jānānás.* Damit vergleiche man griech. die Infinitive auf -ναναι, wie sie heißen müßten, wenn sie noch vorhanden wären. Man vgl. *dádānas* mit διδόναι, *dádhānas* mit τιθέναι usw. Es scheint mir sehr wohl möglich, daß im Griechischen die Kürze in τιθέναι, διδόναι erst später eingedrungen ist, etwa nach Fällen wie τιθέμεν, wo sie wohl von Anfang berechtigt war.

Man kann auch daran denken, die 1. Sg. Konj. des Altindischen mit unsern Infinitiven zu verbinden und ai. *gāni* gleich βῆναι zu setzen. Doch ist hier auch noch manches andere möglich.

Im übrigen ist das Suffix nicht im Griechischen allein zur Infinitivbildung verwendet, auch das germ. *-an* in got. *bairan* geht ja auf *-onom* zurück, und auch diese Formen kann man mit der griechischen vereinigen.

Auch im Germanischen besteht ja nicht durchweg *-an*, sondern bei den langvokalischen Verben tritt einfach *-n* an. Da die *ē*-Verben zum Teil den griechischen Passivaoristen auf *-ē* entsprechen, so kann man vergleichen ahd. *habēn, dagēn* usw. aus **habēnam, *dagēnam* mit griech. φανῆναι, ῥυῆναι usw. Und στῆναι entspricht einerseits, abgesehen vom Vokalismus, ahd. *stān, stēn* und anderseits ai. *sthānam* 'Standort'.

Im Anschluß hieran möchte ich noch einiges zu dem weit verbreiteten Suffix *-meno-* und seinen Ablautsstufen sagen, das wir hier in der Infinitivbildung wieder angetroffen haben.

Joh. Schmidt hat sich in der Kritik der Sonantentheorie S. 133 gegen die landläufige Erklärung des Suffixes von got. *fraistubni, fastubni, witubni, waldufni, wundufni* gewandt. Hier sollen nämlich nach Sievers PBrB. 5, 180, Anm. 2 *-bn* und *-fn* aus *-mn* entstanden sein, *witubni* ginge auf ein **widm̥ni* zurück, das zu ai. *vidmán-* gehören würde. Ich glaube nicht, daß Joh. Schmidt durch seine Ausführungen viele an dieser überzeugenden Erklärung irre gemacht hat. Ich möchte aber die bisherige Ansicht etwas verstärken, indem ich aus andern Sprachen diese Suffixgestalt *-m̥n* nachweise. Schon als Student habe ich die Ansicht vertreten, daß das ai. Suffix *-ana-* in *ádanam* 'Futter' usw. auf ein idg. **édm̥nom* zurückgehen könne. Ich habe dies damals mit der Ansicht verquickt, daß das Suffix *-āna-* auf *-m̥no-* zurückgeführt werden könne. Nun, davon bin ich natürlich längst abgekommen,

und ich habe auch eine andere, und, wie ich glaube, bessere Erklärung des *-āna* gegeben. Daß aber in *-anam* ein *-m̥no-* steckt, das scheint mir die Fülle von Gleichungen zu ergeben, die im Indischen nebeneinanderstehen. Ich finde nämlich, daß im Ṛgveda auf Grund der Sammlungen Lindners (Altindische Nominalbildung), folgende Beispiele nebeneinander stehen:

ádanam 'Futter' *ádman* 'Speise'
áyanam 'Gang' *ḗman* 'Gang'
káraṇam 'Tat' *kárman* 'Tat'
pátanam 'Sturz' *pátman* 'Flug'
bándhanam 'Band' griech. πεῖϲμα
bháraṇam 'Tracht' *bhárman* 'Erhaltung'
bhúvanam 'Welt' *bhū́man* 'Welt'
vásanam 'Gewand' *vásman* 'Decke'
śā́sanam 'Befehl' *śā́sman* 'Lob'
sádanam 'Sitz' *sádman* 'Sitz'
hávanam 'Anrufung' *hṓman* 'Rufen'
yṓjanam 'Gespann' gr. ζεῦγμα 'Verbindung'

pra-jánanam 'Zeugung' *jániman* 'Geburt'

Ging die Basis auf einen langen Vokal aus, so konnte das *m* natürlich nicht silbisch werden, und wir finden daher einfaches *n*, z. B.

dā́nam 'das Geben' *dā́man* 'das Geben'
sthā́nam 'Standort' *sthā́man* 'Standort'
ni-dhā́nam 'Behälter' *dḥā́man* 'Wohnstätte'
ā-dā́nam 'Binden' *dā́man* 'Band'.

Und schließlich finden wir auch, daß dem *-ana* oder *-(ā)na* ein einfaches *-mo* gegenübersteht. *pra-jñā́nam* 'Erkenntnis' griech. γνώμη *pra-áṇanam* 'Atmen' griech. ἄνεμοϲ, wozu vielleicht noch einige andere Fälle kommen.

Wird durch diese Zusammenstellungen die Sache schon sehr wahrscheinlich, so kann man doch zu weiterer Unterstützung das Griechische heranziehen, da sich auch hier -ανο aus *-m̥no* ergeben mußte. Tatsächlich finden wir im Griechischen hom. ἑανόϲ zu ai. *vásanam*, *vásman*, griech. εἷμα, ἐδανόϲ 'Speise' zu ai. *ádanam*, *ádman*, κτέανον 'Besitz' zu κτῆμα.

Der Zweck dieses Exkurses war, die Endung *-m̥no* resp. *-no* im weitern Umfang nachzuweisen, um die Auffassung der griechischen Infinitive zu stützen. Und ich denke in der Tat, daß ai. *pra-jñā́nam* 'Erkenntnis' und γνῶναι, *sthā́nam* und ϲτῆναι tadellose Gleichungen sind.

Am Schluß möchte ich aber noch einmal in einer kurzen Zusammenstellung die Punkte angeben, in denen sich die griechische und lateinische Infinitivbildung vergleichen läßt.

Wir finden

1. Dative von Wurzelnomina ἐνεῖκαι, εἶπαι, χεῦαι zu lat. *agi* usw.
2. Dative von *s*-Stämmen τιμῆcαι, lat. *amārī.*
3. Lokative von *s*-Stämmen, ἄγε(c)εν für *ἄγε(c)ι = lat. *dīcere.*
4. Dative von *-men*-Stämmen, ἑcτάμεναι, lat. *feriminī.*

Es läßt sich die Bedeutung dieser Übereinstimmung wohl nicht verkennen, selbst wenn wir den zweiten Punkt als unsicher ausscheiden sollten. Sie kommt zu denen hinzu, die ich schon in meinem Handbuch der griech. Laut- und Formenlehre angeführt habe.

4. Nochmals griech. φερόντων.

IF. 7, 179 ff. habe ich die alte Vermutung wieder aufgenommen, daß φερόντων eine altererbte Form und dem ai. *bhárantām*, 3. Pl. Imperat. medii gleichzusetzen sei. Ich habe dann auch das got. *baírandau* hinzugefügt, das sich nach meiner Fassung der germanischen Auslautsgesetze aus **bherontōm* herleiten läßt. Gegen die genannte Gleichung haben sich Brugmann Gr. Gr.³ 342, Anm. und Wackernagel Verm. Beitr. 51, Anm. ausgesprochen, ohne mich indessen zu überzeugen. Ich möchte daher noch einmal auf diese Formen zu sprechen kommen, weil ich glaube, zeigen zu können, daß das Griechische es schwerlich zuläßt, φερόντων als Neuschöpfung aufzufassen. Ich habe an der angeführten Stelle darauf hingewiesen, daß die Formen auf -όντων älter sind, als die auf -όντω, da unsere älteste Quelle, Homer, sie ausschließlich hat. Dagegen wendet Brugmann a. a. O. ein, daß dabei der Unterschied der Dialekte gar nicht berücksichtigt sei. "Darnach dürfte man auch — um ein Beispiel statt vieler zu geben — hom. cύ nicht für Umbildung von τύ halten, weil letzteres erst in nachhomer. Zeit belegt ist. Ist denn homerisch und urgriechisch dasselbe?" Es wird keiner leugnen, daß in den Dialekten, deren Denkmäler später sind als Homer, Formen auftreten können, die altertümlicher sind als die homerischen. Aber immerhin wird man doch das tatsächlich als älter Belegte zunächst auch als das historisch Ältere ansehen dürfen. Nun kann ein Dialektgebiet, das nur e i n e Form kennt, allerdings keine Entscheidung geben. Aber wir besitzen glücklicherweise einen Ort, wo beide Formen, die auf -όντων und die auf -όντω, nebeneinander auftreten, und hier wird man die Tatsachen befragen

müssen, um eine Entscheidung zu gewinnen. Ich möchte aber gleich hier auf eine Bemerkung Wackernagels Verm. Beitr. 51 hinweisen. Nachdem er auseinandergesetzt hat, wie die Entwicklung der Formen vor sich gegangen sei, sagt er am Schluß: "Über die Fortdauer (der äolischen Endung) -ντον haben wir uns weniger zu wundern als über die Allgemeinheit von -ντων, wofür die sonstige Verbalflexion gar kein Muster lieferte"[1]. In der Tat muß man sich darüber wundern, weshalb man nicht das angeblich nach φερέτω geschaffene φερόντω, das durchaus deutlich als Plural charakterisiert war, beibehielt. Ich würde es für viel wahrscheinlicher halten, wenn man zu dem Verhältnis φερέτω : φερόντων ein φερόντω geschaffen hätte. Und daß dies der Weg der Sprachentwicklung gewesen ist, läßt sich, wie ich glaube, zeigen.

Im Delphischen, das uns eine solche Fülle von Inschriften bietet, liegen folgende Tatsachen vor: Die große Labyadeninschrift (Co. 2561), die Baunack in das erste Jahrzehnt des 4. Jahrh. setzt, hat δεκέσθων A. 53, ἐπιτελεόντων B. 23, συναγόντων B. 24, τελεόντ[ων C. 10, ἐπιτελεόντων C. 14, καττιθέντων C. 34, ὀτοτυζόντων C. 36, θωεόντων D. 19. πρασσόντων D. 21, aber kein einziges Beispiel einer Form auf -ντω. Mit dem Amphiktyonengesetz vom Jahre 380 (Co. 2501) steht es ebenso. ἐκπρασσόντων 13, συναγόντων 14, π[ρασ]σόντων 17, ἀποτεισάντων 18, στρατευόντων 20, ζαμιόντων 25, ἐόντων 31, ἐφακείσθων 37, ζαμιούντων 43, ἀγόντων 45, εἱλέσθων 48. In den Inschriften des zweiten Jahrhunderts finden sich zwar noch häufig Formen auf -ντων, aber daneben treten solche auf -ντω auf. Ich habe das im einzelnen nicht weiter verfolgt. Der Tatbestand ist also im Delphischen ganz klar. Die ältesten Inschriften haben ausschließlich -ντων, später tritt -ντω daneben, das sich als eine Umbildung nach dem Muster der sonstigen Verbalflexion durchaus verstehen läßt[2].

Unter den dorischen Dialekten bietet uns die große Inschrift von Gortyn ein verhältnismäßig altes Denkmal, das wohl noch

1) Von mir gesperrt.

2) Im Delphischen kommt auch ἔστων neben ὄντων und ἐόντων vor. Da hätten wir dann den Beweis für die gewöhnliche Annahme, denn ἔστων kann eben nur Pluralisierung von ἔστω sein. Leider zeigen die Tatsachen wieder, daß (ἐ)όντων viel älter ist als ἔστων. Denn es steht schon Co. 2501, 31 in der Inschrift aus dem Jahre 380, während ἔστων erst in den Inschriften des 2. Jahrh. vor Christus auftaucht.

aus dem 5. Jahrhundert stammt. Es sind nur die 3. Personen Sing. und Plur. belegt, erstere ziemlich häufig. Für die 3. Person Plur. liegt vor ἐκοντõν 10, 20, 11, 36, διαλακοντõν 5, 50. Und auch sonst ist im Kretischen, so viel ich sehe, nur -ντων und daneben seltener -τωσαν zu finden. Wunderbar wäre es nicht, wenn in jüngern Quellen auch -ντω auftauchte. Wenn die übrigen dorischen Inschriften -ντω haben, so kann das, da daneben kein -ντων belegt ist und daher die zeitliche Aufeinanderfolge nicht bestimmt werden kann, nichts beweisen.

Aber Belege für -ντων lassen sich auch noch aus alten Urkunden anführen. So hat die elische Inschrift Co. 1159, die Kirchhoff in das 5. Jahrhundert setzt, τιμώστων.

Ferner hat das Äolische durchweg die Endung -ντον, im Medium -σθον, die sich wohl aus einer Verkürzung im Sandhi erklären.

Wackernagels abweichende Erklärung leuchtet mir nicht ein. Fassen wir die Tatsachen zusammen, so haben wir bei Homer und im Ionisch-Attischen, im Kretischen, im ältesten Delphischen, im Elischen und wahrscheinlich im Äolischen die Endung -ντων. Wir finden im jüngern Delphischen und sonst die als Analogiebildung leicht verständliche Form -οντω. Hätten wir auch auf außergriechischem Sprachgebiet gar keine Parallele, so müßten wir doch φερόντων für die älteste griechische Form erklären.

Leipzig-Gohlis. H. Hirt.

Das Suffix *-uma-* im Lettischen.

Eine Skizze aus dem Sprachleben.

I. Substantiva von Adjektiven.

Durch das Suffix *-uma-* werden im Lettischen Substantiva zu Adjektiven gebildet: *áugstùms*, Höhe : *áugsts*, hoch; *turùms*, Nähe : *tuvs*; *vecùms*, Alter : *vecs*; *lẽlùms*, Größe : *lẽls*; *greznùms*, Schmuck : *grezns*; *cẽtùms*, das Harte, Feste, Gefängnis : *cẽts*; *ùlas baltùms*, Eiweiß : *balts*; *sàrkanùms*, Röte : *sàrkàns*; *rẽlígùms*, Gefallsucht : *rẽlígs*; *pãrákùms*, Vorzug : *pãráks* usw. Im Vergleich zu dem Suffix *-ība* bezeichnet *-uma-* mehr das Konkrete, während *-ība* in der Regel zur Bezeichnung des Abstrakten dient, z. B.

cẽtùms, das Feste, Harte, Gefängnis : *cẽtība*, Strenge; *grezn'ùms*, Putz, *grezníba*, Pracht, Üppigkeit, *áugstùms*, Höhe, *áugstíba*, Hoheit.

Diese Substantiva sind in der Regel männlichen Geschlechts. Feminina kenne ich nur zwei: *siltuma*, in Livland gebräuchlich, z. B. in Golgowsky, neben dem gewöhnlichen *sìltùms*, Wärme, : *sìlts*, und *goisuma*, Licht (Stockmannshof, Odensee, Römershof), wohl zu einem adjektivischen *u*-Stamm **gaisu-s*, daraus *gáišs*, hell. Diese Bildungen sind nicht nur von primären, sondern auch von sekundären Adjektiven möglich: *vēlígùms* BV.[1]) 85, 2 : *vēlígs*, fröhlich, gefallsüchtig, *bùrrigùms*, der zauberhafte Reiz, *sàrkanùms*, Röte, das Rote.

II. Substantiva von Substantiven.

Als Sekundärsuffix erscheint -*uma* vereinzelt auch in Ableitungen von Substantiven: *miltùms* (*es ne miltumu neesmu édis*, ich habe nichts zu essen bekommen) : *milti*, Mehl; *linùms*, das Gemäsch des Netzes (Rojen, Salis, DL. 2, 105) : *lini*; *plànkùms*, ein Flecken, vgl. lit. *plankumas*, Fleck; *sẽna plànkùms*, zusammengeharktes Heu : *plànki* (*sẽnu sagrábt plànkũs*, das Heu dichter zusammenharken, solange es noch nicht ganz trocken ist. Hug.); *káunùms* von *káuns*, Scham; *lẽtùms*, Nutzen von *lẽta* (Ullmann Wtb.); *šukùms*, Scherbe, Stück, von *šuk'is*, Scherbe; *čupùms*, Haufe, von *čupa*, Haufe LP. 7, 842. Außerdem sei erwähnt die Neubildung *visùms*, das All, Universum, von *viss*; *virsùms*, das Obere, von *virsus*. Dem Substantiv *austrùms*, Osten, liegt *austrs*, Ostwind, zugrunde. Die entgegengesetzte Weltgegend *rẽtùms*, Westen : *rẽtét*, aufgehen, hat wohl die Endung -*uma*- in *austrùms* begünstigt; anderseits ist *rẽtùms* von *austrùms* insofern beeinflußt, als die neben *rẽtùms* existierende Form *rẽtrùms* ihr *r* vor -*ums* ohne Zweifel von *austrùms* erhalten hat. Zur Bedeutung von *rẽtùms* vergl. *lékums*: *Balti bija kūmu gàldi, kur tẽ šk'ẽlti, kur*

1) *BV.* = *Latvju dainas Kr. Barūna un H. Vissendorffa izdūtas.*

DL. = *Dẽnas Lapas etnografiskais pẽlikùms.*

JK. = *Jelgavas Latvẽšu Bẽdrības Rakstnẽcības Nūdal'as Rakstu krájùms.*

LP. = *Anss Lerchis Puškáitis Latvẽšu táutas teikas un pasakas.*

Ltd. = *Latvẽšu táutas dzẽsmas druká dũtas nũ Latvẽšu draugu bẽdrības.*

RK. = *Rakstu krájùms, izdũts nũ Rigas Latvẽšu Bẽdrības Zinību Komisijas.*

nešk'elti? Vai tī šk'elti saulīté, vai mēneša lēkumā (BV. 1421), zur Zeit, wo der Mond aufgegangen ist und am Himmel leuchtet.

III. Verbalabstrakta auf *-uma-*.

Durch Anhängung von *-uma-* an den Stamm des Präteritums können Substantiva gebildet werden von jedem intransitiven, transitiven und unpersönlichen Verb, und zwar ebenso gut von primären wie von abgeleiteten Verben. Bielenstein ist im Irrtum, wenn er (Lett. Spr. 1, 303) behauptet, daß von mehrsilbigen, d. h. im allgemeinen abgeleiteten Verben diese Bildungen seltener seien als die primären: *cèlums*, Hebung, das Gehobene: *cèlu*; *devums*, Gabe: *devu*; *lējums*, Guß, das Gegossene: *lēju*; *ganījums*, Hütung: *ganīju*; *meklējums*, das Suchen: *meklēju*; *šūpŭjums*, das Schaukeln: *šūpŭju*; *sukājums*, das Bürsten: *sukāju*.

Bei den auf Gutturale auslautenden Verben, deren Präteritum dem litauischen Präteritum auf *-iau*, *-ei*, *ė* gleicht (Wiedemann d. lit. Präter. 180), unterscheidet sich das Präteritum von den dazu gehörigen Verbalabstrakten dadurch, daß jenes die Mischlaute *c*, *dz* oder *č*, *dž*, dieses aber die reinen Gutturale aufweist: *braukums*, Fahrt: Präter. *braucu*, *braučù*, *slēgums*, Verschließung, Verschluß: *slēdzu*, *slēdžu*. Bei den Substantiven auf *-uma-* treten die Mischlaute nur dialektisch auf: *braucumiñš* BV. 991 (Kreutzburg), *slēdzumiñš* BV. 3137.

Vom Präsensstamm scheinen gebildet zu sein: *rēk'inums*, Rechnung: *rēk'inu*, Prät. *rek'ināju*; *krēnums*, das Schönste und Beste einer Sache (vgl. Ulmann Wtb.): *krēt*, abrahmen, Präs. *krēnu*, Prät. *krēju*, wozu das regelrechte Substantiv *krējums*, Schmant; *ēdarums* statt *ēdarījums*, die Butter, die beim Beginn des Butterns in den Schmant getan wird (Kandau): *ēdarīt*, Präs. *ēdaru*, Prät. *ēdarīju*; *zilinums*, Indigo (Kandau): *zilināt*, bläuen, Präs. *zilinu*, Prät. *zilināju*; *rēbjums*, Ekel (Austrums 18, 194), statt des gewöhnlichen *rēbums*: *rēbt*, Ekel empfinden, Präs. *rēbju*, Prät. *rēbu*; *apkŭpjums*, Pflege (Kalniń Ŭzulkalna mácítajs 51), statt des gewöhnlichen *apkŭpums*: *apkŭpt*, pflegen, Präs. *apkŭpju*, Prät. *apkŭpu*. In der Tat erweist sich aber *rēk'inums* als eine Umdeutung des deutschen 'Rechnung', wie *lērums* von dem deutschen 'Lärm'. *Zilinums*, *ēdarums* ist aber ohne Zweifel im Anschluß an das Part. auf *-ams* (s. unten) entstanden, wie die neben ihnen in Kandau gebräuchlichen Wörter in derselben Bedeutung, nämlich *zilinàms*, *ēdaràms*, beweisen. Ebenso sind

krẽnùms, *rẽbjùms*, *apkũpjùms*, *gul'ùms*, das Schlafen, BV. 10296, *mal'ùms*, das Mahlen, RK. 13, 78 zu erklären. Manche scheinbar vom Präsenstamm abgeleiteten Verbalabstrakta auf *-uma-* gehen auf primäre Präteritalsstämme zurück, die jetzt außer Gebrauch gekommen sind und an deren Stelle Formen von einem sekundären Stamme entstanden sind, z. B. *gulùms* BV. 3259, das Schlafen, Liegen, neben dem jetzt mehr gebräuchlichen *guléjùms*, vgl. *ap-gùltẽs*, Prät. *ap-gulũs*; *spidùms*, Glanz; vgl. lit. *spį́stu*, *spìndau*, *spį́sti*, zu glänzen beginnen, lett. *atspístu*, *atspídu*, *atspist*. Ob das in Alt- und Neu-Salis vorkommende Substantiv *radùms*, Geburt: *es nũ radum te* Alt-Salis; *viṅč tâds nũ radum* Neu-Salis, RK. 13, 94, in Anlehnung an das Partizip *radàms* hervorgegangen oder als ein Denominativ von *rads* anzusehen sei (vgl. russisch *otъ rodu*, von Geburt), wage ich nicht zu entscheiden.

Im Part. Perf. fällt im Lettischen häufig das *u* nach *j* aus, z. B. *zináiši* aus *zinájuši*, *redzéiši* aus *redzéjuši*, *bíši* aus *bijuši*. Solchen Ausfall des *u* nach *j* finden wir auch, wenn auch nicht oft, in den Verbalabstrakta auf *-uma-*. Ein sicheres Beispiel dieser Art haben wir an *sálims*, das ich in Annenhof, Blieden und Remten gehört habe, vgl. Ulmann Wtb. und DL. 1, 46, und das ohne Zweifel aus dem im Lettischen gebräuchlichen *sálijùms*, Salzlake, entstanden ist. In Neu-Schwanenburg hörte ich von einer Person *sáleims*, von einer andern *sálejums*. In Neu- und Alt-Schwanenburg geht *i* vor *j* in *e* über. In *kréims*, Sahne, der Nebenform zu *kréjùms*, haben wir wohl nicht mit Leskien (Ablaut 275) die Vokalstufe *ei* und das Suffix *-ma-* zu suchen, sondern *kréims* ist wohl aus *kréjùms* durch Ausfall des *u* hervorgegangen, wie das oben genannte *sáleims* aus *salejùms*. Auch in dem bis jetzt unaufgeklärten Wort *puträims*, Grützkorn, scheint mir das einzig in seiner Art dastehende Suffix *-aima-* durch die Annahme eines ausgefallenen *u* nach *j* befriedigend beseitigt und die Form verständlich gemacht werden zu können. Für *putráimi* finden wir in vielen Gegenden *putrāmi* (in Bersohn, Lösern, Sissegal, Saußen und Fehteln BB. 14, 120), *putrẹmi*, mit Umlaut des *a*, in Alt-Pebalg; *putráims*, aus **putrájams*, Part. Präs. von *putrât*, Grütze machen, somit ist *putráims* das, mit dessen Hilfe man Grütze kocht. Zu *putráimi*, *putrāmi* aus **putrá-jami* vgl. die dialektischen Dative Sing. *labáim*, *labām*, aus *labajam* oder *labājam*, Endzelin BB. 27, 312.

Das dem lettischen *-uma-* entsprechende litauische *-ima-*

bildet Verbalabstrakta auch zu reflexiven und reziproken Zeitwörtern und zwar mit dem infigierten Reflexivpronomen *si*, z. B. *nusidãrimas*, Begebenheit, *po saules nusilaidimo* (Schleicher Leseb. 201) *po trumpo susikalbejumo* (Schleicher Leseb. 174), nach kurzer Unterhaltung. Die lettische Sprache kennt meines Wissens nur eine einzige Bildung dieser Art: *izsamisùms*, Verzweiflung, von *izsamist*, verzweifeln.

Wohl aber besitzt die lettische Sprache dialektisch in Livland und Kurland eine reflexive Endung *-umẽs*, Akk. *umũs*: *Vai tad tas kúds agri célumẽs?*, heißt denn das früh aufgestanden sein? *strúdájám ar šãríta célumũs* (Remten), *cálumũs* (Neu-Schwanenburg, Golgowsky), *cálumús* (Swidsen), wir arbeiten, seitdem wir heute Morgen aufgestanden sind. *Vai tu vel guli ar vakarẽjů gulumũs* (Alt-Pebalg, Golgowsky)?, schläfst du noch, seitdem du dich gestern hingelegt hast? *Kas atlec nũ agri cẽlumás?*, was hat man von dem frühen Aufstehen? (Alt-Pebalg). Im Litauischen (bei Dowkont) kommen ähnliche reflexive Verbalabstrakta vor: *elgìmìjs*, im Benehmen, *tejsìnìmìjs*, beim Prozessieren (Lokat.), *žvalgymu-s* Gen. Plur. vgl. Zubatý IF. 8, 217 und Miklosich Synt. 108.

Die Verbalabstrakta auf *-uma-* bezeichnen

1. Die vollendete Handlung: *Pirtéi mana lĩgariņa vakaréju gãjumiņu* (Instr.) BV. 1117, meine Frau ist in der Badstube, seitdem sie gestern dahin gegangen ist, eigentlich: mit dem gestrigen Gange. *Es nebiju pẽ bãliņa áizpẽrnů bijumiņu* (Instr.) BV. 3779, ich war nicht bei meinem Brüderchen seit dem vorigen Jahr, eigentlich: mit dem vorjährigen Gewesensein. *Lái gul mana mãmulíte vakaréju guluminu* (Instr.) BV. 3259, vgl. 3305, mag mein Mütterchen schlafen, wie sie sich gestern hingelegt hat. *Stallí zvẽdza kumeliņi vakarríta baŗũjumu* (Instr.) BV. 3137, 2, im Stalle wieherten die Rosse, weil sie gestern Morgen zuletzt gefüttert worden sind, eigentlich mit der gestern Morgen erfolgten Fütterung. *Trís reizítes kreklu vìlku vẽnu pašu mazgájumu* (Instr.) BV. 3317, S. 935, dreimal zog ich das einmal gewaschene Hemd an, eigentlich: mit der einmal erfolgten Waschung. *Paldẽs saku mãmiņai par agráju céluminu* Ltd. 2441, ich sage meinem Mütterchen Dank dafür, daß sie mich früh geweckt hat. *Smálkais l'ẽtìņš) nũlija péc pérkũna gráudumiņu* BV. 644, ein feiner Regen fiel nach dem Rollen des Donners. *Atklẽdzẽs, táutu méita, pa manam klẽgumam* BV. 240, 2, S. 813, antworte, mein Liebchen, auf meinen Ruf. *Nũ tã ũda kritumiņa visa zeme nũríbéja* BV. 2744,

von dem Fall der Mücke erdröhnte die ganze Erde. *Klausi manu lúguminu par kājiņu avuminu, par gàlviņas sukájumu* BV. 4384, erfülle meine Bitte, da ich deine Füße bekleidet und dein Haar gekämmt habe. *Péc septiņi gadu mekléjuma* LP. 6, 1032, nach siebenjährigem Suchen. *Visi gaida, vẽns dabúja, citẽm acu redzéjùms* BV. 1946, alle warten, einer erwarb mich, die andern haben nur die Augenweide.

Die Vollendung der Handlung ist nicht selten durch eine temporale Bestimmung ausdrücklich als solche bezeichnet: *Spéki nũ pìrmitéja dzéruma pẽauguši* LP. 6, 520, die Kräfte hätten sich dadurch vermehrt, daß er früher getrunken hatte. *Azáidiņu māmuliņa par šī ríta ganíjumu* BV. 972, 1, 2, Mütterchen, gieb mir die Mahlzeit, weil ich heute Morgen das Vieh gehütet habe. *Kũ velẽs par šīs nakts šàrgájumu?* LP. 5, 301, was begehrst du dafür, daß du diese Nacht gehütet hast?

2. Oft drückt das Verbalabstraktum auf *-uma-* das Resultat, die Folge der vollendeten Handlung aus: *Es māsiņai pakaľ gāju pa skujiņas biruminu* Ltd. 953, ich folgte dem Schwesterchen nach den hingestreuten Tannenreisern. *Nũ celiņa vẽn pazinu bāra bérna tecéjumu* BV. 4617, an dem Wege allein erkannte ich den Gang des Waisenkindes. *Pazīst láča tupéjumu, gājumu nepazīst* RK. 7, 503, man erkennt die Stelle, wo der Bär gesessen hat, erkennt aber nicht die Stelle, wo er gegangen ist. *Vìņš vicina pa velna nũpľāvumu izkapti* LP. 5, 340, er schwingt über die vom Teufel abgemähte Stelle seine Sense. *Apmazgájuse izdūrumus un acis atkal izdzẽdéjuse* LP. 6, 766, sie habe die ausgestochenen Stellen gewaschen und die Augen wieder hergestellt. *Pàmpùms, pumpùms, úztúkùms*, die Geschwulst; *nũplukùms, nũplucinájùms*, das Verbrühen; *izsitùms*, der Ausschlag; *bites dzélùms*, der Bienenstich; *ẽgrẽzùms*, die Schnittwunde; *ẽvainũjùms*, die Verwundung; *saséjùms*, der Verband; *lúzùms*, der Bruch; *liméjùms*, die Verrenkung.

3. Als das Resultat der Handlung erscheint vielfach der auf die Handlung folgende Zustand: *Zak'is apreibumá gan izléca árá* LP., der Hase sprang wohl im betäubten Zustande heraus; *dzérumá, ẽdzérumá, ẽsilumá, réibumá*, im trunkenen Zustande; *apmùlsumá*, in der Verwirrung; *būrùms atkapẽs*, der Zauber war gelöst; *apskáudùms nepẽlip* LP. 5, 23, das durch die Künste eines neidischen bösen Menschen, besonders durch den neidischen Blick heraufbeschworene Unglück tritt nicht ein.

4. Die zu transitiven Verben gehörigen Verbalabstrakta haben vielfach eine gewisse passive Bedeutung, insofern sie das durch die Handlung Hervorgebrachte bezeichnen: *Vái tu gribi pazáudêt savu dēva devumiņu?* BV. 1604, willst du das dir von Gott Geschenkte verlieren, die Gottesgabe? *Bitît, tavu šuvumiņu baznîcá dedzinája, māmiņ tavu darîjumu táutiņás nũralkája* BV. 1991, 3, S. 900, Biene, das von dir Bereitete brannte man in der Kirche; Mütterchen, das von dir Gemachte trug man in der Fremde ab. *Vecajam káuns gandrîz pārvedumu rādît* LP. 5, 210, der Alte hat beinahe Schande das von ihm nach Hause Geführte zu zeigen. *Visa gada pèlnîjumu peléka áitiņa apêd* RK. 7, 307, 1, S. 63 = *pelņu* 307, 2, *krájumu* 307, 3, ein graues Schäfchen verzehrt das während des ganzen Jahres Verdiente, Gesammelte.

5. Daß die Verbalabstrakta auf *-uma-* als das Resultat der Handlung nicht selten etwas Gegenständliches erscheinen lassen können, bedarf keiner weiteren Ausführung: *kréjùms* zu *krēt*, das Abgerahmte, Rahm, *vezùms*, Fuder, *lídùms*, *plésùms*, Reißland, *virùms*, Gericht; *ēt pa arumēm*, über das gepflügte Feld gehen. *Cáune vìlka áudekliņu sáusas egles galiņá; dagājuši dēva déli sajáuc cáunes áudumiņu* BV. 2407, S. 914, vgl. 2109 *audekliņu* statt *áudumiņu*, der Marder zog das Gewebe in die Spitze der trockenen Tanne: die Söhne Gottes waren hinzugekommen und verwirrten das Gewebte (passivisch) oder das Gewebe, die Leinwand (konkret).

Die Grenzlinie zwischen den Bedeutungsschattierungen der Verbalabstrakta auf *-uma-* ist so fein, daß man vielfach, wie in dem letztgenannten Satz, im Zweifel sein kann, welche Bedeutung man im gegebenen Falle vor sich hat. Die jedesmalige Bedeutung wird durch den Zusammenhang im Satze bestimmt. Man vergleiche folgende Sätze untereinander: *nũ tā ũda krituminа visa zeme nũrîbéja* (der Fall, vollendete Handlung) mit *cits uguni taisa, cits kritumus nes* Austr. 13, 376, der eine macht Feuer an, der andere bringt gefallenes Holz (konkrete Bedeutung); *nu metēt lēcinēki* (*náudu*) *par édumu, par dzérumu*, nun gebt Geld dafür, daß ihr gegessen und getrunken habt (vollendete Handlung) oder für die Speise und den Trank (konkret), wie in Neu-Schwanenburg: *lopa ēkritusi ádumā*, das Blatt ist in die Speise gefallen, mit *dzérumá vìņš tũ padarîjis*, im trunkenen Zustande hat er das getan; *pirté mana līgaviņa vakaréju gājumiņu* (vollendete Handlung) mit *pazīst láča tupéjumu, gājumu* (die Fußspuren, Folge

der Handlung) *nepazīst*, oder mit *nepaturi baleliñi, manu sūru gājumiñu*, halte nicht zurück, Brüderchen, meinen sauer erworbenen Lohn (Resultat der Handlung); *plésèt skalus bāleliñi, nāks méitiñas vakarét; citam cìmdi, citam zekes par skaliñu plésumiñu*. Arûn Tdz. 677, schleißet Pergel, Brüderchen, die Mädchen werden zur Abendarbeit kommen; mancher wird Handschuhe, mancher Strümpfe für das Schleißen der Pergel erhalten (vollendete Handlung) mit *plésumá ecét*, im Reißlande eggen (konkret).

Die vollendete Handlung ist vielfach in der Zukunft vorzustellen: *Vèlts bús màns jájumíš* DL. 4, 124, vergeblich wird mein Ritt sein. *Dèverít, man bālít, áizjúdz manu kumeliñ! Es tev dũšu savu māsu par kumel'a áizjúgumu* Ltd. 1930, Schwägerlein, mein Brüderchen, spanne mein Roß an. Ich werde dir meine Schwester für das Anspannen (wenn du angespannt haben wirst) zur Frau geben. *Brālíts savu īstu māsu lẽpuksnéja áudzinája; táutẽts sũla sìmt dālderu man par reizes redzéjumu*, Arûn Tdz. 1116, das Brüderchen erzog seine leibliche Schwester in einem Lindenhain: der Freier versprach mir hundert Taler für einen einmaligen Anblick.

Aus der vollendeten Handlung als Grundbedeutung lassen sich, wie wir sehen, alle die von uns bis jetzt erwähnten Bedeutungsschattierungen ableiten. Selbst Substantive wie *trūkùms*, der Mangel, *sprẽdùms*, das Urteil, *tikùms*, die Tugend, *spídùms*, der Glanz, die auf den ersten Blick nichts mit der vollendeten Handlung gemein zu haben scheinen, können auf die gegebene Weise erklärt werden: *trūkùms*, das Zerrissene, Vernichtete, Nichtvorhandene, vgl. *trūkt*, lit. *trúkti*, entzweireißen; *sprẽdùms*, das (im Geiste) Gespannte, Gemessene; *spídùms*, was zu glänzen angefangen hat, der Glanz; *tikùms*, was gefallen hat, das Gefällige, die Tugend; vgl. *Dẽva likùms, paša tikùms*, Gottes Bestimmung, eigene Wahl, eig. Gefallen.

Nur ein einziges Wort auf *-uma-* ist mir bekannt, das den Träger der Handlung bezeichnet: *tẽpùms*, der Eigensinnige, der Rechthaber. *Déli, lẽli tẽpumi ar tũ nav mẽrá* LP. 6, 687, der personifizierte Eigensinn; vgl. *lẽliba*, Prahlhans, eigentlich die personifizierte Prahlerei. Auch das Wort *áugùms*, der Wuchs, dient im Volksliede nicht selten zur umschreibenden Bezeichnung der Person: *man áugumu pẽvìldàms* BV. 600, S. 344, mich betrügend. *Lẽli, mazi tẽva déli gribéj' manu áugumiñu* BV. 1946, wollten mich zur Frau.

Die Bedeutungssphäre der Verbalabstrakta auf *-uma-* ist recht umfangreich. Bielenstein faßt sie zu eng, indem er diesen Substantiven nur konkrete und passive Bedeutung zuschreibt, aber die aktive abspricht. Nach Bielenstein bedeutet z. B. *mazgājùms* nur konkret das Gewaschene, das Resultat der Waschung: *šīs dënas mazgājùms*, was heute fertig gewaschen worden ist, nicht aber die Waschung. Dieser Behauptung entsprechen aber nicht die Tatsachen, was uns die oben angeführten Beispiele zeigen. Zur Bekräftigung dessen, daß die Verbalabstrakta auf *-uma-* auch aktive Bedeutung haben, dienen die zu intransitiven Verben gebildeten Verbalabstrakta, wie z. B. *bijùms*, *gājùms*, und der Genetivus objectivus, der von den zu transitiven Verben gebildeten Substantiven abhängt: *Dëvìňš ar gŭdu grib par máizītes devumiňu* BV. 1478, Gott will auch Ehre für die Spende des täglichen Brotes haben; *mēs vairák negribam par māsiňas áudzéjumu* Ltd. 683, wir wollen für die Erziehung des Schwesterchens nichts mehr haben. Vgl. Verf. RK. 13, 51.

IV. Eine Form auf *-umu* in verbaler Funktion.

Im östlichen Livland vertritt eine interessante Form auf *-umu -um* die Stelle des schriftlettischen präteritalen Partizipiums — in der abhängigen Rede und in den irrealen Bedingungsätzen: *Dárzá bijumu* (st. *bijuši*) *daudz wisádu kŭku* LP. 6, 935, im Garten seien allerlei Bäume gewesen (Stockmannshof). *Pametumu* (st. *pametuši*) *tëm gal'u* LP. 6, 941, man habe ihnen Fleisch hingeworfen. *Pakulas ëdzinumu lëlgabalá, nŭ kúra izšāvumu un atsvëdumu šŭ līdz šái zeméi* LP. 6, 944, man habe Hede in die Kanone geladen, aus welcher man ihn (den Erzähler des Märchens) hinausgeschossen und bis zu diesem Lande geschleudert habe. *Puišam pëlikumu tik pat kà guini* LP. 6, 740 (Saußen), dem jungen Manne habe man gleichsam Feuer angelegt. *Tŭ náudu tikai tad varéjumu izňemt, kad zëdŭjumu kádu gŭvi* LP. 7, 1129 (Bersohn), das Geld habe man nur dann herausnehmen können, wenn man eine Kuh geopfert habe. *Vilkaču cìlvéku varéjum nŭ tam pazīt* LP. 7, 895, einen Wehrwolf habe man daran erkennen können. *Es ňemtu, kau derum* (Linden nach Endzelin), ich würde nehmen, wenn man (mir) gäbe. Vgl. Kauliň BB. 14, 126. In Stockmannshof, Odensee und Kalzenau habe ich derartige Formen vielfach gehört. Selbst in der Schriftsprache sind sie zuweilen zu lesen: *Migla bijusi tik bëza, ka tŭ bútu varéjum rŭkám satáustīt.* Austr.

Es drängt sich nun die Frage auf, ob wir in diesen Formen nicht auch das Verbalabstraktum auf *-uma-* zu suchen haben, und wenn dieses bejaht wird, so reiht sich eine zweite Frage daran, auf welchem Wege das Verbalabstraktum in die Kategorie des Verbs habe geraten können. Die genannten Formen von den Verbalabstrakten auf *-uma-* zu trennen, ist doch ganz unmöglich. Der Form nach können die genannten Formen entweder Akkusative oder Instrumentale sein. Als Akkusative sie zu fassen, verbietet ihre syntaktische Verwendung; somit sind sie für Instrumentale, und zwar für prädikative Instrumentale anzusehen. Der prädikative Instrumental ist nicht nur den slavischen und der litauischen, sondern auch der lettischen Sprache eigen: *Puišu, puišu man bij bût, ne mèitiňu dzèltáinit* Ltd. 227 (Salisburg), ein Mann, ein Mann hätte ich sein sollen und nicht ein schönes Mädchen. *Kùndziňami kùngu bût* (Volkslied), der Herr soll ein Herr sein. *Lejas Kuilîts bij prēkšsédétáju* LP. 6, 452 (Festen), L. K. war Vorsitzender. *Kalpu, kalpu tu brālíti; es māsiňa kalpůníte. Mīl'š dēviňis kalpu gāja: mīl'a Māra kalpůníti* BV. 11776, 1 (Rawen), du bist ein Knecht, ein Knecht, mein Brüderchen, ich, dein Schwesterchen, bin eine Magd; der liebe Gott ging (auch) als Knecht einher, die heilige Maria als Magd. *Ai, táutēti man bij žēl, tev ejût ůtra vérgu* BV. 9329 (Bersohn), o, mein Freier, du tatest mir leid, da du einem andern als Sklave dientest. *Mēs māsiňas nebijám, māsiňám sáucamēs* BV. 6517 (Uexküll, Lennewarden), wir waren nicht Schwestern, (aber) wir nannten uns Schwestern. *Tē znůtēm saukájás* BV. 10792, sie nannten sich Schwäger; vgl. Endzelin RK. 13, 11.

Wenn man nun bei der Erklärung von dem prädikativen Instrumental ausgeht, so bedeutet z. B. der aus dem Austruiums zitierte Satz: *tů*, nämlich *miglu, bûtu varéjum(u) rūkám satáustít*, es wäre die Möglichkeit gewesen, ihn (d. h. den Nebel) mit den Händen zu greifen, und der Satz: *dárzá bijumu daudz visádu kůku*, hieße eigentlich "in dem Garten seien viele Bäume als etwas Gewesenes", d. h. in dem Garten seien viele Bäume gewesen. Diese Bemerkungen zeigen, glaube ich, wie leicht das Verbalabstraktum vermöge seiner Bedeutung in die Kategorie des Verbums hat übergehen können. In der Bretkenschen Bibelübersetzung kommt im Litauischen der prädikative Instrumental eines Verbalabstraktums auf *-imas* an zwei Stellen vor: *iu Lobis bus appleschimu* Zephan. 1, 13, ihre Güter sollen zum Raube

werden: *schita testow perschkirimu tarp wandenu* 1. Moses 1, 6, dies sei ein Unterschied zwischen den Wassern; Bezzenberger Beitr. zur Gesch. d. lit. Spr. 240. In den litauischen Beispielen ist der nominale Charakter des prädikativen Instrumentals handgreiflich: in den von uns zitierten lettischen Sätzen dagegen ist er verblaßt; die verbale Natur tritt bedeutend mehr hervor, was sich auch in der Rektion äußert, indem der prädikative Instrumental sich nicht mit dem objektiven Genitiv verbindet, sondern die Konstruktion des sinnverwandten Verbs hat: *atmetumu gal'u*, nicht *gal'as atmetumu*. Man vergleiche übrigens: *alu dzéréjiñis* Ltd. 2544, *náidu celéjiña*, *māsiñ*, *sváini sútitája*. Verf. Teikums 40.

V. Adverbien auf *-um*.

Im Lettischen gibt es ein von primären Adjektiven gebildetes Adverbium auf *-um*, das zur Begriffsverstärkung eines stammverwandten Adjektivs oder Adverbiums dient: *lëlum lëls*, sehr groß; *pilnum pils*, sehr voll; *baltum balts*, sehr weiß; *mīl'um mīl'š*, sehr lieb; *retum reti*, sehr selten. Lerch-Puschkaitis bietet in seiner Märchensammlung eine vollere Form dieses Adverbiums, nämlich *-umu*: *vecumu vecs* LP. 5, 393 (Tirsen), uralt; *lauki stāvéjuši kuplumu kuplë* LP. 5, 82 (Bersohn), die Felder seien sehr üppig gewesen; *baznîca pilnumu pilna ar l'áudim* LP. 5, 393 (Tirsen), die Kirche ist sehr voll von Menschen; *zále treknumu trekná* LP. 6, 136 (Ekau), das Gras ist sehr saftig; *áda jélumu jéla* LP. 6, 258 (Wilzen), die Haut ist vollständig wund.

Zuweilen dient das Adverbium auf *-um* zur näheren Bestimmung eines mit dem Adverbium nicht stammverwandten Adjektivs: *ne mazum lepns* (Baltijas Véstnesis), nicht wenig stolz; *mìlzum daudz*, sehr viel; *mìlzum bagats*, sehr reich LP. 6, 341; *brīnum lëls*, sehr groß, zuweilen auch zur näheren Bestimmung eines Verbs: *es brīnum prëcajūs*, ich freue mich sehr; *es ne mazum viñu mudináju*, nicht wenig habe ich ihn angespornt. Die Mehrzahl der Adverbien auf *-um* stehen mit Adjektiven in Beziehung, *mìlzum* und *brīnum* aber mit Verben: *mìlst*, schwellen, *brīnitës*, sich wundern.

Neben der Form auf *-um*, *-umu* finden wir eine Form auf *-umis*, *-ums*: *mazumis ëlíks degùns* (Balt. Vést.), eine wenig gekrümmte Nase; *Jānis sáka ët l'áudís*: *neba es mazums* (aus *mazumis*) *tů tiku dzinis* (Sudraba Edžus), Johann fing an, unter die Menschen zu gehen, denn ich hatte ihn nicht wenig dazu angespornt. Die

letztere Form auf *-umis*, verkürzt *-ums*, leitet uns auf die richtige Erklärung der *-um*-Formen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir in *mazumis*, *mazums* den Instrumental Pluralis von dem Substantiv *mazùms*, Kleinheit, Wenigkeit, haben, wie *milzumis* ein Instrumental Pluralis von *mìlzùms* ist: *tad sanāks mìlzumis vìlku* LP. 5, 324, dann werden Wölfe in großer Menge kommen; *salasijàs mìlzumis bùrvju* LP. 5, 51, es versammelten sich Zauberer in großer Menge; vgl. *l'áudis* oder *l'áužu sanāca sìmtēm*, es kamen Menschen zu Hunderten zusammen (der distributive Instrumental), und *retumis*, selten, Instrumental von *retùms*, die Seltenheit: *retumis* (daneben *retùms*, *retùmš*, je nach dem Dialekt) *tas nũtẽk*, das geschieht selten (der temporale Instrumental), daneben der den Instrumental vertretende Dativ Plur. (vgl. *sìmtēm*): *tā atnāks retumēm* BV. 269, 3, sie wird selten (in seltenen Fällen) kommen; *brīnumēm rũze zẽd* BV. 9415, wunderbar blüht die Rose. Hinsichtlich des adverbialen Gebrauchs des Instrumental Sing. neben dem Instrumental und Dativ Plur. vergleiche man: *krustu*, *krustis*, *krustēm* oder *krustim*, kreuzweise. Einen Instr. Plur. und Sing. haben wir auch in *mīl'umis* (*es mīl'umis apńēmũs*, ich übernahm es gern Kažũka Dāva Ausekl'a raksti 1) und *mīlum* (*mīlum neraréja nũskatítẽs*, man konnte sich nicht satt sehen Jáunības Dráugs 1, 31): *mīl'umis* ist der Instr. Pl. des von dem Adjektiv *mīl'š* abgeleiteten Substantivs *mīl'ùms*, *mīlum* aber der Instr. Sing. von dem an den Präsensstamm angeschlossenen Verbalabstraktum *mīlùms* st. *mīlḗjùms*. Nach der gegebenen Erklärung haben wir somit in den Adverbien auf *-um* einen Instrumental Sing. von Substantiven auf *-uma* zu sehen. Die Bedeutung paßt zu dieser Auffassung vorzüglich. Darnach heißt *mìlzum(u) lẽls*, durch Anschwellung groß, sehr groß; *brīnum labs*, durch ein Wunder gut; *vìńš ne mazum lepns*, er ist nicht durch eine Kleinigkeit stolz; *es vińu ne mazumis tiku dzinis*, ich habe ihn nicht mit Kleinigkeiten angetrieben; *jaukum jauks*, durch die Schönheit schön oder an Schönheit schön. Vgl. Mikl. Synt. 712.

Im Litauischen entsprechen den lettischen, von Adjektiven abgeleiteten Substantiven auf *-uma-* Substantiva mit der Endung *-uma-*: *sausùmas*, das Trockensein: *saũsas* = lettisch *sáusùms*; *žalùmas*, das Grünsein: *žãlias* = lett. *zal'ùms*. Die Endung der Verbalabstrakta aber ist *-ima-*, *-yma-*: *sukìmas*, das Drehen: *sùkti*, drehen, *sãkymas*, das Sagen: *sakýti*, sagen, vgl. Leskien Bildung der Nom. 429 ff.

In den andern indoeuropäischen Sprachen finden wir ein entsprechendes Suffix auf *-uma-*, *-ima-* nicht. Als indoeuropäisches Suffix erweist sich nur *-mo-*; das *u* und *i* in diesem Suffix hat sich in dem Sonderleben der lettolitauischen Sprache entwickelt. Wie im Griechischen das Suffix *i-uo-s* sein ι von den *i*-Stämmen bezogen hat, z. B. βαcι-μο-c, gangbar: βάcιc, Gang, λύcι-μο-c, lösbar: λύcιc, wonach dann νόμιμοc, wo das ι unberechtigt ist, so hat auch bei dem von Adjektiven abgeleiteten Abstrakten auf *-uma-* im Lit. und Lett. das *u* sein Dasein den adjektivischen *u*-Stämmen zu verdanken, worauf schon Brugmann (Grundr. 2, 166) hingewiesen hat, z. B.: *gražù-ma-s*, Schönheit: *gražù-s*, schön; *saldù-ma-s*, Süßigkeit = lett. *sàldùms*: *šaldù-s*, süß: *apvalù-ma-s*, Rundheit = *apalums* (Odensee), schriftlettisch *apal'ùms*: lit. *apvalù-s*, *apals* (Odensee), schriftlettisch *apàl'š*, für **apalu-s*, **apvalus*, danach auch **baltùms**: **balts**, **sáusùms**: **sáuss** usw.

H. Paul (Prinzipien der Sprachgeschichte 201) bemerkt über Neubildungen treffend: "Wo ein Nomen und ein Verbum von entsprechender Bedeutung nebeneinander stehen, da ist es unausbleiblich, daß die aus dem einen gebildete Ableitung sich auch zu dem andern in Beziehung setzt, sodaß sie dem Sprachgefühl ebensowohl aus dem letzteren, wie aus dem ersteren gebildet scheinen kann, und diese von dem ursprünglichen Verhältnis abgehende Beziehung kann dann die Veranlassung zu Neubildungen werden." Wenden wir diese allgemein giltige Bemerkung auf unsern Fall an, so wird es uns verständlich, wie die lettischen Verbalabstrakta auf *-uma-* zu dem *-u* gekommen sind. Dem Substantiv *bẽzùms*, die Dicke, das Dicke, steht zur Seite das Adjektiv *bẽzs*, dick, und das Verb *bẽst*, dick werden, Präterit. *bẽzu*; dem Substantiv *lẽsùms*, Magerkeit, das Adjektiv *lẽss*, mager, und das Verb *lẽst*, mager werden, Prät. *lẽsu*; dem Substantiv *lìkùms*, Krümmung, das Adjektiv *lìks*, krumm, und das Verb *lìkt*, krumm werden, sich biegen, Prät. *lìku*. Indem sich nun in solchen Fällen die Beziehung zugunsten des Verbs, und zwar des Präteritums (*bẽzu*, *lẽsu*, *lìku*) im Sprachbewußtsein verschob, war den jetzt in der lettischen Sprache beliebten Verbalabstrakten auf *-uma-*, wie *grẽzùms*, Schnitt: *grẽzu*, *likùms*, Gesetz: ***liku***, **ich setze, lege, der Weg geebnet.**

Nicht so leicht, wie die Erklärung des *-u-* in dem Suffix der Verbalabstrakta auf *-uma-*, ist die Frage nach der früheren Gestalt dieses Suffixes. Die Verbalabstrakta auf *-uma-* werden,

wie wir gesehen haben, vom Präteritalstamm gebildet. Den lettischen Präterita, die den litauischen Präterita auf *-iau*, *-ei*, *ė* entsprechen, liegen *ē*-Stämme zugrunde (Wiedemann Das lit. Prät. 183 ff.). Soweit müßten beim Hinzutritt des Suffixes *-ma-* die zu den Verben dieser Kategorie gehörigen Verbalabstrakta auf *-ē-ma-s* lauten: **braukē-ma-s*: Präteritalstamm *braukē-*, fahren; *slēgē-ma-s*: Präteritalstamm *slēgē-*, schließen; *vēdē-ma-s*: Präteritalstamm *vēdē-*, führen. Daß früher solche Formen in der Tat existiert haben und aus diesen vorauszusetzenden Formen die jetzigen *bráukùms*, Fahrt; *slégùms*, das Schließen, *vedùms*, das Führen, hervorgegangen sind, darauf scheint die Erhaltung der Gutturale in den hier in Frage kommenden Verbalabstrakten hinzuweisen: *bráukùms* statt **braucùms*, *slégùms* statt **sledzùms*. Daß das *k* und *g* in den Verbalabstrakten *bráukùms*, *slégùms* anders behandelt sind, als die lautgesetzliche erste Person des Präteritums *bráucu*, *slédzu*, läßt sich nur dadurch erklären, daß in diesen Verbalabstrakten das Suffix **-ēma-* durch *-uma-* verdrängt worden ist. Durch das entsprechende litauische Suffix *i-ma-s* könnte man sich verleiten lassen, auch für die lettischen Verbalabstrakta *i-ma-s* anzunehmen. Aber da das *i* in dem litauischen Suffix unursprünglich ist, haben wir keinen Grund für die Voraussetzung eines lettolitauischen Suffixes *i-ma-*, zumal da nichts natürlicher ist als der Hinzutritt des Suffixes *-ma-* an den jedesmaligen Stamm, in unserem Falle an den *ē*-Stamm. Einen interessanten Rest des früheren Sprachzustandes finden wir in dem lett. *vezms*, Fuder, lit. *vežma*. Angesichts des lit. *vežma* ist doch wohl das lettische *vezms* nicht mit Leskien (Bildung der Nom. 424) als eine Verkürzung von *vezùms* anzusehen, sondern umgekehrt *vezùms*, ebenso das lit. *vežimas* als eine jüngere Umwandlung des älteren *vez-m-s*, *vež-ma-*, nach dem Muster der beliebten Verbalabstrakta auf *-uma-*, *-ima-*. Vgl. auch lett. *aúgùms*, Wuchs, mit lit. *augmũ*, daneben *augumélis*, ai. *ōjman-*, lat. *augmen*.

Das *u* muß sich in dem lettischen Verbalabstraktum in sehr früher Zeit festgesetzt haben, und zwar zu der Zeit, wo *k* und *g* bei folgendem *e* noch nicht in *c*, *dz* überging: **braukē-ma-s*, **slēgē-ma-s* wurden auf die oben angedeutete Weise, d. h. im Anschluß an das den adjektivischen *u*-Stämmen entlehnte Suffix *-u-m-a*, umgewandelt. Die oben angeführten Kreutzburgschen Formen *bráucums*, *slédzums* sind jüngeren Ursprungs, hervor-

gegangen in Anlehnung an das Part. Präs. auf *-ams*, wovon gleich die Rede sein wird.

VI. Vermischung des Verbalabstraktums auf *-uma-* mit dem Part. Präs. auf *-ama-*.

Zufolge der Ähnlichkeit der Form und der Bedeutung (der passiven) ist in einigen Gegenden eine gegenseitige Beeinflussung zwischen dem Verbalabstraktum auf *-uma-* und dem Part. Präs. auf *-ama-* zu beobachten. Nach dem Verbalabstraktum haben sich dann die andern Substantive auf *-uma-* in Nordwest-Kurland gerichtet. In Lubb-Essern habe ich gehört *brīnàms* für *brīnùms*, Wunder, *lídàms* für *lídùms*, Reißland, *nũtikàms* für *nũtikùms*, Ereignis, *slapjàms* für *slapjùms*, Nässe; in Saßmacken *brīnàms*, *kárstàms* für *kárstùms*, Hitze, *sliktàms* für *sliktùms*, Schlechtigkeit; in Erwahlen *lídàms*, *nũtikàms*, *slapjàms*; in Wandsen *brīnàms*, in Puhnen *brīnàms*, *slapàms*; in Dondangen *likàms* für *likùms*, Gesetz; in Anzen *cẽtàms* für *cẽtùms*, Gefängnis, *slapàms*, in Angermünde *brīnàms*, in Popen *óužàms* für *áudùms*, das Gewebe, *brīnàms*, *likàms*, *tikàms* für *tikùms*, Tugend; in Targeln *óužáms*, *brīnàms*; in Rothof *óužàms*, *deràms* für *derùms*, Gabe, *kréjàms* für *kréjùms*, Sahne, *riń rẽn vecam* für *riņi rẽnu vecumu*, sie sind in gleichem Alter; *tas riss tors aràms* für *arùms*? auch: *tas riss tors arameş*? — mit definitiver Endung — ist das alles, was du gepflügt hast? In Suhrs *brīnàms*, *ẽsakàms* für *ẽsákùms*, Anfang; in Pilten *dzimàms* für *dzimùms*; in Schlehk *likàms*, *kárstàms*; in Schlehk-Stenden *óudàms*, *óužàms*, *slapjàms*; in Sirgen *brīnàms*, *vecàms*; in Sarnaten *brīnàms*, vgl. *Dẽriš ar gũdu grib par maizit(e)s dũdamiń* für *derumiņu* BV. 1478 (Dondangen, Erwahlen), Gott will auch Ehre haben für die Spende des (täglichen) Brotes. *Māriń ari gũdu grib par gàldáut áužamiń* für *áudumiņu* (Dondangen) BV. 1478, die heilige Maria will auch Ehre für das (erfolgte) Weben der Tischtücher haben: *áugami(ń)š* für *áugumìņš* Wuchs; *srešameņ* für *srešumá* Ltd. 3231, in der Fremde. *Es bút lẽp's kuplamiń* für *kuplumiņu*, *ẽv's zẽd baltamiń* für *baltumiņu* Ltd. 3696 (Angermünde), ich wäre von der Üppigkeit einer Linde, von der Weiße eines Faulbaumes. S. Bielenstein Lett. Spr. 1, 100, Bezzenberger Dialekt-Studien 151, wo für Popen ein dialektwidriges *brīnumᵉs* als Popensche Form statt *brīnàms* angeführt ist. Die Beeinflussung des Verbalabstraktums durch das Part. Präs. pass. ist, wie aus den angeführten Beispielen zu ersehen ist, nicht immer gleich

stark. Häufig beschränkt sie sich auf die Endung, z. B. *derùms* st. *devùms*, in seltenen Fällen erstreckt sie sich auch auf den Stamm, z. B. *dũdami(ń)š* st. *derumìńš*, *óužami(ń)š* st. *áudumìńš*. Vollständig zum Partizip ist das Verbalabstraktum in dem Rothöfschen *arames* geworden, indem es die definitive Endung angenommen hat und sich nur durch die Bedeutung als Verbalabstraktum erweist.

Der als Adverbium gebrauchte Instrumental der Substantive auf *-uma-* geht in den genannten Gegenden Nordwest-Kurlands auf *-am-* st. *-um* aus: *vecam vecs*, uralt, für *vecum vecs*; *pillam pills*, sehr voll, für *pillum pills* (Schlehk); *zilam zìls*, sehr blau, für *zilum zìls*; *vecam vecs* (Sarnaten, Rothof), *žẽlam žẽl*, sehr leid (Dondangen); *jáukam jáuka tā pusit(e)* BV. 622 (Windau), sehr schön ist diese Gegend. Mehr Beispiele finde ich in meinen dialektischen Aufzeichnungen nicht, aber es ist kein Zweifel, daß da, wo *brīnàms*, auch *brīnam jáuks* gesagt wird.

In Livland ist *-am-s* für *um-s* selten zu finden, so z. B. in Ladenhof, Lemsal, *brīnàms* RK. 13, 92; *pakaľ dzenas bāleliń pa skujińas biramiń* Ltd. 1803 (Wolmar), es jagen die Brüder nach auf dem von Tannennadeln bezeichneten Wege; *māsiń, taru dũmájamu ẽt pẽ slikta tẽra déla* Ltd. 283 (Wolmar), Schwesterchen, o über deinen Entschluß, einen schlechten Mann zu nehmen; *tīramińu* für *tīrumińu*, Feld BV. 7948 (Kussen). *Nakùkoi, dzaguzeit, araminis malenā* BV. 2447, S. 915 (Witebsksches Gouv.). So steht auch in dem von Bezzenberger (Dialekt-Stud. 39) aus Seßwegen angeführten Verse, mit dem Bezzenberger formell nichts rechtes anzufangen weiß, *redzajam'* für *redzéjumu*: *Tūliń táutas sìmtu dere rẽnes reizes redzajam'* (für *redzéjumu*, Instr.), sofort gaben die Freier hundert (Taler) für den einmaligen Anblick. Zur Konstruktion vgl.: *Es maksášu bridumińu* BV. 11040, 2.

Desto häufiger finden wir in Livland den umgekehrten Fall, daß nämlich die Endung des Part. Präs. durch das Suffix der Verbalabstrakta aus *-ama-* in *-uma-* umgebildet ist. Ich lasse nun hier das von mir auf meinen dialektischen Exkursionen gesammelte Material und die den gedruckten Volksliedern entnommenen Beispiele folgen. In Ulpisch, Inzeem, Widrisch habe ich gehört *jájùms* (für *jájàms*) *zìrgs*, Reitpferd, *arum zem*, Ackerland; in Jdsel *pazīstùms*, bekannt, *édum karet*, Eßlöffel, *rudz pľaujum*, der Roggen ist zu mähen; in Ladenhof *tas škírùms*, das ist zu unterscheiden; in Nabben *sẽnts grábùms*, das Heu ist

zu harken, vgl. RK. 13, 92; in Sunzeln *neredzums*, unsichtbar, *nezinums*, unbekannt; in Lennewarden *tas ir izšk'irums*, das ist zu unterscheiden, *smìlkšu zeme man aruma, bāráinite precéjuma* BV. 5220, den Sandboden muß ich pflügen, die Waise heiraten, *bildanuma* für *bildìnama* BV. 592, 1; *mīl'umů* für *mīl'amů valůdiņu* BV. 1111, 1, 875 (Annenhof); *dzàmstumá stundiņá* BV. 9222, Var. *dzimstamá, dzemůšá, dzàmstůšá*, in der Stunde der Geburt; *jáu es malu malumů*, Var. *mal'amů, vél dabēra berumů* BV. 8025 (Lasdohn), ich mahlte unverdrossen, man schüttete mir immer hinzu; *ceréjuma*, Var. *cerama, ceréjama*, zu hoffen BV. 8634, 1 (Laudohn); in Kreutzburg *édumais golds*, Eßtisch, *vadumās* BV. 11082; *sóucums* für *sóucàms* JK. 2, 124 (Seßwegen). Unter den von mir in Selsau, Kroppenhof, Golgowsky, Meiran notierten Formen finde ich nur Partizipien auf *-um-s*; in Neu-Schwanenburg habe ich gehört neben vielen Formen auf *-um-s*, z. B. *beidzumës* für *beidzumīs* st. *béidzamais*, der letzte, *ádums* st. *édàms*, eßbar, von *sacít*, sagen, das Part. *sokams*, von *salěkt*, biegen, *salěcams*, aber aus dem Munde derselben Person auch *salěcums*; in Adleenen neben *derums*, Part. von *derét*, dingen, *dorāms*, Part. von *darít*, tun.

Wie sehr sich die Bedeutung der Verbalabstrakta auf *um-s* mit der des Part. Präs. pass. auf *am-s* berührt, zeigt uns ein Vergleich solcher Ausdrücke wie: *zůsis ar lúdzamo* (*lúgumu*) *tàlká* LP. 6, 365, die Gänse legten sich aufs Bitten; *diluma* und *delama kaite*, Schwindsucht; *risu kūlumu* (*kul'amů*) *sabérza smàlki* LP. 6, 566, das zum Dreschen in der Dreschtenne ausgelegte Getreide zermalmte er fein. Nach solchem Verhältnis wie *delama* : *diluma kaite* konnte *aruma zeme* : *arama zeme*, *jajùms* : *jajàms* usw. entstehen. Ganz besonders gleichen die genannten Formen in ihrer Funktion in dem Fall, wenn der Begriff der Vollendung bei dem Verbalabstraktum auf *-uma-* zurücktritt. Dieses geschieht dann, wenn das Verbalabstraktum, wie das Part. Präs. pass., zur Begriffsverstärkung des wurzelverwandten Verbs angewandt wird, wobei häufig die ununterbrochene Fortdauer der Handlung bezeichnet wird, und darum ist die Kontamination in diesem Falle ganz besonders erleichtert. Das Substantiv kann stehen: 1. im Akk. *Sáuc, māmiņa, sáukumiņu Arůn tàutu dzěsmas* 1372, rufe mich, Mütterchen; *sáucu lělus sáukumiņus* Ltd. 3415, ich rief gewaltig; 2. im Instrumental: *Sáukumēm Laime sáuca* BV. 5070, die Laima rief mich mehrmals; 3. im Lokativ: *áugt áugumá*

LP. 7. 1192, im beständigen Wachsen begriffen sein: *jumprava dej dejumá, vêdèrs brëst brëdumá* RK. 7, 113, die Jungfrau tanzt unaufhörlich, ihr Magen schwillt beständig, *saruks ruku rukumá* BV. 719, wird immer mehr zusammenschrumpfen. Das Part. auf *-ams* erscheint als verstärkendes Wort, ebenso wie das Part. auf *-dams* (*áugdàms áugt, sáukdàms sáukt*) im Nominativ: *Tēvs dìlst delàms, māte brëst brëžama* (Rätsel), der Vater nimmt immer mehr ab, die Mutter gewinnt immer mehr an Fülle; *krusta māte alu dzéra dzeramà, dzeramà* BV. 2015 (Nikrazen, Preekuln) die Taufmutter trank Bier unaufhörlich; *seija kráca krácamá* BV. 2324, der Stellbottich rauschte mit gewaltigem Rauschen; gewöhnlicher im Akkusativ: *áugamů augt* (vgl. *augumá augt*); *kùngi sáuca sáucamaju* BV. 3413 (vgl. *sáukumu sáukt*); *suns rej rejamů, zūbi birst birstamů* Biel. 1000 Rätsel 373, der Hund bellt unaufhörlich, die Zähne fallen immerfort aus. *Tava déla mīl'i várdi, të man midza midzamů* Ltd. 1473, die liebreichen Worte deines Sohnes, die wiegten mich unwiderstehlich in den Schlaf; *pats es dzéru dzeramaju, aste kuste kustamaja* BV. 1473, S. 888. In dem letzten Volksliede haben wir einen Akkusativ zur Verstärkung des transitiven Verbs *dzèrt* und einen Nominativ zur Bezeichnung der Fortdauer der durch ein intransitives Verb ausgedrückten Handlung. Zu dem bekannten Volksliede: *Tek saulite tecédama*, bietet Baron in seinen Latvju dainas (4224) folgende Varianten: 1. Lokativ des Verbalabstraktums auf *-um-s*: *tek tekumā*[1]) (Kreutzburg, Alt-Schwanenburg) in Anlehnung an *tekàms*, st. *tecéjumá*. 2. Nom. des Part. Präs. auf *-am-s*: *tek tekamá* (Schrunden). 3. Akkusativ des Part. Präs. auf *-am-s*: *tek tekamů* (Neu-Ollenhof). 4. Lok. *tek tekamei* (Angermünde). 5. *tek tekami* (?) (Adverbium auf *-i* [Goldingen]). Vgl. *Seija kráca krácamů* (Akk. Kabillen), *krácamá* (Nom. Kabillen) und *krác krácme* Lok. (Riddelsdorf BV. 2324). In *tékamei* haben wir ohne Zweifel den Lokativ von einem Verbalabstraktum auf *-am-s* zu suchen, das durch Kontamination mit dem Part. Präs. die Endung *-am-s* an Stelle von *-um-s* erhalten hat; ebenso *krácme* Lokativ, st. *krácumá*.

Berücksichtigen wir das, was wir über die Vermischung

---

1) Da in Kreutzburg und Alt-Schwaneburg das Part. die Endung *-um-s* st. *-am-s* hat, kann man nicht mit Sicherheit bestimmen, ob *tekumā* der Lok. Sing. des Verbalabstraktums, oder der Nom. Sing. des Part. mit definiter Endung ist. Für die letztere Auffassung spricht folgender, von mir in Brozen notierten Vers: *tek saulíte tekamá.*

des Verbalabstraktums auf *-um-s* und des Part. Präs. auf *-am-s* gesagt haben, so wird uns ein in sprachlicher Beziehung interessantes Rätsel verständlich, das Bielenstein in seiner Rätselsammlung bietet (1000 lettische Rätsel): *Div kārt(i)s pilumi baltu vistu* (689 Walk), zwei Stangen sind voll mit weißen Hühnern. Bielenstein bemerkt zu diesem Rätsel: "Die sonderbare Form *pilumi* scheint mir eine Entstellung von *pilni*, in welchem Falle allerdings das Adjektiv im Gen. Mask. statt im Gen. Fem. erscheint, was übrigens in nachlässiger Rede und in Gegenden, wo namentlich Lettisch und Estnisch sich berühren und mischen, nicht selten vorkommt." Diese Erklärung Bielensteins ist nicht befriedigend. Es scheint uns vielmehr, daß *pilumi* ein durch den Einfluß der Verbalabstrakta auf *-uma-* umgewandeltes Part. Präs. von *pilt*, voll werden, ist. Was aber die scheinbar maskuline Form '*pilumi*' betrifft, so hat sie wohl in Wirklichkeit nichts mit dem männlichen Geschlecht zu tun, sondern ist vielmehr der Nom. Dual. fem., der in der lettischen Sprache in weit größerem Maße erhalten ist, als man gewöhnlich annimmt, z. B. *ráudáj méita, ráudáj māte, rezuminu taisídami*. Ltd. 1213 (Grauduppen). *Divi jumpravas ēt pa cel'u svēstu máizi ésdami*. Bielenstein lett. Rätsel 263 (Pussen). Vgl. Verfasser Jzv. Otd. russk. jaz. i slov. 8, 1, 13.

Daß sich in dem Part. Präs. pass. das *-a* in *-u* nicht durch eine Veränderung des Bewegungsgefühls, nicht unter dem Einfluß des folgenden *-m*, sondern lediglich im Anschluß an das Verbalabstraktum auf *-um-s* verwandelt hat, geht deutlich daraus hervor, daß die Verbindung *-am* in den genannten Gegenden sonst keineswegs gemieden wird, z. B. in der ersten Person Plur. *édam*, wir essen; in Seßwegen hat das Part. Präs. pass. sein Suffix mit dem des Verbalabstraktums getauscht: *sóucums* statt *sáucams*; *redzajams* statt *redzéjums*.

Merkwürdig ist es, daß *-um-s* für *-am-s* in Kurland gar nicht anzutreffen ist, selbst in Wirben nicht, wo sich ganz besonders die Vorliebe für die Endung *-um* ausgebildet hat: *tam zìrgum, gàldum*, dem Pferde, dem Tische, neben *zìrgam, gàldam*; *riňum*, ihm, statt *riňam*, nach Analogie der *-u*-Deklination: *medum*, dem Honig; *prūjum*, fort, *blakum*, neben, *pa recum* nach alter Gewohnheit in Anlehnung an *vìrsum*, drauf, den Instrumental des *u*-Stammes *virsu-*. Vgl. Verf. Jzv. Otd. russk. jaz 9, 3, 253; *mēs pl'áujum*, neben *pl'auj*, statt *pl'áujam*, wir mähen, *mēs darum* statt

daram, wir machen, wohl nach dem Vorbilde des Optativs *mēs pl'autum*[1]) oder nach dem Nebeneinander von *gàldam* und *gàldum*. Es ist wohl kein Zufall, sondern auf Rechnung der Vorliebe für die Endung *-um* zu setzen, daß das schriftlettische *mákūńi* in Wirben das Suffix *-uma-* angenommen hat: *mákumi*, die Wolken. Hätte sich im Wirbenschen die Endung des Part. Präs. dem Suffix des Verbalabstraktums angeschlossen, so hätte sich hier auf morphologischer Grundlage ein ausnahmsloses Lautgesetz entwickelt: *-um* aus *-am*. Aber trotz dieser Vorliebe für suffixales *u* hat der Wirbensche Dialekt die Endung *-am-s* in dem Part. Präs. pass. erhalten: *gulama istaba*, Schlafzimmer, *édàms gàlds*, Eßtisch. Warum dieser Unterschied zwischen Kurland und Livland?

In Livland finden wir *-um-s* st. *-am-s* im Part. Präs. pass. nicht nur im Hochlettischen, sondern auch im mittleren und tahmischen Dialekt (in West-Livland). Durch diese Spracheigentümlichkeit stehen die drei lettischen Dialekte in Livland in engerer Beziehung zu einander als zu irgend einem der betreffenden Dialekte in Kurland. Es kann wohl als ausgeschlossen gelten, daß die in Rede stehende Neuerung in Livland in allen drei Dialekten selbständig, ohne Einfluß der Nachbarschaft, entstanden ist; wir können vielmehr aus dieser, ganz Livland gemeinsamen, von Kurland nicht geteilten Neuerung die Bedeutung der geographischen und politischen Lage für die Entwickelung der Sprache erkennen.

Assoziation und Lautgesetz.

Wiewohl die Vertretung der Endung des Verbalabstraktums auf *-um-s* durch die des Part. Präs. Pass. auf *-am-s* sowohl in Kurland als in Livland vorkommt, so ist doch der eigentliche Sitz dieser Spracherscheinung Nordwest-Kurland, das Gebiet des kurländischen tahmischen Dialekts. In Nordwest-Kurland hat der Wandel von *-um-s* in *-am-s* lautgesetzlichen Charakter. Denn für den größten Teil des tahmischen Sprachgebiets in Kurland erscheint folgender Lautwandel als ausnahmsloses Lautgesetz: jedes suffixiale *u* und *ů* geht vor folgendem geschwundenen *a*, *u* in *a* (vor folgendem *e*, *i* gewöhnlich in *ę*) über. Ich gebe nun das von mir gesammelte Material zur Bestätigung dieses Lautgesetzes mit Weglassung der schon zitierten Verbalabstrakta auf *-am-s* st. *-um-s*: in Pilten *ūzàls*, Eiche, für *ūzūls*; *valad*, Sprache, für

1) Vgl. *mēs prēctamēs* st. *prēcátumēs* im Kandauschen — im Anschluß an die I. Pers. Pl. auf *-am-ēs*.

valůda, *nůmiras* Part. Prät., gestorben, für *nůmirusi*; *áugęns*, Geschwür, für *áugůnis*, *karit*, Löffel, für *kańůte*; *astitęs*, der achte, für *astůtais*; in Schlehk *ůzàls*, *vítàls*, Weide, für *vítůls*; *ábàls*, Apfel, für *ábůls*; *mugar*, Rücken, für *mugura*; *pérkàns*, Donner, für *pérkůns*, *nůmiras* für *nůmirusi*; *balaž*, Tauben, für *balůži*; *áugęns*, *kamęls*, Knäuel, für *kamůlis*; *cepęr*, Mütze, für *cepure*; *karit*; in Schlehk-Stenden *ůzáls*, *vítàls*, *kretàls*, Getreideschwinge, für *kretůls*; *degàns*, Nase, für *degùns*; *vérstęv*, Pflugsterz, für *versture*; *dzegęz*, Kuckuck, für *dzeguze*; *cepęr*, *mákęns*, Wolke, Plur. *mákiń*, für *mákůnis*, *makůńi*; *karit*; *astitęs*, der achte; dialektwidrig *visur*, überall; in Suhrs *ůzàls*, *vítàls*, *bundàls*, hölzerne Butterdose, für *bundůls*, *kretàls*; *vārstal'* Plur., Pförtchen, für *vārstul'i*; *māmal'it* Mütterchen, für *māmul'ite*, *avats*, Quell, für *avůts*; *valad*, *tērads*, Stahl, für *tērůds*; *tikas*, für *tikusi*, Part., tüchtig, tugendhaft; *nůbiraš*, Part. Prät. Pl. für *nůbiruši*, abgefallen; *mugar*, *cukars*, Zucker, für *cukùrs*, *degàns*, Nase, *rīzdegęn*, die Naseweise, *pérkàns*; *māgniń's*, Plur., Mohn, für *magůnińas*; *dzelàns*, Stachel, für *dzelůns*; *óugęns*, Plur. *óugiń* für *áugůnis*, *áugůńi*, *mákęns*, Plur. *mákiń*, *kamęls*, *šūpęls*, Wiege, für *šūpůlis* *šūpulis*, *šūplis*, *vérstęr*, *kárstęr*, Wolltocke, für *kársture*; *mētęrs*, Quirl, für *mēturis*; *sláuktęr*, Milcheimer, für *sláukture*, *cepęr*, *dzegęz*, *karit*, Löffel; in Sirgen *ůzàls*, Plur. *ůzal'*; *vítàls*, Plur. *vítal'*; *mugar*, *dzelàns*, Plur. *dzelań*, *pérkàns*; *vāladź*; Pfingstvogel, für *valůdze*; *balad's*, Plur. *balaž*, Taube, für *balůdis*, *bálůži*; *dzegaz*, *nůmiras* Part., für *nůmirusì*, gestorben, *pazudas*, verloren, für *pazudusi*, *vérstęr*, *mētęrs*, *cepęr*, *šūpęls*; *degàns*, *rizdegęns*, für *rīzdegunis*; *őugęns*, Plur. *óugiń*; *mákęns*, *mákiń*, *karit*, *cūk bańiklę* Lok., das Schwein ist auf Mast gesetzt, für *bańůklí*; dialektwidrig *visur*, *citur*, anderswo; in Sarnaten *ůzàls*, *vítàls*, *valad*; *ugęn*, Akk. Feuer, für *uguni*; dialektwidrig *dzeguz*; in Wensau *ůzàls*, *vitàls*, *valad*, *nůlúdas*, Part. Prät. abgebrochen, für *nůlúzusi*, *balad's*, Plur. *balaž*, *degàns*, *rīzdegęns*, *mákęns*, Plur. *mákiń*, *dzegęz*, *šūpęls*, Plur. *šūpil' bariklę* Lok., *astiń*, acht, *karit*, Löffel; dialektwidrig *citur*, *visur*; in Hasau *ůzàls*, *dui ůzęl'*; *vitàls*, *dui vitęl'*; *pérkàns*; *valadź*[1]), *balad's* Plur. *balaž*; *degàns*, *rīzdegęns*; *makęns*, *makińas* Lok. Pl., statt *makůnůs*, *astiń*, acht, *astitęs*; in Windau (Rothof) *kretàls*, *vārstal'*, dialektwidrig *visur*; in Targeln *ůzàls*, Plur. *ůzal*; *vítàls*, *vārstal'*, *kamęls*, Plur. *kamal'*; *šūpęls*, Plur. *šūpal'*; *valad*, *mugar*, *balad's* Plur. *balaž*, *dzelàns*; *ógèns*, Plur.

1) Vor den erweichten Konsonanten hört man vielfach ein undeutliches *i*: *vālaidź*, *balaidś*. Cf. Endzelin BB. 27, 315, 2.

ógiń, für *augũnis*; *degàns*, *vīzdegęns*, Plur. *vīzdegiń*; *mákèns*, *mákiń*; *dzegęz*, *vérstęr*; *cepęr*, *dundęrs*, Bremse, für *dunduris*; *barikle* Lok.; *astiń*, acht; *kęrit*, Löffel; in Popen *brinàms*, Plur. *brīnęm*, *ůzàls*, Plur. *ůzęl*, *vítàls*, Plur. *vitęl*; *ábàls*, Plur. *abęl*, *kukàls*, Brotlaib, für *kukuls*, *sīpàls*, Plur. *sīpęl*, Zwiebel, für *sīpũli*, *kamęls*, Plur. *kamęl*, *valad*, *avats*, Plur. *avat*, *kažaks*, Pelz, für *kazũks*, *kumass*, Bissen, für *kumũss*, *mugar*, *pérkàns*; *dzelàns*, *dui dzelęn*; *ugęns*, Feuer; *óugèns*, *dui óugiń*, *mákęns* Plur. *mákiń*, *degàns*, Plur. *degiń*, *vīzdegęns*, Plur. *vīzdegiń*, *cepęr*, *azęt*[1]), Busen, für *azũts*, *azũte*, *dzegęz*, *balęds*, Plur. *balaž*, nach einer andern alten Person *baliž*, *barikle* Lok.; *astiń*, *citęr*, *visęr*; in Angermünde *brinàms*, Plur. *brinęm*, *ůzàls*, Plur. *ůzęl*, *kretàls*, *šūpęls*, *vérstęr*; *óugèns*, *óugiń*, *mákęns*, *makiń*, *ugęns*; in Auzen *ůzàls*, Plur. *ůzęl'*, *vítàls* Plur. *vítęl'*, *kretàls*, *ábàls*, *valad*; *šūpęls*, Plur. *šupęl*, *verstęr*, *balęds*, Plur. *balaž*; Akk. *ugęn*; *degàns*, Plur. *degiń*, *vīzdegęns*, *makęns*, Plur. *mákiń*, *óugèns*, Plur. *óugiń*, *visęr*, *citęr*; *kar't*, *bar'kl*; *kápst*, Kohl, für *kápũsti*; *dzęgst*, für *dzeguzíte*; in Dondangen: *likàms*, Plur. *likęm*; *ůzàls*, *vítàls*, *paparlauks*, Brachfeld, für *papuras lauks*, *degàns*, *ugèns*; *márkèns* Plur. *márkiń*, Wolke, das *r* wohl im Anschluß an *mérkt*, einweichen, vgl. *apsamárcẽs* neben *apsamácẽs* Bezz. Mag. 18, 69, *astiń*, acht, aber *astantes*, der achte; *visęr*[2]); in Puhnen *ůzàls*, *vítàls*; *zvīrbàls*, Sperling, für *zvirbuls*, *valad*; *mákęns*, *mákiń*, *ugęns*; dialektwidrig *degàns*; in Pusseneeken *ůzàls*, Plur. *ůzęl*, *vítàls*, Plur. *vítęl*,

1) Wie — *ůte* (= lit. *añtis*) in *azũte*, so ist auch — *ůks* in *lindrũks* 'Linnenrock', — *ůkne* in *pẽdrũkne*, Ärmel, von dem Sprachgefühl fälschlich als Suffix gefaßt und darnach das *ů* in den genannten Wörtern wie suffixales *ů* behandelt: *azęt*, *lindraks*, *pẽdrakn*, *pẽdrekn*. Vgl. Endzelin BB 27, 188.

2) Nicht dem Volksmunde, sondern der freundlichen Mitteilung des Herrn Lehrers Adamowitsch, eines geborenen Dondangers und eines tüchtigen Kenners seines Heimatdialektes, verdanke ich folgende Beispiele: *vabal* Käfer, *púpal* st. *púpũli*, *púpul'i*, Weidenkätzchen, *várgèls* st. *várgulis*, Elender, *trakèls* st. *trakulis*, Tollkopf, *bùrbèls* st. *bùrbulis*, *mutęls* st. *mutulis*, Wasserblase (vgl. *sūdbambèls* st. *sūdbambulis*, Mistkäfer, *vizbel'* st. *vizbul'i*, Einbeeren, Bezzenberger Dialekt-Stud. 55); *mirèns*, Pl. *miriń*, st. *mirũnis*, der Tote, *slíkèns*, Pl. *slíkiń*, st. *slíkũnis*, Ertrinkender, *blandèns* Pl. *blandiń*, st. *blandũnis*, *kláidèns*, Pl. *kláidiń*, st. *kláidũnis*, Herumtreiber, *radèns*, Pl. *radiń* st. *radũnis*, Führer, *gībèns* st. *gībũnis*, Ohnmacht, *paláidèns*, Pl. *paláidiń* st. *paláidũnis*, Taugenichts, *kustèns*, Pl. *kustiń*, Haustier; *dundèrs*, Pl. *dundęr*, st. *dunduris*, Bremse, *pudèrs*, Pl. *pudęr*, st. *puduris*, Büschel, *stumbàrs*, Nom. Plur. *stumbęr*, Gen. Pl. *stumbar*, st. *stumburs*, Baumstumpf, *žubàrs*, Nom. Pl. *žubér*, Gen. Plur. *žubar* st. *žuburs*, die Gabelung des Baumes; *galad* st. *galũda*, Wetzstein; *akats*, Nom. Pl. *akęt*, Gen. Pl. *akat*, st. *akũts*, Hachel; *degats* st. *deguts*, *degũts*, Birkenteer.

valad, *kažaks*, *paédaš*, gegessen, für *paéduši*, *tērads*, *degàn*, Plur. *degiń*, *rīzdegèns*, *márkèns*, Plur. *márkiń*, *baleds*, Plur. *balaž*, *vāledz*, *dzegez*, *karet*, *bār`kle* Lok., *astiń*, acht; in Ugahlen *ũzàls*, *valad*, *tērads*, *dzegez*; in Saßmacken *ũzàls*, *kretàls*, *valad*, *degàns*, Plur. *degiń*, *rīzdegens*, *óugèns*, Plur. *óugiń*, *mákèns*, *mákiń*, *ugens*, *astites*, der achte, aber *visar*; in Erwahlen *ũzàls*, Plur. *ũzal'*; *kunkal'*, Klößchen, *valad*, *magan*, Gen. Plur. Mohn; *degàns*, *rīzdegèns*, *mákéns*, Plur. *mákiń*; *baleds*, Plur. *balež*; *karet*; *uz barekl*; *vārstel*, *cérster*, *citar*, *visar*; in Lubb-Essern *brīnàms*, Plur. *brīnam*, *ũzàls*, *kretàls*, *valad*; *degaše lídame* für *degũšá lídumá*, im brennenden Reißlande; *degàns*, *verstev*, *baleds*, *balež*, *karet*, *dzegez*, *mákèns*, Plur. *mákiń*; *áugens* Plur. *áugiń*, *astiń*, *astites*, *visar*, *citar*.

In den Deklinations- und Konjugationsendungen ist in den genannten Gebieten auch weder *u* noch *ů* erhalten. Die kurzen Endvokale fallen dort alle ab. An Stelle der langen Endungen des definitiven Adjektivs finden wir gewöhnlich *ẹ*, seltener, z. B. in Erwahlen, *ĕ*, d. h. im Nom. Sing. Fem., Gen. und Akk. Mask. und Gen. Plur.: z. B. *tā jaunẹ méit*, st. *tā jaunā méita*, das junge Mädchen; *tā bàltẹ gàld*, st. *tā bàltā gàlda*, des weißen Tisches; *tů baltē gàld*, st. *tů baltů gàldu*, den weißen Tisch und der weißen Tische. Vor den Endkonsonanten fallen in den Endungen die kurzen Vokale aus, z. B. Akk. Plur. *tůs gàld`s* st. *tůs gàldus*; in Anzen, Popen und Dondangen schwindet auch *ů* zuweilen im Part. Präs. z. B. *nākš* (*nēd,l'*), st. *nākůšu nedel'u*, die nächste Woche; *stārš udèns*, st. *stārũšs u.*, stehendes Wasser (Anzen); *nākš nedel'*, *tekš údèns*, st. *tekũšs u.*, fließendes Wasser (Dondangen), *nākš nēd,l'*, *es`t*, st. *esůt*, er sei (Popen); gewöhnlicher findet man auch hier *a* statt des schriftlettischen *ů*: *tekašs* (Popen), *esat* st. *esũt* (Schlehk, Schlehk-Stenden). Eine Spur des Supinums reflexiver Verba hat sich noch in Popen erhalten: *atnāč pi mān sarūntas*, st. *sarunátůs*, komm zu mir zu einer Unterredung. Der Lokativ Plur. der *a*- und *ja*-Stämme hat die Endung *-ás* statt *-ũs* (*ratás* st. *ratũs*, in dem Wagen) in Schlehk und Sarnaten; *-as* (*ratàs* st. *ratũs*) in Pilten, Schlehk-Stenden und Wensau; *-ẹs* (*ratẹs*), in Suhrs, Targeln, Angermünde, Dondangen, Puhnen, Pusseneeken, Saßmacken; *-es*, in Erwahlen und Lubb-Essern; in Popen haben die *a*-Stämme im Lokativ. Plur. die Endung *-ās*, die *ja*-Stämme aber *-ẹ̄s*, z. B. *ratas*, *dárzas*, aber *skapẹs*, *škūnẹs*.

Außer den genannten Gebieten findet man auch noch in andern suffixales *u*, *ů* durch *a*, *ẹ* vertreten, aber nicht mit

einer solchen Gesetzmäßigkeit wie in jenen Gebieten: z. B. in Waldegahlen *ũzàls*, *pakal's* st. *pakulas*, Hede, neben *vítũls*, *degùns*, *kaŕũt*; in Neuwacken *ũzàls*, *kažaks*, *kaŕat*, *barękls* neben *vítũls*, *dzeguz*; in Nogallen *ũzàls*, *vítàls* neben *áugũns*, *degùns*, *mákũń*, *dzeguz*; in Selgerben *ũzàls*, *valad*, *kaŕat* neben *dzeguz*, *mákũń* (Plur.), *astũń*.

Suffixales *a* in *ũzàls* neben suffixalem *u*, *ů* in andern Wörtern habe ich in Kargadden, Stenden, Scheden (in der Nähe Talsens), Talsen, Lipsthusen, Laidsen, Sahrzen, Wandsen, Angern und Buschhof (Ober-Kurland) gehört: in Adiamünde *ũzàls* neben *astuń*, *pérkùnts*; in Klein-Roop *ũzàls* neben *vítũls*, *augũnts* RK. 13, 75; in Swidsen (zu Lubahn) *ũzols* neben *reitūls*; in Meiran *ůzals* neben *komůls*. Vgl. Bezzenberger Dial. Stud. 123 Anm. 1. In dem tahmischen Teile Livlands, d. i. in West-Livland wird *u*, *ũ* durch *a* ebenso vertreten, wie in dem tahmischen Dialekt Nordwest-Kurlands.

Da der Wandel des suffixalen *u*, *ů* zu *a* da vorkommt, wo Letten und Liven noch in historischer Zeit zusammengewohnt haben, könnte man sich versucht sehen, in diesem Lautwandel livischen Einfluß zu suchen. Diese Annahme ist jedoch ganz unhaltbar, da das Organ der lettisierten Liven, das in den Stammsilben das *u*, *ů* aussprechen konnte, auch die Fähigkeit zur Aussprache des *u*, *ů* in den Suffixen besitzen mußte.

Von dem einen der in Frage kommenden Suffixe, nämlich von -*uma*- haben wir im Vorhergehenden bewiesen, daß es im Anschluß an das Part. Präs. pass. auf -*am-s* hervorgegangen ist. Da fragt es sich denn, ob die andern Suffixe nicht auf ähnlichem Wege zu ihrer jetzigen Lautgestalt gekommen sind. Bei näherer Prüfung müssen wir diese Frage bejahend beantworten. Ganz besonders klar ist der Ursprung einiger Konjugations- und Deklinationsendungen; daher wollen wir mit diesen anfangen.

Im Tahmischen vertritt bekanntlich die dritte Person alle Personen, daher hat ein tahmisches *es bážas* oder *bážás*, st. *es bážũs*, ich dränge mich auf, nichts mit der Phonetik zu tun. Die Verba der Bielensteinschen VI., VII., VIII. Klasse sind in dem größten Teil des tahmischen Sprachgebiets in Nordwest-Kurland in die IX. Klasse übergetreten; darnach muß die III. Person von einem Verbum der VII. Klasse dieselbe Form haben, wie die der IX., VIII. und der VI. Klasse: *riš melę*, er lügt, schriftlettisch *rìńš melũ*, wie *meklę*, er sucht, schriftlett. *meklé*; *tīrę*, er reinigt,

schriftlett. *tīrí*: *rune*, er spricht, schriftlett. *runá*. Also auch hier haben wir keine phonetische Erscheinung vor uns. Die Richtigkeit dieser Ansicht wird durch die Sprache derjenigen Gebiete erwiesen, in denen trotz Erhaltung des *ů* die III. Person von den Verben auf *-ůt* doch stets auf *-e* ausgeht, so z. B. in Kandau: *riš mele*, neben *ratůs*. Wir sehen hier nur den allen Sprachen eigenen Trieb nach Uniformierung.

Was die definitive Endung des Adjektivs betrifft, so ist im Tahmischen Nordwest-Kurlands *-eis* aus *-ais* hervorgegangen, wohl im Anschluß an die Adjektiva auf *-eis*, wie *vidéis*, der mittlere, *áugšéis*, der obere, *apakšéis*, der untere, ebenso wie die Substantiva auf *-tajs*, daselbst die Endung *-tejs*, wohl in Anlehnung an die Substantiva auf *-ejs*, wie *kaléjs*, der Schmied, erhalten haben, also *baltéis*, st. *baltáis*, nach *vidéis*, *máctéjs*, der Prediger, st. *mácítájs*, nach *kaléjs*, der Schmied. Diese Formen *baltéis*, *máctéjs* finden wir z. B. im Kandauschen. In Kurland wird der Stoßton mit besonderer Schärfe ausgestoßen, besonders in Nordwest-Kurland. Zufolge dessen kommt es, daß der zweite Komponent des Doppellautes in manchen Gegenden vollständig schwindet, z. B. in Hasau *mét* st. *méita*, das Mädchen; *tékt* st. *téikt*, sagen. So ist auch das *i* in der Endung *-eis* in den Gebieten geschwunden, in denen wir suffixales *a* statt *u*, *ů* konstatiert haben: *baltęs*, *mactęs*. Von einem so entstandenen *baltéis*, *baltęs*, *baltes* (Erwahlen) kann der Gen. Sing. nur *balteja*, *baltej* (Kandau) *baltę* oder *balte* (Erwahlen) lauten, der Akk. Sing. und Gen. Plur. **balteju*, *baltej* (Kandau), *baltę*, *balte* (Erwahlen), der Akk. Plur. **baltejus*, *balteis* (Kandau), *baltęs*, *baltes* (Erwahlen); der Nom. Sing. Fem. **balteja*, *baltej*, *baltę*, *balte*.

Interessant ist der Ursprung der genannten tahmischen Lokativendungen der *a*- und *ja*-Stämme auf *-ás*, *-as*, *-ęs*, *-es*. Sie auf phonetischem Wege aus *-ůs* zu erklären, vermögen wohl die gewagtesten phonetischen Kunstgriffe nicht; auf morphologischem Wege scheint uns aber die Erklärung leicht und einleuchtend zu sein. Die Endung *-ęs*, *-es* ist im Anschluß an die Endung des Lokativ Sing. entstanden; denn wo in den genannten Gebieten die pluralische Lokativendung *-ęs* vorkommt, da lautet der Lokativ Sing. auf *-ę* aus, wo aber auf *-es*, da ist die Lokativendung Sing. *e*: *dárzęs*, in den Gärten, nach *dárzę*, in dem Garten; *dárzes* nach *dárze* (Erwahlen). Ganz besonders instruktiv ist der Popensche Dialekt mit seinem Lokativ Plur. der *a*-Stämme auf

-ăs, entsprechend dem Lokativ Sing. dieser Stämme auf *-ă*: *dárzas* nach *dárza*, und mit seinem Lokativ Plur. der *ja*-Stämme auf *-ęs*: *skapęs*, *šk'ūnęs* nach *skapę* und *šk'ūnę*. Auf die Endung des Lokativ Sing. auf *-e* näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; wir wollen nur hier hinweisen, daß diese Endung, und zwar als langes *ē*, auch in dem mittleren, dem schriftlettischen Dialekt statt der gewöhnlicheren auf *-ī* nicht selten den *ja*-Stämmen zukommt, so z. B. in Kirchholm *viducé*, *skapé*, *grāvé*, *vadzé*, und zwar nur so, nie *viducí*, *skapí*. So erklärt sich das *-as* und *-ęs* der Popenschen Lokativendung auf die einfachste Weise.

Auf einem andern Wege der Angleichung sind die Piltenschen, Schlehk-Stendenschen, Sirgenschen und Wandsenschen pluralischen Lokative der *a*-Stämme auf *-as* hervorgegangen. Da in den genannten Gebieten der Lokativ Sing. die Endung *ę* hat, kann natürlich der Lokativ Sing. nicht die Grundlage des Lokativs Plur. sein. Ebensowenig kann der Schlehksche und Sarnatensche Lok. Sing. auf *-ę* zur Erklärung des Lokativs Plur. auf *-ās* dienen. In diesen Gebieten muß die Lokativendung *-as*, *-ās* einen anderen Ausgangspunkt haben, und zwar die Endung der III. Person Sing. der reflexiven Zeitwörter, die an den genannten Orten auf *-as*, *-ās* ausgeht: in Pilten, Schlehk-Stenden, Sirgen und Wandsen Lokativ Plur. *dárzas*, Lok. Sing. *dárzę*, III. Person *māzgjas*, er wäscht sich; in Schlehk und in Sarnaten Lok. Plur. *dárzás*, Lok. Sing. *dárzę*, III. Person *kóujás*, er prügelt sich. Der Lautwandel von *ů* zu *ā* ist im Lettischen unerhört. Wie sollte er sich hier vollzogen haben? Ich stelle mir die Beeinflussung der Lokativendung *-as*, *-ās* durch die gleichlautende Personalendung *-as*, *-ās* auf folgende Weise vor: Die Verdrängung der übrigen Personen durch die III. Person im Tahmischen muß man sich nicht als mit einem Schlage erfolgt vorstellen, sondern allmählich, in langem Kampfe mit der angegriffenen Person. Der Kampf dauert noch heutzutage fort und zwar mit ungleichem Erfolge in den einzelnen von den genannten Gebieten. In Schlehk z. B. besteht noch die erste Person des Futurums neben der III., z. B. *es siš* neben *es sis*, ich werde schlagen; die II. Person des reflexiven Imperativs *celēs*, stehe auf. Die erste Person des reflexiven Verbs auf *-ůs* habe ich freilich in den betreffenden Gebieten nirgends gefunden. Aber eine Vorstellung von dem früheren Sprachzustande kann uns der Kandausche Dialekt geben, wo der Lokativ Plur. der *a*- und *ja*-Stämme noch die Endung

-*ůs* hat und wo *es cel'ůs* mit *es cel'ás* noch bis jetzt im Kampfe begriffen ist. Zur Zeit des Kampfes der ersten mit der dritten Person: *cel'ůs* mit *cel'as* oder *cel'ás*, konnte nach dem Verhältnis von *cel'ůs* : *cel'as*, *cel'ás* zu dem alten Lokativ *dárzůs*, *ratůs*, die neuen *dárzas ratas*, *dárzás*, *ratás* entstehen.

Ůzàls ist wohl wegen seiner weiten Verbreitung und wegen des lit. *ůžalas* (Jaunis Ponevežskie govory) neben *áužůlas* für eine uralte Nebenform von *ůzůls* anzusehen. Auch sonst finden wir vielfach ähnliche Nebenformen: *vabale* (Meiran), *vabůle*, *vabůlis*, *vabule*, Käfer, vgl. lit. *vãbalas*, *vabůlas* Leskien Bildung der Nom. 473, *mūmal'iņa* (Erlaa BV. 11386), *mámul'iņa*. Wenn man lit. *kretalas*, Sieb, mit dem tahmischen *kretàls*, dem Festenschen *kretaliņ* BV. 10064 und dem Nieder-Bartauschen *kretę̀ls* zusammenhält, so wird man das Suffix *-ala-* in *kretàls* für ursprünglicher halten müssen als *-ula-* in dem schriftlettischen *kretùls*. Das uralte Nebeneinander von *ůzàls* und *ůzůls*, von *vabale* und *vabůle* (*vabule*) hat im Tahmischen zu ursprünglichen *-ul-ůl*-Formen *-al*-Formen erzeugt: *kamàls* : *kamůlis* (lit. *kamůlỹs*, Knäuel, Leskien-Bildung der Nomina 494) = *ůzals* : *ůžůls*. Die *-al*-Formen haben dann im Laufe der Zeit ihre Konkurrentinnen vollständig verdrängt. Zum durchschlagenden Siege des *al*-Suffixes mag das Suffix *-āl-* mitgewirkt haben. Dieses Suffix für das Lettische anzunehmen, sind wir gezwungen angesichts des litauischen *-ōl-* (Leskien Bildung 493) und des Zierauschen (Kurland) *bambālīte* BV. 10293. Da im Tahmischen die Vokale der Suffixe gekürzt werden, so fiel hier *-al-* und *-āl-* zusammen, wodurch die Neigung zum *-al*-Suffix im Tahmischen wohl nicht unwesentlich gesteigert sein mag.

Ebenso wie mit dem *l*-Suffix verhält es sich mit dem *n*-Suffix. Vor dem *n*-Suffix stehen im Schriftlettischen *a*, *ē*, *ů*, *i*, *ë*, *ai*, Leskien Bildung der Nom. 384—416, aber in den Dialekten auch *ī* : *agrīns* (Leskien Bildung d. Nom. 411), *ū* z. B. *vir̃šūne* (Alt-Pebalg) = lit. *virszúne*, russisch *veršina*, Gipfel, *pẽrkūnts*[1]), Donner (Stockmannshof RK. 13, 74), *pérkùnts* (Adiamünde, Kragenhof, Lemsal, Ulpisch, Ruhtern, Idzel) = lit. *perkúnas*, *kalpūnite*, Magd, BV. 11444 (Erlaa); *-au-*, das dem Litauischen zu fehlen scheint, das aber dem slavischen *-u*(*n*)- entspricht: *virsaune* (Bersohn, Kalzenau, Laudohn, Lubahn) BV. 10805: 11974; *kalpaune*, die Magd, BV. 10100 (Lasdohn), *pẽrkaunts* (Alt-Pebalg),

1) Zwischen *n* und s entwickelt sich in Livland ein unetymologisches *t*.

pārkaunts (Bersohn, Laudohn), slav. *perunŭ*; *ā* : *dzeltānēm matińēm* BV. 11502, *dzèltānts* auch in Alt-Pebalg = lit. *geltónas*, gelb, *dirvans* (L.) = *dirvāns* = lit. *dirvõnas*, ehemaliges Ackerland, *ligans* (Ulmann Wtb.) = *ligāns* = lit. *ligonas*, Kranker. Leskien Bild. d. Nom. 393, *leikoans*, ein krummes Holz, das über den Schlitten beim Holzführen gelegt wird (Nerft, *oa* = *ā*). Das Litauische weist in dem *n*-Suffix Wechsel von *ů*, *u*, *o* auf: *palaidůnas*, *palaidũnas*, *palaidonas* Leskien Bild. d. Nom. 392—397. Ähnliches finden wir im Lettischen, besonders in West-Livland. In Nabben und Kragenhof habe ich *pérkùnts* neben *áugànts* gehört, in Lemsal, Ulpisch und Ruhtern *pérkùnts* neben *áugànts*, *dzelànts*, in Idsel *pérkùnts* neben *áugànts*, *dzelànts*, *miránts*, der Tote, in Widdrisch *pérkũnts* neben *áugànts*. *Pérkùnts* ist natürlich aus *pérkūns* gekürzt; *áugànts*, *dzelànts* sind aber nicht auf *áugũnis*, *dzelũnis* zurückzuführen, sondern auf **augāns*, **dzelāns*, was durch das Nebeneinander von *pérkũnts* und *áugànts* in Widdrisch bewiesen wird. Eine Stütze findet das vorausgesetzte **augāns*, **dzelāns* in dem lit. *augonis*, böses Geschwür, *gelonis*, Stachel. Leskien Bild. d. Nom. 394. Dieses uralte Nebeneinander von *ā* und *ů* in einigen Wörtern mit dem *n*-Suffix hat Nebenformen mit suffixalem *ā* (gekürzt zu *a*) auch in solchen Wörtern hervorgerufen, die vor dem *n* ursprünglich *ů* oder *ū* hatten, und diese Nebenformen haben in Nordwest-Kurland die ursprünglichen vollständig verdrängt: *pérkàns* für *pérkúns*, *pérkauns*; das schriftlettische *pérkũnis* ist natürlich im Anschluß an die Wörter mit dem Suffix *-ůnja-* aus *pérkūns* oder *pérkauns* hervorgegangen.

Das tahmische *mugar* enthält sicher ursprüngliches suffixales *a*, was daraus erhellt, daß im Buschhof und Rujen, wo suffixiales *u* intakt bleibt, dieses Wort auch *mugara* lautet. Überdies ist *mugara*, schriftlettisch *mugura*, unmöglich vom litauischen *nugarà*, Rücken, trotz der noch nicht aufgeklärten Verschiedenheit des Anlautes zu trennen. Das suffixale *u* in dem schriftlettischen *mugura* ist durch Assimilation an das *u* in der Stammsilbe hervorgegangen. Vgl. Endzelin BB. 27, 325. Auch sonst berührt sich *-ar-* mit *-ur-*: *kankàrs*, *kankùrs*, Lappen, *kůgàrs*, *kůgùrs*, Traube, Rispe (Ulmann Wtb.).

Wie im Litauischen *-ůta-* und *-ota-*, so stehen auch die nach Analogie der Partizipien Prät. Pass. mit den Suffixen *ůta* und *-āta-* gebildeten Adjektiva im Lettischen in wechselnder Beziehung. Leskien Bild. d. Nom. 560—563. Im Schriftlettischen

ist *-āta-* durch *-ůta-* so gut wie verdrängt, im tahmischen Dialekt Nordwest-Kurlands und zum großen Teil auch in West-Livland hat *-āta-*, gekürzt zu *-ata-*, den Sieg über *-ůta-* davongetragen: *ůlats* aus *ůlâts* (BV. 13118 Rothof), schriftlettisch *ůlůts*, *ůlâins*, kiesicht.

Zur Zeit des Kampfes dieser Suffixe entstanden nach dem Verhältnis von *ůlůts* : *ůlats* Formen mit der Suffixgestalt *-at-* auch zu solchen Wörtern, deren Suffix *-ůt-* ursprünglich in keiner Beziehung zu *-at-* stand: *ůlats* : *ůlůt-s* = *esat* : *esůt*, *kaṙat* (mit Umlaut *karęt*) : *kaṙůte*; *azęt* (mit Umlaut aus **azat*) : *azůte*, *stavašs* : *stavůšs* usw. Als von den beiden sich berührenden *ůlats* und *ůlůts*, **zabakats* und *zábakůts* die Formen *ůlats*, **zabakats* die Formen *ůlůts*, *zabakůts* verdrängten, war das Schicksal aller Formen mit dem Suffix *-ůt-* zugunsten des *-āt-* (gekürzt *-ăt*) Suffixes entschieden: *kaṙat*, *azęt* aus **azat*, *avats*, *esat* usw.

Sonderbare Wandlungen hat das lettische Suffix *-tuva-tuve-* durchgemacht. Im Hinblick auf das litauische *-tuva-s-*, *tu-va*, *tuvis*, *tuve* haben wir auch für das Lettische diese Suffixgestalt als die ursprüngliche vorauszusetzen. Nach Leskien (Bildung d. Nomina 244) ist im Lettischen *-tava* aus *-tuva* durch Angleichung an die folgende Silbe entstanden. Das wäre ja an und für sich wohl möglich. Aber die lettischen Dialekte weisen auf einen andern Weg der Entwickelung hin. Im Lettişchen hat sich nämlich das Suffix *-tuva-* mit dem ähnlich lautenden Suffixe *-ava-* vermischt, z. B. *jáunava*, Jungfrau, *sil-ava*, der große Wald; *skaust-ava*, der Nacken eines Tieres (Ulmann), von *skausts*, Nacken; *jūt-avas*, Kreuz (im Rücken Ulmann). Besonders sind die beiden Suffixe zum Verwechseln ähnlich, wenn letzteres sich an einen *t*-Stamm anschließt: vgl. *skaust-ava* mit *vérs-tava*, Pflugsterze. Das Suffix *-ava* hat auch wohl das Geschlecht des ihm ähnlichen Suffixes beeinflußt. Reste von männlichem Geschlecht sind noch bis auf den heutigen Tag erhalten, z. B. *mus-tav-s* neben *mustava*, Kammlade. Häufiger kommt das maskuline Suffix *-tuvja* vor, z. B. *kāstuvis* (Ronneburg), *kāstevs* (Buschhof), *kārstuvis* (Ronneburg), *kārstevs* (Buschhof), Wolltocke.

Anderseits hat in andern Dialekten das Suffix *-tuva* seinen Vokal *u* dem Suffix *-ava* mitgeteilt, z. B. *jáunuvíte* BV. 8030 (Wirginahlen) st. *jaun-avíte*, *l'aud-uriňa*, Braut, st. *l'audaviňa*; *skaustuve* (Ronneburg) st. *skaustava*, so auch *dzìrnuviňas* st. *dzìrnaviňas* BV. 8031; *raguvas*, Schlitten (Kauliň BB. 12, 230).

Der Wandel des Suffixes *-tuve* in *-tave* ist nicht bloß im tahmischen, sondern auch im mittleren und hochlettischen Dialekt anzutreffen. Aus dem so entstandenen *-tave* ist aber im Tahmischen, ebenso aber auch im östlichen Livland und Ober-Kurland durch Vokalangleichung *-tęve* entstanden. So erklärt sich leicht das tahmische *vérstęv, kárstęv*; vgl. *vārstęve, sātęve*, Saatkorb, *slauktęva* st. *slauktere*; *kārsters, kāsters* neben *šk'iltavas*, Stahl zum Feueranschlagen, *teĩtavas*, Garnwinde (Buschhof). Der sogenannte Umlaut eines *a* bei folgendem *e* und *i* kommt nicht bloß in Livland (vgl. Kauliń BB. 12, 214; Bezzenberger Dialekt-Stud. 86), sondern auch im tahmischen Dialekt Nordwest-Kurlands vor, z. B. *patíkęm vakęr* aus *patíkami vakari*, angenehme Abende (Dondangen. Bezzenberger Dialekt-Stud. 55, Z. 9 und 10).

So erklären sich die schon angeführten Wörter: *brīnęm*[1]) aus *brīnami*, Plur. von *brinàms*; *likęm*, Plur. von *likàms*; *balęds*, Plur. *balęž*; *vārstel, ugèns, vizdegèns, óugèns, mákèns*; *dzelen*, Plur. von *dzelàns*; *ůzęl* u. *ůzęl'*, Plur. von *ůzàls*; *vitęl', kamèls, šūpèls, mētèrs* und die durch *e* umgelauteten: *karęt* aus *karate, azęt, cepęr, dzęgez, vālędz*. Die Adverbien *visur, citur*, dial. *citūr, visūr* haben in den meisten Gebieten ihr *u* erhalten, weil sie sich ihrem Ursprung nach von den Wörtern mit umgewandelten suffixialen *u* so sehr unterscheiden und deshalb keinen Anlehnungspunkt finden. In Erwahlen und Lubb-Essern haben aber *visar, citar* dem Zuge dieses Dialektes zum suffixalen *a* nicht widerstehen können, und das in Popen und Dondangen vorkommende *visęr, citęr* ist wohl durch Übertritt in die Reihe der im Lettischen beliebten Adverbia auf *-i* zu seinem *-ę* gekommen. Vgl. *kůemeš*, lit. *kůmet* BB. 14, 119.

Nach der bisherigen Ausführung haben wir den Wandel des suffixalen *u* und *ů* nicht so zu denken, daß *u* und *ů* vor folgendem *a* in *u* und vor folgendem *e* und *i* in *ę* lautgesetzlich übergegangen, sondern daß suffixales *u* und *ů* sowohl vor folgendem *a* und *u*, als auch vor folgendem *e* und *i* dank einer langen Reihe von Angleichungen in *a* umgewandelt und dieses vor folgendem *e* und *i* vielfach zu *e* umgelautet ist; so ist z. B. *brinęm*[1]) nicht aus *brīnumi*, sondern aus *brīnami*, *balęds* nicht

1) Denselben Umlaut, den wir in *brinęm* haben, finden wir auch in Livland in Lösern: *rupemińu* aus *rupamińu*, *rupjumińu* BV. 8178, das Grobe, und mit *ůzàls*, Pl. *ůzęl'*, *ůzęl* decken sich vollständig die Buschhöfschen Formen *ūzala kūks*, *ūzalińc*, Pl. *ūzęli*. Vgl. *gobals*, Stück, Pl. *gobęli* (Tirsen).

aus *balŭdis*, sondern aus *balad*(*i*)*s* usw. zu erklären. Das beweisen die in einigen tahmischen Gebieten noch vorhandenen nicht umgelauteten Formen *brînam*, *balads*, *balaž*, *rāladz*, *dzegaz*, *ŭzal'*, *rărstal'*, *kaŕat*. Der betrachtete morphologische Prozeß und der Umlaut des *a* bei folgendem *e* und *i* ist nicht als mit einem Schlage erfolgt zu denken, sondern nur allmählich, immer mehr und mehr Wörter ergreifend, hat er die Regelmäßigkeit der Lauterscheinung so weit gebracht, daß sich auf morphologischer Grundlage ein ausnahmsloses Lautgesetz entwickelt hat, wenigstens soweit es den Wandel von *u* und *ů* in *a* betrifft. Von dem früheren bunten Gewirr der alten Formen und der Analogiebildungen nebeneinander zeigt der oben berührte jetzige Sprachzustand in Waldegahlen, Neuwacken, Nogallen und Selgerben; denn das Vorhandensein des suffixalen *a* neben suffixalem *u*, *ů* in den letztgenannten Gebieten ist wohl nicht auf Dialektmischung zurückzuführen, auch nicht durch den Einfluß der Schriftsprache zu erklären, sondern es zeugt von der Fortdauer des Kampfes der alten Formen mit den neuen. Daß das tahmische suffixale *a* aus *u*, *ů* nicht lautgesetzlich hervorgegangen ist, dafür kann als sicherster Beweis der Schlehksche und Sarnatensche Dialekt mit der Länge in der III. Pers. der reflexiven Verba *-ás* und der langen Lokativendung der *a*- und *ja*-Stämme *-ás* neben kurzem suffixalen *a* aus *ů* dienen. Es ist doch unmöglich anzunehmen, daß in demselben Dialekt die Länge der III. Pers. erhalten, in der Lokativendung *-ůs* in *-ás*, sonst in den Suffixen aber *ů* in kurzes *a* lautgesetzlich übergegangen sein sollte.

Nicht konsequent ist der Wandel des aus *u*, *ů* entstandenen *ẹ* in *i* vor folgendem *i*: *baliž* (Popen) neben *balaž* und *balež* (Erwahlen); *šūpil'* in Wensau (daselbst *skrēmil'*, Pl. von *skrēmẹls*, die Scheibe), neben *sūpal'* (Targeln), *šūpẹl* (Popen), *karit* neben *karet* (Erwahlen), *kaŕat* (Neuwacken), *bariklĕ* Lokativ. neben *barẹkls* (Neuwacken); überall aber, ohne irgend ein Schwanken zu zeigen, haben *i*: *óugiń*, *mákiń*, *rīzdegiń*, *astiń* usw., ebenso habe ich in Sarnaten *asiń* Plur. neben *asẹns*, Blut; in Sirgen *akmińim* Dat. Plur. neben *akmẹns* gehört. Warum in *makiń*, *óugiń*, *rīzdegiń*, *astiń* das *i* mit einer solchen Regelmäßigkeit überall in den genannten Gebieten erscheint, während der Plur. von *šūpẹls* in den einzelnen Gebieten verschieden lautet, ist leicht zu bestimmen.

Was *astiń* betrifft, so ist das *i* in demselben jedenfalls nicht auf phonetischem, sondern auf morphologischem Wege hervorgegangen, nämlich durch Anschluß an *septiń*, sieben, *deviń*, neun; denn *ostiṅi* ist in Ost-Livland und Ober-Kurland weit verbreitet, so in Schwanenburg, Selsau, Sauken, Buschhof, neben den pluralischen Formen *áugūṅi*, *makūṅi*, wo also *ostiṅi* anders als auf die gegebene Weise nicht erklärt werden kann.

Die Dondangensche Ordinalzahl *astantẹs* geht wohl auf **astań*, aus *astũṅi*, zurück, und nach *astantẹs* haben sich in Dondangen *septantẹs*, der siebente, *devantẹs*, der neunte, gerichtet. Endzelin BB. 27, 329 erklärt *astantẹs* aus **astn̥tẹs*. In Dondangen, Popen, Angermünde und Anzen entwickelt sich nämlich ein sekundärer Vokal zur Erleichterung der Aussprüche besonders häufig vor den liquiden Lauten *r*, *l*, *m*, *n*, und zwar ein *a* vor folgendem geschwundenen *a*, *u* und ein *e* vor *e*, *i* : *a árk$_a$l* st. *árkl* = *àrklu*, mit dem Pfluge, *kal$_a$ns* st. *kàlns*, Berg, *dzēs$_a$ms* st. *dzēsm's* = *dzēsmas*, *gáis$_a$m* st. *gáism* = *gáisma*, *dzil$_a$n* st. *dziln* = *dzilna*, Specht, *lep$_a$ns* st. *lepns*, stolz, *stip$_a$rs* st. *stiprs*, stark, *kat$_a$ls* st. *katls*, Kessel, *ũg$_e$ls un pel$_e$n*, Kohlen und Asche, *svēd$_e$r* st. *svēdr* = *svēdri*, Schweiß, *slēgs$_e$ns* st. *slēgsnis*, Schwelle, *āt$_e$r* st. *ātri*, schnell. Nun könnte man zur Erklärung des sekundären *a*, *e* vor *m*, *n*, *l*, *r* die Mittelstufen *m̥*, *n̥*, *l̥*, *r̥* annehmen, also *lep$_a$ns* aus *lepn̥s* usw. Aber da sich in den genannten Gebieten nicht bloß vor *m*, *n*, *l*, *r*, sondern auch zwischen *kt* ein unetymologischer Vokal entwickelt, z. B. *svẹ́t$_i$k* st. *svétki*, Fest, *pik$_e$t* (st. *pikti*) *líst*, es regnet stark, *smìlk$_e$t* st. *smìlkti*, Sand, so müssen wir wohl die genannten tahmischen Formen auf die in den anderen tahmischen Gebieten wirklich existierenden Formen direkt zurückführen: *dzil$_a$n* auf *dzìln*, *svēd$_e$r* auf *svēdr* usw. — ohne die Mittelstufen **dziln̥*, **svēdr̥* usw.; ebenso haben wir, so viel ich sehe, keinen Grund, für den Dondangenschen Dialekt ein **astn̥tẹs* vorauszusetzen.

In *óugiń*, *mákiń* usw. ist das *i* durch den im Lettischen so beliebten Wechsel von suffixalem *-en-* und *-in-* zu erklären, z. B. *akmins* st. *akmèns*, Stein, *dibins* st. *dibèns*, Boden, *saldins* st. *saldèns*, süßlich BV. 10897, *dižins* st. *dižens*, großartig BV. 10290, *taurìṅš* neben *taurenis*, Schmetterling, *ratìṅš* neben *ratenis*, Spinnrad.

In Dondangen hat sich das Suffix *-inja-* an Stelle des schriftlettischen *-enja-* in allen Kasus des Sing. und Plur. ein-

gebürgert: *akmis* st. *akmèns*, aus *akmìńš*[1]), Stein, Gen. Akk. Sing. Nom. Gen. Plur. *akmiń*. Dat. Sing. *akmińam*, Lok. Sing. *akminę*, Dat. Plur. *akminęm*, Akk. Pl. *akmiń's*, Lok. Plur. *akmińęs*, ebenso *asmiš* aus *asmìńš* st. *asmèns*, Schneide, *rudiš* st. *rudèns*, Herbst, *zibiš* st. *zibèns*; *tesmiš* st. *tesmèns*, Euter; *údiš* st. *údèns*; vgl. Bezzenberger Dialekt-Stud. 54, Z. 16; *ugiš* neben *ugęns*, Plur. *ugiń*, Feuer; aber *asęns*, Plur. *asiń* Blut. Vgl. *kupiń* Bezzenberger Dialekt-Stud. 54 Z. 3, *rudiń* 55 Z. 26, *rāciń* 56 Z. 11.

Wie in Dondangen der Nominativ *ugęns*, *asęns* dem Systemzwange Widerstand geleistet hat, so zeigt der Akk. Sing. *ugęn* (Sarnaten), daß es in Nordwest-Kurland Gebiete gibt, wo das Suffix *-inja-* die Erweiterung seiner ursprünglichen Grenzen nur auf den Plural beschränkt. Wie in *asęns*, so ist auch das aus *ů*, *u* entstandene *ę* im Nom. Sing. in Dondangen durch das *i* des Suffixes *-inja-* nicht verdrängt worden: *óugèns*, *márkèns*, nicht **óugiš*, *márkiš*, wohl aber in allen obliquen Kasus: Gen. Sing. und Plur., Nom. Plur. und Akk. Sing. *óugiń*, *markiń*.

Nachdem sich auf die gegebene Weise *asęns* neben *asiń*, *óugèns* neben *óugiń* usw. entstanden und das Sprachbewußtsein von diesem Nebeneinander der Formen durchdrungen war, konnte sich nach dem Verhältnis von *óugèns* : *óugiń* unschwer *baliž* : *baleds*, *šūpil'* : *šūpęls*, *skrēmil'* : *skrēmèls* bilden. *Baliž*, *šupil'*,

1) In dem Suffix *-inja-* ist in manchen Gebieten Kurlands das *n* vor *š* kaum hörbar, so in Remten, Lutringen: *délìⁿš*, Söhnchen; in manchen Gebieten ist es ganz geschwunden, wobei das *i* gedehnt ist: *délīš*, so in Sarnaten, Ranken, Turlau, Waldegahlen, Nogallen, Wandsen, Neuwacken, Samiten; *vīš* st. *vìńš*, er, neben *délīš* habe ich mir in Stenden, Lipsthusen, Rönnen, Scheden (zu Lutringen) notiert; in sehr vielen Gebieten begegnet man aber *viš*, er, neben *délīš*: so in Felixberg, Schlehk-Stenden, Kargadden, Spahren, Postenden, Nurmhusen, Talsen, Wirben, Walgalen, Hohenberg, Kandau, Kukschen, Puhren, Selgerben, Iwanden, Alschwangen, Schnehpeln, Wormen, Duhren; da in einsilbigen Wörtern die Länge sich besser erhält als in mehrsilbigen, so kann die Form *viš* neben *délīš* nicht lautgesetzlich aus *vīš* hervorgegangen sein, sondern wohl durch Anschluß an das Pronomen *šis*, dieser. Gekürzt ist das *i* in *viš* und in dem Deminutivsuffix *-iš* (*délĭš*) in Wensau, Targeln, Dondangen, Popen, Anzen, Erwahlen. Kurzes *i* in dem Deminutivsuffix (*déliš*) habe ich außerdem noch in Suhrs, Sirgen, Hasau, Angermünde, Anzen, Puhnen, Sassmacken gehört; in den letztgenannten Gebieten hat auch *viš* wohl kurzes *i*; in meinen Aufzeichnungen finde ich dieses Pronomen nicht verzeichnet. Ähnlichen Schwund des *n* vor *s* finden wir in Neuenburg in dem Suffix *-ēna-*: *sivēs* aus *sivęns*, Ferkel, *cāles* aus *cālēns*, Hühnchen, *pīlēs* aus *pīlēns*, junge Ente, *puisēs* aus *puisęns*, Knäblein, so auch *bés* aus *béns*, *bérns*, Kind.

skrēmil' sind vereinzelt dastehende Formen; in ihnen haben wir den Keim einer Neubildung zu sehen; bei ungestörter Weiterentwickelung können *šūpil', skrēmil', baliž* eine ebensolche Gesetzmäßigkeit erlangen, wie das *-iń-* in *mákiń, óugiń* und die jetzt noch bestehenden Formen *skrēmel', šūpel', balaž, ũzal, ũzẹl', ritẹl'* usw. vollständig verdrängen. Wir sehen hieraus, welche Bedeutung das Nebeneinander der Formen in der Lehre vom Lautwandel beanspruchen kann.

Karit aus *karũte*, Löffel, könnte man ebenso erklären, wie *šūpil', baliž.* Aber *karīte* st. *karũte* kommt auch in vielen Gebieten Livlands vor, so in Bersohn, Fehteln, Saußen BB. 12, 216, — in Gebieten, wo eine Vertretung des *u, ů* durch *i* sonst gar nicht bekannt ist. Es wird wohl nicht zu kühn sein, wenn wir annehmen, daß *karīte*[1]) und ebenso das tahmische *karit* im Anschluß an *karīte, karit,* Kutsche, hervorgegangen ist. Diese Ansicht findet Stütze einerseits in dem Schwund der Jotierung in *karit,* Löffel, während sonst die Jotierung im Tahmischen nicht aufgegeben ist (vgl. übrigens *kaŕa*, des Krieges, neben *karīnu* (Akk.), den kleinen Krieg, in Nieder-Bartau), anderseits in analogen Anlehnungen: *rudēns,* Herbst st. *rudèns* (Kolzen, Zögenhof, Adiamünde, Nabben, Lennewarden) im Anschluß an *dēna,* der Tag RK. 13, 75, 2, *laidar̃zs, laidar̃zints,* Viehhof (Rujen RK. 13, 96) st. *laidàrs* in Anlehnung an *dãrzs,* d. Garten, *kárts* st. *káts* (Kandau), Stiel, im Anschluß an *kārts,* Stange, *aplouks*[2]) st. *aplũks,* Koppel, (Anzen, Dondangen; vgl. Bezzenberger Dialekt-Stud. 58), angelehnt an *louks = lauks,* Feld, *sãimnıca* st. *saimnēce,* Wirtin (Smilten, Alt-Pebalg) neben *sâimnēks,* Wirt, im Anschluß an das Suffix *-nīca* (*jērnīca,* Pelzmütze), wie in Alt-Pebalg *ãiztīku* aus *ãiztēku*

---

1) Außer *karīte, karit, karẹt, kaŕat* kommt dialektisches *karaute* (Smilten), *karaut'* (Sepkull, Klein-Roop) vor. *Karaute* hat sich zu *karũte* wohl nach dem Verhältnis von *virsũne: virsaune* gebildet. Ebenso sind die dialektischen Formen *azaute* für *azũts,* Busen, *garauza,* für *garũza* (Smilten) zu erklären.

2) In Auzen wurde *aplouks* mit dem Akzent auf der zweiten Silbe ausgesprochen. Die lettische Betonung wird auf den Einfluß des Livischen zurückgeführt; aber in merkwürdigem Widerspruch zu dieser Erklärung steht die Tatsache, daß man nirgends so oft von der Anfangsbetonung abweicht als in Popen, Anzen, Angermünde, also in Gebieten, welche seit jeher dem livischen Einfluß unterworfen gewesen sind und jetzt noch in Berührung mit dem Reste der Liven stehen; in Anzen habe ich mir folgende Wörter mit dem Akzent auf der zweiten Silbe notiert: *nũgrimt, palikt, aplouks, lēldēn's*; in Popen *apmela* III. präs., in Angermünde *aplouks,*

von *āiztikt*, berühren, antasten, belästigen, in Anlehnung an *tikt tīku*, gefallen, hervorgegangen ist.

Eine ganz merkwürdige Umdeutung finden wir in dem Anzenschen *sìrgast* st. *sìrdésti*, im Anschluß an *aste*, Schweif. Diese Umdeutung erinnert an die vielen volksetymologisch umgewandelten Wörter, z. B. *kumelińu tęja*, Kamillentee, umgedeutet nach *kumelìńš*, Füllen, *Salmińa Jēkaps*, eig. *Jakob Salmiń*, für *Salmiak*, *itnekā*, eigentlich 'vollständig nichts' für *Arnika*.

Die vorhergehende Abhandlung bietet eine Skizze bunten, viel bewegten Sprachlebens. Das Schicksal des Suffixes *-uma-* hat uns zu der Betrachtung des suffixalen *u*, *ů* geführt. Diese Betrachtung hat uns mit Lautveränderungen bekannt gemacht, die den Charakter ausnahmsloser Lautgesetze tragen, die sich aber von den phonetischen Lautgesetzen dadurch unterscheiden, daß sie nicht etwa durch Verschiebung des Bewegungsgefühles, sondern durch Assoziation hervorgegangen sind. Man könnte deshalb in unserm Falle von assoziativen Lautgesetzen reden. Die Suffixe sind besonders der Assoziation unterworfen; daher denn kein Wunder, daß die Assoziation hier die Lautveränderungen zur konsequenten Regelmäßigkeit hat bringen können. Eine Reihe von Assoziationen hat im Tahmischen die Neigung zum suffixalen *a* entwickelt, und das Nebeneinander von suffixalen *u*, *ů* und dem beliebten *a* hat in einigen Gebieten zum völligen Untergang des suffixalen *u*, *ů* geführt.

Wenn uns scheinbare Lautgesetze als Produkte von Assoziation und Analogiewirkung zu erweisen gelungen sein sollte, so verdanken wir dies dem reichen Material, über das wir bei der Beurteilung der Frage verfügt haben und das uns die einzelnen Fäden der Entwickelung in die Hand gegeben hat. Wo das Material mangelhaft, die Überlieferung lückenhaft und zufolge dessen die Einsicht in die einzelnen Phasen der Entwickelung verschlossen ist, da können wir leicht Gefahr laufen, in Assoziationsbildungen ausnahmslose Lautgesetze zu suchen.

Riga. K. Mühlenbach.

Eine baskische Parallele.

Daß Sprachen, zwischen welchen man selbst keine entfernte Verwandtschaft nachzuweisen vermag, oft dieselben Ausdrucksmittel anwenden, ist eine bekannte Tatsache, und so bietet

auch das Baskische schöne Vergleichspunkte mit dem unverwandten Indogermanischen. Treffend ist z. B. die Übereinstimmung in der Nominalkomposition, und das umsomehr, weil das Baskische wie das Indogermanische eine ausgebildete Deklination besitzt — freilich mit dem Unterschiede, daß im Baskischen die Verbindung zwischen Wortstamm und Kasussuffix lockerer ist als im Indogermanischen —, woneben die Komposition sich wie ein mit neuer Lebenskraft angehauchtes, immer mehr um sich greifendes und weiter wucherndes Überlebsel aus einer früheren vorflexivischen Sprachperiode ausnimmt. Der Ursprung der Nominalkomposition muß ja zurückgehen in eine Zeit, als die Kasusverhältnisse noch nicht durch bestimmte Suffixe charakterisiert waren. Das Baskische bedient sich auch jetzt noch in gewissen Fällen des reinen Wortstammes, wo das Indogermanische nur noch charakterisierte Kasusformen zuläßt. So kennt das Baskische keine Kongruenz des Attributs und darf man für 'des schönen Pferdes' nicht sagen **zaldi-en ederr-en ar-en*, sondern das Kasussuffix wird nur einmal, in diesem Falle also am Ende des postpositiven Artikels gesetzt, und man sagt *zaldi ederr-ar-en* (*zaldi* = Pferd, *eder* = schön). Auch wird im Baskischen der stets vorangehende Genitiv öfters durch den ebenfalls vorangesetzten reinen Stamm, sagen wir durch den Kasus indefinitus (vgl. Hirt IF. 17, 40 ff.), vertreten, ein Zustand, welchen wir auf Grund der Nominalkomposition auch für das ältere Indogermanische voraussetzen müssen. Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Grenze zwischen Nominalkomposition und syntaktischer Zusammengehörigkeit nicht so scharf gezogen werden kann als in den überlieferten Formen des Indogermanischen. Davon aber abgesehen sind die Verhältnisse im Baskischen und im Indogermanischen einander ganz ähnlich, und gerade so wie in unsern Sprachen können wir im Baskischen dvandva-, tatpuruṣa-, karmadhāraya- und bahuvrīhi-Zusammensetzungen unterscheiden. Ich beschränke mich auf einige bei meiner baskischen Lektüre gesammelte Beispiele.

Dvandva.

aitamak 'Vater und Mutter', aus *aita* 'Vater' und *ama* 'Mutter' (-*k* ist die Pluralendung). Belege: Liz. Mt. 10, 22. Lc. 2, 27. 2, 41. Jh. 9, 2. 9, 3. 9, 18. 9, 20. 9, 23. An den drei erstgenannten Stellen wird getrennt *aita-amén*, *aita-améc*, *aita-amác* geschrieben, sonst aber *aitaméc*, *aitamác*. In den jüngern

Zitaten bei Michel (Le pays basque 271. 344. 348. 351) finden wir die getrennte Schreibweise, sogar ohne Verbindungsstrich. D'Urte Gen. 2, 24 hat *ait' etamac* mit eingefügtem *eta* 'und'.

askazi-adiskideak 'Verwandte und Freunde' (vgl. Oihenart Atsotizac Nr. 82).

gau-egunak 'Nächte und Tage' (vgl. Lab. Mc. 1, 13).

buru-beharriak 'Kopf und Ohren' (vgl. Axular 8).

goiz-arratsak 'Morgen und Abend(e)' (vgl. Canc. Vasco 3, 192).

itzul-inguruak 'Wendungen und Umwege' (vgl. Axular 15. 25).

jan-edanak 'Essen und Trinken' (s. Lardizabal 80 *b*).

jaun-and(e)reak 'Herr und Dame' (ich habe das Wort oft im Labourd sagen gehört).

joan-ethorriak 'Gehen und Kommen' (vgl. Axular 14. 20).

nigar-auhenak 'Tränen und Klagen' (vgl. D'Urte Ex. 2, 24. 6, 5).

oin-eskuak 'Füße und Hände' (Dechepare Doctrina Christiana *huyn escuyac*).

hortz-haginak 'Zähne und Mahlzähne' (vgl. Axular 29).

sar-ilkiak 'Hinein- und hinausgehen' (vgl. Lab. Jh. 10, 9).

seme-alabak 'Söhne und Töchter' (vgl. Euscal-Errijetaco olgueeta etc. 32. 39).

uda-neguak 'Sommer und Winter' (vgl. Oihenart Suppl. Nr. 546).

ustaril-agorrilak 'Juli und August' (vgl. Michel Le pays basque 300).

zeru-lurrak 'Himmel und Erde' (vgl. Lab. Mc. 13, 31. Canc. Vasco 2, 4, 58).

Wie das Sanskrit hat das Baskische auch dvandvische Adjektiva, wie z. B. *alfer-nagi* 'faul und träge' (vgl. Axular 14), *zuri-gorri* 'weiß und rot' (Canc. Vasco 1, 1, 75). Auch das seit dem sechzehnten Jahrhundert häufig belegte *billuzgorri*, *buluzgorri* 'nackt' (eigtl. 'nackt-rot') ist eine Dvandva-Bildung (Dechepare hat *buluzcorri*, *vuluzcorri*, Lizarraga *billuzgorri*, D'Urte *builluzgorri*).

Tatpuruṣa.

Aus der übergroßen Menge hebe ich nur wenige Beispiele hervor:

artzan-or 'Hirtenhund' (Canc. Vasco 3, 67 ff.).

bizi-egun 'Lebenstag' (vgl. D'Urte Gen. 3, 14).

bihotz-min 'Herzensweh' (Canc. Vasco 3, 174).

buru-hezur 'Kopfbein' (d. i. 'Schädel'), öfters bei Lizarraga in der Form *bur-heçur* (z. B. Mt. 27, 33).

erdi-gorde 'halbverborgen' (Canc. Vasco 3, 216).

gau-erdi 'Mitte der Nacht' (vgl. Liz. Mt. 25, 6. Oihenart, Atsotizac Nr. 184).

il-argi 'Licht der Toten' (d. i. 'Mond'), bei Dechepare und Lizarraga als *ilhargui* (z. B. Mt. 24, 29).

lur-gain 'Erdoberfläche' (vgl. D'Urte Gen. 2, 6).

mahats-arno 'Traubenwein' (Liz. Mt. 9, 17. Oihenart Atsotizac Nr. 307).

ogi-bihi 'Brot-Getreide' (vgl. Liz. Mt. 3, 12).

sudur-zilho 'Nasenloch' (vgl. D'Urte Gen. 2, 7).

Karmadhāraya.

Im Baskischen wird das Adjektiv dem Substantiv regelmäßig nachgestellt und auch in der Zusammensetzung gilt naturgemäß — anders als im Indogermanischen — dieselbe Reihenfolge. Wann wir bei Zusammenrückung von Substantiv und Adjektiv von Komposition sprechen dürfen, ist schwierig auszumachen. Vgl. z. B.

and(e)re-(h)andi 'große Dame' (vgl. Refranes von 1596 *andrandi* = *gran señora*).

bide-chigor 'enger Weg, Pfad' (vgl. Voltoire Anciens proverbes *bide chiguor*) neben *bide-chidor*.

dohain-gaitz 'schlechtes Glück' (vgl. Liz. Mt. 24, 19. Oihenart Atsotizac Nr. 117).

muthil-zahar 'alter Knabe, Hagestolz' (vgl. Canc. Vasco 1, 3, 38ff.).

neska-zahar 'altes Mädchen' (vgl. Canc. Vasco 1, 3, 40).

uda-berri 'neuer Sommer, Frühling' (z. B. Canc. Vasco 3, 331).

ume-zurtz 'verwaistes Kind, Waise' (z. B. Canc. Vasco 3, 306).

zori-gaitz 'schlechtes Glück' (vgl. Oihenart Atsotizac Nr. 278. 493. Lab. Mc. 13, 17. Lc. 6, 24ff. Canc. Vasco 2, 2, 14. 3, 193).

zori-on 'gutes Glück' (vgl. Dechepare Amoros secretugui dena. Oihenart Atsotizac Nr. 438. 520. Canc. Vasco passim).

Bahuvrīhi.

Wie in einem russischen Volksliede von einem *desjatoj tur*, *vsěm ataman*, *zolotyje roga* die Rede ist, so lesen wir in einem modernen baskischen Gedichte (Canc. Vasco 2, 2, 28) die Worte *bi idi handi copeta-zuri, bizkar-beltz, adar-handiac* 'dos grandes bueyes de blanca frente, de negra espalda y de grandes cuernos'. Während *copeta-zuri* und *bizkar-beltz* gewöhnliche Bahuvrīhi-Bildungen sind, ist der Plural *adar-handiac* 'große Hörner' gerade

so wie russ. *zolotyje roga* ganz lose, aber mit bahuvrīhischer Bedeutung dem Substantiv zugefügt. Solche Konstruktionen geben uns einen Einblick in das Entstehen der Bahuvrīhi-categorie. Sonstige Beispiele von Bahuvrīhi sind:

begi-argi 'helläugig' (Canc. Vasco 3, 84. 94).

begi-gorri 'rotäugig' (Canc. Vasco 3, 74).

bekaitz 'mit bösem Auge, eifersüchtig', aus *begi* 'Auge' und *gaitz* 'böse' (vgl. Liz. Mt. 20, 24).

bekoki-chimur 'runzelstirnig' (Canc. Vasco 3, 74).

buru-beltz 'Schwarzkopf' (vgl. Oihenart Atsotizac Nr. 151).

esku-motz 'kurzhändig' (Lab. Mc. 9, 42).

larru-churi 'weißhäutig' (vgl. Michel Le pays basque 295).

lepho-mehe-itchuchi 'à maigre et vilain cou' (Canc. Vasco 3, 108). Aus *lepho* 'neck' und dem dvandvischen Adjektiv *mehe-itchuchi* 'mager-häßlich'.

papo-gorri 'gorge-rouge' (vgl. Canc. Vasco 3, 108. Michel Le pays basque 294).

zango-motz 'kurzbeinig' (Lab. Mc. 9, 44).

— —

Zum Schlusse die Erklärung der gebrauchten Abkürzungen:

Axular = Gueroco guero, von Pedro de Axular, Bordeaux 1642 (ich zitiere nach dem Bayonner Neudruck von 1864).

Canc. Vasco = Cancionero Vasco. Poesías en lengua Euskara reunidas etc. por José Manterola, San Sebastian 1877—1880.

Dechepare = Lingvae Vasconum Primitiæ per Dominum Bernardum Dechepare Rectorem sancti michaelis veteris. 1545 (mir stehen nur die Neudrucke von 1874 und 1893 zur Verfügung).

Euscal-errijetaco olgueeta etc. = Euscal-errijetaco olgueeta, ta dantzeen neurrizco-gatz-ozpinduba Aita Prai Bartolome Santa Teresa, Marquinaco Carmen ortozeco predicadoriac prestauba, Iruñean 1816.

Lab. Jh. = Laburdisches Johannes-Evangelium, Bayonne 1887.

Lab. Lc. = Laburdisches Lucas-Evangelium, London 1887.

Lab. Mc. = Laburdisches Marcus-Evangelium, Bayonne 1887.

Lardizabal = Gramatica Vascongada escrita por D. F. J. de Lardizabal, San Sebastian 1856.

Liz. = Lizarragas Übersetzung des N. T., la Rochelle 1571 (ich zitiere nach dem Straßburger Neudruck von 1900).

Michel Le pays basque = Le pays basque, sa population, sa langue, ses mœurs, sa littérature et sa musique par Francisque Michel, Paris 1857.

Oihenart Atsotizac = Oihenarts Sprichwörtersammlung (Paris 1657), mir nur in Mahns Abdruck (Denkmäler der baskischen Sprache 57 ff.) vorliegend.

Oihenart Suppl. = Oihenarts Supplement zu seiner Sprichwörtersammlung (ich zitiere nach dem Bordeaux'schen Neudruck von 1894).

Refranes von 1596 = Refranes y Sentencias comunes en Bascuence, declaradas en Romance (1596). Mir liegt die Genfer Ausgabe von 1896 vor.
D'Urte = D'Urtes Übersetzung des A. T. (um 1700), herausgegeben in den Anecdota Oxoniensia 1894.
Voltoire Anciens proverbes = Anciens proverbes basques et gascons recueillis par Voltoire et remis au jour par G. B., Paris 1845.

Leiden. C. C. Uhlenbeck.

Lateinische Miszelle.

W. Heraeus hat im Archiv f. lat. Lex. 14, 124 f. sicher gestellt, daß die früher angenommenen Kasusformen von 'sus' *sueris* und *suere* auf irrtümlicher Auffassung der Überlieferung beruhen und also auch irrtümlicher Weise eine Flexion *suis sueris* angenommen wurde, die es niemals gegeben hat. Wohl aber hat es ein Substantiv *sŭĕris sŭĕris* mit der Bedeutung 'Schweinsrippchen' gegeben, von dem das in den tiron. Noten überlieferte Diminutivum *suericulum* herkommt. Wenn H., der im übrigen die Erklärung der Bildungsweise des von ihm sicher gestellten *sŭĕris* der Sprachforschung anheim stellt, an das von Paul. Fest. überlieferte 'acieris securis aënea, qua in sacrificiis utebantur sacerdotes' erinnert, falls dieses Wort zu *acus aciēs* gehöre, so läßt sich hiergegen einwenden, daß in dem altlateinischen 'acieris' das *e* höchstwahrscheinlich als Länge aufzufassen und *aciē-ri-s* zu zergliedern ist. Dagegen kann *sueris*, dessen *e*, wie H. mit Recht hervorhebt, mit Berücksichtigung des Versmaßes des Plautusfragmentes als Kürze zu gelten hat, nur in *su-eri-s* (**suu̯-eri-s*) zerlegt werden. Aus dem Bereiche des Lateinischen scheint *Tib-eri-s* bildungsgleich, und vielleicht darf man auch an die von Leskien Die Bildung der Nomina im Litauischen S. 144 aufgeführten lettischen Bildungen wie *pauters* (für **pauteris*) 'Schafbock', sekundär zu *pauts* 'Ei, Hode', erinnern. Doch erheben sich bei dieser Betrachtungsweise Schwierigkeiten hinsichtlich der Bedeutung. Daher ist es wohl gestattet, *sueris* auf eine Linie zu stellen mit *fūnebris muliebris* aus **fūnes-ri-s *mulies-ri-s* (Hist. Gramm. 1, 502) und es von **suu̯-r̥ri-s* herzuleiten, da nach bekanntem Gesetze *r* nach *u̯* vokalisch werden mußte. Im letzteren Falle wäre mithin *sueris* zunächst als Adjektiv aufzufassen 'vom Schwein, zum Schwein gehörig'. Die Auslassung des Substantivs

'costa' wäre sicher nicht auffallender als der analoge Gebrauch von *suilla* 'Schweinfleisch', *ferīna* 'Wildfleisch', *vitulīna* 'Kalbfleisch'. Vgl. auch noch Brugmann Grundriß 2, 437, wo neben lat. *capr-īna* 'Ziegenfleisch', lit. *ož-ėnà* 'Ziegenbockfleisch', aksl. *bĭbrov-ina* 'Biberfleisch' angeführt sind.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Veneres Cupidinesque.

Die Deutung von *Veneres Cupidinesque* als 'Venus und Cupido' von E. Schwyzer IF. 14, 28 f. kann m. E. für sicher gelten. Nur erlaube ich mir, darauf aufmerksam zu machen, daß diese Erklärung nicht neu ist, indem ich diese und derartige gleiche Ausdrücke bereits im Jahre 1896 ebenso gedeutet habe Nyelvtudományi Közlemények (Sprachwissenschaftliche Mitteilungen) 26, 171, wo ich die vogulischen Komposita besprochen habe.

Ich habe diese idg. Erscheinungen als Parallele gleicher Erscheinungen in den finnisch-ugrischen Sprachen herangezogen. Merkwürdig, daß dieser Sprachgebrauch auch hier vom Dual ausgeht und sich ebenso nach Absterben des Duals in den einzelnen Sprachen auf den Plural überträgt, wie im Indogermanischen.

Da die Zeitschrift, worin meine Arbeit erschien, vermutlich den deutschen Fachgenossen größtenteils unzulänglich ist, diese Übereinstimmung auf ganz fremdem Sprachgebiete aber nicht ganz ohne Interesse für die Indogermanisten sein dürfte, so möge ein ganz kurzer Auszug der betreffenden Stelle aus der o. a. Abhandlung hier folgen.

Die Dvandva-Komposita im Vogulischen sind von zweierlei Art. Es werden die Kompositionsglieder entweder asyndetisch aneinander gerückt, wie *nē-χum* 'Frau und Mann', *tāl-tuw* 'Winter und Sommer'. Oder beide Glieder stehen im Dual, aber nur in solchen Fällen, wo zwei Personen oder Gegenstände gewöhnlich in sozusagen untrennbarer Vereinigung vorkommen, so *aśäγèm-śańäγèm* 'mein Vater und meine Mutter'; *āγiäγèm-vāpsäγèm* 'meine Tochter und mein Eidam'; *kwolī-sūmjeχī* 'das Haus und die Speisekammer'; *māγī-tārmī* 'Himmel und Erde'. Beide Worte stehen im Dual in den angeführten Beispielen, ja sogar die Apposition zu solchen Verbindungen wird in den Dual gesetzt, z. B.

ēkwäi̮-ą̄jkäi̮ āśäyėm-śāńäyėm 'die Alte und der Alte, mein Vater und meine Mutter'.

Die Zusammengehörigkeit wird ferner dadurch angedeutet, daß nur ein Wort in den Dual versetzt wird, aber mit dem Possessivsuffix versehen, z. B. *Ēt-pos-ą̄jkä āmpēntel* (Possessiver Dual 3. Person) *χartχatei̮* (Prädikat auch Dual) 'der Mondschein-Mann läuft hin und her mit seinem Hund'. Zu beachten ist, daß das Prädikat in solchen Sätzen ebenfalls im Dual stehen kann, obwohl das Subjekt im Singular steht, ebenso auch bei gewöhnlichen Asyndeta, z. B. *ēkw-ą̊ńšuχ ōlsei̮* 'es lebten ein Alter und seine Frau'.

Ebenso wie im Vogulischen findet sich der Gebrauch des Duals im Ostjakischen, so *imeɜen ojkejɜen* 'Frau und Mann', *akarɜen pūrisɜen* 'Hund und Schwein'; auch durch Konjunktion verbunden *atɜen pa χadlɜen* 'Nacht und Tag'. Das Mordvinische gebraucht auf diese Weise schon den Plural *varakat-rivezket* 'der Rabe und der Fuchs', *atat-babat* 'Mann und Frau'. Endlich im Ungarischen z. B. *Utánozzátok a Hunyadiakat, Rákócziakat, Bethleneket* 'Ahmet nach den Hunyadi, Rákóczi, Bethlen'. Ferner werden im Ungarischen auch pleonastische Plurale gebraucht, in denen möglicherweise sich dieselbe Auffassung bekundet, z. B. *Üljetek bele fiaimak* (mit doppeltem Pluralsuffix) *a talicskába* 'Setzt euch, meine Söhne (d. i. beide zusammen), in den Schubkarren'. So wird auch der Plural gebraucht für Bezeichnung einer ganzen Familie *a korcsmárosék* 'die Familie des Gastwirten', *a bátyámék* 'die Familie meines Bruders', *a Jánosék* 'die Familie des Johann'.

Dies aus dem Finnisch-ugrischen. Als Parallelerscheinungen führe ich alsdann an: erstlich einiges aus dem Arischen (Whitney 459), dann die sogenannten elliptrischen Duale, darunter Κάστορε Αἴαντε, *Castores, Cereres* aus Delbrück Vergl. Synt. 1, 137, ferner das besprochene *Veneres Cupidinesque*, außerdem aus dem Lat. Verg. Aen. 2, 579 *coniugiumque, domumque, patres natosque videbit*, wo *patres natosque* als 'Seinen Vater und seine Kinder' übersetzt wird, so auch Tacit. Ann. 1, 10 *Lollianas Varianasque clades, interfectos Romae Varrones, Egnatios, Julos*, wo nur von einzelnen Personen die Rede ist.

Klausenburg (Kolozsvár). M. Szilasi.

Die Schöpfungssage in Deutschland und im Norden.

Daß das ahd. Wessobrunner Gebet, das mhd. Anegenge, die altfriesische Erzählung von Adam, und die nordische Yme-Sage eine ganz auffällige Ähnlichkeit verraten, wird niemand in Abrede stellen. Verschiedene Forscher nehmen auch mit Bestimmtheit einen textlichen Zusammenhang an, so namentlich Kögel Literaturgeschichte 1, 42 ff.; andere dagegen verhalten sich dieser Annahme gegenüber ablehnend und erblicken in den Übereinstimmungen nichts weiteres, als was durch den Stoff selbst bezw. durch außergerm. Vorlagen von vornherein gegeben war. Skeptisch verhält sich Finnur Jónsson, D. oldn. og oldísl. Litt. Hist. 1, 124.

Das Problem verdient meines Erachtens größere Aufmerksamkeit, 1. weil es für die Auffassung der literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und dem Norden Bedeutung hat, 2. weil es überhaupt für die wissenschaftliche Logik wichtig ist, indem es uns mahnt, die methodische Frage näher ins Auge zu fassen: was gehört dazu, um die Möglichkeit zufälligen Zusammentreffens in Abrede zu stellen und die Notwendigkeit direkter Textverwandtschaft zu erweisen?

Um diese Frage richtig einzulenken, müßte man einen möglichst einheitlichen Maßstab anlegen, müßte man sozusagen schematische Fragebogen einrichten. Eine solche Vorarbeit fehlt; ich kann dem Versäumnis hier nicht abhelfen, weil eine abschließende literarische Untersuchung die Beherrschung zu vieler Einzelgebiete erfordern würde; daher werde ich mich darauf beschränken, im folgenden einige Momente von besonderer Bedeutung hervorzuheben.

Die leitenden Gesichtspunkte der Untersuchung formuliere ich im vorliegenden Falle bloß ganz allgemein: a) Stoffwahl; b) stofflich bedingte Ordnung; c) wörtlich bedingte Ordnung; d) Wortwahl. Es handelt sich darum, zu zeigen 1. daß die vorliegenden Texte in diesen Beziehungen deutliche Übereinstimmungen verraten; 2. daß die Übereinstimmungen von Haus aus keineswegs selbstverständlich sind; 3. daß sich entsprechende Übereinstimmungen mit anderen Texten tatsächlich nicht finden.

Auf die Erörterung des dritten Punktes kann ich hier

nicht eingehen; ich muß mich damit begnügen, auf den lehrreichen Aufsatz R. M. Meyers, H. Z. 37, 1 ff., zu verweisen; bei den anderen Punkten meine ich aber einige neue Momente beibringen zu können, besonders dadurch, daß ich das Muspilli v. 50-55 und das Alvíssmál mit heranziehe.

a) Stoffwahl.

Wichtig für die Gesamtauffassung ist der Umstand, daß die deutsche Weltuntergangssage, die in ihren Einzelbestandteilen der Weltschöpfungssage parallel ist, den Namen *Muspilli* trägt, der mit dem zur nordischen Ragnarǫk-Sage gehörigen *Múspell* identisch ist und somit das Bestehen einer gemeinsamen heidnischen Grundüberlieferung sehr wahrscheinlich macht, oder ich möchte gleich sagen: erweist. Vgl. Grimm Myth. 1[4], 500.

Was sonst zunächst in die Augen springt, ist das Ableitungsverhältnis zwischen den Bestandteilen der Welt und denen des erzeugenden Urwesens oder des erzeugten Urmenschen; so in der Yme-Sage, im Anegenge und in der Adam-Sage. Der Werdegang ist zwar der umgekehrte: in dem deutschen und friesischen Texte (sowie in der Mannus-Sage) entsteht der Urmensch aus der Erde, in dem nordischen Texte entsteht die Erde aus dem Urwesen. Dies ist aber den sonst bestehenden Übereinstimmungen gegenüber unwesentlich. Durch Vergleichung der Texte stellt sich nämlich im großen und ganzen genau dieselbe Auswahl der Begriffe dar:

Erde = Fleisch, Aufhimmel = Hirnschale
Berg = Bein, Baum = Haar
(Mittelgart = Brauen) Mond = ?
Sonne = Augen, See = Blut oder Schweiß, Tau = Schweiß
Wind = Herz, Wolke = Mut, Denkkraft, Hirn.

Genauer stellen sich die Belege so:

Wess.: Erde, Aufhimmel
Berg, Baum
. . . . Mond
Sonne, See

Muspilli: Erde, Himmel
Berg, Baum
Mittelgart, Mond
. . . See, Moor

Yme-Sage: Erde = hold (Fleisch), Aufhimmel = hauss (Hirnschale)
Berg = Bein, Baum (oder Gras) = Haar
Mittelgart = Brauen, Mond

Sonne, See = Schweiß,
(Wind)[1]) Wolke (Sky) = heile (Hirn)

Alvíssmál: Erde, Aufheim, Himmel
. . . . . Baum (viþr)
. . . . . Mond
Sonne, See
Wind, Wolke (ský)

Anegenge: Erde (Lehm) = Fleisch
Berg (Stein) = Bein, Baum (Gras) = Haar
. . . .
Sonne = Augen, See (Meer) = Blut, Tau = Schweiß
. . . . Wolke = Mut

Adam-Sage: Erde = Fleisch
Berg (Stein) = Bein, Baum (Gras) = Haar (Locken)
. . . .
Sonne = Augen, See (Wasser) = Blut
Wind = Herz, Wolke = Denkkraft

Man wird nicht leugnen können, daß die Auswahl eine überraschend gleichartige ist. Dazu vergleiche man nun die Redaktionen des nordischen Textes:

Vafþrúþnesmál: Erde, Aufhimmel
Berg . . . . . .
. . . . Mond
Sonne, See
(Wind) . . . .

Grímnesmál: Erde, Himmel
Berg, Baum
Mittelgart, ...
. . . .
. . . . Wolke

Man wird zugeben müssen, daß diese Texte, die erwiesenermaßen Varianten einer und derselben Vorlage sind, unter sich ebensosehr wie von den anderen hierher gestellten Texten abweichen und daß jene keineswegs größere Abweichungen untereinander zeigen.

Ist nun die Übereinstimmung derart, daß sie aus dem Stoff selbst spontan erwachsen mußte oder konnte, oder ist sie umgekehrt deutlich individuell und zwar durch außergerm. Vorbilder bedingt, die dann in Deutschland und im Norden getrennt wirkend zu demselben Ergebnis geführt hätten? Die erste

1) Der Wind wird nur in der Redaktion des Vafþrúþnesmál erwähnt, und zwar nicht in ausdrücklichem Zusammenhang mit der Yme-Sage, aber doch so unmittelbar danach (Str. 27 und 36 Jónsson), daß es kaum zufällig sein kann.

Möglichkeit scheint mir sofort ausgeschlossen. Zwar verschiedene der einzelnen Faktoren sind, wie R. M. Meyer bemerkt, von vornherein gegeben, aber bei weitem nicht alle. Ließe sich doch die Auswahl sehr leicht mehren: Sterne[1]), Feuer, Blitz, Donner, Schnee, Eis, Fluß, Staub, in nördlichen Gegenden auch Vulkan, Gletscher usw. hätten genau so gut Aufnahme beanspruchen dürfen (vgl. die lokal-norwegische Schöpfungssage, wo unter den Ahnen Nors eine ganze Reihe von Personifizierungen der nördlichen Natur erscheint). Die zweite Möglichkeit wird durch R. M. Meyer mit sehr überzeugenden Gründen in Abrede gestellt. Das durch ihn herangezogene Vergleichungsmaterial ist folgendes:

5 mal Erde = Fleisch (Edda Orphiker Cochinchina Marianeninseln Honorius)
4 mal Sonne und Mond = Augen (O. C. M. Ambrosius, ähnlich fünftens Indien)
4 mal Berge = Knochen (E. O. C. H.)
4 mal Himmel = Schädel (E. I. C. M.)
3 mal Pflanzen und Bäume = Haare (E. C. A., ähnlich viertens H.).

Wenn dies Vergleichungsmaterial schon ungenügend ist, um dem als einheitlich angenommenen deutsch-nordischen Mythus den Stempel gelehrter Herkunft aufzudrücken, dann ist es um vieles ungenügender, sobald es sich darum handelt, die deutsche und nordische Fassung von einander zu trennen[2]).

b) Stofflich bedingte Ordnung.

Zunächst gebe ich eine Gesamtübersicht über das Textmaterial; die eingeklammerten Zahlen bedeuten, daß der betreffende Begriff anderswo und zwar unter der die entsprechende Zahl führenden Rubrik belegt ist (s. Seite 448).

Die Zusammenstellung zeigt unleugbar eine Reihe von Unübereinstimmungen. Aber tatsächlich bestehen die Abweichungen der Stoffordnung wie die der Stoffauswahl ebensosehr zwischen den notorisch zusammengehörigen Texten Vǫlospá, Vafþrúþnesmál und Grímnesmál wie zwischen diesen und den übrigen Texten und wie zwischen den übrigen Texten unter sich; vgl. bes. die Voranstellung von 'See' in Vǫl., die sich nicht in Vaf. und Grímn.,

1) Nur in Vǫlospá erscheinen die Sterne (B. 5. Jónsson), und zwar in einem Verspaare, das von Jónsson gestrichen wird.

2) Unter den Einzelheiten beachte man besonders die von R. M. Meyer nachgewiesenen Gleichungen altn. *heile*, afries. *hele* 'Hirnschale' = lat. *coelum* 'Himmel', germ. *blōd* = idg. 'Flüssigkeit', welche für urgerm. Alter der im Mythus enthaltenen Vorstellungen sprechen.

	Wesso-brunner Gebet	Muspilli	Yme-Sage (Vǫlospá)	Yme-Sage (Vafþrúþnesmál)	Yme-Sage (Grímnesmál)	Alvíssmál	Anegenge	Adam-Sage
01		pluot	sandr, sær, svalar unner				(1)	
1	ero ufhimil	erda (2a)	jǫrþ upphimenn	jǫrþ upphimen	jǫrþ (= hold)	jǫrþ uppheimr = himenn	leim (= fleisc) tou (= sweiz)	
2	paum pereg	perga poum	(4 [2]) gras	jǫrþ (= hold) bjǫrg (= bein)	bjǫrg (= bein) baþmr (= hár)	(5 b)	stein (= pein) gras (= har)	sten (= benethe) ertha (= flask) (5 b)
2a		erda aha muor himil		himenn (= haus) sær (= sveite)	himenn (= hauss)		mer (= pluot)	weter (= blod)
3			miþgarþr		miþgarþr (= brár)			
4	sunna (scein) mano	mano mittilagart	sól skein sunnan á steine. máne	máne sól		máne sól = sunna		(5 b)
5		sten		vindr	harþ-móþgo ský (= heile)	ský = vindflot vindr	wolchan (= muot) sunna (= ougen)	wind (= herta) wolkan (= togt)
5a	mareo seo			vágr (... of séa ...)		marr = sær = vágr		dau (= suet)
5b						viþr = vallar fax	atem	gers (= lokkar) sunna (= agen) om

wohl aber im Anegenge wiederfindet (dazu möglicherweise auch *Eliases pluot* in Muspilli?). Dadurch wird sofort klar, daß den Unübereinstimmungen nicht notwendig eine größere Bedeutung beigemessen werden muß.

Wenn wir nun weiter beobachten, daß die Vǫl. uns eine deutliche Zweiteilung verrät, auf die auch das Wessobrunner Gebet führt: "A. Ur-Öde. (*Ginnunga-Gap*). B. Erschöpfung der Welt", dann fügen sich die Unübereinstimmungen sehr leicht in die zu erschließende Ordnung der Vorlage ein. Denn denken wir uns etwa folgende Ordnung:

A. Anfangs fehlten:	B. Dann wurden erschaffen:
Erde, Aufhimmel	Erde, Aufhimmel
Berg, Baum	Berg, Baum
Mond	Mond . . . . .
Sonne, See	Sonne, See
Wind, Wolke .	Wind, Wolke . ,

dann begreift sich zur Genüge, wie bei Zusammenschiebung der beiden Abschnitte Änderungen der gegebenen Ordnung entstehen konnten. Z. B. ergäbe sich in Vafþrúþnesmál:

aus A.	aus B.
Erde, Aufhimmel	Himmel
Berg	Mond, Sonne
See	(Wind, Woge)

Bei allen Nichtübereinstimmungen im einzelnen behalten wir jedenfalls vollständig fest die Hauptreihenfolge:

1. Erde, Aufhimmel.
2. Berg, Baum.
3. u. 4. Mond, Sonne.

Von Ausnahmen finden sich nur zwei: im Muspilli wird Himmel von Erde getrennt und hinter Berg Baum gestellt; im Alvíssmál wird *viþr* = Baum hinter Mond Sonne gestellt. So dürfen wir sagen, daß die Reihenfolge tatsächlich ganz fest ist.

Nun stellt sich die weitere Frage: ist die Reihenfolge an und für sich logisch notwendig? Diese Frage muß ich verneinen, denn wie kommen Berg Baum logisch zwischen Himmel, Mond und Sonne zu stehen? Folglich scheint mir die stofflich bedingte Ordnung sehr stark auf textlichen Zusammenhang zu deuten. Übrigens hängt die Frage der stofflich bedingten Ordnung eng mit der Frage der wörtlich bedingten Ordnung zusammen, der wir uns jetzt zuwenden wollen.

c) Wörtlich bedingte Ordnung.

Schon bei der oben gegebenen Aufzählung wird es dem Leser aufgefallen sein, daß der Stoff eo ipso stabreimend ist, sobald wir die menschlichen Entsprechungen außer Acht lassen und allein die Naturfaktoren ins Auge fassen:

Erde, Aufhimmel
Berg, Baum
Mittelgart, Mond (oder Mond, Meer, *mareo seo* = got. *marisaiws*?)
Sonne, See
Wind, Wolke.

Jedes dieser Wortpaare könnte natürlich an und für sich eine landläufige Formel sein; eine solche ist z. B. nachweisbar 'Erde-Aufhimmel', vgl. Müllenhoff Denkmäler II. 3, wo Belege aus England und dem Norden beigebracht werden. Aber ein zufälliges Zusammentreffen so vieler Formeln läßt sich doch kaum denken, und so bleibt eine sehr große Wahrscheinlichkeit bestehen, daß die Auswahl der Naturfaktoren von allem Anfang stabreimend gegliedert war, was wieder ziemlich notwendig auf textlichen Zusammenhang der verschiedenen vorliegenden Versionen führt.

d) Wortwahl.

Abgesehen von formelhaften Wortpaaren wie 'Erde Aufhimmel' bleibt eine Reihe von wörtlichen Übereinstimmungen übrig, die mehr oder weniger auffällig sind.

Das Wort Muspilli haben wir schon unter Stoffwahl besprochen; es läßt sich aber auch unter dem Gesichtspunkt der Wortwahl betrachten.

Der Wortlaut des Wessobrunner Gebets und des Muspilli findet sich vielfach in der Vǫlospá wieder, wenn auch teilweise umgestaltet:

Wess. *sunna ni scein, mano ni liuhta*
Musp. *mano vallit, prinnit Mittilagart, stein ni kistentit*
Vǫl. B. 4. *Miþgarþ skǫþo; sól skein sunnan á salar steine*
Vǫl. B. 5. *sǫl varþ sunnan, sinne máne*
sǫl ne visse hvar sale átte, máne ne visse . . .

Hierzu ist hinzuzufügen, daß im Alvíssmál '*sól*' direkt durch '*sunna*' glossiert wird, und daß im Anegenge und in der Adam-Sage die Glosse 'Berg' durch 'Stein' ersetzt ist. Demnach scheint mir das '*sól skein sunnan*' der Vǫl. nichts anderes als eine Ummodlung der Worte '*sunna scein*' des Wess. zu sein, und der

'Stein' oder 'Salarstein', der auch noch in Str. 14 begegnet, wird wohl irgendwie mit dem direkt nach Mittilagart erwähnten 'Stein' des Musp. in Verbindung stehen.

Der Ausdruck '*harþmóþgo ský*' in Grímn. erinnert an die Gleichung '*wolchan = muot*' Aneg.

Weit wichtiger als diese ziemlich zerstreuten Fälle ist jedoch der Wortvorrat im Alvíssmál. Schon N. M. Petersen (Haandbog i den gammel-nordiske Geographi 1, 177) hat darauf aufmerksam gemacht, daß dieses Gedicht eine Reihe von halb oder ganz unnordischen Wörtern enthalte; seine Ansicht ist völlig unbeachtet geblieben, allein meines Bedünkens ist er zweifellos im Recht.

Das Alvíssmál erzählt bekanntlich, wie Thor den Zwerg Alvíss in den mythischen Benennungen der verschiedenen Weltfaktoren examiniert und dadurch festhält, bis die Sonne aufgeht, und der Zwerg somit überlistet und, wie wir erschließen können, verloren ist. Die landläufige Auffassung wird das Hauptgewicht auf den Mythus legen; meines Erachtens ist aber der Mythus hier, wie so oft, bloß eine Einkleidung zur Mitteilung gelehrten Wissens. Das Alvíssmál ist in Wirklichkeit eine systematische Sammlung der dichterischen Synonyme gewisser Wendungen der alltäglichen Sprache, und zwar sind wir imstande, die Prinzipien der Einrichtung ganz deutlich nachweisen zu können. Die alltäglichen Wörter, die Wörter der 'Menschensprache', werden glossiert aus den Sprachen der folgenden Geschlechter: Götter, Asen, Vanen, Ginregen, Upregen, Iǫtnen, Höllenbewohner, Elfen, Zwerge. Es fragt sich nun: nach welchen Prinzipien werden die Glossen gewählt? Man könnte denken, daß sie die entsprechenden Rassen irgendwie charakterisieren sollten; allein dieser Vermutung bleibt nur in ganz wenigen Fällen Raum; denn in den weitaus meisten Fällen sind die Glossen einfach mit Rücksicht auf den Stabreim gewählt, indem sie mit dem beigegebenen Rassennamen alliterieren: die Wörter der **V**anen lauten mit **v** an, die der **G**inregen mit **g**, die der **U**pregen mit Vokal, die der **I**ǫtnen mit Vokal, die der **H**öllenbewohner mit **h**, die der **D**vergar (Zwerge) mit **d**. Ausnahmen bilden nur die Wörter der Menschen, Götter, Asen und Elfen, und damit verhält es sich auf verschiedene Weise. Die Menschenwörter stehen in v. 1 als 'Stichwörter' oder 'Lemmata', sie sind einzig und allein nach stofflichen Rücksichten gewählt. Die Götter- oder Asenwörter

folgen in v. 2, und die Reimstäbe dieser Verse sind durch die Menschenwörter gebunden: die Elfenwörter stehen entsprechend in v. 5, und ihre Reimstäbe sind durch die Glossen in v. 4 gegeben. Störungen dieser Ordnung fehlen nicht ganz, z. B. steht ein Asenwort im letzten Verse der Str. 16, wo offenbar das in v. 3 stehende Zwergenwort hingehört, weil die Zwergenwörter sonst regelmäßig den Schluß bilden; im ganzen sind jedoch die Störungen sehr geringfügig.

Die Glossenreihen, die mit dem beigegebenen Rassennamen alliterieren, können wir ganz ruhig außer Acht lassen. In den Elfenwörtern ließe sich möglicherweise ein stoffliches oder lautliches Merkmal suchen, jedoch wüßte ich nicht anzugeben, worin es liegen sollte; ich lasse sie daher beiseite.

Für die Erörterung bleiben also nur die Götter- und Asenwörter übrig.

Daß diese beiden zwei verschiedene Reihen vertreten, könnte man aus Str. 16 erschließen, wo dem Götterwort '*sunna*' das Asenwort '*alskír*' zur Seite steht. Weil aber das Asenwort in der gegebenen Stellung offenbar interpoliert ist (vgl. oben), dürfen wir es wohl ohne großes Bedenken streichen. Daß der Asenname in Wirklichkeit als Synonym des Götternamens steht, läßt sich von vornherein vermuten, und die Vermutung findet durch genauere Untersuchung ihre Bestätigung. Denn tatsächlich findet sich der Asenname, abgesehen von Str. 16, nur in solchen Fällen, wo sich durch das Festhalten des Götternamens kein Stabreim ergeben würde:

iǫrþ heitr meþ mǫnnum, en meþ ǫ́som fold
eldr heitr meþ mǫnnom, en meþ ǫ́som fune
ǫl heitr meþ mǫnnom, en meþ ǫ́som biórr.

Läßt sich nun in der Wortwahl irgend ein zusammenhaltendes Prinzip beobachten? Als ich jüngst in der 'Selskab for germansk Filologi' meine Auffassung vortrug, wurde mir von sehr sachkundiger Seite entgegnet, die ganze Reihe sei einfach eine Sammlung dichterischer Umschreibungen oder veralteter Ausdrücke, die in der höheren Kunstsprache gebräuchlich und deshalb den Göttern in den Mund gelegt sei.

Betrachten wir diese Erklärung etwas genauer. Die Gruppen 'dichterische Umschreibungen' und 'veraltete Wörter' dürften sich etwa so verteilen:

a) 'Dichterische Umschreibungen'.

für	*himenn*	*hlýrner*
,,	*máne*	*mylenn*
,,	*ský*	*skúrvǫn*
,,	*vindr*	*vǫfoþr*
,,	*sær*	*sílægia*
,,	*viþr*	*vallar fax* ('Haar der Ebene')

b) 'Veraltete Ausdrücke'.

für	*iǫrþ*	*fold*
,,	*sól*	*sunna*
,,	*eldr*	*fune*
,,	*nótt*	*niól*
,,	*bygg*	*barr*
,,	*ǫl*	*biórr*

Hierzu kommt noch

für *sær* *marr*,

das aus Rücksichten des Stabreims nicht in die Reihe der Götterwörter gestellt werden konnte, dafür aber dem Gotte Thor bei seiner Frage in den Mund gelegt wird[1]).

Betreffs der Gruppe a) ist zu bemerken, daß zu den entsprechenden Menschenwörtern tatsächlich keine veralteten Synonyma existieren; vgl. auch das Verhältnis der Schwestersprachen, wo bei den meisten dieser Wörter der Sprachgebrauch genau mit dem gewöhnlichen nordischen stimmt:

himenn	d. *Himmel*	engl. *heaven*	got. *himins*
máne	*Mond*	*moon*	*mena*
vindr	*Wind*	*wind*	*winds*
viþr		*wood*	**widus* (vgl. *Vidivarii*, *Vidigoja*, *Miriq-uidu*).

Es war also bei diesen Begriffen notwendig, die Götterwörter durch dichterische Umschreibungen neueren Ursprungs auszudrücken. Z. T. anders steht es aber bei der Gruppe b). Wir beobachten hier zunächst die schon oben besprochene Erscheinung, daß drei der gewählten Wörter außerhalb des Stabreims stehen.

iǫrþ heitr meþ mǫnnom, en meþ ǫ́som fold
eldr heitr meþ mǫnnom, en meþ ǫ́som fune
ǫl heitr meþ mǫnnom, en meþ ǫ́som biórr

---

1) Der Dichter hätte etwa sagen können: 'Bei den Menschen heißt es See, Meer bei den Göttern'; dies hätte jedoch der sonst eingehaltenen Wortfolge in v. 1 widersprochen, und wohl auch kein richtiges Metrum ergeben.

Wie oben erwähnt, ersetzt der Asenname hier den Götternamen, damit der sonst fehlende Stabreim hergestellt werde. Vom Standpunkt des Versbaus war dieser Ersatz, bei Benutzung der Glossen *fold*, *fune*, *biórr*, unbedingt notwendig, aber immerhin muß er, der sonst angestrebten Konsequenz gegenüber, als eine auffällige Inkonsequenz gekennzeichnet werden. Lag denn etwa zwingende Reimnot vor? Keineswegs! Denn unter den vom Dichter selbst herangezogenen Synonymen für *iǫrþ* findet sich bereits ein stabreimendes, nämlich *aur*, welches als Wort der 'upregen' entschieden ein Götterwort genannt werden könnte[1]); er hätte also sehr gut sagen können:

iǫrþ heitr meþ mǫnnom, aur meþ goþom.

Ebenfalls hätte er zum Stabreim mit *eldr* wohl das veraltete Wort *eisa* benutzen können, das sich in Sn. E. I, 506, 6 findet. Wenn er dies nicht tat, wenn er die stabreimende Glosse verwarf und den Stabreim, in Gegensatz zu seinem sonstigen Verfahren, durch den Asennamen herstellte, dann geschah dies nicht, weil er es aus Rücksichten des Versbaus mußte, sondern weil er es, dem Versbau zum Trotz, aus Rücksichten der Wortwahl wollte.

Was war nun der Beweggrund für diese Wahl? Ich überlasse es anderen, etwaige mythische oder sonstige Rücksichten ausfindig zu machen; ich persönlich sehe nur eine Erklärung: der Dichter meinte mit der Sprache '*meþ goþom*' nicht nur '*die Sprache der Götter*', sondern zugleich 'die Sprache der Goten', d. h. der *Goþþióđ*, der Gesamt-Germanen. Tatsache ist nämlich, daß die zur Göttersprache gehörigen 'veralteten Wörter' lauter solche sind, die in den Schwestersprachen zum alltäglichen Wortvorrat gehören:

iǫrþ *fold* (deutsch *Erde*, engl. *earth*, got. *airþa*) aengl. *folde*
sol *sunna* (got. *sauil*), deutsch *Sonne*, eng. *sun*, got. *sunno*
sær *marr* (deutsch *See*, eng. *see*, got. *saiws*) deutsch *Meer*, aengl. *mere*, got. *marei*, *marisaiws*

1) Vgl. Vǫlospá B. 14:

Mál es dverga
í Dvalens liþe
lióna kindom
til Lofars telia,
þeir es sótto
frá Salarsteine
Aurvanga siót
til Iǫrovalla.

eldr *fune* deutsch *Feuer* (vgl. *Funke*). eng. *fire,* got. *fon* (Gen. *funins*)
nott *niól* (deutsch *Nacht*. engl. *night*, got. *nahts*) vgl. aengl. *nifol*, dunkel
bygg *barr* eng. *barley*, aengl. *bere*, got. *bariz-*
ǫl *biórr* (eng. *ale*) deutsch *Bier*, *eng. beer*

Hierzu kommt eine der 'dichterischen Umschreibungen' (so schon N. M. Petersen):

viþr vallar fax (eng. *wood*, got. **widus*) deutsch *Wald*, eng. *wold*

Ferner gehört hierher ein Synonym für '*bygg*', das nicht in die Göttersprache kommen konnte, weil der Platz schon durch '*barr*' in Anspruch genommen war:

bygg *œte* eng. *oats* ('Hafer'), aeng. *áte*, *œte*.

Ich konstatiere also: in sämtlichen Fällen, wo es möglich war, innerhalb des Nordischen ein mit den Schwestersprachen stimmendes oder an sie anklingendes Wort aufzutreiben, ist grade dies herangezogen worden. Wenn das ein Zufall sein soll, dann gehört er unleugbar zu denjenigen, welche einer bewußten Absicht verzweifelt ähnlich sehn.

Dazu kommt nun, daß zwei der sogenannten 'veralteten Wörter' ἅπαξ λεγόμενα sind, nämlich '*barr*' und '*œte*', die einzig und allein an dieser Stelle erscheinen; d. h. sie sind in Wirklichkeit nicht als altes Erbgut aus der urnordischen Sprache, sondern vielmehr als junges Lehngut aus einer nichtnordischen Sprache aufzufassen.

Kurz: kein einziger altnordischer Text hat ein so potenziert gemeingermanisches Gepräge als eben die Göttersprache des Alvíssmál. Sollte sich dessen der Dichter nicht selbst bewußt gewesen sein? Sollte er mit seiner Göttersprache nicht zugleich die Germanensprache gemeint haben? Die Sachkundigen antworten: "nein, das wäre für jene Zeit ganz undenkbar". — Aber, höchst merkwürdig, noch 400 Jahre später finden wir die Gleichsetzung von Göttersprache und Gotensprache, d. h. Germanensprache auf Island ausdrücklich bezeugt, und zwar in der Vorrede zur Snorra Edda und in Fornmanna Sǫgur 11, 412, wo 'Götter' bezw. Goþþióð und Goþlǫnd in direkte Beziehung zu gemein-germanischen Sprach- und Völkertafeln gesetzt werden. Vgl. auch die nordische Heldensage, wo der Franke Hlǫþr und stets die Burgunden als Goten erscheinen (bes. wichtig Goþr. forna 17 '*gotnesk kona*' — Grimhild) und Flateyjarbók III, 252, wo es heißt: "*Knutr hinn riki tok skatt ok skylldur af þeim Godlondum, er audguzst voro a Nordrlondum*". Folglich kann ich

in der Annahme, daß die Göttersprache des Alvíssmál 'Germanensprache' bedeute, an und für sich kein Wagnis erblicken.

Man könnte höchstens fragen: was könnte den Dichter dazu veranlaßt haben, gerade hier eine gemein-germanische Glossensammlung anzulegen?

Diese Frage setzt mich nicht in Verlegenheit. Sie gibt mir Gelegenheit, endlich zum ersten Ausgangspunkt zurückzukehren, d. h. zu der Frage nach den literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und dem Norden.

Das Alvíssmál ist nämlich meiner Ansicht nach nichts anderes als eine Glossensammlung zur Weltschöpfungssage, oder genauer: eine Glossensammlung, die zur Aneinanderreihung der Stichwörter die in der Weltschöpfungssage vorliegende Ordnung benutzte. Daß es sich so verhält, lehrt besonders eine Vergleichung mit dem Vafþrúþnesmál. Unmittelbar nach der Yme-Sage (Str. 20 bis 21) folgt in Vaf. die Schöpfung von Mond und Sonne (22—23), worin es heißt: "*himen hverfa skolo hverian dag, ǫldom at ártale*": dann folgt unmittelbar (Str. 24—25) die Schöpfung von Tag und Nacht, "*ǫldom at ártale*", und ebenso folgen in der Vǫlospá auf Sonne und Mond Nacht und Tag "*ǫrom at telja*". Dem entspricht meiner Ansicht nach, wenn im Alv. der Mond durch '*hverfanda hvél*' und '*ártale*' glossiert wird, und wenn der Nacht (= *dagsefe* 'Tag-Beruhiger') zum Schluß auch eine Strophe gewidmet wird. Ich möchte ferner hervorheben, daß in Grímnesmál direkt nach der Yme-Sage (B. 40—41) die Wörter '*fune*' und '*viþr*' vorkommen (B. 42 und 44); dies könnte die Stellung dieser Glossen am Schluß des Alv. motivieren. Endlich möchte ich die Vermutung aussprechen, daß die 'dichterische Umschreibung' *vallar fax* 'Haar der Ebene' direkt der Weltschöpfungssage entspringt, denn in dieser wird ja 'Baum' (= *Wald*) grade der Entsprechung 'Haar' gegenübergestellt.

Daß die vorausgesetzte Glossierungstätigkeit nicht ohne Seitenstück dasteht, beweist der bekannte Prosazusatz zur größeren Sigurþarkviþa: "*Hér er sagt í þesse kviþo frá dauþa Sigurþar, ok víkr hér svá til, sem þeir dræpe hann úte, en sumer segia svá, at þeir dræpe hann inne í rekkio sinne sofanda, en þýþversker menn segia svá, at þeir dræpe hann úte í skóge, ok svá seger í Goþrúnarkviþo enne forno, at Sigurþr ok Giúkasyner hefþe til þings riþet, þá er hann var drepenn. En þat segia aller einneg, at þeir sviko hann í trygþ ok vǫgo at hónom liggianda ok óbúnom.*"

Wenn man hier nach unnordischen Quellen stoffliche Varianten verzeichnete, so konnte man wohl auch anderwärts nach unnordischen Quellen wörtliche Varianten verzeichnen. Zwar wird die Motivierung Alvíssmáls wegen ihrer isolierten Stellung wohl nie völlig klar und zweifellos werden, aber dem Bereich des ganz Transscendentalen wird sie jetzt wenigstens entrückt sein.

Schluß-Ergebnis.

Die Weltschöpfungssage ist, denke ich mir, so wie die gotisch-burgundisch-fränkische Heldensage von Deutschland nach dem Norden gewandert. Dabei blieben unnordische Wörter oder Wortformen stehen, so wie in der Heldensage *Erpr* statt *Jarpr*, *Gottormr* aus *Godåmar* (mit burgundisch-gotischer Vokalharmonie *å* statt *a*)[1], und zwar blieben in der Weltschöpfungssage besonders viele, weil dies eine *þula*, d. h. eine katalogartige Aufzählung war. Die der nordischen Alltagsprache fremden Wörter wurden in der Überlieferung als solche erkannt und als 'gotisch', d. h. germanisch bezeichnet[2]). Schließlich unternahm es dann ein þulr, eine Auswahl von ihnen mit dichterischen Synonymen der alltäglichen Wörter systematisch zusammenzustellen; dabei mehrte er den Vorrat aus eigenem Wissen durch verschiedene Glossen, z. B. durch die veralteten Urwörter *fold*, *biórr* und die jungen englischen Lehnwörter *barr* und *æte*. (Vgl. den ausländischen Flußnamen *Vína* = *Dvina*, Grímn. B. 28.)

Ob meine Auffassung stichhaltig sei, wird natürlich nur durch Heranziehung weitern Kontrollmaterials entschieden werden können; diese Aufgabe sei hiermit den berufenen Forschern angelegentlich empfohlen.

Bygholm, Jütland. Gudmund Schütte.

---

1) Über diese Vokalharmonie im Spätgotischen vgl. z. B. *seinaigairns*, *Sunjaifriþas* statt *seinagairns*, *Sunjafriþus*, vgl. meine Note zur Abhandlung 'Angantykvadets Geografi', Ark. f. nord. fil. 21, 44. Ich werde später genauere Mitteilungen darüber machen.

2) Vgl. Flateyjarbók I, 26 "*Ána er vér kǫllum Aun*"; die schwedischen Königsnamen *Áne* und *Áđils* tragen anglofriesische Lautform. Zu den nordischen Belegen für den Gebrauch von 'Goten' als Rassennamen vgl. noch Widsiđ III, wo als Goten im Gegensatz zu den Hunnen das Gesamtpersonal der germ. Heldensage erscheint. Vgl. ferner den Schlußsatz in Alfreds Orosius, wo 'Alani, Svevi, Vandali' durch 'Gotan' wiedergegeben werden.

German. *ak* 'sondern, aber'.

Got. *ak*, ae. me. afries. as. *ac*, ahd. *oh* 'sondern, aber' wird von Brugmann Kurze vgl. Gramm. § 833 fragend aus **akk* = **aþ* + **ke* oder **ko* erklärt. Da diese Herleitung lautlich nicht ganz befriedigt und eine andre m. W. bisher nicht aufgestellt ist, möchte ich eine neue vortragen: ich vermute darin den Sgl. Imp. von germ. **akan*, aisl. *aka* 'fahren', also dieselbe Form wie griech. ἄγε, lat. *age* 'geh! wohlan!' Besonders nach negativen Sätzen kann man die Entwicklung der Verbalform zur Partikel (vgl. dazu Brugmann a. a. O. § 817, 2 d[1]) deutlich nachempfinden, so im Got. Matth. 6, 13: *jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af þamma ubilin* 'und bring uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übeln', wo man in mitteldeutschen Mundarten, spez. im Hessischen, ganz gut *geh!* für *sondern* sagen könnte. Ebenso ist der Gebrauch im Westgerman., vgl. fürs Ae. Beow. 109: *ne gefēah hē þære fæhðe, ac hē hine fēor forwræc* 'nicht erfreute er sich der feindseligen Tat, sondern er (Gott) trieb ihn weit hinweg'; fürs As. Hel. v. 636: *si ni weldun is im thō helan eowiht, ac sagdun it im sōdlīco* 'sie wollten ihm da nichts davon verhehlen, sondern sagten es ihm der Wahrheit gemäß'; fürs Ahd. Tatian CLXIX, 201 (Braunes ahd. Leseb.[5] S. 51, Z. 15): *ni curīt wuofen ubar mih, oh ubar iuwih selbon wuofet* 'weinet nicht über mich, sondern über euch selber weinet!'

Während im Westgerman. der Gebrauch von *ac, oh* 'aber' nach positiven Sätzen derselbe ist[2], setzt in diesem Falle Wulfila bekanntlich *akei*, z. B. Joh. 8, 37: *wait þata fraiw Abrahamis sijuþ, akei sokeiþ mis usqiman* 'ich weiß, daß ihr der Same Abrahams seid, aber ihr sucht mich zu töten'. Wenn wir hier *ak* mit 'wohlan' übersetzen und *ei* in seiner ursprünglichen Bedeutung 'so' nehmen (vgl. Brugmann a. a. O. § 836 und 914) läßt sich auch dieser Gebrauch ohne Schwierigkeit aus dem alten Imperativ erklären: 'wohlan! so sucht ihr mich (doch) zu töten'. In Fragen, wie Matth. 11, 8: *akei hwa usiddjeduþ saihwan?* 'aber was seid ihr hinausgegangen zu sehen?' kann man auch

1) Vgl. noch nhd. *nur*, nl. *maar* aus *ni wāri* 'es wäre denn'; dän. *mon*, schwed. *månne* 'ob' als Präs.-Formen von aisl. *munu* 'gedenken'.

2) Das Afries. kennt *ak* nur in der Bedeutung 'aber, und'.

recht gut den Gebrauch des lat. *age* vergleichen, z. B. in dem bei Georges zitierten *age, ecquid fit?* Plaut. und *age, scis, quid loquar?* Ter.

Fürs Ae. läßt sich ein sehr schönes Beispiel für *ac* in der Frage aus dem Beowulf v. 1990 f. beibringen, wo die Partikel geradezu mit 'etwa, vielleicht' übersetzt werden kann: *ac þū Hrōđgāre wīdcūđne wean wihte gebēttest?* 'hast du dem H. vielleicht das weitbekannte Weh irgendwie gehoben?' Koch Hist. Gramm. d. engl. Spr.[2] 2, § 494 verweist besonders auf die Beliebtheit von ae. *ac, ah* in Fragen, da es z. B. in Sal. u. Sat. v. 36, 53, 229, 281, 301, 334, 338, 342, 346, 357, 362, 386, 392, 442 solche einleitet, ohne daß diese eigentlich im Gegensatz zum vorhergehenden ständen. Überall könnte man auch hier lat. *age* setzen. — Auffordernd steht *ac* im Finnsburgfragm. v. 11: *ac onwacnigeađ nū, wīgend mīne!* 'wohlan! erwacht nun, meine Krieger!'

Bemerkenswert ist schließlich noch, daß in den skandinavischen Sprachen, die doch allein das alte Verbum **akan* erhalten haben, sich die Partikel *ak* nicht findet: weil sie hier offenbar noch als Verbalform gefühlt wurde, konnte sie eher durch andre Konjunktionen verdrängt werden (*en, heldr*), während sie im Got. und Westgerm. als isolierte Form ein kräftiges Weiterleben führte.

Kiel. F. Holthausen.

Zur Etymologie von ahd. *scarf scarph*; anord. *snarpr*; ahd. *sarf sarph*; (*saro*; *sërawên*).

Nach Heyne DW. 8, 2180 ist die Etymologie von ahd. ***scarf scarph***, nhd. *scharf* dunkel. Bei Kluge Et. Wtb.[6] lautet der Artikel:

"*scharf* adj., mhd. *scharf scharpf*, ahd. *scarf scarpf* — as. *skarp*, nl. *scherp*, angls. *sčearp*, engl. *sharp*, anord. *skarpr*; dazu als st. Ztw. angls. *sčeorpan* 'schrappen'. Außerdem sind ahd. *scrëvôn* 'einschneiden', ahd. *scarbôn*, mhd. nhd. *scharben* 'in Stücke schneiden', sowie angls. *sčeorfan* 'abreißen' (s. *schürfen*), mhd. *schrapfe* (got. **skrappô*) 'Werkzeug zum Kratzen', engl. *to scrape* 'scharren' verwandt; doch machen die Labiale im Wurzelauslaut Schwierigkeit. Auffällig sind ahd. mhd. *sarpf* als glbd. Nebenform von *scharf*,

ebenso anord. *snarpr*[1]) 'scharf' . . . Außerhalb des Germanischen gilt griech. ἅρπη 'Sichel', aslov. *srŭpŭ* 'Sichel' als verwandt mit ahd. *sarf*, wobei freilich die Form *scharf*, got. **skarpa-* unerklärt bleibt, die vielleicht zu der unter *schröpfen* aufgestellten germ. Wz. *skrap* (*skrab*, *skrb*) 'ritzen, einschneiden' gehört."

In der ersten Hälfte erklärt Kluge also ganz bestimmt: "Außerdem sind verwandt: ahd. *scrëvôn* usw." Aber seine Ausdrucksweise im folgenden Teil ('Schwierigkeit', 'auffällig', 'unerklärt', 'vielleicht') beweist doch, daß auch er seiner Sache nicht sicher ist. In der Tat mußten auch alle bisherigen Deutungsversuche scheitern, weil sie nur die eine Bedeutung 'scharf = schneidend' berücksichtigten, alle übrigen Bedeutungen aber, die das Wort namentlich im Nordischen aufweist, unbeachtet ließen.

Anord. *skarpr* bedeutet nach Fritzner Ordbog over det gamle norske sprog² 3, 292: "1. indskrumpen, sammenskrumpen ved at tørres; 2. indskrumpen af maverhed; 3. ufrugtbar, tør, gold, om jordsmon; 4. hvas, gjennemtrængende; 5. heftig, voldsom, vanskelig at modstaa; 6. stærk til at modstaa eller holde; 7. ujævn, grov (vgl. 1)". Auch die neueren nord. Dialekte zeigen dieselbe Bedeutungsentfaltung: norw. *skarp* "skarp, hvass; ogsaa: bidende, bitter, gjennemtrængende; haard, knudret, ru, osgaa om jorden; stenig, gold, ufrugtbar; mager, indfalden, kjødløs, om dyr", schwed. dial. *skarp* "torr; grusig, mager, ufrugtbar, om jordmån; hård, torr, om bröd; (såsom i riksspr.:) hvass", norw. dial. *skjerpa* 'skjærpe, gjøre skarp eller haard; tørre, vindtørre, især fisk", *skjerpa* sb. 'skarphed, haardhed, det at jorden bliver haard af tørke". Diese Worte aber lassen sich nicht trennen von aisl. *skorpa* 'skorpe', norw. schwed. *skorpa*, dän. *skorpe* 'Rinde, Kruste', aisl. *skorpinn*, norw. *skorpen*, schwed. *skurpen* 'skrumpen, indtørret, indskrumpet', aisl. norw. *skorpna* 'indtørres, indskrumpne', schwed. dial. *skorpna* 'stelna'.

Wir haben in dieser Sippe also zwei Gruppen von Bedeutungen: 1. 'eingeschrumpft, verdorrt, mager, dürr, hart, unfruchtbar' (bei Fritzner 1. 2. 3, wozu wohl auch 7. 'uneben, rauh') und 2. 'scharf, schneidend'. Nimmt man nun, wie u. a. Kluge Et. Wtb., Persson Zur Lehre von der Wurzelerweiterung und Wurzelvariation, Upsala 1891, S. 52 'schneidend' als die

1) Kluge hat dafür in der 6. Aufl. anord. *skarpr*; gemeint ist aber sicher *snarpr*, das auch in den ersten Auflagen des Etym. Wtbs. an dieser Stelle steht.

ursprüngliche Bedeutung von *scharf* an, so ist man gezwungen, anord. *skarpr*, norw. *skarp* usw. in der Bedeutung 'zusammengeschrumpft, dürr usw.' von *skarpr*, *skarp* usw. 'scharf, schneidend' zu trennen und zwei verschiedene Worte anzusetzen. Denn wie aus 'scharf, schneidend' die übrigen Bedeutungen 'eingeschrumpft, verdorrt, mager, dürr, trocken, unfruchtbar' entstanden sein sollten, ist nicht einzusehen. Gehen wir aber von der Bedeutung 'eingeschrumpft' aus, so erklären sich alle übrigen auf die einfachste Weise: 'eingeschrumpft — schrumpflicht, uneben rauh — scharf'; oder: 'eingeschrumpft — verdorrt, dürr, trocken — hart — scharf'.

Daher habe ich PBSBeitr. 29, 495 für germ. *skarp(p)a-* mit den hier aufgeführten nord. Worten eine germ. Wz. *skerp(p)-* als nasallose Nebenform der glbd. Wz. *skr-mp-* aufgestellt, zu der nhd. *schrumpfen*, mhd. *schrimpfen*, md. mnd. *schrimpen*, anord. *skreppa* (**skrimpan*), norw. *skreppa* 'indswinde, krybe sammen, fortørres', schwed. *skrympa*, dän. *skrumpe* 'schrumpfen' gehören (vgl. Verf. a. a. O. 489 f.). Ebenso jetzt auch Falk og Torp, Et. Ordb. 2, 173a s. v. *skarp*.

Für diese Etymologie spricht auch die von anord. *snarpr*, das Kluge als auffällig bezeichnet. Das Wort hat fast genau dieselben Bedeutungen wie *skarpr*: vgl. Fritzner Ordbog[2] 3, 454: *snarpr* Adj. "1. skarp; 2. som berører paa en ubehagelig maade eller saaledes, at man lider derunder, heftig, voldsom, haard; 3. djærv i striden, til at gaa løs paa fienden; 4. barsk, skrækindjagende, egnet til at forfærde; 5. haard, mods. fin, blød, om klæder; 6. ujævn; 7. ufrugtbar; 8. begavet med skarpe, gjennemtrængende aandsevner."

Bei anord. *snarpr*, das mit zahlreichen verwandten Formen namentlich in den nordischen Dialekten noch fortlebt, haben wir genau dieselbe Bedeutungsentwicklung vor uns wie bei *skarpr*. Sie geht aus von der Bedeutung 'zusammenschnüren, (sich) zusammenziehen, schrumpfen'. Vgl. Falk PBrB. 14, 13. Deutsche Angehörige dieser Sippe sind u. a.: ahd. *snërfan* 'contrahere', mhd. *snërfen* 'biegen, krümmen, einschrumpfen', bair. Schm.-Fr. 2, 582) *schnerfen* 'zusammenziehen, einschnurren, biegen, krümmen', *schnurfen*, *schnurfeln*, *einschnurfen* 'sich einziehen, schrumpfen', *schnarpfen*, *schnurpfen* 'schrumpfen', *schnurpflein* 'das an Säcken, Würsten u. dgl. unterbundene Ende', tirol. *schnarfer* 'Art Ranzen oder Sack mit Achselbändern' (urspr. 'geschnürtes Bündel'), kärnt.

schnurf'n, schnorf'n 'sich einziehen, schrumpfen: in übertragener Bdtg.: alt werden, welken'; ferner nl. *snerpen* s. Franck Nl. etym. Wtb. s. v. *snerken*.

Zu beachten ist noch, daß auch hier wie bei mhd. *scharf, scharph*, ahd. *scarf scarph* neben *f* ein *pf* im Stammauslaut der hd. Formen erscheint: es muß also *pp* aus *labial* + *n* ⁄ vorliegen. Dasselbe ist der Fall bei ahd. mhd. ***sarf sarph***. Man hat dies Wort auf verschiedene Weise mit ahd. *scarf scarph* zusammenbringen wollen. So hat Kauffmann PBrB. 12, 505 germ. **sarppa* aus **sarbba* aus **skrbná-* erklären wollen. Aber für das Schwinden von *k* in der Gruppe *skr* läßt sich kein einziges analoges Beispiel anführen, während dies bei der Gruppe *skl* zu *sl*, auf die Kauffmann sich beruft, ebensowie bei *skn* durchaus lautgesetzlich ist, wie sich durch zahlreiche Beispiele beweisen läßt.

Einen andern Weg hat Noreen Urgerm. Lautlehre S. 234, Anm. 4 eingeschlagen. Er vermutet in *sarph* eine Reduplikationsbildung: "Wenn man einen Typus 7 (*s-s*) annehmen darf, so könnte z. B. ahd. *sarpf* 'scharf' sich zu dem synonymen *scarpf* verhalten etwa wie griech. πάλη zu dem aus πα-σπάλη zu erschließenden *σπάλη." Auch für eine solche Bildung ist kein einziger sicherer Fall anzuführen. Wir werden daher ahd. *sarf sarph* von *scarf scarph* zu trennen haben.

Was bedeutet *sarp(p)*? Ahd. *sarf, sarph, sarpf* (Graff 6, 278 f.) 'acer, asper, scaber, agilis, torvus, saevus, acerbus, dirus, zelotes, horrens, severus', mhd. *sarf, sarph* 'scharf, rauh, grausam, wild' (Lexer), daneben ahd. *sarphi, sarpfi*, mhd. *serphe, serpfe* in gl. Bed. vgl. Schm.-Fr. 2, 464: *die serphen und die herten wege*, Griesh. Pred. 1, 166; *serpher* 'austerus' Clm. 17403, Diefenbach 63a. Bei Schm.-Fr. wird auch nach Firmenich 1, 142, 14 aus Brandenburg zitiert:

> *Doch schmeckt de honnig goar to sarp,*
> *As wier hä recht versolten scharp.*

In dieser Bedeutung ('herbe, zusammenziehend vom Geschmack') hat *sarp* im Nd. und Nl. sich bis in die neueste Zeit erhalten: pom. (Dähnert) *sarp* 'herbe, säuerlich', altmärk. (Danneil) *sarp* 'herbe von Geschmack, bes. von Obst und Wein', nl. *zerp* = wrang 'herb, von scharf zusammenziehendem und streng saurem Geschmack' (vgl. Weiland *zerp* 'zuurachtig, wrang'), nl. *sarp*, schon nach Weiland veraltet, in ders. Bedeutung, z. B. vom Wein (vgl. Kilian *sarp* 'acerbus, wrang').

Alle Bedeutungen des Wortes lassen wie bei ahd. *scarf scarph*, anord. *snarpr* auf die des 'Zusammenziehens' sich zurückführen. Da in ahd. *sarf sarph* der Stammauslaut aus *lab* + *n'* entstanden ist, so muß die indog. Form der Wz. sein: *ser* + *lab*. Diese Wurzel liegt in der verlangten Form und Bedeutung vor in der indog. Wz. *ser-p-* 'sich krümmen, winden, sich durch Krümmung, Windung, Zusammenziehung fortbewegen': aind. *sárpati* 'kriecht' (Part. *sṛptas*), *sarpás* 'Schlange, Natter', griech. ἕρπω, lat. *serpo* 'krieche', alban. *ǵarper* 'Schlange', lat. *serpens* 'Schlange', vgl. aind. Part. Präs. *sárpan*, dessen Ntr. *sárpat* substantivisch gebraucht wird (Uhlenbeck Aind. etym. Wtb. 331a s. v. *sárpati*).

Wegen der Vereinigung der Bedeutungen 'kriechen' und 'sich zusammenziehen, einschrumpfen' vgl. ae. *críepan* 'contract, clench(hands)', dän. *krybe ind, sammen* 'einkriechen, zusammenschrumpfen', nd. (lauenbg. dithm. gött. usw.) *inkrûpm* 'einlaufen, von gewebten Stoffen', norw. *krøypa* 'krympe sammen', germ. **krupilaz* 'contractus' in nhd. *krüppel* usw. zur germ. Wz. *kreup krūp kraup* in ae. *créopan*, aisl. *krjúpa*, as. *krûpan* 'kriechen' (vgl. Verf. PBS. Beiträge 29, 532 f.); ferner norw. *krjuka* (*krauk*) 'trække sig sammen, krybe', *krukla* 'sammen kroget figur', bair. *kröckeln* 'verkrüppeln', schweiz. *krüchli* 'Krüppel', mnd. *krōke, krōkele* 'Runzel, Falte' = nl. *kreuk*, mnl. *cröke, crōke*; *kreuken kreukelen* 'knautschen, krünkeln, runzeln, runzelig werden' usw. zur germ. Wz. *kreuk krūk krauk* 'sich krümmen, zusammenziehen' (vgl. nhd. *einkriechen* 'einschrumpfen'), wovon nhd. *kriechen* usw. Vgl. Verf. a. a. O. 530 f.

Bisher pflegte man ahd. *sarf sarph* mit griech. ἅρπη, lett. *sirpe*, aksl. *srŭpŭ*, poln. *sierp*, russ. *serpu* 'Sichel', sowie lat. *sarpo*, *sarpio* 'schneitle' zu einer indog. Wz. *serp-* zu stellen, für die man die Bedeutung 'schneiden' ansetzte und die man daher von der soeben besprochenen Wz. *serp-* '(sich) krümmen usw.' trennen mußte. Aber ist es notwendig, für diese Wortgruppe von der Bedeutung 'schneiden' auszugehn? Ich glaube nicht.

Abgesehen von dem lat. Vb. erscheint m. W. diese Wz. *serp-* nur in dem Namen der Sichel, und dieser ist, wie wir aus seiner Verbreitung schließen dürfen, uralt, ja vielleicht der älteste Name für dieses Gerät. Sicheln aber konnte man ihrer Form wegen erst in der Bronzezeit anfertigen. Da finden wir sie aber schon in der ältesten Epoche (époque Morgienne, vgl. Hoernes Urgeschichte des Menschen. Wien 1892. S. 369). Gerade Schneidewerkzeuge (Messer usw.) hatte man schon in der Steinzeit gehabt,

und sie blieben (aus Stein oder Bronze) neben den Sicheln in Gebrauch.

Nun ist es allerdings denkbar, daß man dem neuen Gerät einen so unbestimmten, farblosen Namen 'Schneidewerkzeug' (das würde ἅρπη usw. nach der bisherigen Erklärung bedeuten) gegeben habe; auch im Lat. kommt ja (in klass. Zt. freilich nur vereinzelt) *secula* 'Sichel' von *secare* vor. Aber schneiden konnte man auch mit den älteren geraden Werkzeugen, in den meisten Gebrauchsfällen sogar noch besser als mit der Sichel. Viel natürlicher ist es doch, ein neues Gerät nach dem zu benennen, was an ihm besonders auffällt, wodurch es sich von den älteren seiner Art am meisten unterscheidet, und das ist an der Sichel zweifellos die gebogene, gekrümmte Form. So heißt ja auch lat. die Sichel in der Regel *falx* (: *flecto* 'krümmen, biegen' Brugmann Grdr. 1², 479). Wir dürfen daher auch die in dem angeführten Sichelnamen enthaltene Wz. *serp-* für identisch halten mit der gleichlautenden in lat. *serpo*, ahd. *sarf*, *sarph* usw. und lat. *sarpo sarpio* 'schneitle' erklären als 'sicheln, mit einem krummen Messer hantieren'.

Persson Zur Lehre von der Wurzelerweiterung und Wurzelvariation. Upsala 1891. S. 52, hält nun die Wz. *ser-p-* in ἅρπη usw. für eine erweiterte Form der in aind. *sṛ-ṇī-* 'Sichel', *sṛ́ṇyas* 'sichelförmig, mit einer Sichel versehen' und lat. *sario* 'behacken' vorhandenen Wz. *ser-*. Auch diesen Zusammenhang brauchen wir nicht fallen zu lassen. Denn aind. *sṛṇī́* 'Sichel', *sṛ́ṇyas* 'sichelförmig' lassen sich nicht trennen von aind. *sṛṇiṣ* 'Haken zum Antreiben des Elefanten', und so liegt es auch für die in diesen Worten steckende Wz. *ser-* näher, die Bedeutung des 'Windens, Krümmens' anzusetzen, als die des 'Schneidens'. Das lat. *sario* 'behacken' läßt sich, wenn es überhaupt hierher gehört, erklären als 'mit einem gekrümmten Gerät bearbeiten'.

Mit der Bedeutungsentwicklung 'krümmen, winden, schlingen, (ver)knüpfen, schnüren' und wohl auch schon 'nähen' gehören hierher das (freilich unbelegte, s. Uhlenbeck Aind. et. Wtb. 326a s. v. *satā*) aind. *sarat* 'Garn, Faden', ferner lat. *sero* 'winde (Kranz), knüpfe, reihe aneinander', griech. εἴρω 'füge an, knüpfe zusammen, verbinde', lit. *sēris* 'Faden, Pechdraht'. Zu dieser Gruppe, die auch auf die indog. Wz. *ser-* zurückgeführt werden muß, stellt man (s. Prellwitz Gr. et. Wtb. S. 86 s. v. εἴρω; Uhlenbeck Got. et. Wtb.² S. 86 s. v. *sarwa*) auch got. *sarwa* pl. 'Waffen, Rüstung', as. ahd. ***saro***, mhd. (nur in Zusammensetzung) *sar* 'Rüstung', ae. *searo* 'Rüstung;

Kunst, List'[1]), anord. *sǫrve* 'hvad man bærer paa sit legeme til dets bedækning, beskyttelse eller prydelse; især halsbaand af perler eller deslige paa en snor (*steinasǫrve*)'.

Für das Germ. haben wir also eine durch -*u̯*-Suffix erweiterte Form der Wz. *ser-* anzusetzen: *ser-u̯-*. Zu dieser gehört auch ohne Zweifel das bisher unerklärte ahd. *sërawên*, *sërewên*, *serwên* 'tabescere, languere, marcere, arescere', mhd. *sërwen*, *sërben*, nhd. (bes. im Obd.) *serben* 'welk werden, verdorren, von Pflanzen; kränkeln, dahinsiechen, von Menschen' (s. DW. 10, 621).

Der Bedeutungsübergang von 'schnüren, zusammenziehen' zu 'verdorren' ist derselbe, den wir bei anord. *snarpr* und *skarpr* bemerkt haben und für den sich noch zahlreiche weitere Beispiele anführen ließen.

Kiel. Heinrich Schröder.

Die altitalischen Futura.

Die zwei Gruppen, worin sich der italische Sprachzweig geteilt hat, das Latein und das Umbrosamnitische, bilden das sogenannte Fut. I nicht auf dieselbe Weise. Während im Latein Konjunktive vom Präsensstamm oder zusammengesetzte Formationen gefunden werden (*dīcam*, *dīces*, *ero; amā-bo*, *monē-bo*), sind die oskisch-umbrischen Futura I ihrem Ursprunge nach Konjunktive des *s*-Aoristes (osk. umbr. *fust fust*, o. *pertemest*, u. *ferest*, o. *deiuast*, u. *prupehast*). Lassen wir die lateinischen Futura auf -*bo*, die auf jeden Fall die formell am wenigsten ursprüngliche Kategorie bilden, außer Betracht, so dürfen wir den Tatbestand folgendermaßen formulieren: das Umbrosamnitische verwendet in futurischer Bedeutung Konjunktive von einem perfektiven, das Latein solche von einem imperfektiven Stamm.

Daß der *s*-Aorist perfektive Bedeutung hat, wird wohl keiner leugnen. Hirt bemerkt IF. 12, 218, daß der *s*-Aorist "seinem ganzen Ablaut und seiner Betonung nach nicht mit dem starken

1) Wegen der Bedeutungen vgl. ae. *searo* 'Kunst, List' : Wz. *ser-(u̯-)* 'krümmen, winden' = ae. *wrẹnc* 'artifice, trick' : *wrẹncan* 'twist, turn' = ahd. *scranc* 'fraus', mhd. *schranc* 'Hintergehung, Betrug' : germ. Wz. *skr-nk-* 'krümmen, winden' = anord. *hrekkr*, nhd. *rank*, *ränke* : germ. Wz. *hr-nk-* 'krümmen, winden' usw. S. Verf. PBS. Beitr. 29, 510.

Aorist, sondern nur mit dem Präsens auf eine Linie gestellt werden" kann, und deshalb vermutet er, "daß seine Aktionsart ursprünglich eine andere war als die des starken Aorists", aber er leugnet nicht, daß sich keine andere als die gewöhnliche Aoristbedeutung nachweisen läßt. — Und daß die Aktionsart des langvokalischen Konj. Präs. dieselbe ist wie die des Indikativs, das wird man ebenfalls nicht leugnen. Hirt bemerkt a. a. O. 216, daß aus den ursprünglich auf der zweiten Wurzelsilbe betonten Formen punktueller Bedeutung im Latein der Konjunktiv erwachsen sei. Wie Hirt bin ich der Ansicht, daß in den langvokalischen Konjunktiven ursprünglich endbetonte Formen von schweren Basen stecken[1]), aber nicht weniger überzeugt bin ich davon, daß die langvokalischen Konjunktive Präs. ebensogut wie die kurzvokalischen Indikative imperfektiv sind. Wenn man annimmt, daß die auf der zweiten Wurzelsilbe betonten Formen ursprünglich ausnahmslos perfektiv gewesen sind, so muß man auch annehmen, daß sie imperfektiv geworden sind in der Periode, wo sie sich formell dem Indikativ Präs. anschlossen [**deiḱā-t(i)* zu **deiḱe-ti* statt **diḱā-t(i)*]. Es besteht aber noch eine zweite Möglichkeit: vielleicht kam die perfektive Aktionsart gar nicht, wie man oft annimmt, allen auf der zweiten Wurzelsilbe betonten Formen von jeher zu, vgl. Brugmann Kurze vergl. Gr. § 663, S. 506 ff. Wie dem auch sei, jedenfalls gelten auch für die *ā-ē-ō*-Konjunktive Brugmanns Worte (a. a. O. 560): "War eine Tempusbildung aktionell genauer bestimmt, so haftete ihr besonderer Sinn seit uridg. Zeit an allen von dem Stamme gebildeten Formen".

Außer den beiden schon erwähnten Formationen — imperf. und perfekt. Konjunktiv — dürfen wir für das Italische keine andere Futurbildung annehmen. Vom idg. *-s̯o*-Futur finden wir keine Spur. Daß eine solche Formation schon vor der Sprachtrennung bestanden hat, wird allgemein angenommen: die Tatsache, daß das Arische und das Litauische, welchen Sprachen auch wohl die griechische hinzuzufügen ist (vgl. Brugmann Griech. Gr.[3] 320, K. vergl. Gr. 568), auf eine und dieselbe Weise gebildete *-s̯o*-Futura besitzen, gestattet die Annahme, daß wir es hier mit einer grundsprachlichen Bildung zu tun haben. Ob aber dieses Futurum im ganzen idg. Sprachgebiet bestanden hat, darf man

1) Gegen Hirt erklärt sich Solmsen Berl. phil. Woch. 1903 Sp. 1005 f. — K. B.)

bezweifeln: in mehreren Sprachzweigen ist keine Spur von ihm zu finden. Auch das Italische besitzt kein *-si̯o*-Futurum; vielleicht hat es dasselbe nie gehabt, vielleicht frühe verloren.

Außer dem idg. *-si̯o*-Futurum gab es noch andere Formationen, wodurch die idg. Sprachen imstande waren, die futurische Handlung anzudeuten: einfache Indikativ- und Konjunktivformen, denen von Haus aus keine Futurbedeutung zukam, konnten diese Bedeutung bekommen. Die im Italischen überlieferten Futura entstammen sämtlich dem Konjunktiv. Wegen des griech. Futurs vgl. Brugmann a. a. O.

Vermutlich sind die zwei italischen Futura, das des Lat. und das des Umbrosamn., gleich alt. Die Grundsprache und auch das Uritalische, solange es als solches bestanden hat[1], unterschieden beim Verbum perfektive und imperfektive Aktionsart. — Redete man nun in der uritalischen Periode von der Zukunft, so standen, ebensogut wie zur Bezeichnung der Vergangenheit, zweierlei (Konjunktiv-)Formen zu Gebote, perfektive und imperfektive, die gebraucht wurden, je nachdem man sich eine Handlung mit Rücksicht auf ihre Vollendung vorstellte oder nicht (vgl. Brugmann Kurze vgl. Gr. 566 f.). Die umbrosamnitische Sprachgruppe hat das auf diese Weise aus dem Konj. Präs. entstandene imperfektive Futurum verloren: dieser Verlust hängt wohl damit zusammen, daß allmählich das Gefühl für die Aktionsarten schwächer wurde, indem ein neues Verbalsystem sich entwickelte, das die temporellen Unterschiede schärfer zum Ausdruck brachte. Auch dem Latein genügte bei der großen Umbildung, die das Verbalsystem erfuhr, éine Futurbildung, und diese Sprache verwendete das ursprünglich imperfektive Futurum.

In den beiden Sprachgruppen gibt es außer dem Fut. I noch ein zweites Futurum, das sogen. Futurum exactum. Dies ist eine zur Bezeichnung der relativen Zeitstufe dienende Formation, die vom Perfektstamme gebildet wird. Der Tempusstamm des osk.-umbr. Fut. exact. enthält ein Element *-us-*, das in keiner andern Sprache im Verbum finitum begegnet. Das Latein verwendet eine ganz andere Bildung, die aus dem perfektiven *s*-Fut. hervor-

1) Das geht daraus hervor, daß auch im älteren Latein, wenigstens beim Futurum, die zwei Aktionsarten sich noch nachweisen lassen, s. u. Die Vermischung des Aor. und Perf. aber geht auf die urit. Periode zurück, und was das Präteritum betrifft, wurde schon frühe das Gefühl für die Aktionen schwächer.

gegangen ist, s. u. Das osk.-umbr. Fut. ex. kommt ausschließlich in abhängigen Sätzen vor, wo es die relative Zeit bezeichnet. Nur von éinem Verbum gibt es Formen, die sowohl in dieser Funktion wie auch mit anderer Bedeutung vorkommen, und zwar vom Verbum subst.: o. u. *fust* hat gewöhnlich die Bedeutung eines Fut. I, T. B. 28 f. aber die eines Fut. II. Das lat. Fut. II aber wird oft so gebraucht, daß von relativer Zeitstufe keine Rede sein kann. Eine große Menge Beispiele findet man bei Delbrück Gr. 4, 322 ff.; sie sind größtenteils der alten Komödie entnommen, ein Paar dem Cicero. Schon lange vor Delbrück war dieser Gebrauch des Fut. ex. von vielen Forschern beobachtet worden, aber nicht immer hatte man die richtige Erklärung gegeben. Delbrück meint — und jetzt werden wohl wenige eine andere Meinung haben —, daß das lat. Fut. ex. dort, wo es die absolute Zeit bezeichnete, perfektive Bedeutung hatte. Er schließt sich hier im wesentlichen den a. a. O. 321 f. erwähnten Arbeiten von Lübbert und Cramer an. In der Tat tritt in den meisten von Delbrück angeführten Beispielen die punktuelle Bedeutung deutlich hervor. Nach Delbrück 327 trifft für die Beispiele von *mansero* bis *placuero* (324 f.) diese Bedeutungsbestimmung nicht zu: ich meinerseits glaube aber, daß auch hier beinahe in allen Fällen perfektive Aktionsart angenommen werden darf. Keiner wird leugnen, daß es schwierig, ja sogar unmöglich ist, die Gebrauchssphäre einer Form aus der plautinischen Sprache ganz richtig zu empfinden, um so schwieriger ist das, wo es die Aktionsarten gilt, weil diese in unseren germanischen Sprachen eine untergeordnete Rolle spielen. Wer eine Sprache erlernen will, wo die Aktionen schärfer ausgeprägt vorliegen, dem werden wiederholt Schwierigkeiten begegnen: so ist dem russisch Studierenden der Gebrauch der determinativen perf. Verba[1]) im Anfang kaum verständlich (*poobedat'*, *pogoworit'*, *posidet'*, auch im Abg.: *pobъděti*, Zogr. u. Mar. im Ev. Matth. 26, 40). Sagen wir: ich wünsche mich (eine Zeitlang) mit Ihnen zu unterhalten, so ist das für unser Gefühl imperfektiv: wir stellen uns die Handlung als dauernd vor; der Russe aber sagt: *mne chočetsa pogoworit' s Wami*, und der Form *pogoworit'* entspricht die Vorstellung einer einige Zeit lang fortdauernden und schließlich zum Abschluß gekommenen Beschäf-

1) Vgl. Fortunatow Razbor sočinenija G. K. Uljanowa: Značenija glagol'nych osnow w litowsko-slawjanskom jazyke (im Sbornik otdelenija russkago jazyka i slowesnosti imperatorskoj akademii nauk, 64) 91 u. 114.

tigung. (Fortunatow drückt das a. a. O. 91 folgendermaßen aus: "oboznačajetsa zakončennost' dannoj dlitel'nosti priznaka").

Wo die Aktionsarten uns so große Schwierigkeiten bereiten, ist es wohl am besten, wenn wir die lateinischen Formen, worüber wir im unsicheren sind, ob sie perfektiv oder imperfektiv aufzufassen seien, ins Russische oder in eine andere Sprache, die die Aktionsarten unterscheidet, übersetzen. Was die Worte *mansero* und *placuero* betrifft, hier kann ich die perfektive Bedeutung durch die Heranziehung von Beispielen, die ich russischen Schriftstellern entnommen habe, verdeutlichen. Delbrück zitiert zu *mansero* 'ich werde warten' Plautus Asin. 327: *age age, mansero tuo arbitratu, vel adeo usque dum peris.* Man vergleiche damit Dostojewskij Bratja Karamazowy 1, 3, 11: *Na sčot-že let našich my podoždëm skol'ko prikazano zakonom* 'und was unser Alter betrifft, so werden wir so lange warten, wie es vom Gesetze befohlen worden ist', oder Čechow Ed. der 'Niwa' 10, 68: *podoždëm p'at', des'at' let, poterpim, a tam, čto Bog dast* 'wir werden fünf, zehn Jahre warten, wir werden Geduld haben, und dann: was Gott geben wird'. Man beachte auch den Gebrauch des perf. Verbums *pogodit'*, das gewöhnlich im Imperativ vorkommt. Delbrücks Beispiel von *placuero* ist der Satz *si tibi displiceo, patiundum: at placuero huic Erotio, quae me non excludet ab se* (Men. 670). Es ist auffallend, wie oft das perfektive Verbum *ponrawitsa* im Russischen gebraucht wird: da, wo wir das Futurum von *gefallen* gebrauchen, verwendet der Russe kaum etwas anderes. Ich zitiere einige Beispiele: *(mysl')o tom, ponrawitsa li Julii jego moskowskaja kwartira* '(der Gedanke) darüber, ob der Julia seine Wohnung in Moskau gefallen wird' (Čechow a. a. O. 95), *I ja uže dawno kupila eti igruški . . . Ja dumala, one tebe ponraw'atsa* 'und ich habe schon lange her diese Spielzeuge gekauft . . . Ich dachte, sie werden dir gefallen' (Andrejew Razskazy 75 f.).

Zu den Formen, die bei Delbrück zwischen *mansero* und *placuero* zu finden sind, kann ich nicht solche Parallelen aus dem Russischen geben: in einigen Fällen ist es klar, daß der Russe ein perfektives Verbum gebrauchen würde: z. B. *narravero* Pseud. 721 würde er durch *razskažu* übersetzen, *adlegavero* Persa 135 durch *pošl'u*. In einigen Fällen wäre im Russischen sowohl ein perfektives Fut. wie ein imperf. mit *budu* möglich: natürlich wäre die Bedeutung nicht genau dieselbe; weil Plautus ein Fut. II hat, wäre in solchen Fällen dem russ. perfektiven Futurum der Vorzug zu geben.

Es bleiben nur sehr wenige von den von Delbrück zitierten Formen übrig, wo keine perfektive Bedeutung angenommen werden kann, und die Funktion und der Ursprung des zur absoluten Zeitbestimmung dienenden Futurum exactum sind von ihm gewiß richtig aufgefaßt worden. Schon frühe aber breitete sich die Gebrauchssphäre des Fut. I aus, und in einer späteren Periode werden die Beispiele des Fut. II in Hauptsätzen seltener; nur in der Umgangssprache scheinen sie häufiger gewesen zu sein. Beispiele aus Cicero zitiert Delbrück 330; bei Cäsar findet man eins b. Gall. 4, 25: *Desilite, commilitones, nisi vultis aquilam hostibus prodere: ego certe meum rei publicae atque imperatori officium praestitero* (auch zitiert von Schmalz Lat. Gr.[3] 336).

Im klassischen Latein hat das alte imperfektive Fut. die Grenzen seines ursprünglichen Gebietes überschritten; es gibt aber auch Fälle, wo umgekehrt das Fut. ex. in imperfektiver Bedeutung gebraucht wird; zu welchen Veränderungen im Verbalsystem das in einer späteren Periode geführt hat, darüber handelt Blase Arch. f. lat. Lex. 10, 313 ff. Dieser zitiert auch einige Beispiele aus der älteren Latinität, ein sehr deutliches findet man 325 aus Plautus Capt. 314: *is uti tu me hic habueris, proinde illum illic curaverit, bene merenti bene profuerit, male merenti par erit*: *profuerit* steht auf einer Linie mit *par erit*. Dieser Gebrauch von *fuero* und seinen Komposita läßt sich mit dem des slav. *bądą* vergleichen, das ursprünglich perfektiv gewesen ist, aber schon im Abg. auch in imperf. Bedeutung vorkommt, vgl. Delbrück Gr. 4, 133, E. Boehme Die Actiones der Verba simplicia in den altbulgarischen Sprachdenkmälern 20. Am häufigsten wird das Fut. ex. in der Bedeutung eines einfachen Fut. gebraucht in stereotypen Formeln wie *si potuero, voluero, licuerit, placuerit*, vgl. Schmalz a. a. O. und den Artikel von Blase. Ob wir uns in allen diesen Ausdrücken den Funktionswandel dieser Formen so zu denken haben wie bei *fuero* oder ob wir vielleicht ursprünglich perfektive Formen annehmen dürfen (die man mit russ. *zachoču* u. dgl. vergleichen könnte), lasse ich dahingestellt bleiben.

Am häufigsten wird das lat. Fut. ex. gebraucht zur Bezeichnung der relativen Zeitstufe. Daß aus einem perfektiven Fut. ein Tempus mit der Bedeutung des lat. Fut. II entstehen konnte, das wird jedem deutlich sein, der sich mit slavischen Sprachen beschäftigt hat: im Verbalsystem einer Sprache wie die russische stehen die aktionellen Unterschiede auf dem Vorder-

grund: beinahe jedem deutschen Verbum stehen hier zwei Verba gegenüber, ein perfektives und ein imperfektives; jedes von beiden hat ein Präs. und ein Präteritum; das Präsens des perf. Verbums hat gewöhnlich futurische Bedeutung und dann bezeichnet es eine futurische Handlung, mit Rücksicht auf ihre Vollendung betrachtet. Sobald eine solche Handlung als einer andern vorausgehend bezeichnet wird, hat man die reine Bedeutung eines lat. Fut. ex.: bloß hat das klassische Latein in Hauptsätzen das Fut. II durch das Fut. I ersetzt. In abhängigen Sätzen aber begegnet man jeden Augenblick perfektiven Futura, die man durch ein Fut. II übersetzen kann: *A čto budut l'udi jest', kogda wylow'at wśu rybu i izrežut weś skot?* 'Aber was werden die Leute essen, wenn sie allen Fisch weggefangen und alles Vieh geschlachtet haben werden?' (Gor'kij Razskazy 5, 73). Das russische Sprichwort *kakowo posejeś, takowo i požněš* entspricht dem lateinischen (Cicero Or. 2, 65) *ut sementem feceris, ita et metes.* Ein schönes Beispiel, deshalb, weil man es durch einen zusammengesetzten Satz und auch anders übersetzen kann, ist: *W Gejdelberge teper' boleje sotni russkich studentow . . . a projdět p'at'-šest' let, i p'atnadcati čelowek na kursach ne budet* 'in Heidelberg sind jetzt mehr als hundert russische Studenten . . . aber fünf, sechs Jahre werden verlaufen, und es werden nicht mehr fünfzehn Leute auf den Kursen sein' (oder: 'wenn fünf, sechs Jahre verlaufen sein werden, werden . . . sein') (Turgenew Dym 26)[1].

Die Herausbildung eines besonderen Futurs für die relative Zeit ist eine der vielen Veränderungen, die das italische und das lateinische Verbalsystem erfahren haben. Cramer ALL. 4, 597 f. hat richtig bemerkt, daß dieser Funktionswandel des perfektiven Futurs durch die Verschmelzung von Aorist und Perfekt bewirkt wurde und seinen Ausgangspunkt von den Konditional- und Temporalsätzen genommen hat. Nachdem das perfektive Präteritum (Aorist) und das Tempus des erreichten Zustandes (Perfektum) in éin Tempus zusammengeflossen waren, näherten sich auch das perfektive Futurum und das Futurum Perfecti immer mehr gegeneinander und der Unterschied etwa zwischen wenn

---

1) Ein schönes Beispiel aus dem Abg. ist Joh. 12, 24 (nach dem Marianustext): *ašte zrъno pšeničьno ne umьretъ padъ wъ zemi. to edino prěbywaatъ. ašte li umьretъ mъnogъ plodъ sъtworitъ* 'ἐὰν μὴ ὁ κόκκος τοῦ cίτου, πεcὼν εἰc τὴν γῆν, ἀποθάνῃ, αὐτὸc μόνοc μένει· ἐὰν δὲ ἀποθάνῃ, πολὺν καρπὸν φέρει'. Der Vulgat-Text hat beide Male *in putredinem abierit.*

ich sterbe[n werde], wird man mich begraben und wenn ich tot sein werde[1]), wird man mich begraben wurde nicht mehr empfunden: diese beiden Tempora flossen in éin Fut. ex. zusammen. Weshalb Cramer a. a. O. 598 Fällen, wie Plautus Amph. 198 *si dixero mendacium, solens meo more fecero*, wo auch im Hauptsatze ein Fut. II steht, einen so bedeutenden Einfluß zuschreibt, verstehe ich nicht.

Es gibt im Latein zweierlei Futura auf *-so* (*-ro*). Außer denjenigen, wie *fecero*, wo der Perfektstamm zugrunde liegt, gibt es andere, die direkt vom Verbalstamm gebildet sind: *faxo*, *dīxo* usw. Formell sind die letztgenannten die lautgesetzlichen Vertreter alter Konjunktive des Aorists, *fecero* u. dgl. sind erst auf lateinischem Boden entstanden. Sowohl die älteren wie die jüngeren Formen werden zur absoluten und zur relativen Zeitbestimmung verwendet. Einige schöne Beispiele, die das beweisen, sind bei Delbrück Gr. 4 zu finden, z. B. S. 323 (Pl. Stich. 351) *cape illas scopas. GE. capiam. PI. hoc egomet, tu hoc conuorre. GE. ego fecero* und S. 327 (Fragm. aus Fretum) *peribo si non fecero : si faxo uapulabo*; und mit Recht nimmt Cannegieter de formis, quae dicuntur futuri exacti et conjunctivi perfecti formae syncopatae in *-so -sim* 89 an, daß zwischen den Typen *faxo* und *fecero* kein Bedeutungsunterschied besteht. Bei ihm findet man auch das schöne Beispiel (Pl. Aul. 57): *si ex istoc loco excesseris aut si respexis, ego te dedam discipulam cruci.*

Das Futurum exactum bereitet, was seine Form betrifft, der Erklärung große Schwierigkeiten. Eine ziemlich einfache Deutung wäre möglich, wenn wir fürs ältere Latein den osk.-umbr. Futura wie o. *pertemest*, u. *ferest* entsprechende Bildungen annehmen dürften. Wenn etwa neben *emō* ein Fut. **eme-set*(*i*) bestanden hätte, so könnte bei denjenigen Verba, deren Präsensstamm zu gleicher Zeit Perfektstamm war, das *s*-Futurum als zum Perfekt gehörig empfunden sein, und nach **bib-eset*(*i*) : *bib-ī*, **prehend-eset*(*i*) : *prehend-ī* u. dgl. könnte man auch zu andern Perfektstämmen Futura gebildet haben (zu *dixī* **dixeset*(*i*), zu *amavī* **amāveset*(*i*) usw.). V. Planta vergleicht das osk.-umbr. Fut. mit griech. Formen wie *ἐ-Ϝείδ-εσ-α (Gramm. 2, 322); man er-

1) Das lat. Fut. Perf., wenigstens das passive, ist wohl sehr alt, s. u. Aber auch sonst könnte nach dem Zusammenfließen des Aor. und des Perf. in zusammengesetzten Sätzen das perfektive Futurum die Bedeutung eines Futurum exactum angenommen haben.

klärt aber wohl besser die Lautgruppe *-es-* durch die Annahme, daß das *s*-Futurum sich formell dem Präsensstamm angeschlossen hat (so urteilt über lat. *dicerem* auch Sommer Handbuch 571, Fußnote). V. Planta sagt a. a. O. 323, daß "*-es-* in erster Linie zu den unthematischen und gewöhnlichen thematischen Präsentia der III. Konjug." gehöre. Die zwei Beispiele aber, die er von unthematischen Stämmen gibt, sind kaum richtig: zu *didest* gehört, wie v. Pl. selber zugibt, im Umbrosamn. ein thematisches Präsens, und die zu umbr. *ferest* gehörigen Präsensformen beweisen nichts für die athematische Gestalt des Stammes[1]). Ich für meine Person erblicke in dem *-e-* den thematischen Vokal. Bei allen athematischen Verben fehlt das *-e-*, z. B. o. u. *fust fust*, u. *eest*, *est*, o. *deiuast*, u. *prupehast*, bei allen thematischen hingegen wird es gefunden. Angesichts dieser Tatsache lassen sich Formen wie o. *pertemest*, u. *ferest* am einfachsten erklären nach der Proportion **ei-ti* : **ei-set(i)* = **fere-ti* : *x*, oder: **fu-tōd* (Imper.) : **fu-set(i)* = **fere-tōd* : *x*. Aus formellen Gründen wäre nichts gegen die Annahme anzuführen, daß das *-es*-Futurum schon im Uritalischen auf diese Weise entstanden wäre, wohl aber von seiten der Bedeutung. Das osk.-umbr. *s*-Futurum hat seine ursprüngliche perfektive Bedeutung verloren, dadurch konnte es in engere Beziehung treten zu dem Präsens. Die lat. *s*-Futura aber, sowohl diejenigen des Typus *fēcero*, wie die des Typus *faxo*, haben bis in die historische Zeit ihre aktionelle Bedeutung bewahrt, folglich ist die Bedeutungsveränderung des umbrosamn. *s*-Fut. eine Neuerung dieser Sprachgruppe: von einer engen Beziehung des *s*-Fut. zum Präs. in der urital. Periode kann keine Rede sein. Auch wäre es sehr wunderlich, wenn das Latein von den drei Formationen **deiḱ-sō*, **deiḱe-sō* und **deiḱs-e-sō* bloß die älteste und die jüngste bewahrt hätte, ohne daß von der mittleren eine Spur nachzuweisen wäre. — Sowohl im Latein wie im Osk.-Umbr. gibt es eine Bildung, die von dem *s*-Aorist abgeleitet ist: das ist der sogen. Konjunktiv des Imperfekts, osk. *fusíd*, lat. *foret*, *stāret*, *ferret*, *esset*, *emeret*. Über die Bildungsweise des Modusstammes vgl. Brugmann Kurze vgl. Gr. 587 f. Natürlich brauchen wir, um Stämme wie *emesē-* zu erklären, keine lateinischen Futurstämme **emese-* u. dgl. anzunehmen. Die Konjunktiv-

1) Wenn marruc. *feret* = idg. **bhĕrĕti* ist, wie Sommer Handb. 588 für ausgemacht hält, so beweist diese Form die thematische Gestalt des Präsensstammes.

stämme konnten ganz einfach entstehen nach der Proportion: Inf. **fu-se* (bezw. *-si*) : **fu-sēd* = **stā-se* : *x* = **fer-se* : *x* = *es-se* : *x* = **eme-se* : *x*.

Wenn wir kein urit. und altlat. Futurum **eme-set(i)* annehmen dürfen, wie ist dann das Fut. ex. zu erklären? Gewöhnlich betrachtet man das Fut. II im Zusammenhang mit den Ausgängen *-istī*, *-istis*, *-ērunt* im Indik. Perf., und mit dem Konj. und Infin. Pf., dem Indik. und Konj. Plusquamperf., und die meisten Forscher, die sich mit diesem Gegenstand beschäftigt haben, gehen aus von einem *-is*-Aorist, die sie in ai. Aoriststämmen wie *vediṣ-* zurückzufinden glauben: auf diese Weise können lat. *vīdĕrunt*, *vīderim*, *vīdero* als lautgesetzliche Formen betrachtet werden. Man vergleiche Brugmann Gr. 2, 1199 f., Kurze vergl. Gr. 539 (wegen des Konj. Plusquamperf. auch IF. 15, 78), Stolz Lat. Gr.³ 181, Sommer Handb. 620 f. Dieser *-is*-Aorist ist aber eine ziemlich hypothetische Formation; außer fürs Latein nimmt man ihn nur an für einige ai. Formen; aber das *i* dieser Formen könnte auch ein idg. *ə* sein: in dem Falle hätten wir in ai. *vediṣ-* : griech. Ϝειδεϲ- einen ähnlichen Vokalwechsel wie in *hitás* : θετόϲ. Im wesentlichen stützt sich die Annahme eines idg. *-is*-Aoristes bloß auf die lat. Formen auf *-istī*, *-istis*, *-isse* und *-issem*, deren *i* nur aus idg. *i* entstanden sein kann. Schon von verschiedenen Seiten ist versucht worden, diese Endungen auf eine andere Weise zu erklären (vgl. Bartholomae BB. 17, 112, Brugmann Gr. 2, 1200 Fußnote, Lindsay-Nohl 533, von Planta 2, 323, Fußnote 1), aber eine befriedigende Deutung ist noch nicht gegeben worden, und bis einmal eine solche gegeben sein wird, sind wir genötigt, idg. *i* anzunehmen: allerdings können daneben Formen mit *ə* oder anderen Vokalen einmal bestanden haben. Sommer hat Handb. 627 die Ansicht ausgesprochen, daß zum Fut. ex. (*tutudero* aus *-*i-so*) das Plusquampf. (*tutuderam* aus *-*is-ām*, *tutudis-sem*) gebildet sei nach der Analogie von *eram* (**ĕsām*), *essem* : *ero* (**ĕsō*)[1]) und dadurch ist m. E. auf einen bedeutenden Faktor hingewiesen, der bei der Herausbildung des lat. Perfektsystems wirksam gewesen ist. Lindsay-Nohl 532 gehen noch weiter und halten das *-ero* des Fut. ex. und das *-eram* des Plusquampf. ohne weiteres für identisch mit den gleichlautenden Formen von der Wurzel *es*. Hiermit ist gewiß zu viel gesagt; insofern aber glaube ich, daß diese Forscher Recht

1) [So schon Morph. Unters. 3, 35. — K. B.]

haben, daß nicht bloß bei der Bildung des Plusquampf., sondern auch bei der des Fut. ex. das Verbum subst. seinen Einfluß hat geltend gemacht: das Fut. *erō* hat dem Ausgang *-isō* (*-əsō -esō*) größere Kraft verliehen und es ihm möglich gemacht, die Grenzen seines Gebietes so weit auszubreiten.

Daß das Fut. *ero* einen so großen Einfluß gehabt hat, kam dadurch, daß mittels dieses *ero* die ältesten Futura Perf. gebildet wurden. Denn als solche sind wohl die periphrastischen passiven Futura wie *factus ero* anzusehen. Die Geschichte der *-to*-Partizipien im Italischen hat Brugmann IF. 5, 89 ff. gründlich behandelt. S. 103 bemerkt er, daß schon in der indogermanischen Periode die Adj. verbalia auf *-to-* mit Formen des Verb. subst. verbunden werden konnten, daß aber in der Periode noch kein zusammengesetztes Tempus entstanden ist: das Adj. auf *-to-* blieb Adj. Natürlich konnten diese Adjektive mit allen Tempora und Modi von *es-* verbunden werden, ebenso gut wie jedes andere Adjektiv. Als sich nun auf italischem Boden aus diesen Verbindungen ein periphrastisches Tempus entwickelte, das schon frühe das mediale Perfektum gänzlich verdrängte (vgl. Brugmann a. a. O. 104), blieben natürlich auch die Formen mit Imperf. und Fut. der Wurzel *es-* bestehen, und so entstand zu gleicher Zeit mit dem Perf. ein Plusquamperf. und ein Futurum II: z. B. sobald **mortuos esti* = griech. τέθνηκε geworden war, war **mortuos eset(i)* = griech. τεθνήξει. Daß im Osk.-Umbr. auch im periphrastischen Fut. ex. die Futurform *fust* auftritt, darf nicht befremden: diese Sprachgruppe hat schon frühe aufgehört, den aktionellen Unterschied zwischen den zwei Futura zu empfinden: eine Zeitlang haben wohl **eset(i)* und **fuset(i)* in gleicher Bedeutung nebeneinander bestanden, dann wurde erstere Form von letzterer verdrängt, und das geschah überall, wo **eset(i)* gebraucht wurde, auch im periphrastischen Fut. ex.

Es ist a priori wahrscheinlich, daß bei der Bildung des lat. aktiven Fut. ex. die schon vorhandenen Futura II, m. a. W. die periphrastischen Formationen, einen bedeutenden Einfluß gehabt haben. Dieser Einfluß konnte um so größer sein, weil schon Futura vorhanden waren, deren Bedeutung von der eines Fut. ex. nicht weit entfernt war und die ihrer Form nach große Ähnlichkeit hatten mit dem Futurum von *es-*. Es wurde aber schon bemerkt, daß die Endung von *vīdero* u. dgl. Formen kaum anders als aus *-isō* erklärt werden kann, daß aber neben *-isō*

vielleicht einmal auch auf lat. Boden *-esō* bestanden hat. Wenn wir Formen wie **u̯eidesō*[1]) für das ältere Latein annehmen dürfen, so versteht es sich von selber, daß diese (die als Futura zum Perfektstamm fungierten) vom Sprachgefühl in *u̯eid-esō* zerlegt und als mit dem in den periphrastischen Futura ex. vorliegenden Futur von *es-* zusammenhängend empfunden wurden. Darauf konnten auf analogische Weise zu allen möglichen Perfektstämmen Futura II gebildet werden. Aber auch wenn wir nur von *-isō* ausgehen, dürfen wir Beeinflussung durch **esō* annehmen: die ältesten Futura Perfecti enthielten ein Element **esō*; als nun die urspr. perfektiven Futura allmählich die Bedeutung eines Fut. ex. erhielten, konnte durch den Einfluß von *(*fak̂tos*) *esō* *-isō* in *-esō* verändert werden.

Das Sprachbewußtsein zerlegte **u̯eidesō* in **u̯eid-esō* und empfand die Form als mittels **esō* vom Perfektstamm gebildet. Es versteht sich von selber, daß eine solche Formation allmählich den Typus *faxō* verdrängen mußte, wofür eine solche Anknüpfung fehlte.

Die Vorgeschichte des lat. Fut. II können wir folgendermaßen kurz zusammenfassen: Das Fut. II ist seinem Ursprunge nach ein dem Perfektsystem angegliederter Konjunktiv des *s*-Aorists. Bei der Herausbildung dieser Formation hat das Fut. (urspr. Konj. Präs.) von der Wurzel *es-* einen bedeutenden Einfluß geübt. — Auf eine ähnliche Weise ist m. E. das umbrosamnitische Futurum ex. entstanden. Dieses wird ebenso wie das lateinische vom Perfektstamm gebildet: osk. *fefacust* (: Konj. Pf. osk. *fefac-id*), umbr. *dersicust* (ebenfalls vom reduplizierten Perfektstamm: **dedik-*). Lat. *fēc-erit* und osk. *fefac-ust* sind aber, abgesehen von der Gestalt des Perfektstammes, auch in einem andern Punkt auf verschiedene Weisen gebildet: das zwischen der Wurzel und dem *s* stehende Element ist ein anderes. Das Verhältnis von *-erit* (aus **-eseti*) zu *-ust* (aus **-useti*) erinnert mich aber gleich an das von *erit* (**eseti*) zu *fust* (**bhuseti*), und ebenso wie ich

---

1) Eine solche Form würde aufs engste mit gr. ᾔδεα zusammenhängen, das auch im Griech. im Perfektsystem seinen Platz hat. In diesem Falle brauchten wir also nicht für die urit. Form aoristische Bedeutung anzunehmen. Wenn wir aber bloß von *-isō* ausgehen, müssen wir in **u̯eidisō* eine rein aoristische Formation sehen. Es wurde aber oben gezeigt, wie nach dem Zusammenfließen von Aor. und Perf. aus dem perfektiven Futurum sich ein Fut. ex. entwickeln konnte. — Über *vīdero* : ᾔδεα vgl. auch Brugmann Gr. Gr.³ 330.

bei *fēcerit* Einfluß von *erit* angenommen habe, glaube ich, daß das *u* von *fefacust* der Analogie von *fust* zuzuschreiben ist[1]).

Die periphrastische Bildungsweise des Perfekts und aller zum Perfekt gehörigen Modi und Tempora war auch dem Umbrosamnitischen bekannt, und ebenso wie das Latein bildete auch diese Sprachgruppe ein Fut. ex. dadurch, daß das *-to*-Partizip mit dem Futur des Verbum subst. verbunden wurde, z. B. umbr. *pihos fust* 'piatus erit', *çersnatur furent* 'cenati erunt', *persnis fust* 'precatus erit', *purtitu fust* 'porrectum erit'. Im Oskischen liegen solche Bildungen nicht vor, die einzige vorhandene Form eines Fut. ex. pass., *comparascuster*, ist eine mittels der Endung *-ter* vom aktiven Fut. ex. formierte Neubildung (osk. *faamat*, **sakarat*: **faamater*, *sakarater* = **comparascust*: *x*). Wegen der Übereinstimmung zwischen dem Umbr. und dem Lat. dürfen wir aber annehmen, daß auch im Osk. ein Fut. II pass. mit *fust* einmal bestanden hat. Unter dem Einfluß solcher periphrastischen Formen mit *fust* glaube ich nun, daß das umbrosamnitische Fut. II auf *-ust* entstanden ist. Solche Sätze wie der von Brugmann IF. 5, 105 zitierte: *sve muieto fust ote pisi arsir andersesust* (Iguv. T. 6a, 7), wo eine periphrastische und eine nicht periphrastische Form nebeneinander vorkommen, können zur Uniformierung der beiden Bildungen mitgewirkt haben. Man beachte auch die Bemerkung Buck's a Grammar of Oscan and Umbrian 213: "The frequent impersonal use of the Passive (L. *itur*, *itum est*, etc.) is noteworthy".

Ich stelle mir den Prozeß folgendermaßen vor: Schon frühe verlor das Umbrosamnitische das Gefühl für die Aktionsarten. Das ursprünglich perfektive *s*-Futurum verdrängte das imperfektive und ebenso wie im Griechischen nach dem Zusammenfall des imperf. und perf. Futurs etwa ὄψομαι zu seiner ursprünglichen Bedeutung 'ich werde erblicken' die andere 'ich werde schauen' hinzubekam (vgl. Brugmann Gr. Gr.[3] 479 f.), — ebenso wurde jetzt im Umbrosamn. das *s*-Futurum sowohl in imperfektiver wie in perfektiver Bedeutung gebraucht; das Sprachgefühl unterschied die beiden Aktionsarten nicht und empfand das *s*-Futurum einfach

1) [Dem Verfasser ist entgangen, daß schon Morph. Unters. 3, 48 angenommen worden ist, daß "osk. *hipust* sich als Neubildung nach der Analogie der sigmatischen Futurform von *fu-* (W. *bhū-*) einstellte". Ich wies dort auf italien. *vend-etti frem-etti* usw., nach dem Vorbild von *stetti* und *detti*, hin. — K. B.]

als den Ausdruck für die Zukunft. Es gab aber schon frühe eine für den Ausdruck der relativen Zeit dienende Formation, und zwar das periphrastische Futurum mit *fust*. Als Aorist und Perfekt in éin Tempus zusammenflossen, wurden die periphrastischen Perf. (*ortom est*) und die zu ihnen gehörigen Futura auch mit aoristischer Bedeutung gebraucht (vgl. Brugmann IF. 5, 104—106); mit den in perfektiver Bedeutung gebrauchten Futura, auch mit den nichtperiphrastischen, verknüpfte sich in Nebensätzen der Sinn der relativen Zeitstufe: dem periphrastischen Futurum, das auch formell zum Perfektstamm gehörte, haftete von jeher der Nebensinn der Vergangenheit an, dem einfachen aber nicht. Unter solchen Umständen versteht es sich, daß das Fut. II mit *fust* auch formell das die relative Zeit bezeichnende einfache *s*-Futurum beeinflussen und auf diese Weise bei allen Verba ein Fut. II hervorrufen konnte. Welche Gestalt zu dieser Zeit das einfache *s*-Futurum hatte, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Oben wurde nachgewiesen, auf welche Weise Futura wie osk. *pertemest* entstanden sind. Wenn diese Formation älter ist als das Fut. ex. auf *-ust*, so dürfen wir uns den Prozeß folgendermaßen vorstellen: zu thematischen Präsensstämmen gehörten Futurstämme auf *-es-*, die deshalb, weil das Umbrosamn. die Aktionen nicht mehr unterschied, sowohl die Stelle der älteren perfektiven Futura wie der imperfektiven vertraten. Nun gab es mehrere Zeitwörter, bei denen Präsens- und Perfektstamm gleich waren, sodaß man leicht in solchen Fällen, wo sich in Nebensätzen die Vorstellung der Vergangenheit ergab, das Fut. als zum Perfektstamm gehörig auffassen konnte: dann konnten die beiden Futura sich dadurch differenzieren, daß das perfektische das *u* von (*ortom*) *fust* herübernahm: auf diese Weise könnte man Formen wie osk. *pertemust* (: *pertemest* Fut. I), *peremust*, *cebnust*, umbr. *benust* (: *menes*; wegen des *m* vgl. Buck Grammar 80), *procanurent* (: lat. Pr. *cano*) erklären: und nach der Proportion: osk.-umbr. **bened* : o.-u. **benust* = **deded* : *x* = *-*afed* : *x* = *-*at(t)ed* : *x* wären dann die zu anders gebildeten Perfektstämmen gehörigen Futura II entstanden. — Wenn wir den Futura vom Typus *pertemest* kein so hohes Alter zuschreiben dürfen, wenn sie jünger sind als die *-us*-Futura, so bleiben zur Erklärung dieser letztgenannten noch einige Möglichkeiten offen: am wenigsten wahrscheinlich kommt es mir vor, daß wir von den lat. Futura auf *-isō* (*-əsō*, *-esō*) entsprechenden Bildungen ausgehen müssen, die das *u* von *fust* herübergenommen

hätten; unmöglich wäre es allerdings nicht. Es könnten auch Futura wie **deiḱ-se-ti* da, wo sie die relative Zeit bezeichneten, sich dem Perfektstamm angeschlossen haben, sodaß etwa Futurstämme wie **dîḱ-se-* (oder **dîḱe-se-* wie **dîḱe-d*?) entstanden wären, diese Bildungen könnten dann weiter durch *fust* beeinflußt sein. Aber am wahrscheinlichsten scheint mir die erste der vorgeschlagenen Deutungen, wobei ich von *pertemest* u. dgl. ausging.

Dafür, daß das *-us*-Futurum durch Beeinflussung von *fust* aus dem einfachen *s*-Futur hervorgegangen ist, dürfte auch der Umstand sprechen, daß bei éinem Verbum fürs Fut. ex. keine besondere Formation, sondern einfach das Fut. I verwendet wird; und dieses Futurum I ist eben diejenige Bildung, die am wenigsten dem Einflusse von *fust* ausgesetzt war: es ist *fust* selber. Diese Form ist gewöhnlich Fut. I, T. B. 28 (auch wohl 29) muß man sie aber unbedingt als ein Fut. ex. auffassen (vgl. von Planta 2, 371 f.), wie denn auch allgemein geschieht. Früher wurde von einigen Forschern geglaubt, daß die beiden Futura *fust* verschiedene Formen seien, vgl. v. Planta a. a. O. und die dort angeführte Literatur. Brugmann, der früher (Grundriß 2, 1241, Ber. d. k. sächs. Ges. d. Wiss. 1893, 139) **fūst* annahm, äußert sich, soviel ich gesehen habe, in seiner Kurzen vgl. Gr. nicht über das Fut. ex. Darf man daraus ableiten, daß er jetzt für diese Form ebenso wie fürs Fut. I und für *foret* (a. a. O. 215, 541; eine andere Auffassung dieser Form wird noch erwähnt Grundr. 1², 108, 121, 321, 323) *ŭ* annimmt? Buck ist Verb-System 162 f. im Unsicheren über die Form, in seiner vor kurzem erschienenen 'Grammar' wird über die Form des Fut. II kein Wort gesagt. Daraus schließe ich, daß er Fut. I und Fut. II für identisch hält[1]). Und von seiten der Bedeutung ist dagegen,

1) Brugmann bespricht B. d. k. s. G. d. W. 1893, 139 auch umbr. *amprefuus* 'circumieris', dessen *uu* nach seiner Meinung den Laut *ū* bezeichnet: dieser Laut sei dem Einflusse des Fut. ex. **fūst* zuzuschreiben. Um etwaigen Einwänden vorzubeugen, beruft er sich auf Buck, der Vocalismus 110 ff. die von verschiedenen Seiten geäußerte Meinung, daß im Umbr. *ū* in gewissen Fällen in *ī* übergegangen sei, ablehnt. Jetzt aber ist Buck anderer Meinung: Grammar 41 nimmt er an, daß der Übergang von *ū* in *ī* "is to be recognized for monosyllables in Umbrian and perhaps for final syllables in both Oscan and Umbrian", und es ist nicht zu leugnen, daß diese Annahme vieles zu erklären vermag, was sonst große Schwierigkeiten bereiten würde. Mit einem solchen Lautgesetz lassen sich aber **fūst* und **amprefūs* nicht vereinigen. In ihren jüngsten

wie oben nachgewiesen wurde, nichts einzuwenden. Ebenso wie lat. *faxo* und *fēcero* wird *fust* sowohl für die relative wie für die absolute Zeit gebraucht: der einzige Unterschied ist, daß es in letzterer Bedeutung wie alle umbrosamn. *s*-Futura nicht mehr ausschließlich perfektiv ist. Vielleicht hat neben *fuse-* auch ein reduplizierter Stamm bestanden: Buck (Grammar 81) und andere (vgl. v. Planta 2, 328, Fußnote 2) meinen, daß umbr. *fefure* (2 a 4) zur Wurzel *fu-* gehört, aber diese Deutung ist alles weniger als sicher.

Die von mir vorgetragene Ansicht über den Ursprung des osk.-umbr. Fut. ex. ist, soviel ich weiß, in dieser Form noch von keinem gegeben worden[1]). Eine Deutung, die wenigstens in einigen Einzelheiten mit der meinigen verglichen werden kann, findet man bei v. Planta 2, 374 ff. Dieser nimmt fürs Uroskisch-Umbrische ein dem lat. Fut. ex. entsprechendes, vom Perfektstamm gebildetes Tempus auf *-esō* usw. an, diese Formation habe dann vom *u*-(*u̯*-)Perf. das *u* herübergenommen, wodurch die allzugroße Ähnlichkeit mit dem Fut. I beseitigt sei. Ich glaube aber, daß, wenn wirklich eine dem lat. Fut. II entsprechende Formation im Osk.-Umbr. bestanden hätte, die Annahme viel näher läge, daß ein solches Tempus durch den Einfluß des periphrastischen Fut. II mit *fust* umgebildet wäre, zumal weil das osk.-umbr. *u*-(*u̯*-)Perf. eine sehr hypothetische Größe ist, von deren Existenz keine Spur nachzuweisen ist[2]).

Die jetzt von den meisten Forschern vertretene Ansicht über das *-us*-Fut. rührt von Schulze KZ. 28, 272 f. und Bronisch her, vgl. Brugmann Ber. d. k. sächs. Ges. d. Wiss. 1890, 223. Brugmann hat sie akzeptiert (a. a. O., vgl. außerdem B. d. k. s. G. d. W.

Arbeiten sprechen weder Brugmann noch Buck von dem *uu* von *amprefuus*. Grammar 109 erwähnt Buck die Schreibung *uu* gar nicht, weder als Bezeichnung von *ŭ* noch von *ū*. Es kommt mir am wahrscheinlichsten vor, daß hier, wie auch von Planta 2, 376 Fußnote 2 für möglich hält, "eine irrtümliche Wiederholung des *u* beim Zeilenübergange" vorliegt. Um so wahrscheinlicher kommt mir das vor, weil außer *amprefuus* in den in nationaler Schrift verfaßten umbr. Texten nur éin Fall von Doppelschreibung vorkommt (vgl. von Planta 1, 57) und zwar *aanfehtaf* 2a 33,34. Auch hier stehen die zwei *a* auf zwei verschiedenen Zeilen, einen langen Vokal erwartet man nicht, daher ist es wohl am besten, mit Buck Grammar 47 zu sagen: "simple dittography is not unlikely".

1) [Vgl. S. 477 Fußn. 1. — K. B.]

2) Einige Ansichten über den Ursprung des lat. *u*-Perfekts findet man bei Brugmann Kurze vgl. Gr. 546.

1893, 137 ff., Grundr. 2, 1241), ebenso Buck Vocal. 100, Verb-System 176, Grammar 173. Nach dieser Hypothese haben wir es mit einer periphrastischen Bildung zu tun, welche aus dem Nomin. Sing. des Partiz. Perf. Akt. + dem Injunktiv des Verbum subst. bestehe. Was die Gestalt dieses Nomin. Sing. betrifft, so wird jetzt wohl ziemlich allgemein die von Brugmann B. d. k. s. G. d. W. 1893, 137—141 verfochtene Ansicht, daß man die Endung *-us* annehmen müsse (und nicht, wie Bronisch gemeint hatte, *-uōs*), als die richtige erkannt (vgl. neuerdings Buck Grammar 173): und wenn ich mich überhaupt mit der Erklärung des Fut. II als einer periphrastischen Bildung befreunden könnte, so würde auch ich diese Ansicht vorziehen. Aus verschiedenen Gründen aber kommt mir die ganze Bronisch-Brugmannsche Theorie unwahrscheinlich vor. Ich leugne nicht, daß aus einer Grundform **fefacus + set fefacust* entstehen und darauf nach *deiuast* : *deiuasent* u. dgl. ein Plural auf *-usent* gebildet werden konnte; aber die Annahme von **fefacus + set* steht, wie es mir vorkommt, auf allzu schwachen Füßen: sowohl die Existenz eines ital. Partiz. auf *-us* wie die eines Injunktivs **som *ses *set* kommt mir sehr hypothetisch vor.

Was den genannten Injunktiv anbetrifft, so leugne ich nicht, daß von der Wurzel *ese* (vgl. Verf. IF. 18, 49 ff.) ein solcher Injunktiv vorkommen könnte: ebensogut wie im Partiz. Präs. und in der 3. Plur. des Indik. könnte auch hier der erste Wurzelvokal geschwunden sein. Tatsächlich aber treffen wir eine solche Formation in keiner Sprache an: das Ai. und das Ital. besitzen einen kurzvokalischen Konjunktiv, fürs ältere Griechische dürfen wir auch einen annehmen (vgl. Brugmann, Gr. Gr. [3] 274): aber überall geht dem *s* ein *e* voran. Wir dürfen vielleicht annehmen, daß es einmal ein idg. **som *ses *set* gegeben hat, aber schon in der idg. Periode haben diese Formen den anlautenden Vokal von **esmi* usw. herübergenommen. Brugmann nahm Ber. d. k. s. G. d. W. 1890, 230 ff. einen ital. Injunktiv **som *ses *set* an, um lat. *sum, sumus, sunt*, osk. *súm* erklären zu können. Jetzt aber hat er diese Meinung aufgegeben und geht Kurze vgl. Gr. 592 von einem im Urit. neben **senti* bestehenden **sonti* aus. Was diese Form angeht, beharre ich bei der IF. 18, 52 f. von mir ausgesprochenen Ansicht.

Im ersten Teile von **fefacus-set* erblickt man, wie schon bemerkt, ein Partiz. Perf. Akt.; es läßt sich aber nicht nachweisen,

daß das idg. Partiz. Pf. Akt. im jüngeren Urit. als solches vorhanden gewesen ist. Fürs Latein vgl. Lindsay-Nohl 621, Stolz-Schmalz³ 192, Sommer 637. Stolz erwähnt in dem Kapitel über die "Suffixe auf *-s-*" (Historische Gramm. 570ff.) *-ues-* gar nicht. Gewöhnlich sieht man in osk. *sipus* ein zum Perfektstamm von lat. *sapio* gehöriges Partizip, vgl. das Literaturverzeichnis bei von Planta 2, 395. Von Planta selber möchte S. 396 eher ein Suffix *-ue-* annehmen, und auch Buck, der Verb-System 184 bloß die erstgenannte Ansicht erwähnt, hält jetzt, Grammar 59, die beiden Auffassungen für gleich wahrscheinlich: *sipus* könnte eine ähnliche Bildung sein wie osk. *facus* 'factus'; in dem Falle wäre der Stamm derselbe wie in volsk. *sepu* 'sciente' (aus **sēp(u)ōd*). Der Standpunkt von Buck scheint mir der einzige richtige zu sein: es ist nicht mit Sicherheit auszumachen, was für eine Bildung *sipus* ist. Sollten wir es wirklich mit einem Partizip zu tun haben, so möchte ich lieber die Endung *-uōs* annehmen als *-us*. Aus lautlichen Gründen ist dagegen nichts einzuwenden: in den in lat. Schrift geschriebenen osk. Inschriften tritt idg. *ō* ausnahmslos als *u* auf (vgl. Buck Grammar 38), während *u* nach *p* schwinden mußte (vgl. von Planta 1, 191ff., Brugmann B. d. k. s. G. d. W. 1893, 140, Grundr. 1², 323, Kurze vgl. Gr. 104, Buck Grammar 67). Die Endung *-uōs* hat das Partiz. Perf. Akt. schon in der idg. Periode besessen; ich glaube aber nicht, daß wir auch idg. *-us* annehmen dürfen. Im Ai. und im Av. begegnen wir einigen Nominativen auf *-us*, z. B. ai. *cikitúṣ*, av. *vīduṣ*, ebenso weist die Endung von abg. *nesъ* auf *-us* hin. In den beiden Sprachzweigen aber können solche Nominative sehr leicht als einzelsprachliche Neubildungen erklärt werden, und wenn öfters idg. *-us*-Nominative angenommen worden sind (vgl. z. B. Bartholomae KZ. 29, 530f.), so geschah das gewöhnlich wegen des osk.-umbr. Fut. ex. Weil aber in dem ganzen italischen Sprachgebiet keine Spur wahrzunehmen ist von dem partizipiellen Gebrauch der *-ues*-Stämme[1]), ist es wohl allzu gewagt, eine schwierige umbrosamn. Formation zu erklären als die Zusammenschiebung einer nicht mit Sicherheit fürs Idg. nachgewiesenen Form von eben diesem Partizip mit einem Injunktiv, dessen Existenz nicht weniger unsicher ist.

1) Auch wenn osk. *sipus* wirklich ein altes Partizip ist, kann diese Form ebensowenig die Existenz eines osk. oder jung-uritalischen *-ues*-Partiz. beweisen, als aus got. *weitwods* ein got. oder jung-urgerm. Partiz. Perf. Akt. erschlossen werden kann.

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß man, um wahrscheinlich zu machen, daß das *-us*-Futurum ursprünglich eine periphrastische Bildung gewesen sei, sich nicht auf umbr. ***benuso, couortuso*** berufen darf, welche Formen Brugmann B. d. k. s. G. d. W. 1890, 224f. aus **benus + sor*, **conuortus + sor* hergeleitet hat. Denn diese Erklärung ist allzu hypothetisch, um auf ihr neue Hypothesen aufzubauen: eine Form **sor* ist nirgends nachgewiesen worden; aus demselben Grunde wäre auch eine Grundform **benus son(d)* abzulehnen, gegen welche Brugmann a. a. O. auch andere Gründe ins Feld führt. IF. 18, 52 schloß ich mich der Brugmannschen Auffassung an, weil mir keine befriedigendere bekannt war. Es ist aber wohl besser uns mit einem 'non liquet' zu begnügen.

Goes. N. van Wijk.

Griech. υἱύς υἱός υἱωνός und ai. *sūnúṣ* got. *sunus*.

Auf Grund der verschiedenen Flexion von υἱύς, der in mehreren Dialekten belegten und sicher urgriechischen Nebenform von υἱός: Genitivus Singularis teils υἱέος aus *υἱεϝος, wie ἡδέος, teils υἷος (bei Homer) aus *υἱϝος, wie γουνός aus *γονϝ-ός ai. *paśv-ás* 'des Viehes' (Schulze Comment. philol. Gryphiswald., Berol. 1887, S. 17 ff., Verf. Griech. Gramm.[3] 34. 49. 184, v. Herwerden Lex. Graec. suppl. 848), ergibt sich nach den Lautgesetzen für den Nominativ als seine ursprüngliche Lautung entweder **suịus*[1]) oder **ịuịus*. Man kann nun einerseits an Zusammenhang mit ai. *sūnú-ṣ* av. *hunu-š* got. *sunus* lit. *sūnùs* aksl. *synъ* 'Sohn' denken, wonach υἱύς, gleichwie dieses weiter verbreitete **sŭnú-s*, ursprünglich 'der Geborene' gewesen wäre, anderseits an Zusammenhang mit ai. *yúvan-* 'jung' Komparativ *yávīyas-*, umbr. *iouies* 'iuvenibus', wonach 'Junge' der anfängliche Sinn gewesen wäre. Bei letzterer Vergleichung gerät man in Schwierigkeiten bezüglich des formantischen Wortteils, die ich nicht zu beseitigen wüßte. Man müßte von einem **ịuu̯-ịo-* mit dem Sekundärformans *-(i)ịo-* ausgehen, von hier aus ist aber keine Brücke zu υἱύς Gen. υἷος zu schlagen. Auch hätte man nach Sommers Untersuchungen über das an-

1) Die von Kretschmer Vaseninschr. 187 angesetzte Form *συϝ-ιύ-ς wird durch die Flexion υἷος (= **suịu̯os*) usw. ausgeschlossen.

lautende *i̯* im Griechischen (Griech. Lautstudien, Straßb. 1905, S. 137 ff.[1])) wohl *ζυιύς zu erwarten. Aber auch die Zusammenstellung mit ai. *sūnú-ṣ* usw., die seit langem allgemein üblich ist, ist bis jetzt noch nicht als berechtigt erwiesen. Wie ist, wenn man auf **sui̯u-s* zurückgeht, das Formans *-i̯u-* zu verstehen? Hier liegt eine Schwierigkeit vor, die bisher unbehoben, ja, so viel ich sehe, nicht einmal erkannt ist.

Man hat nämlich zu fragen: wie kam υἱύς zu seiner passivischen Bedeutung 'Geborener' (vgl. ai. *suta-s* lat. *gnātus*), da doch die *i̯u*-Formationen der idg. Sprachen[2]), die man zum Vergleich heranzieht, durchweg aktiven Sinn haben? Z. B. griech. πρᾱΰς ion. πρηΰς = *πρᾱι̯ύ-ς 'liebevoll sich betätigend, sanftmütig, sanft, mild' (zu ai. *prīṇā́-ti* 'er erfreut, befriedigt', got. *frijōn* 'lieben'), ai. *cāyú-ṣ* 'Ehrfurcht bezeigend' (*cā́ya-ti*), *irajyú-ṣ* 'mit Anordnung beschäftigt' (*irajyá-ti*), *dēvayú-ṣ* 'die Götter verehrend' (*dēvayá-ti*), lit. *ur̃zdžus* 'Brummer, Knurrer' (*urzdžù*), *žẽdžus* ('Bildner, Former') 'Töpfer' (*žẽdžù*), *stẽgius* 'Dachdecker' (*stẽgiu*), *lìžius* ('Lecker') 'Zeigefinger' (*lẽžiù*); nachweislich bereits uridg. waren: ai. *stāyú-ṣ* *tāyú-ṣ* av. *tāyu-š* 'Dieb' vgl. griech. τηΰσιος (Verf. IF. 11, 105 f., Solmsen Unters. 38), und ai. *pāyú-ṣ* 'Hüter' vgl. griech. πῶυ 'Herde'. Auf ai. *yájyu-ṣ*, das außer 'die Götter verehrend' passivisch 'verehrt werdend' bedeutet (RV. 9, 61, 12. 10, 61, 15), darf man sich nicht berufen[3]). Denn 1. läßt der abweichende Akzent dieser Form vermuten, daß sie durch Übergang von *yajya-s* 'zu verehren' in die *u*-Deklination zustande gekommen ist, eine Neuformung, die wahrscheinlich dadurch hervorgerufen wurde, daß das Femininum auf *-yā* geradeso als Abstraktum fungierte (vgl. *dēva-yajyā́* 'Götterverehrung', auch *dēvayájya-m* mit derselben Bedeutung) wie die neben den alten *yu*-Partizipia stehenden Feminina auf *-yā*, z. B. *dur-māyú-* : *māyā́*, *aviṣyú-* : *aviṣyā́* (s. Zubatý Sitzungsber. der böhm. Ges. der Wiss. 1897, n. XIX, S. 9 ff.)[4]). Und 2. ist

1) Als der an der Spitze dieses Heftes stehende Aufsatz an die Druckerei abging, lag dieses Buch noch nicht vor. Ich bitte zu dem, was oben S. 362 über κυλλός gesagt ist, Sommer S. 63 zu vergleichen.

2) Das Formans *-i̯u-* ist entstanden durch Erweiterung von *i̯*-Präsensstämmen mittels *-u-* (Grundriß 2, 299).

3) Auch nicht auf *bhujyú-ṣ*, das RV. 8, 22, 2 und 8, 46, 20 die Bedeutung 'biegsam, lenksam' haben soll. S. Ludwig zu den beiden Stellen.

4) In der Betonung gleicht *yájyu-ṣ* der Form *sáhyu-ṣ* 'standhaltend, stark', die diesen Akzent vermutlich nach *sáhyas-* angenommen hat (Zubatý a. a. O.). *dhā́yuṣ* RV. 3, 30, 7, das ebenfalls für ein *yu*-Parti-

das passivische *yájyu-ṣ* ein Partiz. Präs. oder, wenn man will, ein sogen. Partiz. Fut. ('venerandus'), während man υἱύϲ als 'Geborener' nur einem Partiz. Perf. wie ai. *suta-s* lat. *gnātus* vergleichen dürfte.

Nun faßt allerdings Benfey *sūnú-ṣ* aktivisch als den künftigen Zeuger, den Stammhalter auf, und so könnte man geneigt sein, ebenso **suịú-s* = υἱύϲ zu deuten. Aber abgesehen davon, daß Benfeys Deutung innerlich keine Wahrscheinlichkeit hat, scheitert sie — wie schon Delbrück Idg. Verwandtschaftsnamen S. 75 bemerkt hat — daran, daß die Wurzel *sū-* nicht im spezifischen Sinn 'zeugen', sondern 'gebären' bedeutet.

Das Richtige ergibt sich leicht, wenn man berücksichtigt, daß mit demselben *-ịu-*, das jene Partizipialia und Nomina agentis enthalten, seit uridg. Zeit auch Substantiva gen. masc. gebildet sind, die einen Vorgang oder Zustand bezeichnen. So ai. *manyú-ṣ* 'Geisteserregung, Groll' av. *maᶦnyu-š* 'Geist' (ai. *mánya-tē*), ai. *vāyú-ṣ* 'Wehen, Wind' (*vā́ya-ti*, aksl. *vějąࠣ*), *māyú-ṣ* 'Blöken, Gebrüll', lit. *gýrius* 'Lob, Ruhm' (*giriù gýriau gírti* 'loben'), *skýrius* 'Unterschied' (*skiriù* 'ich scheide'), *výlius* 'Betrug' (lett. *wil'u* 'ich betrüge'), *spēczus* 'Schwarm' (*spēczu* 'ich schwärme'), *gailius* 'Reue' (*gailiû-s* 'ich empfinde Reue'), got. *drunjus* 'Schall' (aisl. *drynr* 'Gedröhn', zu *drynia* 'dröhnen'), *stubjus* 'Staub' (ahd. *stuppi*). Der Bedeutung wegen sind für uns von besonderem Interesse ai. *janyu-ṣ*, welches Hariv. 7092 'Geburt' zu bedeuten scheint und in der Bedeutung 'Geschöpf' von Grammatikern angeführt wird (P. W. 3, 36), und sein Oppositum lit. *mirius* d. i. *myrius* 'Tod' (Leskien Bild. d. Nom. 319), ai. *mṛtyú-ṣ* av. *mərəϑyu-š* 'Tod' (altpers. *ʰuvāmaršiyu-š* 'durch Selbstmord sterbend').[1]) Die uridg. Form des letzteren Wortes war **mr̥ịú-s*, zu av. *miryeᶦte* d. i. *məᶦryeᶦte* ai. *mriyá-tē* lit. *mírsztu miriaũ mir̃ti*. Zu lit. *myrius* (mit der bekannten sekundären Dehnung des *i*) verhält sich ai. *mṛtyú-ṣ*, wie lat. *mortuos* aksl. *mrьtvъ* zu ir. *marb* kymr. *marw* 'tot' (*-ar-* — uridg. *-r̥-* vor *u̯*, wie vor *i̯*, s. Grundr. 1² § 516, 3 S. 468), ferner wie ai. *kṛtnú-ṣ* 'tätig' zu *gṛdhnú-ṣ* 'hastig, gierig' und wie *-gatya* griech. ὑπερ-βαϲίη lat. *noventio- nūntio-* aus **novi-ventio-* (IF. 18, 149 f.) zu ai. *gamya-* osk. k u m - b e n n i e í s Genit. 'conventus', ai. *-hátya-m*

---

zipium ausgegeben wird, ist dunkel. Ludwig Commentar 5, 64 vermutet in ihm ein Neutrum auf *-uṣ*.

1) Arm. *marh mah*, Gen. *marhu mahu*, 'Tod' halte ich mit Meillet Zeitschr. für armen. Philol. 1, 145 f. für entlehnt.

-hatyā zu *-hanya* u. dgl.: *mṛi̯ú-s hat in urarischer Zeit *t* bekommen im Anschluß an *mṛt-, *mṛti-, *mṛta-[1]).

So gab es also ein *su̯i̯ú-s, 'das Gebären, die Geburt' bedeutend. Dies Wort braucht nicht eine spätere Nachbildung zu sein, indem man etwa nach *mṛtó-s : *mṛi̯ú-s zu *sutó-s (ai. *suta-s*) ein *su̯i̯ú-s schuf. Es kann, ebenso wie die ältesten Bildungen dieser Art, von einem *i̯*-Präsens, von *sui̯e-ti 'sie gebiert' ausgegangen sein. Dieses Präsens in dieser Lautung ist zwar nicht belegt, aber wegen ai. *sūya-tē* vorauszusetzen, zu dem es sich bezüglich der Quantität des Wurzelvokals nicht anders verhält als wie av. *hunu-š* got. *sunus* zu ai. *sūnú-ṣ* lit. *sūnùs* aksl. *synъ* und wie ir. *suth* 'Geburt, Frucht' (urkelt. *sutu-s) zu ai. *sū́tu-ṣ*. Zu dem Übergang von der Bedeutung 'Geburt' zur Bedeutung 'Geborener, Sohn' vergleiche man außer den genannten ai. *janyu-ṣ* 'Geschöpf' und ir. *suth* 'Frucht' noch griech. γόνος 'Zeugung, Geburt, Abkömmling, Sproß, Sohn' und mit der gleichen, noch historisch verfolgbaren Sinnesentwicklung ai. *jániman-* und lat. *fētus*. Die ältere Bedeutung ist bei υἱύς ebenso bereits in vorhistorischer Zeit geschwunden wie bei got. *baúr* ags. *byre* M. 'Sohn', das ursprünglich ein Abstraktum war (ebenfalls 'das Gebären, die Geburt') wie *qums* ahd. *chumi* M. 'das Kommen', got. *muns* aisl. *munr* M. 'Absicht', got. *plaúhs* M. 'Flucht' u. a.

Hinsichtlich der gleichfalls schon homerischen Form υἱός stimme ich denjenigen bei, die sie durch Übertritt von υἱύς in die *o*-Deklination aufgekommen sein lassen, und verweise hierüber auf Schulze in den genannten Commentationes S. 25 und Kretschmer Vaseninschr. 187.

Der Bedeutungswandel, den wir für υἱύς angenommen haben, wird bestätigt durch die für die Form *sūnús zu postulierende Sinnesentwicklung. Auch bei diesem Wort[2]) muß, was bisher nicht beachtet ist, der Sinn 'Geborener' sekundär sein. Das Formans *-nu-* begegnet, ähnlich wie *-i̯u-*, teils in Adjektiva, die alle aktiven Sinn haben, wie ai. *dhṛṣṇú-ṣ* 'kühn' (*dhṛṣṇṓ-ti*), *gṛdhnú-ṣ* 'hastig, gierig' (*gṛ́dhya-ti*) — dazu die mit *-t-nu-* wie *kṛtnú-ṣ* 'tätig', *hatnú-ṣ* 'tötend, tödlich', s. S. 485 —, lit. *pa-gaunus*

1) Vgl. lit. *mìžnius* 'Bettpisser' für und neben *mìžius* auf Grund eines *mižnas oder *mižnus 'pissend' (s. Leskien a. a. O. 357).

2) Aus dem Gebrauch von *sūnú-ṣ* im Vedischen folgert Delbrück a. a. O. S. 75, daß "der Sohn in der vedischen Zeit der dem Vater von der Mutter Geborene ist".

'hinterlistig' (*gáunu*), *lipnùs* 'klebrig' (*limpù*), *trusnùs* 'geschäftig' (*trūsiù*), teils in Substantiva, die einen Vorgang oder Zustand bezeichnen und eventuell Dingbenennung werden, wie ai. *vagnú-ṣ* 'Ton, Ruf', *bhānú-ṣ* av. *bānu-š* 'Schein, Licht, Strahl' (im Ai. auch 'Sonne'), av. *tafnu-š* 'Fieberhitze, Fieber', gr. λιγνύς 'Dampf, Qualm, Rauch', aksl. *činъ* 'Rangordnung, Rang'. Hiernach und nach dem über υἱύς Gesagten ist klar, daß auch **sūnú-s* von Haus aus der Vorgang der Geburt, dann erst der Geborene gewesen ist.

Zu dem *u*-Stamm υἱύς steht formantisch in engster Beziehung das homer. υἱωνός 'Sohnessohn, Enkel', wozu erst spät das Femininum υἱωνή 'Enkelin' hinzugekommen ist. Denn als Grundform von υἱωνός ist **sui̯ō[u]-no-s* anzusetzen. Mit seinem ursprünglichen Langdiphthong und dem ableitenden *n*-Formans stellt es sich an die Seite folgender Wörter: κορωνός 'gekrümmt' κορώνη 'Krümmung, Ring, Kranz', zu lat. *curvos*, *coluber* aus **coru-bro-s* (Sommer Griech. Lautst. 63), kymr. *corwynt* bret. *coruent* 'turbo' ir. *cruind* 'rund'; κολωνός κολώνη 'Hügel', zu lit. *kalvà* 'Anhöhe', lat. *colu-men*; χελώνη 'Schildkröte', zu χέλῡς (äol. χελύνᾱ, vgl. aisl. *brún* 'Braue' zu ai. *bhrū́-ṣ*) aksl. *žely* 'Schildkröte' (vgl. Wiedemann BB. 27, 249 f.); κορώνη 'Krähe', zu lat. *corvos corva*. Diesen wird noch οἰωνός 'grosser Vogel, Raubvogel' zuzugesellen sein. Seine Zurückführung auf ein *ὀϝι̯ωνος und Verknüpfung mit lat. *avis* (z. B. bei J. Schmidt KZ. 32, 374 ff.) ist schwerlich richtig.[1]) Ich verbinde es mit οἶμα 'stürmischer Andrang, Angriff' aus *οἰσ-μα, οἰμάω 'ich fahre darauf los, schieße darauf los', besonders auch von grösseren Vögeln (vgl. Φ 252 αἰετοῦ οἴματ' ἔχων μέλανος, τοῦ θηρητῆρος, Χ 140 ἠύτε κίρκος . . . ῥηϊδίως οἴμησε μετὰ τρήρωνα πέλειαν), und demgemäß weiter mit av. *aēšma-* 'Zorn, Wut, Raserei', ai. *iṣṇā́-ti* 'er setzt in Bewegung, schwingt' und vermute als Grundlage der Form οἰωνός einen Stamm **oisu-*, der, von der Ablautverschiedenheit abgesehen, identisch ist mit ai. *íṣu-ṣ* gr. ἰός = *ἰσϝο-ς 'Pfeil'[2]). Was Sommer Griech. Lautst. 35 über den Spiritus lenis von οἶμα und ἰός statt

1) Über das angebliche viersilbige äol. ὀϊωνός, das man auch bei Homer hat einführen wollen (neuerdings wieder Leo Meyer Handbuch der griech. Etym. 2, 125), s. J. Schmidt a. a. O.

2) Ähnlich trennt jetzt, mit Recht, Danielsson IF. 14, 384 ff. αἰετός von *avis*. Er verbindet es mit ai *éva-* 'eilig' *āyú-* 'beweglich', kommt also für das Wort zu einer ähnlichen Grundbedeutung wie wir für οἰωνός. Vgl. zu dessen Bedeutung noch ai. *r̥ji-pyá-s* 'geradeaus sich fortbewegend' = av. *ərəzifya-* 'Adler' (oben S. 361).

des im Attischen zu erwartenden Spiritus asper sagt, gilt zugleich für den Lenis von οἰωνός. Dem υἰωνός entsprechende Bildungen sind ferner lat. *patrōnus* und *mātrōna*, der Ablautstufe nach zunächst zu gr. πάτρω[F]-, μήτρῳ[F]- (Gen. πάτρωος, μήτρωος, Adj. πατρῴϊος, μητρῴϊος) gehörig, in weiterem Abstand zu *patruos* und zu **pətr̥u̯-i̯o-* = ai. *pítr̥vya-s* av. *tūirya-* d. i. *[p]tərrya-* ahd. *fatureo* arm. *yauray*, **mātruu̯i̯ā* = gr. μητρυιά (wonach πατρυιός) ags. *módrie* arm. *mauru* (oben S. 360).

Der Langdiphthong *ōu* in allen diesen Formen nötigt dazu, sie in nähere Verbindung zu bringen mit den Femininbildungen mit *-ū-*, von denen χέλῡς aksl. *žely* schon erwähnt ist[1]), und von denen weiter beispielsweise genannt sein mögen ai. *tanū́-ṣ* av. *tanū-* 'Leib', identisch mit dem als Fem. zu *tanú-ṣ* 'lang, ausgedehnt' fungierenden *tanū́-ṣ*; ai. *agrū́-ṣ* av. *aγrū-* 'die unverheiratete Jungfrau', zu ai. *gurú-ṣ*; *madhū́-ṣ* F. zu *mádhu-ṣ*; griech. ἰθῦς 'Richtung, Gesinnung', zu ἰθύ-ς 'gerade gerichtet'; [F]ισχῦς 'Stärke', zu σχεῖν und ἐχῠ-ρό-ς, ebenso ὀι-ζῦς 'Jammer', zu ὀϊ-ζῠ-ρό-ς (IF. 16, 494); πληθῦς 'Menge'; lett. *dſirnus* Pl. 'Handmühle' Dat. *dſirnū-m* Lok. *dſirnū-s* (vgl. ai. *tanū́-bhyas -ṣu*) aksl. *žrъny* 'Mühle', zu lett. Pl. *dſirnawas* und got. *-qaírnus* (*asiluqaírnus*) ahd. *quirn* 'Mühle'; lett. *pelus* Pl. 'Spreu' Dat. *pelū-m*, zu *pelawas* Pl., preuß. *pelwo* aksl. *plěva* russ. *polóva* (urslav. **pelu̯ā*) 'Spreu', wozu wohl auch lat. *pulvis* (weitergebildet nach *cinis*); aksl. *ljuby* 'Liebe'; *cěly* 'Heilung'. Das zu **pelū-* (lett. *pelus*) gehörige starkstufige **pelōu-* ist vertreten durch ai. *palā́va-s* 'Spreu' und *pálāla-* M. N. 'Halm, Stroh' = **pelō[u]-lo-* oder **pelō[u]-ro-*, das zu **gᵘr̥nū-* (lett. *dſirnus*) gehörige **gᵘr̥nōu-*, wie es scheint, durch preuß. *girnoywis* 'Quirl' (*oy* = lit. *ů* wie in *smoy* 'Mann' = *žmū̃*)[2]). Ferner hierher die av. Formen wie *nasāu-* F. M. 'Leiche' Akk. Sg. *nasāum* d. i. *nasārəm* Gen. Sg. *nasāvō* neben griech. νέκῡς M. 'Leichnam', av. Akk. *arᵊnāum* M. 'Wettkampf', zu ai. *arṇavá-s* 'wallend, flutend'. Diese mask. *ōu-* : *ū*-Formen waren ursprünglich femininisch, was auch von dem ai. M. *prāśū́-ṣ* 'Esser, Gast' gilt (vgl. die ebenfalls erst sekundär mask. gewordenen *rathī́-ṣ* 'Wagenlenker', *prāvī́-ṣ* 'Helfer').

Besonders nahe stehen unserm υἱύ-ς : υἰωνός die Fälle,

1) χελεύς beruht vermutlich auf altem **ghelēu-*, vergleicht sich also bezüglich des *ē* mit ahd. *brāwa* gall. *brīva* neben ai. *bhrū́-ṣ* usw.

2) Vgl. noch hom. ἀλω[F]ή att. ἅλως 'Tenne' neben kypr. ἄλFον 'Kulturland' (vgl. Solmsen Untersuch. 109 ff.).

wo diese Ablautverschiedenheiten bei dem Formans *-i̯u-* erscheinen. Da ist zunächst das iran. Femininum av. *dahyu- daᶦŋhāu-* apers. *dahyu- dahyāu-* 'Landschaft, Land', z. B. Nom. Pl. apers. *dahyāvaʰ*, neben ai. *dásyu-ṣ* M. 'Feind, Räuber' zu erwähnen (Fem. **dasyāu-* **dasyū-* ursprünglich 'Fremdland'?). Weiter aber die ganze Kategorie jener im Arischen neben den *yú*-Partizipialia stehenden Verbalabstrakta auf *-yā́*, wie ai. *māyā́* 'Trug, Trugbild': *dur-māyú-ṣ* 'schlimmen Trug vorführend, betrügerisch', *aviṣyā́* 'Begierde' : *aviṣyú-* 'habgierig', av. *aŋhuyā-* 'Erwerb des Anspruchs auf das (andre) Leben': *aŋhuyu-š* 'sich (den Anspruch auf) das (andre) Leben erwerbend', über deren Vorkommen im Altindischen Zubatý an der S. 484 genannten Stelle ausführlicher handelt. Denn bei dem unlöslichen Zusammenhang dieser Abstrakte mit der *yu*-Bildung und der genauen Abhängigkeit von ihr kann, meine ich, kein Zweifel sein, daß z. B. der Akk. auf *-yā́m* als **-i̯ōu-m* (vgl. Akk. *gā́m* u. dgl.), die häufige angebliche Instrumentalform (z. B. *garyā́*, *vapuṣyā́*) als **-i̯ōu* zu deuten ist. Ob der *s*-lose Nom. Sg. auf *-yā́* der uridg. stoßtonigen Form auf **-i̯ā́* nachgeahmt ist (wie der Instr. Sg. auf *-áyā*, z. B. *máyā*, sicher dieser Analogie gefolgt ist), bleibt fraglich. Hier gibt nämlich der schleiftonige lit. Nom. auf *-ė̃* = **-i̯ē̃*, z. B. *žvākė̃* 'Licht' gegenüber der *s*-Bildung lat. *faciē-s* zu denken, da bei diesen *-ēi-* und *-(i)i̯ēi-*Stämmen (*žvākė̃* und *faciēs* = **ĝhu̯əqᵘi̯ēi-*, lat. *fidēs* u. a.) analoge Verhältnisse vorliegen wie bei unsern *ōu-* und *i̯ōu*-Stämmen, und lit. *-ė̃*, das nicht Nachahmung von **-ā́*, **-ī́* = *-à*, *-ì* sein kann, ganz den Eindruck macht, als beruhe es auf einem ursprünglichen **-(i)i̯ē̃i*, vgl. *akmū̃* aus **-mṓn*, *motė̃* aus **-tḗr*. War dagegen der Schlußvokal von *māyā́* stoßtonig nach der Analogie von *śrutā́* = griech. κλυτή (κλυτά), so wären zu vergleichen griech. χρή 'Notwendigkeit' (zu κέχρη-μαι und Neutr. χρῆος, bei Homer χρεῖος geschrieben), ὁμο-κλή 'lautes Zurufen' (zu kret. ἀν-κλήμενος)[1]) und demgemäß wohl auch ai. *psā́* 'Essen, Speise' (zu *psā-ti*, griech. ψῇ = *ψηιει, ai. *bá-bhas-ti*)[2]).

---

1) Vgl. auch die nach der Analogie der Deklination der uridg. *ā*-Stämme hergestellte lesb. böot. dor Flexion -ω -ωϲ -ῳ -ων der Feminina auf -ῴ wie πειθῴ πειθώ und das nach demselben Vorbild entstandene Paradigma lesb. Διογένηϲ -γένη -γενῃ -γενην -γενε (Griech. Gramm.³ 183. 207).

2) Über die *ēi*-Stämme s. jetzt Reichelt BB. 26, 266 ff. 27, 64 ff. In manchen Punkten kann ich seiner Darstellung nicht beipflichten.

Es steht nichts im Wege, anzunehmen, daß υἱωνός zu den ältesten Formationen seiner Art gehört hat, und so kommen wir zu dem Ergebnis, daß es von einem zu **suiús* υἱύς gehörigen Abstraktum **suịōu-* (**suịū-*) abgeleitet ist, als dessen Bedeutung etwa 'Sohnschaft' zu betrachten ist. Semantisch verhielt sich dieses **suịōu-* (**suịū-*) zu **suịu-* ähnlich wie παϝιδ- (πάις παῖς, böot. παϝίδι), ursprünglich 'Kindschaft, Kindheit' (F.), zu dem Wurzelnomen *παϝ- (vgl. über die Flexionsverhältnisse J. Schmidt KZ. 32, 370f.), und in bezug auf das Endformans *-no-* läßt sich παιδ-νό-ς 'kindlich' mit υἱωνός vergleichen. Die Bedeutung der Abstammung, die υιω-νό-ς hat, ist durch die Ausgänge -ιδεύς und -ιδοῦς gegeben bei den nachhomerischen, von der jüngeren Form υἱός ὑός ausgegangenen υἱιδεύς ὑϊδεύς und υἱιδοῦς ὑϊδοῦς 'Enkel' (vgl. z. B. ἀετιδεύς 'Junges des Adlers' und ἀδελφιδοῦς 'Geschwistersohn').

Zum Schluß noch eine Bemerkung zu dem, was Delbrück a. a. O. 77 über υἱύς sagt. Er kritisiert hier Bezzenbergers Meinung, nach der υἱύς υἱός eine Koseform auf Grundlage des aus uridg. Zeit überkommenen *ὑνύς = got. *sunus* gewesen wäre, angeblich wie μαῖα μᾶ = μήτηρ, und er bekennt sich zwar nicht zu dieser Deutung — mit Recht, denn eine Kurz- oder Kosebildung von dieser Sorte und Betonung ist im Griechischen, wie anderwärts, unerhört —, meint jedoch, wenigstens der Gedanke der Bezzenbergerschen Darlegung sei sehr ansprechend, daß υιύς, υἱός im Griechischen irgendwie aus *ὑνύς hervorgegangen sei. Unleugbar wäre es freilich das Einfachste, ließe sich mit dem einzigen uridg. **sūnus* für alle Sprachen auskommen. Aber daß dies möglich ist, hat noch niemand dargetan. Und so auffällig, wie sie den genannten beiden Gelehrten erschienen ist, ist eine altererbte formantische Zweiheit **sūnus* **suịus* denn doch nicht. **sūnús* gehört ja nicht zu den 'nicht etymologisierbaren' Verwandtschaftswörtern wie *pitár-*, *matár-*, *duhitár-*, *dēvár-*, sondern in die Reihe der Sippenwörter von der Art der ai. *putrá-s* (päl. *puclois*), gr. παῖς, lat. *pover puer* oder ai. *jātá-s*, lat. *gnātus*, kelt. *-gnātos* (in gall. *Cintu-gnatus* u. a.), aisl. *kundr*. Und wenn wir nun z. B. in dem Sinne 'Knabe' im Lateinischen nebeneinander die drei wurzelgleichen, aber formantisch verschiedenen Wörter *puer*, *pūtus*, *pūsus* (vgl. Stolz IF. 15, 53 ff.) finden [1], ebenso im RV. die vier *jā́-*, *jātá-*, *jánman-* *jániman-*,

1) Daß es nicht ein Schriftsteller ist, der alle drei Formen zugleich hat, ist hier natürlich gänzlich belanglos.

jantú- als 'Erzeugtes, Kind, Nachkomme', warum sollen nicht in uridg. Zeit in derselben Weise **sūnús* und **suįús* in gleicher Bedeutung nebeneinander bestanden haben und später hier die eine, dort die andere Form aufgegeben worden sein? Warum allein die Griechen **suįús* behauptet haben, weiß ich freilich nicht zu sagen. Aber es wird wohl auch niemand dahinter kommen, weshalb z. B. von den beiden uridg. Aussprachsweisen **sūnús* und **sŭnús* jedesmal nur eine von den Stämmen, welche die *nu*-Formation in die geschichtliche Zeit hinein mitgenommen haben, bewahrt worden ist. Immerhin mag bloß **sŭnús* 'urindogermanisch' gewesen sein! Denn es wäre ja gut möglich, daß in einer schon frühen 'urgriechischen' Zeit noch das Verbum **suįe-ti* und etliche von den *įu*-Substantiva wie ai. *manyú-ṣ̌* lit. *myrius* lebendig waren und damals **suįús* aufkam und Synonymum von **sŭnús* ward. Daß alsdann das ältere **sŭnús* diesem neuen Wort für Sohn zulieb aufgegeben wurde, wäre derselbe Fall wie die Verdrängung des ved. *sūnú-ṣ̌* in nachvedischer Zeit durch das wurzelgleiche *suta-s*.

Leipzig.

K. Brugmann.

Aksl. *ojь*.

Im Altkirchenslavischen findet sich eine selten gebrauchte Wendung ОИ ДЬНЬ (l. *ojь dьnь*) αὐθημερόν (z. B. XIII slov Grigorija Bogoslovca ed. Budilovič, Bl. 47 α). Miklosich hat im Lex. Pal. nur das abgeleitete Adjektiv *ojdьnьnй* αὐθημερινός, im Et. Wtb. auch *oj dьnь*, an beiden Stellen mit der Bemerkung: dunkles Wort. So viel ich weiß, ist das *ojь* bisher nirgends behandelt; es kann sich lautlich völlig mit ai. *ayám* decken (**ojъ*, daraus *ojь*). Daß in *ojь* der Nominativ enthalten ist, *dьnь* dagegen als Akkusativ der Zeit angesehen werden muß, macht keine Schwierigkeit. In stehenden Verbindungen wird leicht das erste Element starr, vgl. lit. *kas-dẽną kas-dẽn* 'jeden Tag'.

Leipzig. A. Leskien.

Lat. *annus* osk.-umbr. *akno-* got. *aþna-*.

Gegen die Gleichsetzung von o.-u. *akno-* (osk. akeneí Nr. 200, 18. 47, akun. Nr. 62, *açunum* Nr. 17, 31, umbr. *acnu* V b 8. 12. 14. 17, *seu-acni-* 21mal, *per-acni-* 9mal) mit lat. *annus* aus **atnos* = got. *aþna-* äußern neuerdings wieder Thurneysen Wölffl. Arch. 13, 25 und Buck Gramm. 97 Bedenken. Diese lassen sich unschwer, wie mir scheint, beseitigen, und ich halte die Erklärung von *akno-* als *annus* für so gut gestützt wie nur weniger andrer o.-u. Wörter Gleichsetzung mit lat. Wörtern. Was zunächst *-kn-* aus *-tn-* betrifft, so stellt sich nichts in den Weg, da osk. Patanaí (**Patnā-*) urital. **Patenā-* war (v. Planta 2, 30). Positiv vergleiche man ai. *pálikn̄ī* nebst *patknī* u. dgl., schwed. dial. *bokn̥* = *bottna*, čech. *vyvrknouti* = *vyvrtnouti*, nslov. *knalo* = *tnalo*, lett. *zerknis* = *zertnis* u. a. (Verf. M. U. 2, 198, Zubatý Arch. f. sl. Ph. 25, 361 f., Leskien Nom. 378, Zupitza Germ. Gutt. 19 ff.), nebenbei auch urital. *-kl-* aus *-tl-* (lat. *piāculum*, u. *pihaclu*) und päl. *-kr-* aus *-tr-* (*sacaracirix*). Wenn weitere Beispiele für o.-u. *-kn-* aus *-tn-* nicht vorliegen, so bedenke man, daß keine einzige Form außer *akno-* ist, bei der dieser Wandel noch erwartet werden könnte. Und wenn wir, im Hinblick auf lat. *soll-ennis*, annehmen, daß **atno-* im Lateinischen und Oskisch-Umbrischen sowohl einen bestimmten Zeitabschnitt ohne Rücksicht auf seinen geschichtlichen Inhalt als auch eine bestimmte *hōch-zīt* bedeutet hat, so denke man an die gleiche doppelte Bedeutung von slav. *godъ* (aksl. *godъ* 'Zeit', bes. 'passende Zeit'): russ. *god* 'Jahr', serb. *god* 'Jahr, Festtag', čech. *hod* 'Zeit, festliche Zeit, Schmaus', poln. *gody* 'Fest, Hochzeit, Weihnachten', osorb. *hody* nsorb. *gody* 'Weihnachten' (vgl. auch die Spezialisierung bei ir. *fēil* 'kirchliches Fest', zu ai. *vēlā* 'Zeitabschnitt, Zeitpunkt, Stunde', bei nhd. *gezeiten* u. a.). Im Oskischen stehen beide Bedeutungen nebeneinander (lokaldialektische Verschiedenheit?): akeneí (Agnone) ist 'Feier, Opferfest' (vgl. Bücheler U. 30), *açunum* (Bantia) und akun. (Pompeji) 'Jahr'. Im Umbrischen wahrscheinlich nur 'Feier, Fest': *seu-acni- per-acni-* (vgl. lat. *per-magnus*) wie lat. *soll-ennis*, und *posti acnu* 'in singula sollemnia, pro unoquoque sacrificio' (nicht 'in singulos annos').

Leipzig. K. Brugmann.

Sachregister zum 5. Heft.

Wortregister zum 5. Heft.

I. Indogermanische Sprachen.

Altindisch.

Avestisch.

Altpersisch.

Neupersisch.

Armenisch.

Griechisch.

Pälignisch.

Oskisch.

Umbrisch.

Altpreußisch.

Lettisch.

Altbulgarisch.

Czechisch.

Polnisch.

Russisch.

Serbisch.

Neuslovenisch.

Sorbisch.

II. Nichtindogermanische Sprachen.

Baskisch.

Finnisch-ugrisch.

H. Hirt.

ANZEIGER

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG

SIEBZEHNTER BAND

STRASSBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1905.

M. DuMont-Schauberg, Straßburg.

Inhalt.

ANZEIGER
FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN
HERAUSGEGEBEN
VON
WILHELM STREITBERG.

SIEBZEHNTER BAND. 1., 2. und 3. HEFT.

Helmolt H. Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von Th. Achelis usw. herausgegeben. In 8 Bänden. Leipzig und Wien 1899 ff. Preis des Bandes 8 M.

In dem 13. Bande dieses Anzeigers habe ich die Leser kurz über den 1. und 4. Band dieses Werkes unterrichtet. Seitdem sind weitere Bände veröffentlicht, die in gleicher Weise das Interesse auch der Sprachforscher in Anspruch nehmen dürften. Der zweite Band, 1902 erschienen, behandelt die Geschichte Ostasiens und Ozeaniens, sowie den Indischen Ozean und ist von M. v. Brandt, H. Schurtz, K. Weule und Emil Schmidt bearbeitet. Darf die Geschichte Chinas und Japans jetzt des allgemeinen Interesses sicher sein, so wird der Sprachforscher seine Blicke auf die Geschichte Indiens lenken, die Emil Schmidt dargestellt hat. Es kann nicht meine Aufgabe sein, diesen Teil zu kritisieren, ich möchte nur einiges allgemeine hervorheben. So bemerkt Schmidt, daß die weiße Rasse in Indien in ihren reinblütigen Vertretern nicht die Färbungstiefe der europäischen Mittelmeervölker überschreite. "Der Wuchs ist im ganzen höher, das Gesicht und die mit höherem Rücken mehr nach vorn vortretende Nase sind schmäler als bei den Schwarzen". "Betrachten wir die geographische Verbreitung der verschiedenen Rassen Indiens", sagt der Verf. S. 345 weiter, "so begegnen uns im Nordosten, unmittelbar anstoßend an die mehr oder weniger stark mit semitischem Blute durchsetzten Afghanen und Belutschen, die verhältnismäßig reinsten Vertreter der weißen Rasse. In Kaschmir, in den Hügeln des Fünfstromlands und hinüber bis zum Oberlaufe des Ganges ist wenig von einer Beimischung andrer Rassenbestandteile zu merken. Dagegen tritt eine stärkere Pigmentierung der Haut in verschiedenem nach Kaste und Wohnsitz abgestuftem Grade weiter östlich im Mittel- und besonders im Unterlaufe des Ganges hervor. Noch weiter östlich, in Assam, verschwinden die Merkmale der weißen Rasse mehr und mehr, und nur in den höheren Kasten ist eine geringe Beimischung ihres Bluts zu erkennen. Dagegen ist die weit überwiegende Rasse der Bevölkerung Mischblut der schwarzen und gelben Rasse. Ähnlich zusammengesetzt sind die zahlreichen kleinen Gebirgsstämme des Himalaya bis nach Dardistan hin. Südwärts dringt die gelb-schwarze Mischung kaum über Orissa hinaus; hier macht sich in den höheren Kasten (Brahmanen) eine stärkere Beimischung des weißen Rassentums bemerklich. Dann kommt in Mittelindien ein Gürtel fast unvermischter dunkelhäutiger Bevölkerung; auch weiter südlich auf dem Dekhan und der ihm vorgelagerten Randebene ist das Blut der schwarzen Rasse weit überwiegend, freilich

in den einzelnen Kasten in verschiedenem Grade mit Blut der weißen Rasse gemischt. Auf der Westküste dagegen sind, abgesehen von kleinen fremden Kolonien (Juden, Parsi), einzelne feste, fast weiße Gruppen in die dunkelhäutige Bevölkerung eingesprengt. Besonders bewahren einzelne Abzweigungen der Brahmanenkaste (Konkanath-, Nambutiri-, Haiga-Brahmanen) ängstlich ihre Kasten- und Blutreinheit; auch die Kriegerkaste der Nair und die Kaste der Tempelmädchen hebt sich von der übrigen Bevölkerung durch ihre helle Hautfarbe ab."

Weiter erhalten wir eine kurze Übersicht über die Ureinwohner Indiens, worauf eine Darstellung der iranisch-indischen Arier in ihren Ursitzen folgt. Hier ist ein Bild der Schmidtschen Wellentheorie gegeben. Die Urheimat der Indoiranier wird in das Land verlegt, das vom Oxus und Jaxartes bewässert wird. Bei der kurzen Übersicht über die Kultur dieses Volksstammes betont der Verfasser, daß der Besitz des Wagens darauf schließen lasse, daß die Indo-Iranier kein ausschließliches Hirtenvolk waren. Als Wege der Einwanderung gelten Schmidt sowohl die über das Pamir wie über den Hindukusch: "mehr östlich ziehend, konnten die Inder nicht allzuschwer über Tschitral oder Gilgit an den Indus und in das herrliche Kaschmir sowie nach dem obern Pendjab vordringen; der westliche Weg über den Hindukusch führte sie nach dem nördlichen Afghanistan in das Kabulgebiet". Ich kann hier nicht im einzelnen die Darstellung, die alles wesentliche umfaßt, verfolgen, ich nenne daher nur einzelne Überschriften, um zu zeigen, wie allseitig der Verfasser seine Aufgabe behandelt hat: die Religion der indischen Arier im Pendjab, die Ausbreitung der Arier im Gangesgebiete α) die Geschichtsquellen: das Mahābhārata, β) politische und soziale Wandlungen, γ) das brahmanische Kastenwesen, δ) die brahmanische Philosophie, ε) die brahmanische Götterlehre, ζ) die Verbreitung des Brahmanentums nach Südindien, η) die alten Königreiche im Süden Indiens, θ) das Vordringen der Brahmanen an der Malabarküste.

Auf dieses Kapitel folgt eine Darstellung des Buddhismus und dann die weiteren Ereignisse. Jedenfalls hat die Darstellung der indischen Geschichte in dieser Weltgeschichte einen größeren Umfang, als man sie sonst findet, und das kann man nur freudig begrüßen.

Der dritte Band, 1899—1901 erschienen, umfaßt Westasien und Afrika und ist von H. Winckler, H. Schurtz und C. Niebuhr bearbeitet. Die Entwicklung des alten Westasiens, Babylons, Assyriens, Elams, Armeniens, der Meder und Perser stellt H. Winckler dar. Man braucht nur diese Namen zu nennen, um zu erkennen, wie sehr auch dieser Teil der Weltgeschichte den Indogermanisten interessieren muß. Scheint es doch, als ob auch hier vor den Medern und Persern Indogermanen eingewandert sind. Denn die Namen der Könige von Mitani Tushratta, Sutarna, Artatama klingen in der Tat sehr indogermanisch.

Das Rätsel der hethitischen Schrift erklärt Winckler noch für ungelöst. Welche Stellung der Verfasser unter den Assyriologen einnimmt, ist bekannt, und man weiß daher auch, wie weit man seinen geschichtlichen Kombinationen mit Vertrauen entgegenkommen darf.

Der 7. und 8. Band, 1900 und 1903, behandeln im Zusammenhang die Geschichte Westeuropas von dem Zeitpunkt an, "wo von einem 'Westeuropa' überhaupt die Rede sein darf", bis auf die Gegenwart. Hier können wir uns natürlich nur rezeptiv verhalten.

Überblickt man die bisher erschienenen Bände, so läßt sich nicht verkennen, daß der Herausgeber seinem Plan, eine wirkliche Weltgeschichte zu geben, durchaus gerecht geworden ist. Hat es vielleicht am Anfang manchen gestört, daß der erste Band die Geschichte Amerikas enthielt, so kommt dies nach Erscheinen der übrigen Bände in Wegfall. Man wird ja die Bände nicht der Reihenfolge nach durchlesen. Man kann eben auch eine andere wählen. Jedenfalls sind hier die Gebiete, die sonst sehr stiefmütterlich behandelt werden, in ausreichender Weise herangezogen, während die, die die Weltgeschichte oder die Einzelgeschichte gewöhnlich umfaßt, knapper dargestellt sind. Der Sprachforscher, der sich von den Griechen und Römern auch nach Indien, Iran und zu den Slaven wenden muß, wird sich freuen, hier rasch und gut Aufklärung über die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse zu finden.

Leipzig-Gohlis. H. Hirt.

Torbiörnsson T. Jämförande språkvetenskap ur allmänbildande och pedagogisk synpunkt. Upsala 1904. 50 S. Preis 75 Öre.

Dr. Torbiörnsson is a university docent of Slavic linguistics, but he is a naturalist and a schoolman as well. His object is to make linguistics as pedagogically useful as natural science, because he thinks it awfully unpedagogical that our learned school with its many lectures on language, does not at all give any understanding of the Law of Nature in the World of Words. 'Etymologies' he does not recommend, but every pointing out of the ties that knit the Universum together, from his point of view is a progress in scholarship. That it is possible to show the pupils the Evolution in Language, he has demonstrated by three examples, and he moreover adds a list of other objects worthy of teaching; no teacher of languages, who is able to read Swedish, shall certainly lay aside this little book without profit.

Askov. Marius Kristensen.

Meringer R. Indogermanische Sprachwissenschaft. Dritte, durchgesehene Auflage. Sammlung Göschen 59. 151 S. kl. 8⁰. Leipzig 1903. Geb. 0,80 M.

Die dritte Auflage dieses kleinen Buches, dessen erste Auflage ich hier in Bd. X, S. 1—4 besprochen habe, zeigt nur wenige Verbesserungen und Zusätze. Viele Flüchtigkeits- und Druckfehler sind zwar beseitigt, aber im Grunde bleibt mein früheres Urteil bestehen, daß die ganze Anlage des Büchleins dem damit verfolgten Zweck in keiner Weise gerecht wird. Übrigens sind auch die Flüchtigkeitsfehler und Inkonsequenzen bei weitem noch nicht sämtlich verbessert (es begegnet uns z. B. noch ai. *mûsh* S. 77, 139 neben sonstigen *dyâ̂us* usw. oder ai. *sūnāú* S. 106, *ashtāú* S. 108 neben *drâ̂u* usw.), und auch manche notwendigen sachlichen Korrekturen, auf die ich in meiner ersten Rezension hingewiesen hatte, sind nicht gemacht worden (so z. B. findet sich gegen Schluß des Büchleins immer noch jener ungeheuerliche Satz von der Trennung der Indogermanen auf europäisch-asiatischem Boden). Zu verwundern bleibt ferner, daß auch in dieser neuen Auflage die Ergebnisse der Ethnologie nicht besser verwertet worden sind, obwohl doch der Verfasser einer der wenigen Indogermanisten ist, die sich auch auf

diesem Gebiete umgesehen haben: z. B. die Bemerkungen über den Ursprung der Sprachen S. 50 ff. würde ich gern — unter Berücksichtigung dessen, was Schurtz, Urgeschichte der Kultur S. 470 ff. ausgeführt hat — ganz anders abgefaßt sehen; ebenso verraten die Worte über die Kulturstufen S. 139 f. nicht gerade eine tiefere Kenntnis der ethnologischen Wissenschaft.

Neu sind in der dritten Auflage: ein Kapitel über Auslautsgesetze S. 98—100, ein Teil der Ausführungen über 'Haus' S. 142 f., eine Bemerkung über J. Schmidts Verwertung des Zwölfersystems für die Heimatfrage der Indogermanen S. 146 f. und eine erklärende Liste der Abkürzungen.

Köln. Willy Foy.

Schrader O. Die Schwiegermutter und der Hagestolz. Eine Studie aus der Geschichte unserer Familie. 1904 Braunschweig George Westermann. 8°. 119 S. 2,40 M.

"Woher der Typus der 'bösen Schwiegermutter'? Woher die unser soziales Empfinden beleidigende Gestalt des Hagestolzen", das sind die Fragen, die sich O. Schr. (S. 7) vorlegt.

I. Kap. Er handelt zuerst von der Mannesmutter, der Schwieger. Nur ihr kam das bekannte Wort ai. çvaçrū́, lat. socrus, ἑκυρά, asl. svekry, ahd. svigur zu. Und ihr stand die Schwiegertochter gegenüber, die Schnur, ai. snushā́, νυός, lat. nurus, asl. snŭcha. "Und da wir nun weiterhin die Beobachtung machen können, daß überhaupt alle auf Urverwandtschaft beruhenden Ausdrücke für Verschwägerungsgrade, ein Wort für den Vater des Mannes, ein solches für seinen Bruder, für seine Schwester, für die Frauen der Brüder des Mannes, lediglich die Beziehungen der Frau zu dem Hause des Mannes betreffen, während indogerman. Ausdrücke für das Verhältnis des Mannes zu dem Brautvaterhause nicht vorhanden sind, so ergibt sich hieraus der sichere Schluß, daß in jener alten Zeit nur die Verschwägerung der Frau mit den Angehörigen des Mannes als Verwandtschaft betrachtet wurde" (S. 8f.).

Es gab also damals nur eine Sorte Schwiegermutter, die Mutter des Mannes der Schwiegertochter gegenüber. Und diese Schwiegermütter verfolgt Schr. nun weiter.

Nach Osteuropa zuerst. Ohne daß man es gefragt hätte, nach langwierigen, zeremoniellen Verhandlungen zwischen den Ihrigen und den Abgesandten des Mannes, des Freiers, ist das russische Mädchen versprochen worden. Als sie das Haus des Mannes betritt, in dem sie von nun ab bleibt, da wird sie — wie die Volkslieder erzählen — schön begrüßt: Da bringen sie eine Menschenfresserin, sagt der Schwiegervater, eine Bärin, sagt die Schwiegermutter, eine Schlampige, sagen die Schwäger, eine Faulenzerin, die Schwägerinnen, eine Störenfriedin, die Tanten. Nun heißt es arbeiten, um sich die Schwiegermutter günstig zu stimmen. Aber diese, die mürrische, böse, grausame, die mit der schiefen Haube, der Drache, die Teufelin, brummt immer. Wie der Hund an der Kette, sitzt sie auf dem Ofen und schilt.

Das ist die russische Schwiegermutter. Aber sie ist auch anderswo nicht anders. Bei den Litauern und Letten, den Serben und Albanesen, bei Germanen, Griechen, Römern, Indern — überall ein tödlicher Haß zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter.

Er ist so unerklärlich nicht. Wo immer die Junge in das Haus des Mannes tritt, da sind die Bedingungen der Feindschaft vorhanden. Als Arbeitskraft, nichts anderes, wurde sie gefreit, und nun kann sie es der Schwiegermutter und den Schwägerinnen nicht recht machen. Die Alte hat die Torheiten hinter sich, ist hart und streng, und die Junge hat alle Lust die Torheiten ebenso durchzumachen. Oft zieht ihr Herz sie zu einem Andern als dem ungeliebten Manne. Schrader versucht eine Ehrenrettung dieser Art Schwiegermütter. Sie sei die Wächterin der Familienordnung, es gebühre ihr das Wort, das Homer gebraucht, wenn er etwas als unter dem Schutze der Götter stehend bezeichnen will, sie sei ἱερά (S. 26).

II. Kap. 'Die hagestolzlose Zeit'. Der Hagestolz war früher gering geschätzt. Seine Hinterlassenschaft fällt nach dem Gesetze höchstens zum Teile an die Familie, zumeist der Kirche oder dem Fiskus. Dem Hagestolz wird oft der Name 'Mann' verweigert. 'Lediger Kerl' nennt ihn der schlesische Volksmund. (Schrader hätte hier auch auf bair. *Bua*, frz. *garçon*, lat. *puer* verweisen können.) Ein gemeinsames indogerm. Wort für Hagestolz besteht nicht. Nach Schrader hat es eben keine Hagestolzen in so alter Zeit gegeben und konnte keine geben, "aus religiösen wie aus weltlichen Gründen" S. 33. Der Mann mußte heiraten wegen seiner persönlichen Sicherheit, für die damals noch kein Staat wachte, um einen Rächer zu finden, wenn er erschlagen worden sein sollte, um auf seinem Grabe Opfer zu erhalten, deren der Tote bedurfte.

III. Kap. 'Die Weibesmutter'. Unter anderen sozialen Verhältnissen ist diese böse Schwiegermutter entstanden. Sie kann erst ihre Tätigkeit beginnen, wenn der Mann in ihr Haus kommt, d. h. wenn der junge Freier in das Haus seiner Schwiegereltern hineinheiratet. Diese Begriffe von Schwiegersohn und Schwiegermutter sind versältnismäßig jung. Darauf weist auch hin, daß die indogerm. Sprachen in der Bezeichnung des Schwiegersohns ziemlich weit auseinandergehen (vgl. dazu jetzt auch Schrader IF. 17 S. 11ff). Und ebenso in der Bezeichnung der Weibesmutter. Darin zerfallen die indogerm. Sprachen Europas in zwei geographisch geschiedene Gruppen. Im Osten, bei Litauern und Slaven sind ganz neue Namen für die Eltern des Weibes geschaffen worden; im 'römisch-germanischen Westen' (S. 41) sind die Bezeichnungen für die Eltern des Mannes auch auf die des Weibes übertragen worden.

Wie steht nun die Weibesmutter zum Schwiegersohn? Nach Zeugnis des russischen Volkslieds liebt sie ihn. Sie ist ihm gütig, freundlich, sie füttert ihn. Er ist dafür frech, unverschämt, gefräßig. Auch dann, wenn er in das Haus der Schwiegereltern einheiratet. Man braucht eben seine physische Arbeitskraft. So ist's auch bei den Serben. Ungefähr so auch bei den modernen Griechen. Auch im römischen Altertum ist die Gestalt der bösen Weibesmutter erst in schwachen Umrissen vorhanden (S. 53). Erst im Ausgange des Mittelalters tritt sie uns "bei den romanischen und germanischen Völkern in 'ihrer Sünden Blüte' entgegen" (S. 57). Also erst in Zeiten, wo nicht mehr so große Bedeutung den physischen Kräften zukam.

IV. Kap. 'Der Hagestolz' (S. 62). In den ältesten Kulturverhältnissen war kein Platz für ihn. Ihm hat erst die Entstehung der Städte die Daseinsbedingungen geschaffen (S. 64). Die Stadt sorgt für die Sicherheit, für die materielle Daseinsmöglichkeit des sippelosen Mannes. Hier kann

er so leben, wie er es sich bezahlen kann. Schon im 2. Jahrh. hört man von überhandnehmendem Hagestolzentum und Zweikindersystem in den Städten (S. 69). Die Erfahrungen des ausgehenden Altertums über die 'Bilanz der Ehe' faßt Schrader S. 71 in drei Sätze zusammen: 1. Die Ehe ist ein Übel. 2. Ein notwendiges wegen des Staates. 3. Der Weise hält sich besser fern von ihr. Diese Frucht findet die christliche Kirche vor: die römische Kirche verlangt die Ehelosigkeit von ihrem gesamten Priesterstand (S. 72).

V. Kap. 'Rückblick und Ausblick'. Schr. 'rettet' die Schwiegermutter und wünscht, daß einst beim letzten Hagestolz in Erfüllung gehe das Wort Shakespeares (Viel Lärm um nichts I, 1) "Hier ist zu sehen Benedikt der Ehemann!" —

Wir legen mit Dank Schr.'s schöne Arbeit aus der Hand. Im großen ganzen wird sie wenig Widerspruch finden, wie sie ja auch wenig Überraschung bringt.

Inbezug auf die 'hagestolzlose Zeit' macht sich m. E. Schrader einer Übertreibung schuldig. Was er anführt, die erst von der Sippe gewährte Sicherheit, den Animismus, das war genug des Antriebs zur Heirat, aber gewiß noch kein Zwang. Wenn man mit Recht sagt, daß die Menschen sich im Grunde eigentlich wenig ändern, dann wird man wohl jeder Zeit die Fähigkeit zutrauen, einsame Menschen hervorzubringen. Und — das muß man Schr. fragen — wo steht denn geschrieben, daß jeder, auch wenn er heiraten wollte, es auch konnte? Was war's, wenn einmal in einer Verkehrsgenossenschaft weniger Mädchen als Männer vorhanden waren? Das wird selten genug der Fall gewesen sein, wenn auch damals die weiblichen Geburten überwogen, doch, wer weiß es? Für jeden Fall räumten die Gefahren der Jagd, Kampf und Raufereien sowie die Blutrache genug unter den Männern auf. Aber muß denn jeder Sonderling, Krüppel, jeder aus irgendeinem Grunde mißbeliebte Mann, die man doch nicht alle einfach erschlagen konnte, ein Weib gefunden haben, auch wenn er eins wollte? Und auch ohne direkte Nachkommenschaft ist der Hagestolz nicht völlig allein gestanden. Irgendeiner Sippe muß er doch angehört haben. Sein Fluch, söhnelos zu bleiben, konnte auch den Ehemann treffen, trotz Ehehelfer oder anderen Weibes.

Das Wort 'Hagestolz' faßt Schr. als einen, "der in einen Hag gestellt ist" (S. 76). Formell ist dagegen nichts einzuwenden. Aber dem Sinne nach ist besser, "einen Hag als Besitz habend" zu erklären. Vgl. got. andstald n. ἐπιχηγορία, wovon -staldan, trotzdem es redupliziertes Perfekt hat, abgeleitet ist. — Wegen Eidam vgl. Schrader IF. 17, S. 11 f. Es bedeutet gewiß den durch einen Eid, durch irgendwelchen Vertrag gebundenen, nicht blutsverwandten Angehörigen. Daß Eid selber zu οἶτος (Osthoff BB. 24, S. 209) gehört und nichts anderes als 'Gang', dessen Art und Brauch erst dem Wort den neuen Sinn gegeben hat, bedeutete, hatte ich mir längst gedacht, als ich von H. Schuchardt zu meiner Freude erfuhr, daß A. Noreen Spridda Studier (1895) S. 76 (vgl. auch Tamm Etyl. svensk ordbog S. 119) diese Erklärung ausgesprochen hat. Eidam und Ehe (ai. eva M. Gang) gehören zur W. i 'gehen'.

Zu dem Aufsatze Schraders IF. 17, S. 11 ff. bemerke ich folgendes: Das Arling, das ich zitierte, lebt heute noch in Kärnthen (Schrader S. 32); daß Arl, Arling, Riester aus dem Slavischen entlehnt seien, habe ich IF. 17, S. 121 Anm. zurückgenommen. Wenn ferner Schr. Schmetten S. 33

ein Wiener Wort sein läßt, so ist das ein Irrtum. Für die Annahme, daß Schwager aus dem Slavischen entlehnt sei S. 26, wird Schr. vorläufig wenig Gläubige finden.

Graz. Rudolf Meringer.

Thommen Ed. Die Wortstellung im nachvedischen Altindischen und im Mittelindischen. Gütersloh, Bertelsmann 1903. 59 S. 8°.

Der Verfasser, ein Schüler Wackernagels, führt die Untersuchungen Delbrücks, der sich auf die vedische Sprache, und Speyers, der sich auf Veda und Sanskrit beschränkte, noch einen Schritt weiter, indem er neben Sanskrit-Prosa auch Pali-Prosa und die Aśoka-Inschriften heranzieht. Durch diese Ausdehnung des Beobachtungsfeldes bei gleichzeitiger Beschränkung auf ein einzelnes, leicht zu isolierendes Kapitel der Syntax gelingt es ihm, einzelne Aufstellungen seiner Vorgänger teils zu modifizieren, teils schärfer zu formulieren, auch in der psychologischen Begründung der sprachlichen Erscheinungen hier und da über jene hinauszukommen; eine Aufführung im einzelnen ist nicht gut angängig, ohne zu sehr ins Detail zu geraten. Da er sich der Wahl seines Themas gemäß stets auf historischem Boden hält, so brauchte er zu der heiklen Frage, wieweit die habituelle indische (und arische) Wortfolge in die indogermanische Vorzeit zurückprojiziert werden dürfe, nicht Stellung zu nehmen, sodaß seine Arbeit als eine solide und nüchterne Erweiterung unserer positiven Kenntnisse auf diesem entlegenen Gebiet bezeichnet werden darf. Interessant ist die zuerst von Speyer gemachte, von Th. (S. 4) bestätigte Beobachtung, daß im passivischen Ausdruck der Agens gemeiniglich die Subjektstelle einnimmt, daß also der Nominativ des aktiven Satzes und der Instrumental des passiven im Sprachgefühl des Inders ganz gleich rangieren, als gleichwertig empfunden werden. Hier haben wir offenbar die psychologische Wurzel für die merkwürdige und bezeichnende Erscheinung, daß die indischen Grammatiker keinen technischen Namen für das Subjekt schlechthin aufgestellt haben, wie die griechischen, sondern nur einen (kartṛ, Agens), der beides, unser Subjekt im aktiven und den persönlichen Instrumental im passiven Satz gemeinsam bezeichnet, wofür es wieder in der europäischen Grammatik an einem Aequivalent fehlt, sodaß man sich bei der Wiedergabe mit Ausdrücken wie 'logisches Subjekt, inneres Subjekt' behelfen muß.

Breslau. B. Liebich.

Schrader O. Maya-Lehre und Kantianismus. Berlin Raatz 1904. 1,25 M.

Die gegenwärtige kleine Schrift ist, wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, der Einleitung zu einer von ihm beabsichtigten Übersetzung und Erklärung der schon von Windischmann 1833 herausgegebenen und bearbeiteten Bālabodhanī entnommen, und der Verfasser veröffentlicht die vorliegenden Seiten in Separatabdruck als "eine Warnung, den Vedānta durch die Brille der Kant-Schopenhauerschen Philosophie zu betrachten und so Parallelen zu sehen, wo keine sind". Er geht dann in der Kürze auf den Grundgedanken der Kantischen Philosophie und seine Fortentwicklung bei Fichte, Schelling, Hegel, Herbart und Schopenhauer ein und spricht die Hoffnung aus, daß die philosophische Entwicklung sich von diesen modernen Theorien zur klaren und konsequenten Maya-Lehre

des Vedânta und zum Buddhismus zurückwenden möge, dessen tiefgreifende Differenzen vom Vedânta der Upanishads dabei nicht hinreichend berücksichtigt werden. So erfreulich im übrigen der kräftige Hinweis auf Indien als den Urquell echter philosophischer Erkenntnis ist, so wenig ist dem Verfasser die tiefe innere Verwandtschaft zum deutlichen Bewußtsein gekommen, welche zwischen den Lehren Çankaras und den Grundanschauungen der Kantischen Philosophie besteht, welche keineswegs zum Ideal-Realismus und seiner absurden Annahme einer Doppelwelt führt, wie sie leider auch vom Verfasser Seite 8 vertreten wird. Der aber ist noch nicht in den tiefen Sinn der Kantischen Lehre eingedrungen, welcher mit E. v. Hartmann und so vielen Modernen das Ding im Bewußtsein von dem Ding außer dem Bewußtsein unterscheidet und zwischen beiden einen psychophysischen Parallelismus konstruiert. Vielmehr liegt der eigentliche Sinn der Kantischen Lehre darin, daß das Ding, welches ich außer mir im Raume mit meinen Augen sehe und mit meinen Händen fasse, in seiner ganzen räumlichen Ausbreitung durch und durch nichts anderes ist und nie etwas anderes sein wird als meine Vorstellung. Die vollkommene empirische Realität der Dinge schließt nicht aus ihre transscendentale Idealität, so wie diese wiederum nicht ausschließt ihre transscendente Realität. Aber diese Realität, auf der alle Verschiedenheiten der Dinge beruhen müssen, ist eben eine transscendente und daher unserer Erkenntnis schlechterdings entzogen. Sie erscheint, wenn man das ewig Unerkennbare per nefas in die Formen der räumlichen und zeitlichen Erkenntnis einzwängt, als die Reihe der — als wirkende Kräfte in der Natur auftretenden — Platonischen Ideen: sie sind eine für die Philosophie unentbehrliche Hilfskonstruktion. Aber der heutzutage noch grassierende Idealrealismus nimmt an, daß jedes Ding zweimal vorhanden ist, erstlich ideal im Bewußtsein als ein Glied der Welt, die wir kennen, und zweitens real außer dem Bewußtsein, als Glied einer uns völlig unbekannten und nur von den Ideal-Realisten erträumten Wirklichkeit.

Kiel. Paul Deussen.

Philippson A. Das Mittelmeergebiet. Seine geographische und kulturelle Eigenart. Mit 9 Figuren im Text, 13 Ansichten und 10 Karten auf 15 Tafeln. Leipzig B. G. Teubner 1904. VIII u. 266 S. 6 M.

Einer der besten Kenner des Mittelmeergebiets, zu dessen Erforschung er hervorragend beigetragen hat, gibt in dem vorliegenden, für einen weiteren Kreis bestimmten Buch eine vortreffliche Darstellung des ganzen Gebietes, das dem Leser vor allem als geographische Einheit geschildert werden soll. Zwar herrscht in dem Buch die geographisch-naturwissenschaftliche Betrachtungsweise vor, und es möchte daher vermessen erscheinen, daß ein Sprachforscher dieses Werk anzeigt; aber da ich selbst gerade diejenigen Teile, in deren Schilderung der Verf. aus eigener Forschung schöpft, ebenfalls aus eigener Anschauung kenne und nicht nur mit dem Interesse des Dialektforschers durchwandert habe, so war es mir ein Vergnügen, dieses Werk als interessierter Laie durchzuarbeiten, und ich kann versichern, daß ich daraus für das geographische Verständnis der mir bekannten Länder außerordentlich viel gelernt habe. Die folgende Inhaltsübersicht zeigt am besten, wie mannigfach die Belehrung ist, die das Buch bietet: 1. Weltlage, Bau- und Entstehungs-

geschichte in ihrem Einfluß auf die Oberflächengestalt. 2. Übersicht der einzelnen Teile des Mittelmeergebietes. 3. Das Mittelmeer (d. h. das Meer selbst). 4. Die Küsten. 5. Das Klima. 6. Gewässer, Oberflächenformen und Boden. 7. Die Pflanzenwelt. 8. Die Landtiere. 9. Der Mensch. (1. Völker, Religionen, Staaten. 2. Soziales. 3. Zur Wirtschafts- und Siedelungsgeographie.). Ph. beweist hier, wie in seinen früheren Werken, daß er ein Geograph von vielseitigem Interesse ist; es kam ihm darauf an, die geographische Bedingtheit und Wechselwirkung von Natur, Kultur und Geschichte eines Landes aufzuzeigen. Schon die geologische Geschichte des Gebietes gibt ihm Gelegenheit, den Leser auf solche Beziehungen aufmerksam zu machen: ich verweise z. B. auf die lichtvolle Darstellung der Küstenbildung (S. 64 ff.) und der dadurch bedingten Verkehrsverhältnisse in Altertum und Neuzeit. Auf Schritt und Tritt findet der Kulturhistoriker fruchtbare Anregungen, wie z. B. über den Einfluß des Mittelmeeres auf die Entwicklung der Schiffahrt (S. 59), der Tier- und Pflanzenwelt auf die wirtschaftlichen Zustände (vgl. etwa S. 60 f. über Fischerei). In den Mittelmeerländern haben sich altertümliche Werkzeuge und Gegenstände (z. B. Schiffstypen), wirtschaftliche Methoden (z. B. beim Dreschen des Getreides) mit seltener Zähigkeit bewahrt, und die ethnologische Forschung, welche die Entwicklung der einzelnen Kulturgebiete studiert, könnte aus diesen Dingen noch vieles lernen; "aber leider — so bemerkt der Verf. S. 61 mit Recht — beschäftigt man sich heute viel mehr mit dem Kulturbesitz der Südsee-Insulaner als mit dem der uns so nahen Völker des Mittelmeeres!"

Daß die Lage der menschlichen Siedelungen unmittelbar geographisch bedingt ist, wird bei verschiedenen Gelegenheiten erörtert. Besonders beachtenswert scheinen mir die Darlegungen des Verf. über die Bedeutung der Quellen für charakteristische Formen der Siedelung (S. 144. 217 ff.). Daß die physische Erscheinung des Menschen, seine Naturanlagen und sein Charakter das Produkt der äußeren Umgebung sind, darüber wird gern in allgemeinen Redensarten 'tiefsinnig' räsoniert; dem Verf. ist es aber gelungen, in klarer und sachlicher Darstellung zu zeigen, wie sich die gemeinsamen Züge in der physischen und psychischen Eigenart der Mittelmeervölker aus der Eigenart ihrer Heimat verstehen lassen (s. S. 135 ff., 208 ff.; vgl. dazu auch die treffenden Bemerkungen über die Levantiner S. 239). Unter den Teilen des Buches, die besonders den Vertreter der Kulturwissenschaften interessieren, gehören jene Abschnitte zum Anziehendsten und Anregendsten, was uns geboten wird; sie zeigen, daß die Beobachtungsgabe des Verf. den Menschen gegenüber ebenso fein und treffend ist, wie wir sie bei seinen naturwissenschaftlichen Beobachtungen ohne weiteres voraussetzen. Ich möchte nur die etwas unklare Bemerkung über die Arier (S. 196 f.) und das Urteil über den Charakter der Hellenisierung des alten Orients (S. 199) als unrichtig beanstanden.

Für die Beurteilung von Geschichte und Kultur der Mittelmeerländer ist es ein altes, z. B. von Hehn erörtertes Problem, ob der wirtschaftliche Rückgang jener Gebiete durch eine Verschlechterung der natürlichen Verhältnisse (Klimaänderung) oder durch die Tätigkeit des Menschen verschuldet sei. Ph. scheint mir den Nachweis erbracht zu haben (S. 129 ff., 148, 177), daß den Menschen allein die Verantwortung für die heutigen Zustände trifft; einen wie wesentlichen Anteil überhaupt der

Mensch an der Schaffung des Bildes hat, das die Mittelmeerländer uns heute darbieten und das uns so charakteristisch scheint, zeigt sich am besten in der Pflanzenwelt. Bei dieser Darstellung kommt der Verf. dem Kulturhistoriker in einer Streitfrage zu Hilfe, in der man sich in neuester Zeit gegen V. von Hehn entschieden hat. Ph. bemerkt zwar, daß eine Reihe von Kulturpflanzen, die nach Hehn erst in historischer Zeit eingeführt sein sollen, schon seit Alters im Mittelmeer heimisch sind (S. 133), betont aber an einer andern Stelle (S. 159), daß manche Pflanzen, die bereits im jüngeren Tertiär vorkommen, durch die darauf folgende Eiszeit wieder verdrängt sein konnten; gegenüber den Einwänden des Botanikers Engler wäre also Hehn doch nicht so ganz im Unrecht: man darf an eine Neueinwanderung mancher Pflanzen denken, und "die Rückeinwanderung könnte sich zum Teil noch bis in die historische Zeit fortgesetzt haben".

Aus dem reichen Inhalt des Buches habe ich einige Dinge herausgegriffen, um zu zeigen, daß es auch dem Philologen die Kenntnis nützlicher Tatsachen vermittelt; jeder, der sich mit Geschichte und Kultur des Mittelmeers beschäftigt, wird die Darstellung Ph.'s mit großem Gewinn lesen. Ich füge hinzu, daß gelegentlich auch der Sprachforscher im engeren Sinn auf seine Rechnung kommt, so wenn der Verf. die neugriechischen Namen der Winde zusammenstellt (S. 99 f.). Nur möchte ich wünschen, daß einige absonderliche Transskriptionen wie *Kaïmenaes* statt *Kaïménes* in einer Neuauflage verbessert werden. — Als dankenswerte Beigabe des Werkes seien die Illustrationen und Kärtchen hervorgehoben, durch welche der Verf. seine Ausführungen glücklich ergänzt; durch seine frappierende Naturwahrheit hat mir besonders das Bild einer messenischen Gartenlandschaft Eindruck gemacht; es ist vorzüglich geeignet, die lebendigen Vegetationsschilderungen unmittelbar anschaulich zu machen.

Marburg. Albert Thumb.

Hirt H. Handbuch der griechischen Laut- und Formenlehre. Eine Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Griechischen. Heidelberg 1902. 464 S. 8 M. (Auch u. d. T. Sammlung indogermanischer Lehrbücher unter Mitwirkung von Berneker, Buck, Mikkola, Sommer, Streitberg, Thumb, Walde, Zubatý herausgegeben von H. Hirt. I. Reihe: Gramatiken. 2. Bd.).

Der Herausgeber dieses Anzeigers hat mich gebeten, und das ist bei dem Verhältnis, in dem ich zu ihm stehe, leicht verständlich, eine Selbstanzeige dieser Sammlung und meines Buches im Besonderen zu schreiben. Ich bin nicht gleich dazu gekommen, glaube aber nicht, daß es schon zu spät ist.

Eine Sammlung derartiger Lehrbücher hat mir schon seit langem vorgeschwebt, und als daher der Verleger mit seinem Plan an mich herantrat, bin ich gern bereit gewesen, ihn auszuführen, und mit Dank darf ich es begrüßen, daß ich überall bei den Fachgenossen, an die ich mich um Mitarbeit wandte, freundliches Entgegenkommen gefunden habe. Wenn auch die Ausführung der einzelnen Werke natürlich länger gedauert hat, als ursprünglich gedacht war, so wird doch hoffentlich nicht allzulange Zeit mehr vergehen, bis die meisten geplanten Bände vorliegen.

Sommers lateinische und meine griechische Grammatik sind erschienen, Thumbs Altindische Grammatik ist in dem Augenblick, da ich dies schreibe, im Satz nahezu vollendet, und wird, wenn dies gedruckt ist, ausgegeben sein. Der Druck von Waldes etymologischem Wörterbuch der lateinischen Sprache hat begonnen und wird rasch zu Ende geführt werden, womit dann eine lange schmerzlich empfundene Lücke ausgefüllt sein wird. Gleichzeitig mit ihm wird Bucks oskisch-umbrisches Elementarbuch, das die meisten Texte bequem zugänglich machen wird, vorliegen, und auch die übrigen Bände werden bald fertig gestellt sein.

Der wesentliche Plan dieser Sammlung ist der, den Philologen die Ergebnisse der sprachwissenschaftlichen Erkenntnis für die Einzelsprachen in möglichst einfacher Darstellung zugänglich zu machen, und dieses Ziel wird hoffentlich erreicht werden. Wenn es einerseits wünschenswert ist, daß sich die Philologen mit Sprachwissenschaft beschäftigen, so ist anderseits unbedingt notwendig, daß die Sprachwissenschaft von dem hohen Kothurn, auf dem sie wandelt, etwas heruntersteigt und ihre Ergebnisse möglichst einfach darstellt. Wie weit das jedem gelingt und wie weit es insbesondere mir gelungen ist, ist natürlich eine andere Frage. Persönliche Beziehungen zu Philologen haben mich belehrt, daß wir immer noch viel zu fremdartig reden. Schon die Transskriptionsfrage ist ein großes Hindernis für das Verständnis. Ich halte Brugmanns Standpunkt, den er in dieser Zeitschrift dargelegt hat, nicht gerade für glücklich. Die historisch entstandene phonetische Transskription der Einzelsprachen mit allen ihren Mängeln verewigen zu wollen, ist wirklich nicht angebracht. In meiner Sammlung sind wir freilich im wesentlichen nicht von der Brugmannschen Transskription abgegangen, aber für die Zukunft muß doch etwas anderes an die Stelle treten. Schon durch systematische Durchführung einzelner Zeichen wäre eine große Erleichterung zu schaffen. Wer, wie ich den Index zu den Idg. Forschungen anfertigt, kommt darauf ganz von selber. Weshalb schreiben wir nicht ein für allemal für die Länge den —? Wen soll das nicht verwirren, wenn es daneben noch ^ und ´ findet? ^ kann ja zur Bezeichnung der überdehnten Länge bleiben. Daß wir im Litauischen noch *sz* und *ż* schreiben, ist nur ein alter Zopf. *š* und *ž* tun dieselben Dienste, und ebenso sollte man lit. *ė*, slav. *ě* durch *ē* ersetzen. Ferner sollte man *č* = *tsch*, auch im Indischen durchführen. Lieber dann neue Zeichen schaffen als dieselben in ganz verschiedenem Sinne zu gebrauchen. Die Orthographie jeder Einzelsprache kann in besonderen Büchern, die sich mit ihr beschäftigen, ja noch erhalten bleiben. Denn wenn sich jemand im besonderen mit ihr beschäftigt, so wird er auch die besondere Orthographie rasch lernen. Aber wenn ein Philologe in den zusammenfassenden Handbüchern nachschlägt und hier dieselben Zeichen im verschiedensten Sinne angewendet findet, so muß er stutzig werden.

Ein zweiter Punkt, der manche Änderungen erfahren könnte, ist die Terminologie. Wir haben ja manche indischen Ausdrücke schon fallen lassen, könnten darin aber noch weiter gehen, und entweder deutsche Ausdrücke einführen, wie silbisch statt sonantisch, oder uns an die der klassischen Sprachen halten.

Die Entwicklung unsrer Wissenschaft hat es mit sich gebracht, daß die Lautlehre lange Zeit fast ausschließlich im Vordergrund des Interesses gestanden hat. In den meisten Grammatiken nimmt sie daher einen

großen Raum ein, und auch ich habe noch eine ausführliche Lautlehre gegeben. Aber ich bin zweifelhaft, ob wir damit richtig handeln. M. E. genügt es, für die Lautlehre die Erscheinungen hervorzuheben, die für das Verständnis des Formensystems eine Rolle spielen. Dahin gehört natürlich der Ablaut, der gerade das griechische Verbalsystem in so hervorragender Weise durchsetzt, und ich habe auch meine bekannten Anschauungen dargestellt, die doch für die Erklärung des Verhältnisses von Formen wie βάλλω, βέβληκα, ἁμαρτ-άνω, ἁμαρτή-σω usw. unentbehrlich sind. Können wir große allgemeine Lautgesetze aufstellen, wie es etwa das Gesetz der offenen Silben im Slavischen ist, so darf man das nicht übergehen. Aber viele Einzelheiten gehören nicht in eine Grammatik, sondern in eine Darstellung der Etymologie. Solche Bücher wie Curtius' griechische Etymologie fehlen uns ja leider. Hier wäre der Raum, die einzelnen Lautgesetze mit vollem Material zu behandeln. Ich hoffe, daß auch derartige Bücher noch in meiner Sammlung erscheinen werden.

Aus dem Gesagten werden die Leser erkennen, daß ich selbst noch manche Ausstellungen an meinem Handbuch zu machen habe, mehr vielleicht noch als die Rezensenten alle zusammen geäußert haben. Im allgemeinen kann ich mich über die Aufnahme meines Buches von seiten der Fachkritiker nicht beklagen. Mich mit ihnen über Einzelheiten auseinanderzusetzen, sehe ich keinen Grund. Für mich ist schon seit Jahren die Beobachtung der Rezensionstätigkeit ein höchst interessantes Studium. Kann man doch oft mit positiver Sicherheit vorher sagen, wie eine Rezension ausfällt. Der Grundsatz ne bis in idem, gegen den man ja in jungen Jahren leicht fehlt, scheint in der Schweiz allerdings noch nicht durchgedrungen zu sein. Sollte eine zweite Auflage des Buches notwendig werden, so werde ich hoffentlich noch manches Bessere bieten können. Vielfach hat man sich darüber gewundert, daß ich, von Haus aus Germanist und Slavist, das Griechische darzustellen unternommen habe. Nun erstlich trägt mein Buch den Untertitel 'Eine Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Griechischen', es sollte also vor allem die sprachwissenschaftliche Seite zu ihrem Recht kommen, und zweitens kann man sich doch allmählich auch mit andern Gebieten vertraut machen, als die man in den ersten Jahren der wissenschaftlichen Tätigkeit behandelt hat.

Am Schluß möchte ich noch den Wunsch aussprechen, daß mir die Benutzer des Buches, namentlich Philologen, ihre Bemerkungen über Mängel und Lücken mitteilen möchten. Ich werde sie mit Dank benutzen.

Leipzig-Gohlis. H. Hirt.

Brown L. D. A study of the case construction of words of time. Doktordissertation der Yale University im Selbstverlage des Verfassers. New Haven 1904. 141 S. 8°.

Der Verfasser hat 3100, bezw. mit Abzug der von ihm als unbrauchbar erfundenen, 2500 Beispiele des Kasusgebrauches bei Wörtern für Tag, Nacht, Monat usw. (ἡμέρα bezw. ἦμαρ; νύξ bezw. εὐφρόνη; μήν; ἔτος, ἐνιαυτός; λυκάβας; ἔαρ; θέρος; ὀπώρα, μετόπωρον, φθινόπωρον; χειμών; ὄρθρος, περιόρθρος; ἕως; μεσημβρία; δείλη; ἑσπέρα; ὥρα; χρόνος) aus Ilias und Odyssee; Herodot; Thukydides; Xenophons Anabasis und Hellenika gesammelt und, was seiner Abhandlung eine besondere methodologische Bedeutung verleiht, mit Unterstützung u. a. von Morris, geprüft.

Des genannten Prinzipienforschers Einfluß zeigt sich sofort in dem

peinlichen Bestreben durchgeführter Klassifikation, für welche formalen Einteilungsgründen mit Morris ein unvergleichlich viel höherer Wert zugemessen wird als funktionellen. Zunächst werden zwei Klassen unterschieden: 1. Ausdrücke ohne, 2. solche mit Präpositionen; da diese nur 13 % umfassen, so sind sie nur in einem Anhang berücksichtigt. Die erste Klasse kann betrachtet werden nach der An- oder Abwesenheit von adjektivischen Zusätzen (*modifiers* genannt); nach der Bedeutung des Substantivs; nach der Bedeutung des Zusatzes (*modifier*); nach der Flexionsendung; nach dem Numerus des Substantivs; nach der Bedeutung des den Kasus bestimmenden Verbs. Zuerst wird abgegrenzt zwischen Fällen 1) mit und 2) ohne Zusatz (*modifier*). Zu 2. gehören ἡμέρα, νύξ, ἐνιαυτός, θέρος, ὀπώρα, χειμών, ἠώς, μεσημβρία, δείλη, ἑσπέρα, ὄρθρος, ὥρα, χρόνος, d. h. die Wörter für Tages- oder Jahreszeit, die aber doch auch (S. 10) *may be used with modifiers*. Zu 1) gehören ἡμέρα, νύξ, μήν, ἔτος, ἐνιαυτός, λυκάβας, ἔαρ, θέρος, χειμών, ἠώς, μεσημβρία, δείλη, ἑσπέρα, ὄρθρος, ὥρα, χρόνος, d. h. die Wörter für Zeit, Tag, Monat und Jahr: ἔτος, λυκάβας, μήν und ἔαρ werden nicht ohne Zusatz gebraucht; für ἔτος im Singular tritt hier ἐνιαυτός ein, während ὀπώρα umgekehrt nicht mit einem *modifier* vorkommt.

Wertvoller jedoch soll sein die Beobachtung, daß einige Wörter wie ἐνιαυτός und χρόνος einen verborgenen Zusatz (*implied modifier*) enthalten, insofern jenes so viel ist wie εἷς ἐνιαυτός, dieses soviel wie συχνὸς χρόνος; ἡμέρα ist doppelseitig, insofern es im Sinne von 'Tag' (= 24 Stunden) nichts anderes bedeutet als μία ἡμέρα, dagegen im Sinne von 'Tageszeit' keinen solchen hinzuzudenkenden Zusatz in sich birgt. Darnach erhalten wir wiederum zwei Klassen: 1. Wörter ohne Zusatz (*modifier*), z. B. ἡμέρα = Tag, 2. mit Zusatz a) mit ausgedrücktem, b) mit nichtausgedrücktem, z. B. ἡμέρα = Tageszeit. Die Substantiva ohne Zusatz sind in der Regel beschränkt auf Gen. und Akk. sing., die mit ausgesprochenem oder unausgesprochenem Zusatz sind unbeschränkt, mit Ausnahme des Dat. plur., sodaß der Unterschied von Worten mit und ohne Zusatz offenbar einen solchen in Zahl, Kasuskonstruktion und Wortbedeutung bezeichnet. Die Frage, ob die Zusätze einen förmlichen Einfluß ausüben, wird folgendermaßen beantwortet: seltene und beschreibende sind ohne Belang, αὐτός 'ebenderselbe' und ἐπιών, ἐπιγιγνόμενος u. a. desgl. Dagegen sind ὑστεραῖος und die Ordnungszahlen fast stets mit dem Dativ verbunden, πολύς, ὀλίγος, ὅλος, τοσοῦτος haben meist den Akk. oder Gen. bei sich, ἕκαστος den Gen. Doch überall gibt es Ausnahmen, weil "there are other strong influences at work which neutralize the force of the modifying word, the inferences which have been drawn must be taken not as rules invariably followed but as indicating tendencies pointing strongly in this or that direction" (S. 9). Die Zusätze können wir in drei Abteilungen unterbringen: wir haben 1. solche mit allen drei Kasus: αὐτός, ἐπιών und vielleicht ἐπιγιγνόμενος; 2. solche mit Dativ und Akkusativ (vereinzelt Genitiv): ὑστεραῖος und vielleicht προτεραῖος, πρότερος, ὕστερος, ἄλλος 'nächst'; 3. solche mit Dativ und Akkusativ, selten Genitiv: πολύς, ὀλίγος, ὅλος, πλείων, πλεῖστος, τοσοῦτος, ὅσος, πᾶς und Komposita, ἕκαστος, ἄλλος 'übrig', τὶς und Artikel. 1. und 2. sind von demonstrativer Art mit Neigung zum Dativ; 3. bezeichnet ein Maß und bevorzugt Genitiv und Akkusativ. "The predominance of the former group in the dative and the latter in the genitive and accusative, especially the latter, quadrates with the general meanings assigned to the respective case constructions of words of time." (S. 10.)

Eine weitere Haupteinteilung beruht auf der Bedeutung des Wortes im Zusammenhang mit dem Kasus, um zu zeigen, ob bestimmte Substantive bestimmte Kasus etwa bis zur Ausschließlichkeit bevorzugen. Da der bloße Dativ des Plural in den Quellen nicht auftritt, so beschränkt Brown die Statistik auf den Singular. Nun überwiegt der Genitiv bei ἡμέρα 'Tageszeit', νύξ, ἔαρ, θέρος, ὀπώρα, χειμών, ἠώς, μεσημβρία, δείλη, ἑσπέρα, ὄρθρος, der Dativ bei ἡμέρα 'Tag', μήν, ἔτος, ἐνιαυτός, χρόνος, ὥρα.

Noch etwas anders würde sich die Sache stellen, wenn man die Fälle wegließe, in denen der Zusatz (*modifier*) einen Einfluß üben könnte. Allein deren Zahl ist zu gering, als daß wir viel damit anzufangen vermöchten. So wird eine neue Liste aufgestellt mit den Beispielen, in denen das Demonstrativpronomen, αὐτός 'ebenderselbe', ἐπιών oder ἐπιγιγνόμενος den Zusatz bilden. Dann bekommen wir als Bevorzuger des Genitivs νύξ, ἔαρ, θέρος, χειμών, χρόνος (?), des Dativs ἡμέρα 'Tag', ἔτος, ἐνιαυτός. Das Gesamtergebnis all dieser Versuche ist (S. 14): "the words of time that may be used unmodified incline toward the use of the genitive rather than the dative, *whether a modifying word be present or not*; but those *that call for* some definitive modifier seem to prefer the dative to the genitive case. Das erstere ist kein Wunder, as they are the words most often used in giving *a precise date* and so would naturally fall in that case which had been adapted to that purpose."

Nachdem in so gründlicher Weise der methodische Boden gelegt ist, werden die drei Kasus Genitiv, Dativ, Akkusativ einzeln durchgenommen, wobei zuerst die Substantive kommen, möglichst mit ihren adjektivischen Zusätzen, nebst angeschlossenen kommentarartigen Bemerkungen. Sodann wird der Gegenstand nochmals behandelt in der Reihenfolge Akkusativ, Genitiv, Dativ und zwar so, daß die Verben vorangestellt werden, mit denen die Kasus verbunden sind, wobei auch auf den Einfluß der Aktionsarten geachtet wird.

Da eine weitere Darlegung des Gedankenganges der breit angelegten Untersuchung über den Rahmen einer Anzeige weit hinaus ginge, so teile ich nur noch die Hauptergebnisse mit. Wir erfahren auf S. 135 ff.: 1. Eine Klassifikation nach den Flexionsendungen deckt sich nicht mit sich gegenseitig ausschließenden funktionellen Einteilungen. Dies erklärt sich aus der Einwirkung des Zusammenhangs, von dem am wichtigsten ist das modifizierende Wort und dann das Verb. 2. Die Genauigkeit der Bedeutung des Kasus liegt nicht allein in der Endung, sondern ist verteilt über verschiedene Elemente, bes. aber beruht sie auf dem Sinne des Zeitsubstantivs selbst. Manchmal braucht man überhaupt nicht auf den Kasus zurückzugreifen. 3. Nomina mit sehr unbestimmtem Sinn nehmen meist eine Präposition zu sich. 4. Wo beide Ausdrucksweisen, die präpositionale und die nichtpräpositionale, nebeneinander vorkommen, pflegt die erstere zu überwiegen. 5. Die genannten Faktoren wirkten so stark, daß schließlich auch da, wo sie nicht zutrafen, der Kasus allein die Last der Zeitangabe zu tragen vermochte: dem Akkusativ verhalf ein Beiwort des Masses oder die durative Bedeutung des Verbs zu seiner Anwendung; dem Genitiv seine Unbestimmtheit und der Charakter der Verben, welche Vollendung ausdrücken; dem Dativ die ständige Anwesenheit eines hinweisenden Wortes.

Wenn sich der Verfasser der Hoffnung hingibt, trotz der Beschränkt-

heit des Materials und sonstiger Einwendungen werde sein Hauptresultat doch angenommen werden, so hat mich eingehendes Studium seiner Schrift hievon nicht zu überzeugen vermocht. Seine Versuche, immer wieder einen anderen Einteilungsgrund zu finden, scheinen mir erzwungen. Die Rolle des *modifiers* ist weit überschätzt, was er selbst mehrfach zu empfinden scheint: ein *implied modifier* vollends ist ein Unding. Andrerseits ist der Wert der Kasusendungen viel zu sehr herabgedrückt, was dann zu solchen Verlegenheitsauskünften führt wie S. 105: "Perhaps all that can be said is that one phrase has the inflectional ending of the accusative and the other that of the genitive". Wie vertragen sich damit die vielen Fälle, in denen auch nach dem Verfasser der Kasus der alleinige Träger der Bedeutung ist, und wie erklärt es sich, daß eine bestimmte Summe zeitlicher Merkmale einen bestimmten Kasus hervorrief, wofür wir in Thuc. I. 30, 3 f. (περιιόντι τῷ θέρει — τὸ θέρος τοῦτο — χειμῶνος ἤδη) eine geradezu klassische Stelle haben? Mich dünkt, Brown verwechselt zwei Stadien der Sprachgeschichte, das prähistorische, in dem sich die Gebrauchstypen durch allmähliche Adaptation gebildet haben mögen, und das historische, in dem sie zur Genüge feststanden. Die von ihm so stark gepreßten gegenseitigen Kreuzungen erhärten das nicht, was sie erhärten sollen. Denn einmal werden allmähliche Verblassungen nicht zu bestreiten sein (Delbrück Vgl. Synt. 1, S. 246). Sodann aber dürfen wir uns nicht einbilden, mit unseren wesentlich logisch-statistischen Mitteln all den Feinheiten auf die Spur zu kommen, die bei aller anscheinenden Gleichheit doch noch zarte Unterschiede in sich bergen. Damit, daß *essentially*, *practically*, *virtually* schließlich dasselbe Produkt herauskommt, ist die Sache nicht erledigt, wie denn auch Brown gelegentlich darauf hinweist, daß Partikeln, Negationen, Wortstellungen usw. eine leise Verschiebung des Sinnes bewirken. Es handelt sich hiebei vielfach um das, was neuerdings bes. auch von philosophischer Seite über den Gefühlswert der Worte ausgeführt worden ist und wofür der Amerikaner am einfachsten zu verweisen ist auf die rasch orientierende Zusammenfassung in Oertel, Lectures on the Study of Language, New York-London 1901. Besonders übel ergangen ist es dem Genitiv, von dem Brown S. 94 die nichtssagende, weil rein negative Bestimmung gibt, seine *inflectional ending . . . is not necessary for obtaining the meaning, but only to show, as it were, that it is not accusative.*

Die meisten Beispiele, wo er mit dem Dativ oder Akkusativ einfach zusammenfallen soll, werden sich durch genauere Interpretation wegräumen lassen. Aus der Beobachtung, daß er bei Herodot häufiger sei als bei Thukydides, folgt nicht, daß er sich von des letzteren Dativ nicht abhebe, sondern daß er in seiner Unbestimmtheit und Allgemeinheit (als πτῶσις γενική!) besser zu dem läßlichen Plauderstil des jonischen Fabulisten paßt als der aktenmäßig scharfe, etwas pedantische Dativ, der dem korrekten Ernst des gereifteren Thukydides besser ansteht; wenn dieser selbst fast ausnahmslos bei den Jahreszeiten den Gen. anwendet, so scheint mir darin im Gegensatz zu Brown S. 33 ff. eine feine Andeutung enthalten, daß er diese immerhin recht mangelhafte Art der Zeitangabe eben nicht als vollwertige Datierung empfand. Ferner ist bei Herod. 3, 15 οὐδέν nicht zu übersehen und Thuc. 8, 29, 1 ist distributiv zu fassen: 'jedesmal in der folgenden Zeit', nämlich an den Zahltagen. Herod. 6, 12 τοῦ λοιποῦ μὴ πειθώμεθα ist 'laßt uns in der Zukunft nicht gehorchen!'

(eine Art Partitiv!), während τὸ λοιπὸν wäre: 'laßt uns nicht gehorchen über die Zukunft hin!' Thuc. 2, 97, 2 hat der Genitiv natürlich mit ἀνύcαι gar nichts zu tun, sondern ist überhaupt Genitivus qualitatis 'ein Weg von 13 Tagen, zum Vollenden'. Ebenso ist beim Dativ Herod. 7, 12 auszuscheiden, weil ganz sicher übersetzt werden muß *nocti rem permisit diiudicandam*. Außerdem ist zu beachten, daß in diesem Kasus nicht bloß der alte Lokativ, sondern gelegentlich auch der alte Soziativ-Komitativ-Instrumentalis fortleben kann (Delbrück Vgl. Synt. 1, 223) so wohl u. a. in χρόνῳ, dessen Sinn dann wäre 'mit der Zeit' = *with the time*, was weder vom Genitiv 'im Verlauf der Zeit (gelegentlich)' = *within the time (then and now)*, noch auch vom Akkusativ 'durch die Zeit hin' = *through the time* sonderlich weit abliegt. Daß für den Dativ nur der Singular in Betracht komme, scheint übrigens angesichts der nicht seltenen Fälle wie Ὀλυμπίοιc nicht allzu sicher.

Vielleicht ist noch der Wunsch gestattet, es möchte in Abhandlungen über die Kasus das englische Wort *case* eindeutig in diesem Sinne verwendet und sonst durch eines der zahlreichen anderen Ausdrücke wie *example, instance, evidence, illustration, quotation, phrase, passage, expression* ersetzt werden, die sich sämtlich ebenfalls bei Brown finden. Wenn wir auch nicht glauben, daß seine Arbeit eine wesentliche Förderung über das von seinen Vorgängern, zumal Krüger, Erreichte hinaus bringe, so erkennen wir doch die Sorgfalt des Verfassers und die Gewinnung kleinerer Ergebnisse an.

Stuttgart. Hans Meltzer.

Immisch O. Die innere Entwicklung des griechischen Epos. Ein Baustein zu einer historischen Poetik. Leipzig Teubner 1904. 34 S. 1 M.

Vor einiger Zeit ist wieder einmal der Versuch gemacht worden, das homerische Problem zu lösen, indem man ein einzelnes Kulturelement, die Bewaffnung, als Kriterium für zeitliche Schichtung wählte; aber dieser Versuch scheint mir wieder einmal gezeigt zu haben, daß man sich um die prinzipielle Seite des Problems, um die Frage nach der Möglichkeit eines Weges zu sicherer Erkenntnis, zu wenig kümmert, weil jeder glaubt, den untrüglichen Wegweiser gefunden zu haben, der ihn durch die verschlungenen Pfade der epischen Dichtung führt. Es geht hier ähnlich wie mit der Frage nach der idg. Urheimat, wo man erst in jüngster Zeit eingesehen hat, daß die lang geübten Methoden überhaupt nicht zu dem Ziel führen können, das man für erreichbar hielt. Niemals wird man mit Hilfe eines Kriteriums wie z. B. der Form der Bewaffnung imstande sein, die innere Geschichte des Epos überzeugend klarzustellen; denn in dieser 'Gemeinschaftsdichtung' sind, wie der Verfasser richtig bemerkt, die einzelnen Teile so innig miteinander verschmolzen, daß wir in den ältesten Teilen junge Elemente, in den jüngsten Teilen älteres Gut erwarten müssen; es handelt sich ja nicht um ein einfaches Erweitern und Interpolieren, sondern um die sozusagen organische Weiterbildung einer Dichtung, die, jeweils von einer Generation auf die folgende vererbt, von dieser als Ganzes weitergepflegt wurde. Man kann überhaupt die Frage aufwerfen, ob es noch möglich ist, die Nähte und Fugen zu erkennen, in denen die einzelnen Teile aneinander stoßen; der Unzulänglichkeit unserer Methoden wird man sich immer mehr bewußt, jemehr Versuche gemacht werden, das Epos bis in seine letzten Bestandteile aufzulösen. Nur wenn die verschiedensten Kriterien, die unter sich von-

einander unabhängig sind, zu gleichen Resultaten der Analyse führen, nur wenn sich die Schlüsse aus den Realien, aus Kultur, Sprache, poetischer Technik einander ergänzen und eine gegenseitige 'Probe aufs Exempel' bilden, nur dann darf man hoffen, eine Lösung des homerischen Rätsels zu finden. Das sind eigentlich selbstverständliche Wahrheiten; aber so lange sich auch die Forschung mit Homer beschäftigt, so ist doch im Sinne einer exakten Lösung nur weniges erreicht.

Ich glaube, daß die Sprache der Ausgangs- und Angelpunkt in diesen Untersuchungen bilden muß, weil es sich hier um Dinge handelt, die zum größten Teil unbewußt angewendet werden; dazu kommt, daß gerade bei der sprachlichen Untersuchung die Masse der Tatsachen (man denke nur an Hartels Digammauntersuchungen) uns in den Stand setzt, die Fehler zu korrigieren, welche gelegentlich infolge bewußter Willkür eines Dichters die Rechnung stören. Mag auch mancher die Sprachstatistik für ein unbequemes, ja vielleicht unästhetisches Hilfsmittel der Homerforschung halten, — man wird nicht darum herumkommen, einmal die Sprache des Epos statistisch so durchzuarbeiten, wie dies mit Erfolg für den Rigveda geschehen ist. Eigene Vorarbeiten lassen mich hoffen, daß man auf diesem Weg weiterkommen wird; sollte aber dieses Hilfsmittel doch versagen, dann ist das Homerproblem hoffnungslos, sofern es sich um eine ins einzelne gehende Analyse handelt; dann führt wohl nur der Weg zum Ziel, den I. in seinem anregenden und gedankenreichen Schriftchen vorzeichnet, der aber doch nur in großen Zügen über alte und junge Schichten im Epos zu belehren vermag. I. geht davon aus, daß das Epos in der Form erstarrt ist, daß aber eine Weiterentwicklung des geistigen Inhalts sich trotz der erstarrten Form geltend mache. Ein Dichter, ein dichtendes Volk kann niemals sich so verleugnen, daß nicht Denken und Fühlen auch da durchbricht, wo es durch eine ererbte Kunstübung in feste Formen gezwängt wird. In einigen großen Strichen skizziert nun der Verfasser die Entwicklung des Epos von der alten und typischen Gemeinschaftsdichtung zum Individualismus und Realismus einer jüngeren Zeit; die Form verkümmerte, aber der geistige Gehalt nahm zu. Wo sich Züge eines 'kecken Rationalismus' gegenüber der alten Götterwelt (wie in der Episode von Ares und Aphrodite) oder Spuren 'romantischer Sentimentalität' oder Vorliebe für geistige Überlegenheit (wie beim Helden der Odyssee) zeigen, da kann allerdings kein Zweifel bestehen, daß solche Stücke von Menschen einer jüngeren, fortgeschrittenen Zeit herrühren. Solche Gesichtspunkte sind, wie der Verfasser selbst bemerkt, nicht ganz neu, aber als 'Leitmotiv' der Forschung sind sie doch noch nicht in gleicher Pointierung ausgesprochen worden. I. hütet sich davor, die von ihm empfohlene Methode zu überschätzen und mehr beweisen zu wollen, als zu beweisen ist; aber wenn diese Methode mit exakten Untersuchungen über Sprache, Metrik, poetische Technik und Realien verbunden wird, dann wird einmal der Tag kommen, wo sich die Wissenschaft über das Homerproblem einigt. Von diesem Ziel sind wir noch weit entfernt; es bedarf noch vieler Arbeit. Möge das hübsche Schriftchen in weiten Kreisen dazu anregen!

Marburg i. H. Albert Thumb.

Jacobsohn H. Quaestiones Plautinae metricae et grammaticae. Diss. inaug. Göttingen 1904. 54 S. 8°.

Die Arbeit versucht zu beweisen, daß die bei Plautus nach der 4. Arsis des iambischen Senars sowie nach der 2. und 6. Arsis des trochäischen Septenars überlieferten Hiate vom Dichter zugelassen seien, eine Ansicht, die wohl schon vermutungsweise geäußert, aber noch nicht zusammenhängend behandelt worden war. Die Beweisführung legt weniger Wert auf die im ersten Abschnitt vorgelegten überlieferten Beispiele von solchen Hiaten, die keine andere Erklärung zulassen — und das kann man nur billigen — als auf die Tatsache, daß veraltete Worte und Wortformen, die Plautus sonst nur im Versschluß anwendet, sich auch an diesen Stellen öfter finden, und die andere, daß prosodische und metrische Schwierigkeiten, für die verschiedenartige Erklärungen versucht sind, sich so durch eine gemeinsame Erklärung heben lassen. Daß auch so die Zahl der drei Arten von Beispielen nicht groß ist, gibt der Verf. selbst S. 8 zu, obwohl er sogar solche, die seiner Theorie direkt entgegen sind, anführt (S. 10 siem und possiem in Synaloephe). Die ganze Annahme ist aber innerlich durchaus unwahrscheinlich, weil Plautus, wie die dem griechischen Drama fremde strenge Beobachtung der Caesur im iambischen Senar beweist, den Vers anders als das griechische Drama aufgefaßt hat und durchaus als Einheit betrachtet. Die Annahme einer Diaeresis (der Verf. konstruiert sich denn auch S. 51 eine 'quasi diaeresis') vor dem letzten Metrum trägt eine widersprechende Auffassung hinein, und wäre nur glaubhaft, wenn Plautus den iambischen Senar (wie dies für den trochäischen Septenar in seiner Weise gilt) in zweifacher Weise gebaut hätte, entweder als metrische Einheit mit Caesur, oder als zusammengesetzten Vers mit Diaeresis nach dem zweiten Metrum, wobei dann allerdings zu fordern wäre, daß der 4. Fuß ein reiner Iambus sei, und nicht einzusehen wäre, warum dieselbe Diaeresis nicht auch nach dem ersten Metrum zulässig sei. Die vom Verf. angenommene Diaeresis nach der 6. Arsis des trochäischen Septenars ist ebenso zu beurteilen. Es steckt, wie der Verf. auch andeutet, das Meyersche sogen. Dipodiengesetz dahinter, und wer der Ansicht ist, daß dies als metrisches Gesetz von Langen widerlegt sei (vgl. Skutsch Forschungen S. 155 f.), muß auch die Aufstellungen des Verf. grundsätzlich ablehnen. An sich glaublicher ist die Diaeresis nach der zweiten Arsis des trochäischen Septenars, weil Plautus diesen Vers in der Tat als iambischen Senar mit vorgesetztem Creticus behandelt: vielleicht gibt dafür mehr Wahrscheinlichkeit die vom Verf. S. 41 in Aussicht gestellte Behandlung der cretischen und bacheischen Verse, von der ein Teil schon S. 21—25 sehr zum Schaden der ohnehin nicht großen Übersichtlichkeit der Abhandlung eingeschoben ist. Kretische Monometer zeigt ja auch die Kolometrie des Ambrosianus Epid. v. 85 ff. — Die grundsätzliche Ablehnung des Hauptergebnisses kann die Anerkennung der sorgfältigen und methodischen Arbeitsweise, sowie der Sachkenntnis des Verf., der manche wertvolle Einzelbemerkung gibt, nicht beeinträchtigen.

Münster, Westf. P. E. Sonnenburg.

Carnoy A. Le latin d'Espagne d'après les inscriptions. Louvain I.-B. Istas. 1903. 227 S. gr. 8°.

Die Tatsache, daß den auf dem Gebiete des Vulgärlateins der Lösung harrenden komplizierten Problemen nur durch systematische Einzel-

forschung beizukommen ist, ist in den letzten Jahrzehnten zu oft verkannt worden als daß uns nicht schon der Titel der Abhandlung Carnoys mit Genugtuung erfüllen müßte. Möge sein Beispiel und das seines Landsmanns Pirson, der 1901 die Sprache der lateinischen Inschriften Galliens zum Gegenstand einer Monographie gemacht hat, bald eifrige Nachahmung finden. Es ist wirklich an der Zeit, daß an Stelle der nachgerade allzu üppig wuchernden Hypothesen die Realität des ja in so reicher Fülle vorliegenden Materials wiederum in den Vordergrund gerückt werde.

Die Art, wie Carnoy sein Thema behandelt hat, zeigt uns ihn als einen mit latinistischen und romanistischen Kenntnissen gleich gut ausgerüsteten Forscher, dessen methodische Umsicht als vorbildlich hingestellt werden darf. Er hat sich nicht damit begnügt, die vorliegenden Inschriftensammlungen und die spanischen Zeitschriften, die über neue Funde berichten, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit zu exzerpieren, sondern er hat in jedem einzelnen Fall den Stand der Überlieferung geprüft: wir erfahren, ob eine Inschrift im Original vorhanden ist und von dem Herausgeber hat eingesehen werden können, oder ob davon eine oder mehrere Abschriften bestehen und welcher Grad der Glaubwürdigkeit den letztern jeweils beizumessen ist, ob eine Form einer offiziellen oder einer privaten Urkunde entstammt etc., alles Dinge, denen bislang die mit inschriftlichen Belegen operierenden Linguisten bei weitem nicht die gebührende Beachtung zu schenken pflegten. Wenn so in bezug auf philologische Akribie allen Anforderungen Genüge geleistet ist, so hat nun freilich anderseits der Verfasser die neuere sprachwissenschaftliche Literatur entschieden viel zu spärlich herangezogen. So kommt es, daß er nicht nur ab und zu offene Türen einrennt, sondern, was ungleich mehr zu bedauern ist, bereits anderwärts richtig gedeutete sprachliche Erscheinungen schief beurteilt. So wäre beispielsweise der Besprechung der Formen *versuculos* und *cornucularius* S. 68 die Kenntnis von Heraeus, Die Sprache des Petronius und die Glossen S. 45 f., und der Behandlung der Superlativendungen *-umus*, *-imus* S. 64 ff. diejenige der sorgfältigen Dissertation von Arthur Brock, Quaestionum grammaticarum capita duo (caput I.: de superlativorum formis) in hohem Grade zugute gekommen. Daß die Berufung auf die Compilation von O. Nazari, I dialetti italici (S. 31) unter Umgehung der Arbeiten v. Plantas und Conways einer wissenschaftlichen Abhandlung nicht zur Zierde gereicht, sei nur im Vorbeigehen bemerkt.

Unter den Paragraphen, die uns besonders gelungen scheinen, und die eine definitive Bereicherung unseres Wissens bedeuten dürften, heben wir hervor: im ersten Teil § 14 *La diphtongue ae*, namentlich die Bestimmung des Lautwerts von *ē* aus *ae* in den von Varro zitierten rustiken Formen *Mēsius*, *ēdus*, § 19 die *Remarques générales sur les cas de svarabhakti en Espagne;* im zweiten Teil § 3 *Le bétacisme*, wo unseres Erachtens die Ausführungen des Verfassers entschieden den Vorzug vor der bekannten Hypothese Parodis verdienen, § 4 das S. 153 zur Erklärung der Vertauschung von *ti̯* und *ci̯* Gesagte. Vermißt haben wir ein Kapitel über die Vereinfachung der geminierten Konsonanten, in dem Beispiele wie das S. 125 in anderem Zusammenhang erwähnte *imudavit* hätten besprochen werden müssen. Auf Grund eigener Sammlungen glauben wir behaupten zu dürfen, daß namentlich die Reduktion der Geminaten nach

der aus den Musterbeispielen *ofella: offa* und ***disertus: dissero*** zu entnehmenden Regel im Vulgärlatein überaus häufig war, während sie bekanntlich im Hochlatein meist durch Analogiewirkungen rückgängig gemacht erscheint. Zugunsten eines diesbezüglichen Abschnitts hätten wir gern auf die Einbeziehung der Eigennamen verzichtet; der daraus resultierende Gewinn ist denn doch im Vergleich zu dem durch sie beanspruchten Raum verschwindend klein.

An Einzelheiten wäre etwa zu berichtigen, daß in Fällen wie *aspicias* aus *adspicias* (S. 171) nicht Ausfall des Dentals des Praefixes, sondern Assimilation vorliegt, daß die Behauptung, das Latein habe keine dreifache Konsonanz geduldet (S. 170), offenbar falsch ist, daß afrz. *avuec*, nfrz. *avec* eher auf *apud hocce* als auf *apud hocque* zurückgehen dürften, endlich, daß die S. 185 gebrauchte Wendung: . . . *en vertu d'une loi de la vieille métrique latine, s + consonne n'allongeait pas nécessairement la voyelle précédente* auf der, wie es scheint, schlechterdings nicht auszurottenden irrigen Auffassung beruht, als gäbe es positionslange Vokale, während doch nur Silben positione lang sein können.

Bei französisch verfaßten Abhandlungen sind wir an eine sehr sorgfältige sprachliche Darstellung gewöhnt. Mit dieser guten Tradition hat leider Carnoy vollständig gebrochen. Er schreibt ein ganz merkwürdig gezwungenes, um nicht zu sagen barbarisches Französisch, das uns stellenweise die Vermutung nahe gelegt hat, er drücke sich nicht in seiner Muttersprache aus. Auch die Unsitte, den französischen Text mit deutschen Wörtern wie Volksetymologie, Ablaut, gemeinromanisch, Nachschlag usw. zu spicken, wo doch die französischen Aequivalente wahrlich nicht fern lagen, muß energisch verurteilt werden.

Die Studie Carnoys bringt vorläufig nur die Lautlehre. Hoffen wir, daß uns der Verfasser auf die Formenlehre nicht allzu lange warten lasse. Wir haben zwar den Eindruck, daß dabei nicht gerade sehr viel interessantes abfallen werde, aber die Arbeit muß eben doch gemacht werden, und Carnoy hat ja das Material dazu vollständig in den Händen.

La Chaux-de-Fonds. Max Niedermann.

Laterculi vocum latinarum. Voces latinas et a fronte et a tergo ordinandas curavit Otto Gradenwitz. Leipzig 1904. 8°. Pr. 16 M.

Ein lateinischer Wortindex 'von vorn' und 'von hinten' ist sicher ein in mehr als einer Beziehung willkommenes Hilfsmittel, dessen Erscheinen auch die Linguisten, speziell, soweit sie sich mit Problemen der Stammbildung beschäftigen, dankbar begrüßen werden. Das Material ist auf der letzten Auflage von Georges' Handwörterbuch mit Einbeziehung der lexikalischen Arbeiten in Wölfflins Archiv und Pauckers Sammlungen aufgebaut. Was sich nicht bei Georges findet, ist durch den Asteriscus gekennzeichnet. Würde es sich nicht empfohlen haben, anzugeben, wo man das betreffende Wort nun zu suchen hat? — Wie weit Lücken oder Versehen den Wert des Index beeinträchtigen, kann erst die praktische Benutzung erweisen. Ref. konnte einstweilen nur feststellen, daß der evidente Druckfehler *minerimus* für *minerrimus* bei Georges (vgl. I. F. 11, 64) nicht ausgemerzt worden ist.

Basel. Ferdinand Sommer.

Stokes Wh. und **Strachan** J. Thesaurus palaeohibernicus. A collection of old-irish glosses, scholia, prose and verse. Vol. II: Non-biblical glosses and scholia: old-irish prose; names of persons and places; inscriptions; verse; indexes. 8°. Cambridge 1903. 20 sh.

Über diesen zweiten Band des Thesaurus, der den Abschluß des textlichen Materials bringt, kann Ref. dasselbe lobende Urteil abgeben wie über den ersten (vgl. Anz. 14, S. 17). Das Studium des gesamten altirischen Literaturschatzes ist uns nun so leicht gemacht wie nur möglich, und der Dank der Keltologen ist den Herausgebern sicher. — An der äußeren Anordnung des Stoffes fände ich etwa nur das auszusetzen, daß die Marginalglossen nicht im Text mit abgedruckt, sondern in der 'description of the mss.' gegeben sind, ebenso wie auch die Gedichte aus dem St.-Galler Prisciancodex auf S. 290 besonders stehen. Rechtfertigt sich auch das letztere Verfahren durch die Einteilung des Werkes, das die metrischen Stücke im Zusammenhang bringt, so wäre doch wohl ein kurzer Hinweis an Ort und Stelle im Glossentext angebracht gewesen. — Der Wunsch, das versprochene altirische Wörterbuch als 3. Band des Thesaurus erscheinen zu sehen, sei an dieser Stelle aufs dringendste wiederholt.

Basel. Ferdinand Sommer.

Hansen Andr. M. Landnåm i Norge. En utsigt over bosætningens historie. Kristiania. W. G. Fabritius & Sønner. 1904. 356 S. VII kartogr. Pl. Pr. 10 Kr.

Durch das bloße Inhaltsverzeichnis wird schon auf den ersten Blick einleuchtend, wie allseitig die Untersuchung angelegt ist, wie viele Einzelgebiete Dr. Hansen in sein Forschungsgebiet hineinzieht. Es ist wohl selten ein Werk erschienen, das in der Beziehung mehr böte.

Wegen der großen Bedeutung des Inhalts werde ich mich im ersten Teile meiner Besprechung auf ein bloßes Referat beschränken, damit die Darstellung Dr. Hansens um so schärfer hervortrete.

In diesem werde ich soweit als möglich den Verfasser selbst reden lassen, halte mich jedoch nicht immer an die von ihm vorgezeichnete Reihenfolge, sondern gestatte mir, zuweilen der Übersichtlichkeit halber einiges vorzugreifen, was ich durch die hinzugefügte Seitenzahl kenntlich mache. Meine eigenen Bemerkungen und Zusätze werde ich, um das Referat nicht zu unterbrechen, für den zweiten Teil aufsparen.

I. Die idg. Landnahme. Topographische Studien über Siedlungsnamen.

(S 1.) "Wie Norwegen besiedelt wurde", ist frühzeitig diskutiert worden. Die Asen kamen nach Are Frode (11. Jahrh.) aus 'Tyrkland', nach einem Bericht des 13. Jahrh. von 'Troia', nach Saxo von 'Byzanz', nach Snorre aus 'Asia-Asaheim'. Snorre läßt sie über Gardarike (Rußland),

Saxland, Dänemark nach Schweden und die Yngve-Sippe weiter nach Norwegen ziehen. Dieser Bericht, mag er allein auf mythisch-etymologischer Spekulation oder daneben auch auf volkstümlicher Sage beruhen, ist tatsächlich eine richtige Darstellung der Einwanderung aus der idg. Urheimat, welche bis zum Schwarzen Meere reichte (vgl. des Vfs. Menneskeslægtens ælde, II). Nach Snorre wurde Norwegen über Vermland besiedelt, nach der Hist. Norwegie ist der Trøndelag von Schweden aus besiedelt. In der wahrscheinlich trønderischen Nor-Sage kommen die Brüder Nor und Gor aus dem mythischen Jotland. Gor kommt seewärts um Dänemark herum und unterwirft sich die ganze Küste bis Sogn. Nor kommt durch Schweden über Helsingland nach dem Trøndelag; seine Söhne sind die Eponyme der norwegischen Landschaften. Wir sehen hier einen Gegensatz zwischen Küsten- und Binnensiedlung.

(S. 3 ff.). Keyser und Munch sahen in der Nor-Sage einen Beweis für ihre Lehre, daß Norwegen im Gegensatz zu Dänemark und Südschweden von Norden her besiedelt wurde. Diese Auffassung hängt zusammen mit der Lehre von den 'wiederholten Eroberungen', wodurch man die schroffen Sprünge der arch. Schichtung erklären wollte.

Allein das rein äußere Geographische über die Route der Wanderung scheint in der Nor-Sage das weniger Wesentliche; weit mehr fällt die Tatsache ins Gewicht, daß die Stammsage den Zusammenhang der Norweger mit dem germ. Süden deutlich festhielt. Und die arch. Erklärungsmethode durch 'wiederholte Eroberungen' hat sich durchgehends nicht bewährt.

(S. 6 ff.). Die Grundlage einer neuen Diskussion der Frage wurde gegeben durch O. Ryghs monumentale Arbeit 'Norske Gaardsnavne' (Norwegische Hofnamen).

a) Hauptschichten der norw. Siedlungsnamen.

Die Schichten von der Neuzeit bis zum Altertum hinauf können folgendermaßen markiert werden: exotisch-gelehrt — Chicago, Gimle — dänisch-deutsch — Frydenlund (*-en* ist deutsche Bildungsweise) — Artikelnamen — Viken (gegenüber Vik) — ***ruđ***, ***setr***, ***land*** — [***stađir***] — ***vin***, ***heim***.

Die Artikelnamen sind sämtlich jung, während die artikellosen Kurzformen mitunter zu den ältesten Schichten gehören können.

Die *ruđ*-Namen betragen ca. 2900, sie erscheinen vorzugsweise im Ostland, — dän. schwed. ryd, rød, red, deutsch rode, rat. Sie enthalten viele christliche Namen und finden sich nicht in den Kolonien der Vikinger; letzteres sagt übrigens nicht viel, erstens weil diese Kolonien von Haus aus waldlos waren, und zweitens weil die Neusiedler meistens aus dem Westlande stammten, wo das *ruđ* nicht verbreitet ist. Die Periode der *ruđ*-Namen dürfte zwischen die Jahre 1050—1550 fallen. Nach Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Ma. 1, 159, 2, 54 fallen die *rat*-Namen im Moselgebiet um das Jahr 1100.

Die *setr*-Namen betragen ca. 900. Sie enthalten keine christlichen Namen und finden sich nach Rygh nicht auf Island, wohl aber auf den Shetlands-Inseln. Hierzu ist zu bemerken, daß die *setr*-Namen im ganzen nur wenig Personennamen enthalten, und daß die shetl. *-str* in der Regel nicht aus *setr*, sondern aus *stađr* herrühren.

Die *land*-Namen betragen ca. 2000. (Von den etwa darin enthaltenen Personennamen wird nichts gesagt. G. S.) Sie gehören nach Rygh im ganzen der Vikingerzeit und sollen gleichzeitig mit den *stađir* sein, sind

aber in Wirklichkeit jünger. (S. 13.) Sie ersetzen im Norden die *rud* des Ostens und die *setr* des Westens.

(S. 16). Die Gruppe *rud*, *setr*, *land* wurde durch den 'schwarzen Tod' abgeschlossen; sie fällt etwa 1050—1350.

(S. 10). Die *stađir*-Namen betragen ca. 2500. Sie enthalten keine christlichen Namen (bis auf einen *Jónsstađir*) und finden sich oft in den Kolonien und auf Island. Rygh meint, sie seien gleichzeitig mit den *land*, aber Ryghs eigene Kurven zeigen, daß sie älter sind. (S. 17.) Nach der Größe bilden die dänischen *stađir* mit den *leif* zusammen eine ältere Gruppe (Steenstrup) und so auch nach den darin enthaltenen urgerm. Personennamen (Nygård). Wenn die *stađir* ausscheiden, bleibt nichts übrig für die wohl bevölkerten Schwedengauen des Tacitus. Nach Rygh selbst werden im Stift Tromsö die alten Landnahmsorte durch *stađir* vertreten: nun wissen wir aber, daß Halogaland in der Zeit der Königssagas bis zum Vågsfjord besiedelt war. Demnach muß die Anfangsgrenze der *stađir* schon vor das Jahr 800 fallen: ihre Hauptmasse fällt etwa ca. 800—900.

(S. 10). Die *heim*-Namen betragen ca. 1000 und gehören nach Rygh zur ältesten Schicht. Es finden sich nur ganz isolierte Spuren in den Kolonien und auf Island. (S. 22.) Zwei auf Shetland können appellativisch, zwei andere ebd. können Nachbildungen norwegischer Urbilder sein. Wenn nun die Kolonisation Shetlands mit gutem Grund früher als die eigentliche Vikingerzeit gesetzt wird, und wenn sich keine *heim* auf den Färöern finden, wird jedenfalls klar, daß die eigentliche Zeit der *heim* schon lange vor 800 abgeschlossen war. Das *heim* findet sich bekanntlich bei den Angelsachsen und Deutschen der Völkerwanderungszeit, hier aber mit Personennamen, und zwar denselben, die auch in den dänischen *stađ-leif* vorkommen (Nygård). Weil solche Personennamen in den norw. *heim* fehlen, so ist damit die Möglichkeit gegeben, daß sie wesentlich älter als das 4. Jahrh. sein könnten. Damit ist zu vergleichen, daß einer der allerältesten germ. Namen eben ein *heim* ist, *Bojohaemum*; vgl. auch den alten Landschaftsnamen *Trondhjem*.

(S. 24.) Die *vin*-Namen sind zahlreich und gehören nach Rygh zur ältesten Schicht. Dr. Jakobsen findet auf den Shetlands-Inseln vier *vin*, die jedoch appellativischer Natur sein können. Wahrscheinlich hat Rygh Recht, wenn er annimmt, daß das *vin* etwas früher auftritt als das *heim*. *vin* bedeutet Weide (so auch im Altn. belegt) und hängt mit ackerbauender Siedlung zusammen; dementsprechend nehmen die *vin* (und *heim*) die zentralsten und besten Teile der Gauen ein, vgl. die Karten II, III, IV. Die Abstände zwischen den *vin*-Siedlungen sind sehr gleichmäßig, was für die Beurteilung der frühesten Siedlungsverhältnisse wichtig ist, da es mit nomadischer Siedlung unvereinbar scheint. Es lassen sich hinter den *vin-heim*-Namen keine Spuren älterer Namengebung nachweisen.

(S. 32.) Daß die *vin-heim* eine ältere Schicht vollständig verdrängt hätten, läßt sich nur bei Annahme eines neu eingewanderten Volkselements begreifen, und selbst dann noch kaum; vgl. das Moseltal und Hellas, wo ältere Namen sich unter mehreren Schichten späterer Eindringlinge fest erhalten. Alles deutet darauf hin, daß die *vin-heim*-Schicht wirklich die erste Siedlung eines erdbauenden Volkes unserer Zunge vertritt.

b) Verteilung der *vin-heim*.

(S. 33.) Eine Darstellung gibt die graphische Kurve Karte I neben der Übersichtskarte IV.

Zunächst fällt auf, daß die *vin-heim* sehr spärlich an der Küste auftreten, wo doch heute zwei Drittel der Bevölkerung sitzen, vgl. die beiden Karten in Hansen La Norvège S. 8 und hinten. Noch auffälliger wäre das Bild, wenn allein die *vin* herangezogen würden. Dies bestätigt die Charakterisierung der *vin*-Siedlung als ackerbauend.

Zweitens bemerkt man die lange Unterbrechung an der Südküste von Egđafylke bis gegen Rogaland; hier finden sich nur vereinzelte *heim*.

Die Gegensätze können nicht durch Quantität oder Qualität des Bodens, sondern nur historisch-ethnisch erklärt werden.

Hier fallen verschiedene Momente ins Gewicht. 1. Egđafylke, obgleich räumlich zum Ostland gehörig, wird dennoch gerichtlich zum Westland gestellt, indem es dem Gulathingsgesetze folgt. 2. Die Nor-Sage stellt den Eponymen Egđafylkes mit denen der westländischen Landschaften Rogaland und Hordaland zusammen. 3. Es scheiden sich die westlichen und östlichen *vin-heim*-Gebiete durch ihre Siedlungsform: im Westland sind die Höfe zwischen vielen 'Aufsitzern' (Opsiddere) geteilt, sogar bis auf 20 hinauf, während im Ostland und im größten Teil des Nordlands nur Einzelbesitzer vorkommen, ganz wie im Süden, z. B. in Franken. 4. (S. 39.) Die Dialektscheide zwischen Westnorwegisch und Ostnorwegisch-Nordnorwegisch ist nach Lundell wesentlicher als die zwischen Ostnorw.-Nordnorw. und Mittelschwedisch. 5. Das Westland zeigt in arch. Beziehung mehr westeurop. jütländische Neigung als das Ost- und Nordland, welche östlicheren Verkehrswegen folgen.

Im einzelnen läßt sich die entgegengesetzte Wirkung der beiden Zentren oft wahrnehmen. Im Hallingdal, in Valdres (welche ursprünglich dem Gulathingsgesetz folgten) sowie im Østerdal finden wir deutlich eine zwiefache Stellung: *vin-heim* ist im obern und untern Teile des Talgebiets zahlreich vertreten, in der Mitte aber fehlt es ganz.

(S. 40.) Das östliche Zentrum gründete eine Filiale im Þrándheimr und von dort wieder eine Abzweigung ostwärts nach Schweden hinüber, durch *vin-heim* gekennzeichnet. Nach Karlsson (Sv. Fornminnefören. tidsskr. 1900) stammen die norrländischen *vin*, *heim*, *stađir* vom Trondelag, nicht von Svealand. Nach Lundell ist der Dialekt Norrlands norwegisch, d. h. trønderisch. Nach Munch schließt sich das Helsinggesetz an das Frostuthingsgesetz und trennt sich von den schwedischen Gesetzen. Jemtland folgte dem Frostuthingsgesetz. Nach Montelius ist norwegischer Einfluß in helsingischen Funden unverkennbar. Ferner wissen wir, daß ein Teil Helsinglands sich an den norw. König Håkon den guten anschloß. Håkon Jarl benutzte H. als Stapelplatz für seine Vikinger-Unternehmungen nach dem Osten. Olaf der Heilige legte seine Rückreise nach Norwegen über Helsingland. Heimskringlas Stammsagen führen die Helsinger und Jemten auf Norwegen zurück. Von den Helsingern stammen weiter die Schweden in Finnland.

(S. 42.) Die Südgrenze der *vin* in Schweden ist zweifelhaft; jedenfalls finden sie sich trotz Karlssons Zweifel zahlreich noch in Vestergötland (50 Belege), dem Hauptgebiet der schwed. *heim*. In Ostschweden sind sie spärlicher (15 in Östergötland, 15 in Upland), und sie fehlen in Dalarne und Gestrikland: überall hier kam erst mit den *stađir* die dichte Besiedlung.

In Dänemark wird die erste Besiedlung vertreten durch *leif*, *løse*, *inge*. Nach Steenstrup haben die seeländischen *leif* ein Durchschnitts-

areal von 1200 Tonnen Land, d. h. so viel als 6—8 *vin*-Siedlungen im Christianiagebiet. Die *leif*, mit urgerm. Personennamen zusammengesetzt, häufen sich auf Seeland (80), Schonen (62), auch noch auf Lolland, 'Falster' NO Jütland, sind spärlicher in Halland, in SW Jütland (38) und Schleswig (25). Dann treten sie erst wieder in Thüringen auf. Das Zentralgebiet findet sich offenbar auf Seeland und in Schonen. Nur ein einziges *leif* überschreitet die norwegische Grenze, Ja(r)l(al)eif in Skjeberg.

løse gehört kaum zum Adj. 'los', ist wahrscheinlich 'Weide neben Gewässer'. Es reicht im N etwas weiter als das *leif*, bis Östergötland; einzelne vereinzelte Ausläufer scheinen sich, trotz Rygh, in Norwegen zu finden.

ing, das man zu dän. *Eng* 'Wiese' stellt, reicht gleichfalls etwas über das *leif* hinaus, bis Östergötland und Småland. Es ist zweifelhaft, ob es in Norwegen vorkommt. Überhaupt ist es schwierig, dies Element von der Ableitung *-ing* zu unterscheiden, welche zur Zeit der germanischen Völkerwanderung auftritt.

heim scheint nur im Inland als eigentlich schichtbildend aufzutreten, vor *by* und *stad*. In Småland folgen nach wenigen zerstreuten *leif*, *løse* und *inge* die gleichfalls nicht zahlreichen *stadir*, sowie ein Paar vereinzelte *heim* an der Küste von Möre. In Vestergötland sind die *heim* zahlreich und zerstreuen sich offenbar von dort ostwärts nach den Svealändern, wo sie mit einigen vereinzelten und verstümmelten Namen in Upland endigen. Nach *heim* und einer lokalen Reihe *tuna*, die wohl gleichzeitig ist, kommt die zusammenhängende Siedlung mit *stadir*, welche die Ebene füllt, aber nach dem Norden zu bloß gerade den Dalelf überschreitet.

Überall neben den Siedlungstypen erscheinen reine Ortsnaturnamen: Ø, Vik, Næs, Fjord, teils alleinstehend (artikellos), teils mit Personennamen, teils mit Lokaleigenschaftsnamen zusammengesetzt.

Daneben erscheint eine Reihe dunkler Bildungen: dänische Inselnamen wie Fyn, Mon, Falster, norwegische Insel-, Strom- und Fjordnamen wie Bokn, Hitr, Drafn (Drammen), Ign, Bunbl, Vefsn, norw. Siedlungsnamen, wie Totn, Dofr(ar) usw. Eigentümlich ist der Auslaut, wo oft ein geschlossener Konsonant in einen offenen hinüber 'platzt'. Jedenfalls ist diese Gruppe sehr alt.

II. Die Einwanderungswege der Gewächse. Plantographische Studien.

(S. 49.) Das arktische Element der norw. Flora ist tertiär ostsibirisch, während der Eiszeit eingewandert. Dann kam ein mitteleuropäisches Klima; selbst bis zum Nordkap gedieh die Kiefer gut. (S. 58.) Unter den eingewanderten wärmeliebenden Pflanzen war eine Gruppe ('Plantesamlag' nach dem dänischen Botaniker Warming) von mittelgroßen Gewächsen, unter denen besonders Origanum vulgare hervortritt, eine rötliche, stark duftende Merian-Art, welche am Hardanger, in Småland und Upland Konig oder Kung heißt; vgl. Plinius Konila; man könnte nach ihr die gesamte Gruppe als die Origanum-Formation oder die Kung-Sippe bezeichnen. Die Verbreitung dieser Sippe zeigt auffällige Unterbrechungen. Blytt hat diese durch eine 'Relict-Theorie' erklärt, d. h. die Sippe sei bei wärmerem Klima überall eingewandert, und dann bei rückgängigem Wärmegrad dort übriggeblieben, wo stellenweise wärmeres Klima herrschte. Diese Theorie stimmt aber nicht zu den Tatsachen.

denn in dem warmen Schiefer-Geröll von Rogaland, Saude, Suldal, sowie in dem gleichfalls warmen Geröll von Lysterdal verschwindet die Kung-Sippe ganz. Die Erklärung kann nicht im Klima, sie muß im Terrain gesucht werden: die Verbreitung der Kung-Sippe ist im ganzen an genau vorgezeichnete Bahnen gebunden, wo Schiefer und Mergel den Weg zeigten.

(S. 76). Die edlen Laubbäume reichen an der Küste weiter als im Binnenland; die Kung-Sippe setzt sich über die Schieferbrücke in Valdres bis zum Trondelag fort und von dort nach Schweden hinüber bis zur Küste Helsinglands. Beide, das Kung-Gefolge und die Laubbäume, haften an den sonnigen Hügeln, den offenen Wiesengeländen: an solchen günstigen Örtlichkeiten konnten sie, wie von C. Welzer nachgewiesen, den Kampf mit dem Nadel-Urwald siegreich aufnehmen.

(S. 78). Nun zeigt sich aber, daß genau denselben Weg wie die Kung-Sippe auch die *vin-heim*-Siedlung gewählt hat, vgl. Seite 7. Diese Siedlung war entschieden an den Ackerbau gebunden; keine Jäger- oder Fischerbevölkerung könnte so wohnen. Der primitive Ackerbau der *vin-heim*-Siedler konnte im Urwald-Dickicht nicht vorwärts kommen; wohl aber in den offenen Hainen und in den Laubwald-Enklaven, die sich in den dunklen Umgebungen dem Auge von weitem als lichte Flecke kenntlich machten. Auch in Deutschland war die Siedlung an solche Gelände gebunden, vgl. Rob. Gradmann, Geogr. Jahrb. B. 7, Leipzig 1901.

In den Siedlungsnamen erscheinen die Kräuter seltener, was eine allgemeine Erfahrung ist. Bäume erscheinen häufig, nämlich in 2500 von 95,400 Hofnamen; darunter Laubbäume weit überwiegend, Nadelbäume bloß in 5—600 Fällen.

III. Die erste Siedlung. Archäologische Studie.

(S 100). Die Verteilung der Gräber zeigt eine beim ersten Anblick auffällige Erscheinung, die noch nicht genügend beleuchtet ist, und zwar handelt es sich um eine starke Verschiebung des Schwerpunkts nach dem Norden zu.

Wir finden in der Statistik bei Montelius:

	Schonen	Vestergötland	Vermland, Dal
Dysser	55	—	—
Jættestuer	9	82	—
Hellekister	—	9	50

Ganz entsprechende Erscheinungen zeigt die Statistik aus Norwegen:

	Ältere Eisenzeit	Jüngere Eisenzeit
Solum, Gjerpen, Hollen	9	5
Lunde, Saude, Bø	11	16
Obere Distrikte	9	50 (242 Fünde)

Im ganzen kann man sagen: Dänemarks Übergewicht über Norwegen ist während der Steinzeit überwältigend groß, tritt dann nach und nach zurück und wird in der Vikingerzeit durch völlige Unterlegenheit abgelöst. Nun aber wäre es doch undenkbar, daß eine wohl besiedelte Landschaft wie Schonen während der Zeit der Hellekisten so ganz verschwinden sollte. Daher müssen wir wohl der Erklärung Soph. Müllers beipflichten: entweder die Hellekisten sind eine lokale Phase der Väner-Gauen, gleichzeitig mit den Dyssen in Schonen, oder aber sie fallen später, zu einer

Zeit wo in Schonen die Dyssen schon durch die Gräber der Bronzezeit abgelöst waren.

Im ganzen dürfen wir davon ausgehen, daß Gräber und Siedlungsnamen sich in den verschiedenen Perioden entsprechen müssen. Und diese Voraussetzung bestätigt sich auch tatsächlich. Die skand. Steinzeitgebiete zeigen eine deutliche Parallele mit der *leif-løse-inge*-Siedlung. Es stimmt genau für Jütland, Schonen, Bleking, Småland, Öland, Nerike (wo sich die Nordgrenze der *løse* nach dieser Seite hin findet), Halland, Båhuslen. In Vestergötland, Dal, Vermland hört die Übereinstimmung auf; hier finden sich zahlreiche Dyssen und Hellekisten, aber keine *leif*, *løse*, *inge*. Dagegen Massen von *vin* und gleichfalls von *heim*, welche in Jütland deutlich auf die *leif*, *løse*, *inge* folgen und über das jütische Steingrabgebiet hinausgreifen. Montelius setzt ausdrücklich die Hellekisten am Übergang zur Bronzezeit, und es läßt sich auch verstehen, daß die Steinkultur sich in jenen entlegenen Gauen länger erhalten konnte.

(S. 105.) Die Anfangsgrenze der ältern Steinzeit fällt nach Montelius spätestens ca. 2500 v. Chr., nach S. Müller spätestens ca. 1700 v. Chr. So weit müssen wir also die *leif*-Siedlung hinaufrücken. Dies wird viele Historiker befremden, und besonders die Sprachforscher werden protestieren. Munch hat behauptet, die ältesten germ. Ortsnamen könnten keine Personennamen enthalten. Und wenn auch Nygård für die in den *leif* enthaltenen Personennamen die Möglichkeit urgermanischer Datierung zugibt, wird er außer dieser Konzession kaum so weitgehende Schlußfolgerungen ziehen. Hollquist sagt (Ark. f. nord. fil. 17): "Diese Auffassung, daß ca. 3000 v. Chr. diejenige Sprache im Norden gesprochen wurde, von der die jetzigen Dialekte stammen, hat unter Sprachforschern kaum mehr einen einzigen überzeugten Anhänger". Die Herabsetzung von 3000 auf 2000 Jahre wird sie kaum befriedigen. Hat man doch den Archäologen die längst verlassene Auffassung wieder aufdrängen wollen, die Einwanderung der Skandinavier sei erst 4—500 Jahre v. Chr. erfolgt. Bremer hat gegen die Annahme früherer Besiedlung zwei Hauptargumente: 1. örtlich: das Gebiet von Þrándheim und Svealand bis zur Ems, zum Harz und zur Weichsel konnte keine zusammenhängende Basis für gemeinsame Sprachneuerungen wie die Lautverschiebung abgeben; 2. historisch-archäologisch: die Verbreitung der Germanen ging von dem südlichen Viertel nordwärts.

Zu dem allgemein sprachlichen Argument ist zu bemerken, daß es keine ältere Schicht gibt als gerade die *leif*-Gruppe, sei es in örtlicher, sei es in archäologischer, sei es in namengeschichtlicher Hinsicht. (S. 121) die Bemerkung Munchs, daß Personennamen in den ältesten Ortsnamen nicht vorkommen, ist nicht stichhaltig: von Anfang wurden die Ortsnamen je nach ihrer verschiedenen Art verschieden gebildet, daher *løse* und *inge* ohne Personennamen, aber anders *leif*, welches in sich eine persönliche Beziehung ('Erbschaft') enthält. Auf Bremers Behauptungen läßt sich folgendes erwidern: 1) jedenfalls archäologisch fand sich die als 'zu weit' in Abrede gestellte Gemein-Basis; sprachlich erhielt sich der Zusammenhang innerhalb $^3/_4$ des Gebiets ungestört 1000 Jahre hindurch, und es läßt sich kein örtlicher Grund nachweisen, weshalb der südlichste Viertel sich viel früher hätte abtrennen sollen: der Verkehr über See, über den Belt und den Sund war leichter als durch das binnenländische Germanien, 'horrida silvis'. 2) daß die Verbreitung der Germanen noch nach d. J. 500 v. Chr. von S nach N ging, — das ist eben was be-

wiesen werden sollte. Tatsache ist nur, daß die historische Bewegung bis zur Völkerwanderungszeit hinab von N nach S ging. Und wenn z. B. Bornholm erst um 400 v. Chr. seine germ. Bevölkerung erhalten hätte, dann hätte die Insel in 800 Jahren eine geradezu enorme Sterblichkeitsziffer haben müssen, vgl. die Untersuchungen Vedels. Schon eine statistische Betrachtung zeigt, daß hier ganz andere Zeiträume gefordert werden. — wenngleich die genaue, von Stufe zu Stufe gehende Darstellung Vedels auf Bremer keinen Eindruck machen kann, der nach seinen eigenen Worten nicht im Stand ist, die archäologischen Data genügend zu beurteilen. Rein sprachgeschichtlich müßte auch die Ungereimtheit (so Verf.) einer Siedlungsgeschichte einleuchten, die für Jemtland noch um d. J. 1000 nach Chr. Bronzekultur annimmt, während schon lange die ersten Kirchen südlicher in demselben Gebiete erbaut waren, wo die Sprache noch gemein-altnordisch war. Kurz, die philologische Chronologie, die Bremer der germanischen Lautverschiebung zuliebe aufstellt, ist vollständig unvereinbar mit den Resultaten der gesamten nordischen Altertumswissenschaft.

Norwegen fällt so zu sagen außerhalb der Besiedlung der Steingräber-Zeit. Die erste germ. oder vielmehr idg. Landnahme fällt in die Bronzezeit mit der *vin-heim*-Siedlung.

In Jütland sind gerade in den steingrabarmen Teilen die *leif* selten, die *heim* zahlreich. In Schweden entsprechen die *heim* den Bronzegräbern. Vgl. die Tabelle von Montelius aus d. J. 1874 (in %):

	Bronzezeitliche Funde	*vin* u. *heim.*
Vestergötland	32	56
Båhuslen	17	11
Dalsland	11	4
Vermland	4	9
Nerike	2	1
Östergötland	6	8
Södermanland	14	3
Vestmanland	5	1
Upland	9	8
Gestrikland	—	—
Dalarne	1	—

Die Anfangsgrenze ist am besten mit Müller um 1200 v. Chr. zu setzen: das wenig differenzierte Gepräge in dem sehr weiten Gebiet paßt besser zur 400jährigen Periode Müllers als zur 1000jährigen Periode von Montelius. Der Schwerpunkt fällt wahrscheinlich zwischen 1000 –700, also gleichzeitig mit der Wanderung der Dorier nach Südgriechenland und Asien c. 1000—800, aber während den Griechen damals schon das Eisen bekannt war, kannten die nordischen Landnahmemänner bloß das Kupfer. Möglicherweise besteht ein gewisser innerer Zusammenhang zwischen beiden Völkerbewegungen, was freilich reine Hypothese bleiben muß.

(S. 119 ff.) Über das Bronzegebiet hinaus und in das Eisengebiet hinein tretend, gelangen wir in die *stad*-Siedlung. Es finden sich 149 *stadir* nördlich in Helgeland, durch ihre Lage ausgezeichnet, oft auch noch heute bedeutend. Hier wohnte im 9. Jh. Ottar "der nördlichste unter allen Nordmännern". — Svealand zeigt, daß *stad* älter ist als bisher angenommen. Nach Tacitus waren die Schweden hervorragend sowohl

durch Land- als Seemacht; dies erklärt sich nicht durch die wenig zahlreichen *vin-heim*, einzig und allein durch die *staðir*. In Östergötland bilden die *staðir* 1/6 aller Gemeinden und beherrschen die Ebene. Noch in der Bronzezeit wiegen die gesamten Svealänder nebst Östergötland wenig gegenüber Vestergötland und den früher dänischen Landschaften (1874: 159 + 30 Funde gegenüber 187 + 2000). Aber schon in der älteren Eisenzeit kommen sie nach, und das kann nur durch die *staðir* bedingt sein. In Dänemark folgen die *staðir* in Größe dicht hinter den *by* (Steenstrup) und sie zeigen dieselben Personennamen wie die *leif* (Nygård).

(S. 124.) Die Rhythmen der nordischen Besiedlung, wie sie sich durch Ortsnamen und Funde markieren, dürften sich in der Hauptsache folgendermaßen gestalten:

leif, løse, inge	Dänische Groß-Steingräberzeit	c. 1700-1200 v. Chr.
vin, heim, tun	Bronzezeit	c. 1200-400 v. Chr.
staðir (*by*)	Eisenzeit	400 v. Chr. - 1000 n. Chr.
ruð, holt, land, set	Katholische Zeit	1000-1350 (1500)
Artikelnamen	Neuere Zeit	1500-1900

(S. 126.) Montelius macht geltend, die Steinzeit-Siedlung reiche bis Helsingland und þrándheim, wo ein reiches Feld sich findet, ja sogar bis zum Namdal. Somit sollte hier eine feste nordische Besiedlung vor der *vin-heim*-Bronzezeit vorliegen.

Allein eine nähere Untersuchung ergab ein ganz anderes Resultat. Wer die Funde genau ins Auge faßt, kann sich des schlagenden Eindrucks nicht erwehren, daß hier ein von der jüngern Steinzeit Dänemarks ganz abweichender Typus vorliege, dessen vorherrschendes Material nicht Feuerstein, sondern Hartschiefer ist. Trotzdem die Funde im SO von Christiania sich an den skand. Typus annähern, steht fest, daß kein einziger der hierhergehörigen Siedlungsfunde sich in den Groß-Steingräbertypus einreihen läßt. Zweifellos haben wir hier eine direkt fortgesetzte Entwicklung der dänischen ältern Steinzeit, unabhängig von der dänischen jüngern Steinzeit; man kann sie nach dem hervorragendsten Fundorte den Nøstvet-Typus oder nach dem Material den Schiefer-Typus nennen.

Weiter lassen sich die Spuren bis Frankreich verfolgen. Es läßt sich ein ununterbrochener Zusammenhang von der typisch arktischen Steinkultur in Tromsø Stift über das Fosen-Gebiet und Bøml (mit etwas jüngeren Formen), Jæder, Lister, das reiche Nøstvet-Gebiet bei Christiania, Ske (Båhuslen), Ringsjö (Schonen), Frænnemark (Bornholm) bis zu den dänischen Schalhäufen und von dort weiter bis zu den Höhlenfunden Nordfrankreichs beobachten.

Die bornholmischen Funde zeigen eine lange Übergangszeit zwischen gespaltenem und geschliffenem Feuerstein; dadurch wird teilweise erklärlich gemacht, wie im noch entlegeneren Norwegen die ältere Steinkultur noch weiter leben konnte, nachdem schon Dänemark die Kultur der großen Steingräber empfangen hatte.

Aber der Gegensatz könnte teilweise auch durch eine Einwanderungs-Theorie erklärt werden, und tatsächlich muß dies der Fall sein.

Denn die Karte (Nr. VII) zeigt, daß die Nøstvet-Kultur entschieden der Küstenbevölkerung angehört, in radikalem Gegensatz zur *vin-heim*-

Bronzesiedlung. Deutlich sind die Nøstvet-Leute sowie die Altsteinleute Dänemarks und die Mittelsteinleute Bornholms ein Volk von schaltieressenden Fischern und Waidmännern, unabhängig von dem urbaren Terrain, welches die Ansiedlung der Skandinavier bedingte. Also haben wir Nicht-Indogermanen gegenüber Indogermanen.

Daß zerstreute Altertümer skand. Gepräges unter den Nøstvet-Sachen vorkommen, sagt nichts: natürlich konnten Beeinflussungen und Beimischungen nicht ausbleiben. Gräberfunde bei Hevne und Höhlenfunde bei Bjugn reichen hinab bis zur Vikingerzeit; in den quadratischen Gräbern am Varangerfjord (Nordkap) fanden sich Metallsachen, zum Teil entschieden nordischer Form, unter sonst ganz unnordischen Sachen: Bogen aus Wachholder, Pfeilen mit Beinspitzen, bisweilen Schneeschuhen, weiter Quarz, Schalen von Buccina und Cyprina, Seesternen, Vögel- und Fischbeinen zermalmten Kiefern von Renntieren, Füchsen, Bibern und Walrossen.

IV. Finnen, Quänen und Lappen. Ethnologische Studien. (S. 156 ff.) Man ist gewohnt, sich die idg. Steinleute als 'Wilde' vorzustellen. Das ist aber fehlerhaft. Denn mit einer alten Zivilisation kamen die Indogermanen nach Skandinavien und ließen sich dort nieder, während der Steinzeit in den dänischen *leif*, während der Bronzezeit in den norwegischen *vin-heim*. Ganz anders die vorhergehenden Jäger: in diesen können wir eher als in den Skandinaviern richtige Wilde erblicken. Nur den Hund hatten sie als Haustier und auch diesen nicht zweifellos außerhalb Dänemarks. Seetiere spielten bei den Urindogermanen nur eine geringe Rolle, — hatten sie doch nicht einmal ein gemeinschaftliches Wort für 'Fisch' (Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte); dagegen im Haushalt der Altsteinleute waren die Seetiere ein Hauptstück. Auch die jüngern Schalhaufen sind gewiß von den Ureinwohnern gebildet. In der Stora Förvar-Höhle auf der Karlsinsel bei Gotland findet sich eine fortgesetzte Siedlungs-Ablagerung, mit Fischen und Seehunden anfangend bis zu einer dünnen Oberschicht mit idg. Haustieren, Bronze- und Eisengeräten. Daneben zerquetschte Menschenknochen, was auf Menschenfresserei deutet: auch bei Sjøngheller in Søndmøre fanden sich solche Spuren. So etwas scheint nicht indogermanisch: Menschen wurden bei den Skandinaviern zwar geopfert, kaum aber gefressen, — diese Sitte gehört gewiß den Nicht-Indogermanen.

Somit zeigen sich in Skandinavien von alters her zwei Rassen, getrennt nicht durch zufällig verschiedenen Erwerb, sondern durch ihr ganzes ethnisches Gepräge. Die Verlegung des archäologischen Schwerpunkts nach N. von den dänischen Schalhaufen der Altsteinzeit über Nøstvet in Viken bis zum arktischen Steingebiet in Finmarken, das Fehlen der ältesten Typen im N und der jüngsten im S — dies alles zeigt, daß die Verschmelzung der Rassen im Süden frühzeitiger eintrat. Die nicht-idg. Bevölkerung hielt sich die ganze Zeit hindurch nördlich der idg. Schwerpunkte und wurde zugleich mit diesen nordwärts verschoben; in den äußersten Außengebieten der neuen Kultur hat sie ihre Eigenart am längsten behaupten können.

Wenn zwei so scharf getrennte Rassen jahrtausendelang neben einander wohnten, erhebt sich die Frage, ob dieser Sachverhalt keine historisch-literarischen Niederschläge hinterlassen habe.

Tatsächlich finden wir seit dem Bekanntwerden Skandinaviens eine ununterbrochene Reihe von Zeugnissen, die über ein von den Nordleuten grundverschiedenes Volk im Norden berichten. Von Tacitus, Prokop, Jordanes, Anonymus Ravennas, Paul Warnefrid bis zu den Schweden des 17. Jahrh. werden die Stämme hinter den Nordleuten ganz gleichartig geschildert, als ein Zaubervolk, dessen Männer und Weiber gemeinschaftlich aufs Waidwerk ziehen und das ein mehr tierisches als menschliches Leben führt. Bei Prokop wird ausdrücklich der Gegensatz dieser Wilden zu den Skandinaviern hervorgehoben. (S. 171.) Das Gesamtbild stimmt genau zu dem, was wir von jenen Nicht-Indogermanen erwarten müßten, die noch während der Eisenzeit auf der Stufe der arktischen Steinzeit standen.

Die Nichtindogermanen im Norden werden bei den Schriftstellern Finnen oder Skridfinnen genannt. Dadurch erhalten wir für sie eine ethnische Benennung, wodurch übrigens nichts über ihre ursprüngliche Nationalität gesagt wird, denn bekanntlich fließen die Völkernamen manchmal in einander über, vgl. den Namen *Finnagarðr auf den Shetlands-Inseln, der nach Jakobsen für *Pettagarðr steht, d. h. piktische Ansiedlung bedeutet.

Wir haben daher zunächst nur an der Hand des Finnen-Namens unsere Vorstellungen von der ursprünglichen Verbreitung der Vor-Skandinavier zu kontrollieren.

Die literarischen Zeugnisse ergeben mehrere örtliche Anhaltspunkte. Jordanes erwähnt 'Finni mitissimi', d. h. "die am meisten zivilisierten Finnen" neben den Raumaricii d. h. den Bewohnern von Raumariki (Romerike) am Christiania Fjord. Beowulf erwähnt Finna land an der Küste nördlich der Heaþo-Reamas = Raumaricii. Nach der Nor-Sage hatte Nors Sohn Raum mit der Tochter des Jötuns Thrym von Vorsa einen Sohn, der Finn-Alfr genannt und bei dem Mutterbruder Berg-Finn erzogen wurde. Sturla Thordson sagt von einem Aufgebot aus der ganzen Christianiafjord-Gegend, welches sich im Jahre 1257 in Tonsberg versammelte "*dyggðir menn or Finna byggðom*". In dem Eidsiva- und Borgartingsgesetz, welches u. a. für Raumariki und Alfheimar galt, wird verboten zu den Finnen zu fahren "*at spyrja spá*" (die Wahrsager zu befragen): falls solches ruchbar werde, soll es streng bestraft werden. Diese Vorstellung, daß man sich insgeheim zu den Finnen begeben konnte, und es wohl auch häufig tat, paßt nicht zu dem fernen Finmarken, sie läßt auf ein eng benachbartes Gebiet schließen. Nach diesem allen kommen wir auf ein Finnland an der Küste des Skagerak oder des Kattegat.

Andere Finnen werden nördlicher erwähnt. Nach Adam von Bremen war der Hauptsitz der Skridfinnen in Helsingland. Ottar lebte im 9. Jahrhundert in Helgeland unter Finnen. Im Jahre 1311 erließ Håkon Magnusson auf Gesuch des Finnenkönigs Martin eine Verordnung betreffs der Finnen Helgelands, welche darin als noch heidnisch, aber zugleich als fest angesiedelt erscheinen.

Neben den literarischen Zeugnissen kommen zahlreiche Ortsnamen mit Finn in Betracht, z. B. Finveden in Småland (Finnaithae bei Jordanes), Finhult an dem Ringsjö in Schonen, Finholt in Romerike, vgl. Karte VII. Diese Namen können nur ausnahmsweise von der unscheinbaren Grasart 'Finnskegg' herrühren, eher von dem Personennamen Finn, aber dennoch ist kaum denkbar, daß z. B. die 25 Finnstad und die 5 Finnestad sämtlich nur den Personennamen enthalten sollten. Auffällig bleibt immerhin, daß von den 30 *stad*-Namen mit Finn nur ganz wenige sich an der West-

und Nordküste befinden. 1. im Westland, 2. bei Stenkjær (Trøndelag), 1. in Nordland (2. in Tromsø Stift sind neugebildet). In Smålenene, Romerike und den Mjøs-Gauen finden sich die $^4/_5$; wäre dies etwa an die Finni mitissimi des Jordanes anzuknüpfen? Im ganzen dürfen wir sagen, daß die Hauptmasse der Finn-Namen südlich bis Finnhult in Schonen den Volksnamen, nicht den Kräuter- oder Personennamen enthalten.

Was bedeutet aber der Name? Gewöhnlich werden Finnen = Lappen gesetzt. Dies wird begründet durch den heutigen norwegischen Sprachgebrauch, aber noch mehr durch das Zeugnis Ottars, nach welchem die Finnen dieselbe Sprache hatten als die Bjarmer. Allein aus dem heutigen Sprachgebrauch kann man, wie oben gesagt, keine sichern Schlüsse auf das Altertum ziehen, und selbst wenn man aus dem Götternamen Jomali schließen kann, daß die von Thore Hund im Jahre 1026 besuchten Bjarmer Karelisch sprachen, so folgt daraus dennoch nicht notwendig dasselbe für die um 250 Jahre älteren Bjarmer Ottars.

Tatsächlich stimmen die Lappen weder örtlich, noch ethnisch, noch zeitlich zu den vorskandinavischen Finnen. Die Hauptmasse der Lappen findet sich in den Lappmarken, wo die Finn-Namen fehlen; anderseits fehlen alte lappische Ortsnamen vollständig in dem Nøstvet-Finn-Gebiet, die vorhandenen lappischen Namen sind hier einfach Umbildungen oder Übersetzungen nordischer Vorbilder. Dies ist für die Frage eigentlich schon entscheidend. Es ist vollständig ohne Parallele, daß eine ursprüngliche Bevölkerung nicht einmal so viel als eine einzige Spur ihrer Sprache in den Ortsnamen hinterlassen hätte.

(S. 182.) Die Lappen gehören zweifellos der niedrigen nordasiatischen Tundra-Kultur an (s. Menneskeslægtens ælde S. 377). Selbst ihre Sprache müssen sie von andern Völkern bekommen haben, und diese waren die der Rasse nach weit von ihnen abstehenden finnischugrischen Stämme, welche ihre nahen Süd-Nachbaren von Sibirien bis Finnland waren. Die lappische Renntier-Kultur, welche sich durch den Wortvorrat als uralt erweist, hängt zusammen mit den Samojeden. (Vgl. Hansens Aufsatz bei Nansen, Paa Ski over Grønland, Kra. 1890, S. 94—108.) Die unindogermanischen Skinamen der Lappen weisen auf Mittelasien, Altai, Baikal. (S. 259 ff.) Die Ski der Lappen waren zweifelsohne von Anfang an nach asiatischer Art mit Fell besetzt, so wie sie in der Kalevala erscheinen, nicht glatt wie die nordischen und die in den sogenannten Lappengräbern am Varangerfjord gefundenen. Die Lappen kannten nicht solche verhältnismäßig großartige Grabgebäude wie die am Varangerfjord. Sie kannten keine soziale Gliederung wie die in Ottars Mitteilungen und in den häufigen Erwähnungen von Finnenkönigen hervortretende. Die Lappen werden von den Skandinaviern stets mit tiefer Verachtung erwähnt, als feig und verzagt; sie konnten nicht jene Finnen sein, die den Schweden als gefährliche Feinde galten und auch sonst immer mit größtem Respekt geschildert werden. Die Lappenweiber nehmen nicht am Waidwerk teil; so fern wurden sie früher davon gehalten, daß die Beute durch eine Hintertüre des Zelts in einen eigenen, nur den Männern zugänglichen Raum gebracht wurde. Dagegen bei den Finnen, den Skridfinnen sowie den Seefinnen, sind die Weiber beim Waidwerk überall die Gefährten der Männer, und in einem der angeblichen Lappengräber am Varangerfjord wurde ein Weiberkopf (J. Heibergs Diagnose) mit Ski, Bogen und Pfeilen gefunden. Die Lappen haben ihre Fangapparate von

den Norwegern geborgt, die Seefinnen dagegen hatten nach Leem selbsterfundene, die von den norwegischen abwichen. Die Lappen brauchen als Kerzen nur Späne, die Seefinnen verwenden in großem Maßstabe Tran usw.

(S. 188.) Zu diesen Zeugnissen, welche die örtliche und ethnische Verschiedenheit zwischen Lappen und Urfinnen verraten, kommen nun die Lehnwörter aus dem Nordischen, welche entschieden auf späte Einwanderung der Lappen deuten. Ein Teil ist freilich alt, aber diese haben die Lappen mit den Finnen gemeinsam, d. h. zweifelsohne durch finnische Vermittlung, was auch lautlich wahrnehmbar ist. Hätten die Lappen von Alters her neben den Skandinaviern gesessen, so müßten sie eine Reihe selbständig übernommener urnordischer Wörter besitzen; die ältesten nord. Lehnwörter stammen aber erst aus der Vikingerzeit (Quigstad Nord. Lehnw. im Lappischen, Chr. V. Selsk. Forhandl. 1893). Bemerkenswert ist, daß alle Seeausdrücke im Lappischen nordischen Ursprungs sind, selbst solche wie Meer, See, Strand, Welle, Holm. Ein einziger Ortsname hat im Lappischen urnordische Form, Makkaravjo = Magerøy. Aber dieser Einzelfall kann die urnordische Nachbarschaft nicht erweisen; die Lautverbindung *avj* vertritt auch sonst im Lappischen das norw. *øy*, welches dem Lapp. abgeht. Alle übrigen Ortsnamen sind deutlich erst seit altnordischer Zeit übernommen. Während Habicht im Lapp. *habag* heißt, finn. *hafukka*, heißt bei Skjerø, Tromso und Tysfjord das norw. Haukø im Lapp. Avka, d. h. es zeigt eine Lautform, die jünger als das Jahr 800 ist. Bei der Genauigkeit, mit welcher das Lappische sonst die finnisch-germ. Lautform bewahrt, ist es undenkbar, daß es sie hier auf eigne Faust hätte weiter entwickeln sollen. Wir sehen auch anderseits, daß durch den Übergang ins Lappische die altnorw. Lautform ganz oder halb versteinert, z. B. Vahke = Vágar, Vågen (Lofoten), Reip-vahk = Reiper-våg (Finmarken), Skanek = Skáneyjar (Trondenes, Tromsø), fal- = altnorw. -hval- in Kvaløy (Vestfinmarken), Karlsø, Kvalsund (Tromsø). Selbst größere Örtlichkeiten haben norw. Namen. — Die altnorw. Form gilt indessen nach dem Süden zu bloß bis Ofoten, kaum bis Vesterålen. Weiter südlich gelten neunorwegische Formen: Voahke = Våge (Salten, vgl. Vahke), Golse = Kvalsø (Hadsel in Vesterålen, vgl. fal-), Guitanassje = Kvitnes (vgl. fital = hvitling, Fischname). Südlicher in Salten Langovvo = Lan(de)go(de), Gødjdja = Gøya = Goðey, Jemgabmo = Hjemgam = Heimgam. Noch südlicher sind die Formen noch jünger: Sirejolla = Sirejol̄ (Hatfjelddalen, 'dickes *l̄*' = *rd*), Svejeg, Sveing = Sviðning, Svenningdalen. Im Trøndelag finden wir endlich vollständig modern-norwegische Dialektformen: Beiston = Beistan = Beitistað, Sperrbe = Spårbu = Sparabu, Sjtientsje = Stenkjær = Steinker, Vardale = Værdålen = Veradal, Sjkierrde = Sjørdalen = Stjóradal, Moarrak = Mårråk = Merakr, Sallbu = Salabu (nicht früher als das 15. Jahrh.) = Selabu.

(S. 185.) Dazu kommt nun, daß eine verhältnismäßig alte Überlieferung sowohl die Einwanderung der Lappen als ihre Verschiedenheit von den Seefinnen bezeugt. Pastor Lund schreibt im Jahre 1689 (N. Vid. Selsk. Skr. 19. Aarh. B. 1, Throndhj. 1817): "Man erzählt für wahr, daß die Lapfinnen, welche sich meistens durch zahme Renntiere ernähren, bei ihrer ersten Ankunft in diesen thrundhjemschen Gebirgen (früher gab es jedoch Finnen, welche von Wild und Waidwerk lebten) in éinem Tage sowohl Männer als Weiber mit den Wiegenkindern in Norlide ausrotteten und zu Grunde richteten, aber diesen Mord revanchierte ein Mann in Sørlide, wohnhaft zu Estil" — indem er sie einlud, dann zwischen der

Wand und dem Langtisch festklemmte und mit Beilen niedermetzelte. "Die Überlebenden im Gebirge lernten später sich zu fügen." "Von diesem Manne rechnet man jetzt fürwahr das fünfte Glied in recta linea descendente." Demnach scheinen die Lappen erst im 16. Jahrh. bis Indherred (in der Nähe vom Trøndelag) angelangt zu sein, vgl. hierzu die neunorwegischen Sprachformen der lappischen Ortsnamen in Vesterålen. Bemerkenswert ist die scharfe Unterscheidung zwischen Lapfinnen und Seefinnen, die sich auch bei Peder Claussøn findet (16. Jahrh.).

Also die Lappen scheinen erst spät in Skandinavien heimisch; ihr erstes Auftreten wird etwa in die Zeit zwischen dem 10. und 11. Jahrh. fallen.

(S. 179 ff.) Wenn nun die Urfinnen keine Lappen sind, wo können wir sie dann unterbringen? Eine positive Sprachbestimmung läßt sich vor der Hand nicht geben, aber so viel ist wenigstens klar, daß eine Reihe arktischer Funde außerhalb der *vin-heim-stađ*-Gebiete in Schweden nach Quänland führen. Die Quänen sind wie die Lappen Träger des Finnennamens, und jenes Gebiet arktischer Funde in Ostschweden wird im Jahre 1273 'Finmark' genannt. Die Ur-Quänen können weder Lappen noch Suomi gewesen sein, vgl. Wiklund Ark. f. nord. fil. 12, 1896. Suomi-Ortsnamen finden sich nicht über Norrbotn hinaus, welches spät besiedelt wurde. Lappische Ortsnamen reichen nicht bis zum Küstenland. Soweit ist Wiklund im Recht; wenn er aber seine Quänen zu Skandinaviern oder 'Schweden' stempelt, so widersprechen die arch. Data dem entschieden. Zwar finden sich Altertümer der jüngern Steinzeit auch nördlich der *stađir*-Gebiete in Ångermanland, allein die Siedlungsnamen sind deutlich ganz späten Gepräges. Noch im 14. Jahrh. nennt das Helsinggesetz keine vollständige Gemeinde im südlichsten Teile Vesterbottens: es erwähnt diejenigen die in Ume und Bydgde wohnen und dann im allgemeinen 'alle diejenigen die nördlicher wohnen'. Die arktischen Funde, welche der Küste ihr Gepräge verleihen, können kaum zu skandinavischen Altertümern gestempelt werden. Entschieden gegen das nordische Volkstum der Quänen spricht ihre allgemeine historische Stellung, ihre Unabhängigkeit von den Helsingern, ihre oftmalige Feindschaft mit ihnen und mit den Haloygern. In den späteren Sagas werden sie mit den "Kirjalen, gehörnten Finnen und beiden bjarmischen Völkern" zusammengestellt (Hist. Norv. 1190); von Olaus Magnus werden sie 1555 als die Fuhrknechte (Koresvende) der Finnen, von den Norwegern Finmarkens 1598 'Ostfinnen' genannt, deutlich unter die Finnen eingereiht. — Während somit alle arch. und hist. Data dem angebl. nordischen Volkstum der Quänen widersprechen, werden sie sofort verständlich, wenn wir die Quänen zum Kulturkreis der nicht-indogermanischen Urfinnen Norwegens stellen.

(S. 202.) Adam von Bremen sagt, daß die fern-wohnenden Jägervölker eine Sprache sprechen, die wie Zähne-Geknirsche klingt. Dies könnte Lappisch sein; jedenfalls müßte das Urfinnische schon lange vorher ausgestorben sein. Nur in Ortsnamen können wir Spuren erwarten, und kaum in eigentlichen Siedlungsnamen, dagegen in den Namen von Naturfaktoren, von Inseln, Strömen, Seen und Fjorden. Und gerade hier findet sich eine Reihe altertümlicher Gebilde mit jenem auffälligen 'platzenden' Auslaut (vgl. oben S. 25). Dazu kommen auch finnische Königsnamen wie Sumbl, Theng idl, Matt udl. Hier könnte ein Rest der urfinnischen Sprache vorliegen, was freilich nur als Vermutung hingestellt werden darf.

———

V. Indogermanen und Nicht-Indogermanen. Anthropologische Studie. (S. 211 ff.) Die Archäologen gaben lange jeder neuen arch. Periode ein neues Siedlervolk. Aber kein einziger Fund der skand. Stein-, Bronze-, Eisenzeit fällt über die jetzt bekannten Variations-Grenzen hinaus. Die bisherige Kraniologie arbeitet viel zu schematisch; ein Unterschied von 1 cm entscheidet manchmal, ob ein Typus als lang- oder breitschädlig registriert werden soll. Manchmal laufen die Definitionen auf die Sophistik des Erasmus Montanus hinaus: "Ihr kräht wie ein Hahn, ergo seid Ihr ein Hahn!"

Ein Zusammenhang zwischen Körperhöhe und Schädellänge läßt sich von vorn herein vermuten und findet sich tatsächlich auch; es ist das sog. Gesetz Welckers (1862). So auch in Schweden nach der Anthr. suec. (Material: 21 jährige Rekruten):

Höhe.	Index. 71	72-76	77-81	82-86	87-
185 cm	—	1.22	0.93	0.82	—
184-180 „	1.30	1.13	0.95	0.88	0.40
179-175 „	1.10	1.10	1.00	0.88	0.96
174-170 „	0.95	1.02	1.00	0.97	0.97
169-165 „	0.94	0.94	1.02	1.08	0.86
164-160 „	0.71	0.86	1.04	1.16	1.21

Man könnte versuchen, die Bedeutung der Tabelle durch die Hypothese abzuschwächen, daß die Breitschädel langsamer wachsen als die Langschädel, so daß der Unterschied sich bei späteren Jahren wieder ausgliche, allein gerade das Umgekehrte ist der Fall. 432 ostnorw. Soldaten zwischen 22 und 28 Jahren, meist Langschädel, zeigten zwischen der ersten und zweiten Messung einen Zuwachs von durchschnittlich 1.90 cm; 267 westnorw. Soldaten, meist Breitschädel, zeigten nur 1.04.

Das Verhältnis der Augen- und Haarfarbe zum Schädel- und Körperbau wird gewöhnlich so aufgefaßt, daß Langschädel und Langwuchs zu Blauaugen und Blondhaar, und anderseits Breitschädel und Breitwuchs zu Dunkelaugen und Dunkelhaar gehören. Allein so einfach liegt die Sache nicht. Des statistische Verhältnis ist merkwürdig unklar; so auch in Frankreich und Baden nach Collignon und Ammon.

Anthr. suec. ergibt folgende Konstellationen:

Blondhaar	Blauaugen	Braunaugen
Langschädel	Breitschädel	Breitschädel
Breitwuchs	Langwuchs	Langwuchs

Und dennoch gehört unstreitig Langschädel zu Langwuchs und Blondhaar zu Blauaugen. Die Erklärung dieser scheinbar widersprechenden Verhältnisse ist in dem Nachwuchs zu suchen: es gibt eine Nachdunklung. Pitzner (Zeitschr. f. Morphol. u. Anthropol. B. 1. 3. 1899. 1901) gibt für das Elsaß folgende Statistik:

	blond.	braun.	schwarz.
bei Neugebornen	90	10	—
bei Erwachsenen	20	70	10

Weil nun die Langschädel schneller wachsen als die Breitschädel, so erreichen sie den abschließenden Grad von Dunkelheit schneller als diese.

Klarere Verhältnisse finden wir bei einem Rassen-Extrem, nämlich im Falle schwarzer Haarfarbe; es zeigt sich, daß die schwarzhaarigen schneller zum Abschluß des Körperwuchses gelangen, und die Statistik

ergibt nun deutlich die zu erwartende Verknüpfung zwischen Breitschädel, Breitwuchs und Schwarzhaarigkeit. Vgl. die Zahlen aus der Anthr. suec.:

Index	72-76	77-81	82-86	
Haar: schwarz / Augen: meliert oder braun	0.95	0.99	1.13	
Höhe	179-175	174-170	169-165	164-160
Haar: schwarz / Augen: meliert oder braun	0.97	1.14	0.99	0.88

Hiermit stimmen die norwegischen Zahlen Larsens:

Index	76	77-81	82
Haar: schwarz	0.99	0.98	1.10
Augen: braun	0.97	1.01	1.05
Haar: schwarz / Augen: braun oder meliert	0.95	0.99	1.08

Um vollgültiges Material zu bekommen, müßten wir ganz erwachsene Männer haben; zur Unterscheidung der schwierigen braunen Nuancen (ursprüngliches und sekundäres braun) müßten wir zahlreiche Kindermessungen vergleichen.

Auch Larsen erkennt jetzt die wesentliche Verwandtschaft zwischen dem hellen und dunkeln Mittellangschädel. Also bleibt in unserm Gebiet nur ein Langschädeltypus übrig, und wir haben demnach nur zwei Gegensätze zu konstatieren: Nr. 1 langschädlig, langwüchsig, in der Kindheit ausgeprägt blond, später etwas dunkler; Nr. 2 breitschädlig, niedriger, jedoch nicht zwerghaft, mit schwarzem Haar und mehr oder weniger braunen Augen.

Fragen wir jetzt nach der örtlichen Gruppierung, so finden wir, daß Nr. 1 sich mit der *vin-heim*-Siedlung, und daß Nr. 2 sich mit der Nøstvet-Siedlung deckt.

(S. 226.) Schon Retzius, der Vater der Kraniologie, hat den mittellangschädligen Typus als gewöhnlich in Schweden während der Steinzeit festgestellt (1840). Die gesamten Rassenzeichen: Langschädel, Langwuchs und Blondhaar, finden sich wieder bei den Galliern, bei den Russen echt slavischen Ursprungs, bei den römischen Patriziern und den echten Hellenen. Man könnte den Typus füglich den indogermanischen nennen.

Welche sind jetzt aber die Völker, die den breitschädligen Skandinaviern der Rasse nach nah stehen? Man antwortet: 'die Lappen', aber diese vertreten trotz ausgesprochener Breitschädligkeit einen ganz abweichenden Typus. Auf diese Zwerge paßt nicht Sven Estridsons Schilderung der nicht-nordischen Jägervölker, die von 'modica statura', kräftig und gewandt waren und deshalb als gefährliche Feinde der Skandinavier galten. Die sogenannten Lappengräber am Varangerfjord, c. 30 im ganzen, zeigen sämtlich einen unlappischen Typus. Nur in einem einzigen Grabe fanden sich Lappenschädel, und da diese sich neben einem unlappischen Schädel befanden, während sonst sämtliche Gräber nur éine Leiche enthalten, sind sie offenbar überzählig, erst nachträglich hineingesteckt worden. Die unlappische Form konstatierte mit Entschiedenheit Quatrefages in 1869, so auch Retzius und Sommier, und Larsen bemerkt, daß diese 'Lappenschädel' eine auffällige Ähnlichkeit mit gewissen norw. Formen, besonders des Trøndelags, verraten. Diese anthropologischen

Beobachtungen vollenden den durch die arch. und hist. Tatsachen schon hinlänglich geleisteten Beweis, daß die vorindogermanischen Finnen keine Lappen gewesen sein können.

Sie gehören auch nicht dem mediterranen Typus, der niedrig, dunkel und entschieden langschädlig ist.

Was sind sie denn aber? Es ist nur merkwürdig, daß die Antwort so schwer fällt. Von Norwegen und Südschweden zieht sich der Faden über Dänemark, wo die Breitschädel schon stark anschwellen, bis zu einem großen zusammenhängenden Gebiete von Breitschädeln in Mitteleuropa, welches man das 'alpine' nennen kann.

Wichtig für die Altersfrage ist, daß die Breitschädel, deren Hauptsitz in Asien liegt, weit nach dem Westen zu auftreten, in Frankreich und Belgien bei Furfooz und Solutré, in Schichten, wenigstens gleichalterig mit den Schalhaufen Dänemarks, die der älteren Steinzeit angehören, wenn sie nicht noch älter sind.

Also in Norwegen hebt die Besiedlung mit der alpinen Rasse an, mit älterer Steinkultur, Jäger-Erwerb, Schalhäufen und mit der ethnischen Bezeichnung 'Finnen'. (S. 251.) Zu bemerken ist, daß im *rud-land*-Gebiet die Breitschädel stärker vertreten sind als in den *vin-heim-stadir*-Gebieten, genau so wie in den entsprechenden dänischen Schichten. Hier sind die Breitschädel als Jäger und Freigegebene der unterworfenen Bevölkerung an der Siedlung beteiligt. Die Rodungszeit ist die christliche Bekehrungszeit mit Freilassung zahlreicher Sklaven. Erling Skjalgson ließ seine Sklaven den Wald roden, damit sie sich frei kaufen könnten. Harald Hárfagri fordert, daß alle Waldroder, Salzbrenner und Waidmänner zu See und zu Lande ihm hörig sein sollen; hier sehen wir die Urbewohner deutlich als eigene Kaste.

VI. Die Landnahmezeiten. Geologische Studien.

In der großen Eiszeit, während Renntier, Moschusochs und Polarfuchs bis Frankreich verbreitet waren, war Skandinavien unbewohnbar. Zu dieser Zeit hatten die Menschen in Mitteleuropa etwa die Eskimo-Stufe erreicht, mit feinen Geräten aus Bein und Horn. Es folgte die Zwischeneiszeit; die Steppe breitete sich bis gegen Jütland aus, und der Mensch rückte nach. Dann folgte die neuere Eiszeit mit einer Wärmesenkung von etwa 5—6 Grad; dadurch hörte Skandinavien nicht auf, den Menschen bewohnbar zu sein; die Vegetation des Westlands war wie jetzt die Finmarkens.

Die Siedlung der Breitschädel mag um 6—5000 fallen; eine absolute Zeitgrenze läßt sich nicht finden.

Die Siedlung der Indogermanen fällt während der Tapes-Zeit, d. h. während der Zeit der großen Schaltierbänke. Für die genauere Fixierung kommt die Erhebung des Erdreichs in Betracht. Bei Annahme eines c. 20 m niedrigern Niveaus kommen die meisten der 150 Helleristungen in Smålenene bis zur Wasserfläche (O. Rygh, Chr. V. Selsk. Forh. 1873), und ungefähr die gleiche Senkung, von 20—40 m, läßt ebenfalls die *vin-heim*-Siedlung direkt ans Meer herantreten, wodurch viele bisher unerklärte Lücken ihrer Verteilung verschwinden und viele jetzt unmotivierte Namen auf Ø, Nes, Vik, Fjord usw. ihre Erklärung finden. Damit hätten wir die Küstenlinie der älteren Bronzezeit gewonnen. Das Klima war damals um 2° C. wärmer als jetzt; in Dänemark baute man Hirse, die

jetzt kaum dort gedeihen kann. — Die Tapes-Zeit wird mit einer für Geologen ungewöhnlichen Genauigkeit zwischen 1500—400 v. Chr. gesetzt. Der Schwerpunkt der *vin-heim*-Siedlung fällt in Norwegen c. 500 v. Chr. Gegen die Alt-Eisenzeit ist die jetzige Küstenlinie erreicht.

Neben den skandinavischen Helleristungen findet sich, bis zu 67° N.B. hinauf, eine Reihe deutlich abweichender Formen, anstatt der 'Kreise', 'Räder' und 'Schiffsfiguren' sehen wir hier eine Reihe sehr naturalistischer Zeichnungen von Renntier, Elen, Fischen usw. deutlich ein ganz fremder Typus, der den breitschädligen Finnen gehören muß. Wenn wir nun bisweilen die indogermanischen und die nichtindogermanischen Helleristungen zusammen finden, wenn es nach Kvam und Lossius ersichtlich ist, daß die Schiffsfiguren bei Bardal jünger als die Elentiere sind, dann liegt hierin ein Beweis, daß auch die Helleristungen der Waidefinnen aus der Zeit der indogermanischen Bronzekultur stammen. Eine Datierung der 'Breitschädelkultur' auch für diese Periode, die bei den Gräbern nicht zu finden war, ist hiermit gegeben.

Wenn der Jæder eine so starke vor-indogermanische Besiedlung aufweist, so erklärt sich diese Anziehungskraft durch den höheren Wasserstand, der an dieser jetzt hafenarmen und gefürchteten Küste viele gute Häfen und geräumige Fjorde schuf.

Die 5 reichsten Nøstvet-Siedlungen des Ostlandes sind deutlich an einen um 60 m höheren Wasserstand geknüpft, wodurch sie sich in die Zeit der Osträa-Bänke einreihen. In Båhuslen setzen die entsprechenden Funde einen um 30 m höhern Wasserstand voraus, in Halland 18—30 m, in Schonen liegen sie nur ganz unbedeutend höher als der jetzige Wasserstand; diese Verhältnisse stimmen zu dem um 60 m höhern Wasserstand der Christiania-Gegend. Der Schwerpunkt der Osträa-Bänke und der Nøstvet-Schicht fällt c. 2500—1800.

Die Mulerud-Funde sind älter als die Nøstvet-Funde und vertreten dementsprechend ein älteres Erdniveau, Husholm im Randsfjord c. 135 m höheren Wasserstand, Gardermo c. 200 höh. Wass., Grue c. 180 höh. Wass.

Die allerersten sichern Spuren menschlicher Siedlung finden sich bei Narverød und gehören zur Zwischeneiszeit; sie müssen jünger als die Madeleine-Funde sein und etwa in die spätere Solutré-Periode fallen.

Rückblick.

In geologischer Hinsicht erscheint die Geschichte der norw. Siedlung folgendermaßen zu verlaufen: die erste sichere Spur ist der Siedlungsfund bei Narverød, aus der Zwischeneiszeit. Die unvollkommen bearbeiteten, sehr kleinen Feuersteinsplitter werden jünger sein als die schönen Geräte der schon hochentwickelten arch. Periode der Madeleine-Zeit, die in Mitteleuropa gleichzeitig mit der südfranzösischen Renntier-Fauna herrschte. Geologisch fällt der Narverød-Fund in die spätere Solutré-Periode mit milderm Interglacial-Klima. Er gehört wahrscheinlich derselben Breitschädel-Rasse wie die spätern Funde. Die jüngere Eiszeit mit ihrer Wärmesenkung von 5—6° C. vertrieb kaum den Narverød-Menschen von dem eisfreien Vorland im Westen, dessen Vegetation wie die jetzige Finmarkens war.

Sichere Spuren des Menschen finden wir indessen erst nach der Eiszeit. Die Mulerød-Funde fallen in eine Zeit, da das Land wesentlich niedriger als jetzt lag, wohl um ein Drittel höher als in der Binnensee-Periode. Das Klima am Christiania-Fjord war wie jetzt in Nordland: diese Periode wird ungefähr zwischen 6000—4000 fallen.

Erst nachdem ein Klima ungefähr wie jetzt eingetreten und das Land bis zu einem Niveau um zwei Drittel höher als in der Binnensee-Periode gestiegen war, werden die Funde zahlreicher, und wir gelangen in die Nøstvet-Zeit. Ihre Kultur wurde von Breitschädeln getragen, die später die 'Schieferkultur' bis zur 'arktischen Kultur' entwickelten, und welche sich als Fischfang und Waidwerk treibende Finnen bis in die historische Zeit verfolgen lassen. Die Nostvet-Kultur erreichte ihre Hauptentwickelung am Christianiafjord während der Zeit der Osträa-Bänke, ca. 2000 v. Chr.

Nach Dänemark war damals, mit der jüngeren Steinzeit, schon ein neues Volkselement gekommen, die langschädligen Indogermanen, mit Ackerbaukultur, entwickelt in den offenen Hainen am Steppenrande im Süden des europäischen Waldgürtels. Sie zerstreuten sich nordwärts besonders der Westküste Schwedens entlang; aber erst in der Bronzezeit, ca. 1000 v. Chr., erreichten sie Norwegen. Die Hauptsiedlung fällt auf die *vin-heim* in den offenen Wiesen der Laubwälder, den Linien entsprechend, auf denen die mitteleuropäischen borealen Pflanzen sich im Urwald emporgearbeitet hatten. Das Land hatte sich damals bis zum Tapes-Niveau erhoben, bis um vier Fünftel höher als in der Binnensee-Periode; das Klima war um 2° C. wärmer, die Waldgrenze lag ca. 300 m höher als jetzt.

Schon vor ca. 2000 Jahren, zu Anfang der idg. ältern Eisenzeit, war das Land bis zum jetzigen norw. Niveau gestiegen. Das Klima verschlechterte sich wieder; die wärmeliebenden borealen und atlantischen Pflanzen verschwanden stellenweise von ihren frühern Niederlassungen.

Erst nachdem die jetzigen Boden- und Klimaverhältnisse eingetreten waren und schon das Licht der Geschichte auf das Land zu fallen begann, kamen die Lappen, als die westlichsten Ausläufer der nördlichen Renntier-Kultur der Tundren des alten Festlandes.

Noch später kamen die äußersten Vorposten der finnisch-ugrischen Völker mit ihrer den Wassergeländen des Waldgürtels angepaßten Kultur.

Wir sind jetzt mit dem Referat über das inhaltreiche Buch zu Ende; hoffentlich ist es mir einigermaßen gelungen, die Hauptpunkte hervorzuheben und mich nicht allzu vieler Mißverständnisse schuldig zu machen; manches jedoch habe ich als Nicht-Fachmann bei Seite lassen müssen.

Schon oben hob ich den umfassenden Plan Dr. Hansens hervor; es ist durch ihn der Untersuchung eine Basis geschaffen worden, wie man sie wohl selten finden wird. Der Hauptfehler fast aller bisherigen Ethnologen — das einseitige Theoretisieren ohne Besorgnis um Gegenproben — wird hier völlig vermieden. Und die einander kontrollierenden Forschungsgebiete greifen so genau ineinander wie die Zahnräder eines gut regulierten Uhrwerks. Man braucht sich nur die beigegebenen Karten anzuschauen, um sich davon zu überzeugen; diese Vergleichungen — die Richtigkeit ihrer jeweiligen Einzelgrundlagen vorausgesetzt — reden deutlicher als jeder Kommentar. Ein Blick auf sie, und der Gang der Hauptargumentation Hansens ist sofort klar, noch ehe man eine Zeile des Buches gelesen hat. Die Richtigkeit der Fundamente im Einzelnen vermag ich natürlich nur in ganz beschränkten Fällen zu beurteilen; soviel scheint aber klar, daß eine Übereinstimmung zwischen onomatischen, klimatischen, botanischen, kulturellen, historischen und anthropologischen Zeugnissen aufgedeckt ist, die eine Reihe bisher unverhoffter Resultate verspricht.

Kurz, das Buch Dr. Hansens bezeichnet nach meiner Ansicht den ersten methodischen Fortschritt der germ. Ethnologie seit Zeuß. Oder ich möchte sagen: weil die grundlegende Arbeit von Zeuß nach der Natur der Sache bloß die philologisch-historische Seite des Stoffs umfassen konnte, so ist 'Norsk Landnåm' vielleicht überhaupt das erste im vollsten Sinne ethnologische Werk, das auf dem Gebiete der germ. Altertumskunde erschienen ist, — jenes Werk, das ich in meiner Anzeige von Bremers Ethnographie (HZ. Anz. 45) noch mit Bedauern vermißte.

Durch Dr. Hansens Werk erkennt man eigentlich erst recht, auf welchem Niveau die Ethnologie sich befindet. Die philologischen Ethnologen legen auf ihren lautgesetzlichen Apparat solchen Wert, daß sie darüber alles andere vergessen. Ist eine Etymologie lautgesetzlich möglich, so ist sie damit schon sachlich bewiesen. 'Ihr kräht wie ein Hahn, ergo seid Ihr ein Hahn!' Hätte Dr. Hansen als Ethnologe an den Philologen rächen wollen, was von den Philologen an der Ethnologie gesündigt worden ist, was hätte er nicht alles zusammenschreiben können, ohne das Maß des jetzt 'wissenschaftlich' Erlaubten auch nur im geringsten zu überschreiten! Aber anstatt dessen zeichnen sich selbst seine philologischen Erwägungen stets durch eine Mäßigung und Besonnenheit aus, die uns Philologen überraschen und manchmal beschämen muß.

Den Ausgangspunkt Dr. Hansens will ich hier gleich hervorheben: die gerechte Würdigung der alten Stammsagen. Die landläufige historisch-philologische Auffassung, steht meistens noch auf dem Standpunkt von Zeuß: "die Sage vom Auszuge wie der Gothen, so der Gepiden aus Scandinavia, welche Jornandes aus gothischen Volksliedern mitteilt, weist die kritische Geschichte als Fabel zurück" (S. 437). "Wie die Gothen fabelten auch die Langobarden von Scandinavia als ihrem Stammlande" (S. 402). Der Grund zur Verurteilung der Stammsagen ist für den älteren kritischen Forscher ihr Widerspruch mit der sprachgeschichtlich erschlossenen idg. Urheimat in Asien; für den heutigen ist es ihr Widerspruch mit der germanischen Lautverschiebung u. dgl. Allein eine quellenkritische Würdigung der 'kritisierten' Denkmäler hat, wie ich in meiner Anzeige von Bremers Ethnographie hervorhob, noch niemand versucht, trotzdem sie die älteste belegbare Literaturgattung unserer Vorväter vertreten; man hat sie einfach sans phrase in absurdum reduziert. Wie ganz anders klingt das Urteil Hansens: die Sage von der Einwanderung der Asen enthalte eine richtige Darstellung des Zusammenhanges mit der idg. Urheimat in Mitteleuropa und mit den südlicheren Zweigen der Germanen, die Nor-Sage bewahre die Erinnerung an den Gegensatz zwischen Küsten- und Binnensiedlung in Norwegen und an das Vorhandensein eines vorindogermanischen Elements dicht neben Raumarike und Alfheimar. Vgl. meine oben erwähnte Anzeige S. 5.

Hansen bespricht nicht direkt die zahlreichen 'Fabeln' von der skandinavischen Urheimat der Germanen, aber seine Stellungnahme zeigt sich hinlänglich in der gegen Bremer gerichteten Bemerkung, daß sämtliche geschichtliche Völkerbewegungen von der vorchristlichen Zeit bis zur großen Völkerwanderung hinab die Hauptrichtung von N nach S zeigen. Es ist dies eine sehr richtige und wichtige Beobachtung. Vgl. meine Anzeige S. 7.

Hervorzuheben ist auch die richtige Beurteilung des altgerm. Verkehrskreises und seines Einflusses: Lautneuerungen drangen leichter

über die See, über Belt und Sund als durch das binnenländische Südgermanien 'horrida silvis'; vgl. meine Anzeige S. 12.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß ich in allen Punkten mit Dr. Hansen einverstanden sei oder sein Kontrollmaterial erschöpfend finde.

In direkter Anknüpfung an die Wanderungsfrage werde ich zunächst auf das Material der Personennamen aufmerksam machen. Dies zieht Dr. Hansen nicht heran; tatsächlich kann es aber ein mitunter willkommenes Licht auf die ethnische Zusammengehörigkeit werfen, wenn auch nicht gerade in der ältesten Urzeit. Es zeigen sich Abgrenzungen von äußerster Schärfe aber anderseits auch mit ganz überraschenden Konstellationen; z. B. stellen sich die Schweden, Gauten und teilweise auch die Norweger nicht zu ihren nächsten Nachbaren im Süden sondern zu den Sachsen, während die dazwischenwohnenden Ostdänen und Jüten eine eigene Gruppe bilden. (Vgl. Tacitus, der die Schweden zu den Sweben rechnet, während er die Kimbern, welche trotz Strabon in der jütl. Landschaft Himber-Syssel sitzen, zu den Nicht-Sweben zählt.) Durch Verfolgung dieser Typen lassen sich nun wertvolle historische Kontrollschlüsse gewinnen. Das streitige Volkstum der Geaten Beowulfs wird sich mit absoluter Sicherheit entscheiden lassen. Wenn Saxo die dänischen Königsgeschlechter Sigars und Gorms aus Gautland resp. Ostnorwegen stammen läßt, wenn die Eruler und Angeln von dänischem Gebiete hergeleitet werden (Jordanes, Beda), wenn zwei langobardische Königsgeschlechter die Namen Gausus und Harodus führen, d. h. wohl Gaut und Harud (zu Charydes und Horđar, vgl. den Langobardenkönig Agilulf Turingus), dann werden diese Nachrichten durch die Betrachtung der Namentypen aufs vollkommenste bestätigt. Und auch hier erhalten wir Zeugnisse, die für Hansen und gegen Bremer sprechen: überall finden wir in jüngerer Zeit die Richtung von N. nach S., nie umgekehrt: Dänen, Norweger, Gauten ziehen vom skand. Festlande nach Dänemark, Eruler, Haruden und Angeln ziehen von dänischem Boden weiter südwärts und westwärts.

Zur Methodik der Namenkunde möchte ich noch hinzufügen, daß die Fürstennamen von den übrigen Personennamen scharf getrennt zu halten sind. Der Gotenkönig Ermanarik trägt einen entschieden ungotischen und zwar deutschen Namen, und oft scheinen die Fürstennamen durch und durch unnational zu sein; es liegt in der Natur der Sache, daß die internationalen Ehe-Verbindungen der Fürstenfamilien eine vom Landesgepräge abweichende Namenkleidung mit sich führen mußten.

Die von mir beobachteten Typen werde ich, um nicht vorzugreifen, erst in einer späteren Arbeit besprechen. Vorläufig will ich Dr. Hansen nur empfehlen, eine Vergleichung der westnorw. und jüt. Personennamen vorzunehmen. Besteht der von ihm angenommene Zusammenhang zwischen Westnorwegen und Jütland, dann ist a priori zu vermuten, daß er sich auch in den Personennamen zeigen muß.

Was die Ortsnamen betrifft, so bemerkt Dr. Hansen, daß voridg. Namen eher bei Gewässern, Inseln u. dgl. als bei Siedlungen zu erwarten sind. Dies ist eine sehr richtige Beobachtung des verschiedenen Verhaltens verschiedener Namenklassen, vgl. meinen Aufsatz "Über die alte politische Geographie der nicht-klassischen Völker Europas", Indogerm. Forsch. 15, 321, wo ich diese Erscheinungen methodisch einzuordnen versuche. Wenn er aber weiter meint, eine ausnahmslose Tilgung

einer etwa vorgefundenen lappischen oder skandinavischen Urnomenklatur durch die *rin-heim*-Siedler wäre ohne Beispiel, so ist der Satz in dieser Formulierung entschieden nicht richtig. Auf der Balkanhalbinsel fand sich im 6. Jahrh. n. Chr. eine dichte thrakisch-romanische Nomenklatur, was wir aus der Bauten-Statistik bei Prokop ersehen. Beim Einbruch der Slaven verschwanden die Thrako-Romanen keineswegs, sie gingen bloß zum nomadisierenden Leben über, blieben sonst aber in ihren alten Gebieten bis zum 14.—15. Jahrh. Gleichzeitig ist jede Spur ihrer alten Nomenklatur verschwunden, abgesehen von einigen Hauptstadtnamen und den Stromnamen, die kraft einer überall von den Slaven beobachteten Regel durchgehends erhalten bleiben (vgl. meine Abh. S. 298 ff.). In Gallien ist bei ständiger Bevölkerung partielle Namenneuerung eingetreten, indem fast sämtliche alte Gauhauptstadtnamen durch den Gaustammnamen ersetzt worden sind (vgl. meine Abh. S. 322). In Britannien erhalten alle Gauhauptstadtnamen bei den Kymren das vorangesetzte Element Caer = engl. caster, chester, z. B. Caer Fyrddin (engl. Carmarthen = Maridunum (vgl. meine Abh. S. 312). In christlicher Zeit kommt hierzu die oft systematische Wiedertaufe mit Heiligennamen usw. Aus solchen Tatsachen wird ersichtlich, daß eine durchgreifende Namenneuerung nicht a priori ausgeschlossen ist. Ich werde jetzt einige Momente andeuten, die zur Aufhellung des Problems beitragen können.

Tatsache ist, daß fast sämtliche altgerm. Typen von Siedlungsnamen beliebig als Gau- und Dorfnamen auftreten. *-ing*: Gaue Aeningia, Scoringa, Mauringa, Salling-Syssel, Dorf Jaling in Jaling-Syssel; *-heim*: Gaue Bojhaemum, Teuriochaimai, Þrándheimar, Dörfer Ellum in Ellum Syssel, Smørum in Smørum Herred; *-sati(z)*: Gaue Alisaz, Holtsat, Somerset-Shire, Dorset-Shire; Städte Furgisatis, Susat (Soest), vgl. die norw. -setr; *-bant*: Gaue Bukinobantes, Brachbant, Städte und Dörfer: Bantanon (Banteln), Banz: *-land*: Gaue Caucalandensis locus, Rugilanda, Dörfer norw. Aurland etc.; *-bo*: Gaue Vidbo (Småland), Hvetbo Herred (Jütl.), Åbo Syssel, Stadt Åbo, vgl. deutsch *bur*, dän. by, norw. bu, bœ; *-stađ* = Ufer: Gaue Danparstađir, Eiderstedt, Stadevanga, Stadt Stade, nicht leicht zu unterscheiden von *-stađ* = Ort, wozu Istathe Syssel mit Dorf Istathe, Hringstađir neben Hringstǫđ gehören (Helgakv. Hund. Str. 8, wo wohl Landschaft und Ort gemeint sein müssen). Damit vergleiche man die Worte des Tacitus Germania c. 16: "nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est; ne pati quidem inter se junctas sedes: colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit," wodurch die Siedlung der Germanen in Gegensatz zu den eng geschlossenen Gemeinden seiner Landsleute als eine sehr zerstreute dargestellt wird.

Nun zeigt sich weiter, daß die altgerm. Gaunamen zu historischer Zeit im Schwinden sind: nur wo feste natürliche Grenzen sie schützen, bleiben sie erhalten, so z. B. Böhmen, Schonen, vgl. meine Abh. S. 323 ff. Hierin besteht ein typischer Gegensatz der Germanen den Galliern gegenüber, die ihre Gaunamen treu bewahren; man beobachtet es namentlich sehr deutlich im Rheintal, wo die Städte Bingium und Borbetomagus nach gallischer Art schon mit den Gaunamen Vangionas und Nemetas umgetauft waren, als die Germanen kamen und die Neuerung rückgängig machten, so daß heute wieder die alten Stadtnamen gelten, Bingen und Worms. Wenn wir jetzt dieselbe Entwicklung in die Urzeit projizieren, werden wir uns sehr wohl vorstellen können, daß hinter den Namentypen,

die uns als die ältesten erreichbaren gelten, eine Schicht von Gaunamen gelegen habe. Sie hätten dünne, zerstreute Ansiedlungen zusammengefaßt, die kaum den Namen von Dörfern verdienten; als dann die Siedlung dichter wurde, fanden sich auch differenzierende Bezeichnungen ein (*vin* u. dgl.), während die Gau-Benennungen, wie *-ing, -heim* u. dgl. mitunter schwanden, mitunter an den Kern-Siedlungen haften blieben, vgl. Throndhjem. Meine Hypothese mag fehlerhaft sein, sie mag z. B. an dem von Hansen nachgewiesenen regelmäßigen Abstande zwischen den *vin*-Siedlungen scheitern, aber dies muß erst nachgewiesen werden.

Bei der Altersbestimmung muß ich etwas mehr Gewicht auf die Sprachvergleichung legen, als Hansen es tut. Hansen stellt *vin, heim, leif, løse, inge* zusammen und *vin, leif* in erste Linie, nach den Zeugnissen teils der Verbreitungs-Kurven, teils der Größenverhältnisse. Ich dagegen muß *heim* und *ing* in erste Linie stellen: denn nur diese sind gemeingermanisch und aus der Römerzeit belegbar.

Daß die dänischen *inge* in weitem Maßstab von dän. '*Eng*' (Anger, Wiese) herrühren sollen, wie Hansen nach dänischem Vorgang annimmt, kann ich nicht zugeben. Erweisbare *Eng*-Namen sind sehr selten, und der Umstand, daß die *ing*-Namen sich häufig in 'Eng'-Geländen finden, sagt nichts; sonst könnte man, wenn man die Bedeutung von 'heim' nicht kännte, auch dieses als 'Wiese' auffassen, denn es findet sich nach Dr. Hansen in denselben Geländen wie das *-ing*. Der Urgermane siedelt sich eben an, 'ut fons, ut campus, ut nemus placet': daher in dänischen Eng-Geländen die vielen *inge*, die wir aber aus ihrem gemeingerm. Zusammenhang nicht herausreißen und zu einem spezifisch-nordischen Typus stempeln dürfen. Vgl. J. J. (Arsbo) 'Stednavnetolkning', Budstikke til Selskab for germansk Filologi II, 9.

Die *leif*-Namen faßt Dr. Hansen als gleichwertig mit den *vin*-Namen und zwar als etwas älter als die *heim*; die *leif* entsprechen dem Gebiet der großen Steingräber, die *heim* greifen in Jütland und sonst über dasselbe hinaus. Er verwirft dabei den Einwand Munchs, demzufolge Personennamen in urgerman. Ortsnamen nicht vorkommen. Meiner Ansicht ist aber Munch durchaus im Recht. In der ganzen Römerzeit kam Ortstaufe mit Personennamen nicht vor; die literarischen Zeugnisse lassen einfach keinen Zweifel darüber. Wir haben ziemlich zahlreiche urgerm. Ortsnamen verschiedener Typen: sie mögen bei Ptolemäus verstümmelt sein, aber so viel ist jedenfalls klar, daß sich darunter keine Personennamen verbergen können. Stellen wir uns z. B. vor, wie Hansens urtypische Namen auf *leif* hätten lauten müssen: Grinderslev, Waschersleben würde z. B. etwa Grendacharias(a)laiba, Vascacharias(a)-laiba ergeben. Nun wären solche Namen zweifellos nicht unversehrt in die Feder des Ptolemäus geflossen, aber die Silbenzahl hätten sie doch wenigstens behalten, vgl. die Seitenstücke aus keltischen Gegenden: Epomanduodurum, Durocatalaunum, Ucluntuniacum usw. So lange Wortgebilde finden sich aber nie; 6 Silben nur einmal: Teuriochaimai, sonst höchste Zahl 5: Nahanarvali, Armalausini, Idistaviso, und die ganz überwiegende Zahl der Namen hat nur 3 bis 4. So z. B. der typisch germ. ortsnamenbildende *i*-Stamm: Marnamanis, Lirimiris, Marionis, Ascaucalis, Budorgis, Casurgis, Coridorgis, Cantioebis, Furgisatis. Unter den überlieferten Namen finden wir eine ganze Reihe der später erscheinenden Typen: *ing:* Aeningia, Ascalingium, Caspingium, *heim:* Bojhaemum,

Teuriochaimai. *sati:* Furgisatis. *bant:* Bukinobantes. *land*: Caucalandensis locus, Rugilanda. *arjo:* Scadinavia. Batavia. Austeravia: *aib*: Antaib. Bainaib. Burgundaib. *riso:* Idistaviso. *furd;* Lupfurdum. Tulifurdum. *burg:* Asciburgium. Laciburgium. Teutoburgius. Visburgii. Nie und nirgends aber die Spur eines Personennamens. — Dasselbe Verhältnis zeigen auch diejenigen der heutigen Namen. die sich durch ihren Typus oder ihre Lage als alt verraten: Personennamen kommen nicht vor, bis auf wenige Ausnahmen. die eben nur die Hauptregel bestätigen: denn es sind immer Götternamen (vgl. Idistaviso, ohne Zweifel — Idisia-viso. Wiese der göttlichen Frauen). *ing*: Salling. *heim* Þrándheimar. Kinhem usw. Unter den Hunderten von Inselnamen der dänischen und friesischen Küsten existieren durchaus keine Personennamen. bis auf Æskilsø. Læssø, Thorø. Thorsland (Täsinge). Forsetesland. die alle bis auf Æskilsø zur Göttergruppe gehören. Die deutschen *burg*-Namen. wodurch die römischen Namen der alten Provinzialhauptstädte ersetzt werden. sind Wiltaburg (Trajectum). Stratisburg (Argentoratum). Salzburg (Juvavum). dazu Ziesburg (Augusta). zur Göttergruppe gehörig. Demgegenüber vergleiche man die Namensschicht von der Völkerwanderung abwärts: *ing*: Lotharingia. Kerlingen, zahlreiche deutsche und englische Personennamen bei *ing*- und *heim*-Dörfern. *arjo*: im Vikinger-Gebiet: Angelsey (gegenüber Sheppey. Lindisey an der Ostseite Englands). Ronaldsey = Ragnvaldsey. Colonsay. Bernera = Bjarnarey. bei Island Grimsey. *fjord*: isl. Patreksfjörðr [gegenüber Limfjord. Randsfjord. Tyrifjord (im Altsiedlergebiet)]. *burg*: Costantinuses puruc = Constantinopel. Wifflisburg = Aventicum (spätrömische Provinzialhauptstadt). Etzelnburg = Attilas Residenz in Ungarn. Um nun zu unserm speziellen Ausgangspunkt zurückzukehren, so stellt sich die Sache in Dänemark so. daß die *ing-heim*-Namen keine sichern Spuren von Personennamen enthalten. Die Erzeugung dieser Typen scheint also in Dänemark zu der Zeit aufgehört zu haben. als es in Deutschland Mode wurde, sie mit Personennamen zu verbinden. Aber welcher Typus sollte denn in Dänemark die deutsch-englischen mit Personennamen verbundenen *ing-heim* ersetzen? Meiner Ansicht kann es eben nur das *leif* sein.

Auf dasselbe Resultat führt eine geographische Betrachtung. Schon der Umstand. daß *ing-heim* gemeingerm. ist. während *leif* bloß dänisch-thüringisch ist. muß. wie oben erwähnt. gegen die Alters-Ansprüche des letzteren mißtrauisch machen. Und bei genauerer Untersuchung bestätigt sich dieser Verdacht vollständig. Das Gesamtgebiet der dän. *leif* entspricht zu genau dem altdänischen Reichsgebiet. scheint also die dänische Reichsgründung etwa des 5. Jahrhs. v. Chr. zur Voraussetzung zu haben. Ganz übereinstimmend setzt das Gesamtgebiet der thür. *leif* jene Grenze voraus. auf die das Thüringerreich durch seine große Niederlage im Jahre 531 zurückgedrängt wurde: daneben zeigen sich deutlich Ausläufer in das Neusiedlergebiet auf slavischem Boden. das erst mit dem 9. Jahrh. gewonnen wurde.

Untersuchen wir die Gruppierung mehr in Einzelheiten, so stoßen wir zunächst auf das arch. Kontrollmaterial. Dr. Hansen identifiziert das *leif*-Gebiet mit dem Gebiet der großen Steingräber und sieht darin einen Beweis. daß das *leif* die idg. Ursiedlung vertritt. Ich vermag hier seine Materialgrundlagen nicht zu beurteilen. doch möchte ich dieses hervorheben: Wenn er das Zentralgebiet der *leif* nach Seeland-Schonen verlegt. scheint er sich selbst zu widersprechen. denn die idg. Ursiedlung muß

doch von S nach NO, nicht von NO nach S gehen, wie er es auch selber darstellt.

Fassen wir aber jetzt das jütl. *leif*-Gebiet etwas näher ins Auge, um uns eine Vorstellung über die Verbreitungs-Richtung zu bilden; ich ziehe noch das *løse* mit heran, das sich in Jütland nur ganz vereinzelt findet. Es ergibt sich dann folgende Verteilung. a) Hauptgebiet: Ostjütland von der Skagener Landzunge bis Horsens Fjord, im Norden ganz Vendsyssel, im Süden nur einen schmalen aber dicht mit *leif* besetzten Streifen an der Küste umfassend. b) Nebengebiete: 1. Halbinsel Hannæs nördlich des Limfjords; 2. Insel Mors im westlichen Limfjord, dicht besetzt; 3. Halbinsel Thyholm im westlichen Limfjord, dicht besetzt; 4. Halbinsel Salling, südlich des Limfjords; 5. Halbinsel Fjendsherred, südlich des Limfjords; 6. ein Gürtel im südlichen Nordschleswig von Alsen bis zur Mündung der Widau; 7. Halbinsel Schwans. Die beiden letzten schließen sich an die Inseln Fünen und Langeland, die mit *leif-løse* mehr oder weniger dicht besetzt sind. c) Diaspora: Zerstreute *leif* in Thyland westlich des Limfjords, an der Ostküste Jütlands zwischen Horsens und Kolding und an der Westküste bei Ribe. — Das *løse* folgt überall dem *leif*: im Hauptgebiet (Vendsyssel 1, Randers 1 oder 2), in den Nebengebieten Nr. 1 (2 Belege), 2, 3, 6 (Vandløse bei Flensburg).

Diese Verteilung redet in Wirklichkeit eine sehr deutliche Sprache. Zunächst bestätigt sie Hansens Ausspruch, daß das Zentrum der *leif* östlich von Jütland liegt, jene Beobachtung, die sich mit seiner arch. Auffassung nicht recht vereinigen läßt. Dann aber zeigt sich, in direktem Widerspruch mit Hansens arch. Auffassung, daß das *leif*-Gebiet eine Küstensiedlung ist, welche das Binnenland aufs entschiedenste meidet. Nur in Schleswig wagt sie sich tief ins Binnenland hinein und offenbar nur, weil gerade hier die jenseitige See am schnellsten zu erreichen ist.

Die räumliche Verteilung widerspricht also ziemlich deutlich der Annahme, daß das *leif-løse*-Gebiet eine lediglich zeitlich kulturelle Phase ausdrückt. Noch mehr wird diese Annahme erschüttert, wenn wir wahrnehmen, daß die Grenze des Hauptgebiets sich ziemlich genau mit gewissen Gaugrenzen deckt; es entspricht nämlich im großen und ganzen den Landschaften Vendle Syssel (Vendsyssel = Hjørring Amt), Himber Syssel (Himmerland = Ålborg Amt), Åbo Syssel (= Århus Amt).

Schon hierdurch kommen wir auf die Vermutung einer ethnischen Motivirung, und unsere Vermutung bestätigt sich vollständig, wenn wir weiter wahrnehmen, daß jene Gaugrenze historisch identisch ist mit der Hauptscheidung der jütischen Dialekte, zwischen Ost- und Westjütisch. Das Schiboleth dieser beiden Gruppen ist bekanntlich der bestimmte Artikel: Der Ortsjüte sagt in skandinavischer Weise Manden, Huset, der Westjüte sagt in gotisch-westgermanischer Weise æ Mand, æ Hus. Was die Nebengebiete und die Diaspora betrifft, so lassen sich bei ihnen nicht besonders große Neigungen nach dem Osten erwarten: sie waren im eigentlichsten Sinne des Worts verlorene Posten. Dies gilt jedoch nicht für das Gebiet Nr. 7, welches bloß im Norden an Jüten grenzte; hier läßt sich also Erhaltung etwaiger nicht-westjütischer Eigenheiten erwarten, und tatsächlich scheint sich diese Erwartung zu bestätigen. Zwar herrschte hier noch der westjütische Artikel, aber sonst fanden sich viele Eigenheiten, die entschieden ostdänischer Natur waren. Auch sollen die Leute sich nicht Jüten genannt haben, und tatsächlich finden sich im

Norden des Gebiets zwei Jydebæk, welche die Südgrenze der eigentlichen Jüten bezeichnen müssen. Vgl. P. K. Thorsen, Den danske dialekt ved Husum. Förhandl. vid 6te nord. filologmötet, 170. Also die jütl. *leif-løse*-Siedlung hat nicht nur namengeschichtlich, sondern auch dialektgeschichtlich ihr Zentrum östlich von Jütland. Und zwar vertritt sie eine recht späte Sprachphase, die wir höchstens in die mittlere Völkerwanderungszeit hinaufrücken dürfen.

Aber wir können dem Sachverhalt vielleicht noch näher kommen. Die jütl. *leif*-Namen enthalten zweimal den Personennamen Sigar (Sejerslev auf Mors und an der Mündung der Widau), wozu vielleicht noch Siversted dicht neben dem *leif*-Gebiet Nr. 7 zu stellen ist. Dieser Name gehört zu denen, die der alten dänisch-erulisch-jütisch-anglischen Gruppe abgehen. Er führt uns zunächst nach Seeland, wie es das *leif* überhaupt tut. Hier finden wir noch zwei *leif*-Namen mit Sigar (Sigerslov), daneben zwei Sigersted und ein Sigersholm. Aber auch hier ist der Name offenbar nicht recht heimisch, und wir müssen seinen Ursprung noch weiter östlich suchen, auf dem skandinavischen Festlande, wo ein Hauptgebiet der Sig-Namen sich findet, vgl. die alte Gauhauptstadt Sigtuna in Schweden. Fragen wir jetzt nach einer historischen Anknüpfung, so bietet sich diese sofort dar: es ist das Sigar-Geschlecht, das nach den Worten Saxos aus Gautland nach Seeland einwandert. In diesem Geschlecht herrschen die Sig-Namen; es hat seinen Sitz in Sigersted neben der spätern Reichshauptstadt Ringsted. Sigersted ist der Schauplatz der berühmten Episode von Hagbard und Signe. Wahrscheinlich ist dieser in der binnenländischen Ebene gelegene Ort identisch mit Sigarsvellir, d. h. Sigars-Ebene, das in der Helgi-Sage eine Hauptrolle spielt: im Platznamen-Katalog des Hringstaþir-Reiches wird Sigarsvellir neben den seeländischen Ortschaften Hringstöþ und Himenvange, d. h. Ringsted und Himling-oje (HHb. 1, 8) aufgezählt, und hier fällt Helgi im Kampfe gegen Alf Hróþmarsson (HHv. 4, 35). Auch Sigersholm scheint eine geschichtliche Rolle zu spielen: denn hier liegt jenes treffliche Schwert, das die Walküre dem Helgi empfiehlt, neben 50 anderen Schwertern vergraben (HHv. 2, 8), also müssen wir uns wohl einen Wahlplatz oder einen damals wichtigen Verkehrsort vorstellen. Weiter werden Kämpfe Sigars und Siggeirs auf Fünen erwähnt (Gudr. 2, 17 [1]), und selbst zu den Angelsachsen drang der Ruhm des Königs Sigar, der "sehr lange über die Seedänen herrschte". Das Wort 'Seedänen' gibt zu denken: ist es doch gerade der Ausdruck, der auf die jütl. *leif*-Siedler paßt: jene See-Siedlung mit ostdänischem Dialektgepräge, mit ihren Sejerslev und Siversted gehört eben den Seedänen des von Osten kommenden Königs Sigar, des Herrschers von Sigersted.

Als Analogien sind auch die Schwedenzüge nach Jütland heranzuziehen. Zu Beowulfs Zeiten hören wir, wie der Schwedenkönig Ottar in Vendsyssel fällt und daher in der Geschichte den Spitznamen 'Vendilkraka' erhält. Der Schwedenkönig Adils greift die Jütenfürsten Vermund und Frøvin bei Schleswig an, und wieder im 10. Jahrh. finden wir hier die Schweden, deren Könige Gnupa und Sigtrygg (beachte das Sig-!) sich in diesem

1) Nach der Lesart der Vǫlsungasaga, die Finnur Jónsson in seiner norw.-isländ. Literaturgeschichte 1, 297 als die richtige annimmt. Cod. R. hat 'a Fiui' dh. Fife in Schottland, was zum sonstigen Schauplatze des Sigar-Geschlechts nur wenig paßt.

südlichsten *leif*-Gebiet eine Zeitlang behaupten. Von ihnen stammt vielleicht der Name Svartstrøm in Schwans, der nach P. K. Thorsen einen schwedischen Typus verrät.

Es kann mir nach diesem allen nicht zweifelhaft sein, daß die *leif-løse* erst der späteren Völkerwanderungszeit angehören und folglich aus dem idg. urgerm. Vorrat ausscheiden müssen.

Zum Ersatz werde ich indessen dem Material Dr. Hansens einen Zuwachs bringen, der den Verlust gewiß mehr als aufwiegt. Die *leif-løse*-Namen sollen nach Dr. Hansen die Entsprechungen der in Dänemark fehlenden *vin*-Namen sein. Aber tatsächlich fehlen die *vin*-Namen in Dänemark gar nicht. Das Simplex *vin* habe ich vorläufig dreimal gefunden: Vind in Westjütland, Vinde in Salling, Vinde Helsinge neben Kirke Helsinge in Westseeland. Dicht neben Vind findet sich die Ableitung Vinding; dieser Name kommt häufig vor und ist in älterer Zeit als Vinning überliefert. Bemerkenswert ist der nordostjütl. Name Vintønden, welcher ein schmales, zum Teil birkenbewachsenes Wiesental in den großen Buchenwaldungen von Nørlund bezeichnet; es wird vielleicht als Vin-tun zu deuten sein, gleich dem Dorfe Vinten bei Horsens (eine örtliche Etymologie ist *Vindtønden, nach den Windungen des Tales). Als Schlußglied ist das *vin* so wie in Norwegen ziemlich selten unversehrt erhalten; hierher gehören Søvind (Horsens), Davinde (Fünen), Lavind (Fünen) = Laven (Silkeborg), Hoven (Vendsyssel und SV Jütland), wol = norw. Hóvin oder Hofvin. Gewöhnlich ist das *vin* in *-ind* oder *-en* abgeschwächt, wobei es mit etwaigen Ableitungsformen auf *-nd* und mit Zusammensetzungen auf *-tun* zusammenfließen kann (Jegindo, früher Ekund; Salten, vielleicht = Saltuna auf Bornholm); viele *-ind* werden jetzt *-ing* geschrieben. Die meisten *-ind*, *-en* werden jedoch sicher auf *-vin* zurückgehen, so z. B. Legind (Mors, Thy) = norw. Leikvin. Bemerkenswert sind die vielen auf Wasser bezüglichen *ind-en*-Namen: Kolind Sund, Ramten Sø, Salten Sø, Guden Sø, Leggen Sø, Hampen Sø, Kølpen Sig, Vejen Mølle, Bresten Bro; hierzu kommen noch die auffällig vielen *-en*-Namen im Silkeborger See-Gebiet: Allind, Blegind, Laven, Galten (Vald. Jordeb. Galtæn), Jexen, Alken, Træden. Sollten noch Zweifel über den Ursprung bestehen, so werden diese sicher schwinden, wenn wir die Begleitumstände betrachten: es besteht genau derselbe Zusammenhang mit den *heim*-Namen wie in Norwegen. Zwar ganz ausnahmslos decken sich die *vin* und *heim* nicht, aber im allgemeinen kann doch der Zusammenhang nicht in Abrede gestellt werden. Beide verlieren sich nach dem Osten zu: auf Fünen finden sie sich fast nur am Odenseer Fjord, hier aber auch beide gut vertreten (*vin*: Seden, Davinde, Lavind, Birkende, ebd. mehrere *heim*, worunter ein Birkum); auf Seeland erscheinen beide nur ganz sporadisch, abgesehen von Nordseeland, wo sich ziemlich zahlreiche *heim* finden. Was die Bodenverteilung betrifft, so entsprechen die dänischen *vin-heim* auch hierin genau den norw.: wie diese sind sie entschieden Binnensiedlungen, an der Küste finden wir sie nur ganz ausnahmsweise.

Wenn sich die hier gegebenen Mitteilungen bestätigen, so wird die Auffassung Dr. Hansens eine neue Stütze gewonnen haben, die weit wichtiger ist als der beseitigte Urtypus *leif-løse*. Speziell die Verbindung Norwegens mit Jütland wird durch die starke jütl. Vertretung der *vin-heim* eine neue und wesentliche Bestätigung finden.

Den botanischen Aufstellungen Dr. Hansens gegenüber habe ich als

Laie natürlich kein Urteil. Nur möchte ich auf einen Punkt aufmerksam machen, wo seine Erklärung in der gegebenen Form mir nicht als ganz ausreichend erscheint. Dr. H. sagt S. 61: "In dem warmen Schiefergeröll in Ryfylke, Saude, Suldal verschwindet die Kungsippe ganz". Dies soll Blytts klimatologischer Relikttheorie widersprechen, indem der Nachdruck offenbar auf 'warm' fällt; in der Tat scheint es aber auch Dr. Hansens eigener Erklärung zu widersprechen, welche die Kungsippe mit der Schieferformation in Verbindung bringt. Dies umsomehr, als er gleich nachher bemerkt, daß die Laubbäume, die sonst in der Verbreitung hinter der Kungsippe etwas zurückbleiben, gerade hier an der Küste bedeutend weiter nach dem Norden reichen. Hier liegt jedenfalls eine nicht genügend erklärte Schwierigkeit.

Sonst möchte ich Dr. Hansen nur noch auf die Insel Furland oder Fur in Nordjütland aufmerksam machen, die vielleicht auf die vorgeschichtliche Föhren-Vegetation hinweist. (Der Name Fyrkilde bei Nørlund wird wohl jung sein und nur einen zufälligen Anklang enthalten.)

Die archäologischen Aufstellungen Dr. Hansens kann ich ebenfalls als Laie nicht beurteilen; ich kann bloß Fragen stellen. Dr. Hansen führt die ältere Steinzeit auf die Vorindogermanen zurück, deren fortschreitende Entwickelung er in den Funden bis zur Eisenzeit verfolgen kann. Die ersten Spuren der Skandinavier oder vielmehr der Indogermanen datieren von der jüngern Steinzeit, und zwar erschienen die idg. Ansiedler damals als Inhaber einer alten Zivilisation. Wo ist aber die idg. ältere Steinzeit zu suchen? Darüber sagt Dr. Hansen nichts, und dies ist entschieden eine Lücke des sonst so umsichtsvoll gesammelten Kontrollmaterials.

Die ethnologischen Aufstellungen Dr. Hansens sind sehr lehrreich, wenn auch gewiß nicht ganz abschließend.

(S. 157.) Auf das Fehlen eines gemeinidg. Gattungsnamens für 'Fisch' ist nicht viel zu geben; es ist eine oft wiederholte Erscheinung, daß Naturvölker bei großem Reichtum von Sondernamen gar keinen umfassenden Gattungsnamen besitzen ('rote Kuh', 'weiße Kuh', 'scheckige Kuh', aber kein Wort für 'Kuh' allein).

(S. 161.) Bei Erwähnung der literarischen Zeugnisse über die Vorindogermanen übergeht Dr. Hansen Melas und Plinius' Berichte über sagenhafte Nordvölker 'Eierfresser', 'Pferdefüßler', 'Riesenohren' usw. Diese wahrscheinlich teilweise auf Pytheas zurückgehenden Berichte sind zwar Schiffermärchen, aber doch wegen ihres Alters nicht ohne Interesse.

(S. 172.) Daß man auf den Völkernamen Finnen sehr wenig bauen darf, ist gewiß ganz richtig. Vgl. die Verschiebung des Römernamens: ursprünglich an einer Stadt haftend, dann ganz Italien umfassend, wird er als Nationalname von den Griechen angenommen (Romaei), geht weiter östlich auf die Kleinasiaten über (Rumelier) und überträgt sich endlich in Persien auf die Türken (Rum). Ich möchte aber in dem Finnennamen überhaupt viel seltener den Völkernamen sehen, als es Dr. H. tut. Die 30 Finnstad-Namen enthalten meiner Ansicht nach eher den Personennamen als den Völkernamen. Die Namen auf Finn gehören zu den allerbeliebtesten Namen der Nordländer, vgl. auch den Frisenkönig Fin; wir können deshalb sehr reichliche Vertretung in Ortsnamen erwarten. In Dänemark finden sich verschiedene Finderup, Finstrup, welche nach ihrem Typus zu der jüngeren Namenschicht gehören; dagegen fehlen in Däne-

mark nachweisbare Spuren des Völkernamens in der ursprünglichen Verwendung.

(S. 193.) Die Nachricht Ottars über die Sprachverwandtschaft der Bjarmer und Finnen setzt Dr. Hansen unverkennbar in Verlegenheit; es scheint mir hier das schwerwiegende Zeugnis eines sachkundigen Beobachters 'hinwegerklärt' zu werden, übrigens der einzige Fall, wo ich bei Hansen diese bei den philologischen Ethnologen so häufige Nothilfe konstatiert habe.

(S. 248.) Die anthropologischen Aufstellungen Dr. Hansens über den Zusammenhang der arktischen und alpinen Vorindogermanen vermag ich als Laie ebensowenig zu beurteilen wie die botanischen und archäologischen Argumente. Bloß eines muß ich geltend machen: wenn die alpinen Vorindogermanen bei den Germanen 'Finnen' heißen, dann ist es recht auffällig, daß Ortsnamen mit Finn sich allein in Skandinavien finden. War doch der Finnenname allen Germanen geläufig und bis zu den Frisen auch noch als Personenname beliebt. Dann zweitens: von woher bekamen die heutigen Finnen die vielen germ. Lehnwörter in der Urzeit? Man antwortet gewöhnlich: 'von den Goten in Preußen'. Und diese Antwort mag vielleicht ausreichen, aber direkte Nachbarn der Goten waren die Finnen in historischer Zeit nie: es trennten sie die Aisten, d. h. die preußisch-litauischen Völker (vgl. des Tacitus' Mitteilung Germ. c. 45, die Sprache der Aisten erinnere an die britannische d. h. prutenische). Es könnte nun natürlich aistische Vermittlung angenommen werden, aber nahe liegt wenigstens die Versuchung, sich die Finnen und *Quänen des Tacitus als wirkliche Finnen vorzustellen, die dann als Nachbarn der Skandinavier die reichste Gelegenheit zur Übernahme germ. Kulturwörter gehabt hätten. Dieser Annahme soll freilich das historisch spät bezeugte Auftreten der heutigen Quän-Finnen in Skandinavien widersprechen. Allein mir scheint eine solche Argumentation gar nicht zwingend. Goten aus der Insel Gotland sind laut der gotl. Wandersage nach Griechenland gezogen, was wahrscheinlich auf die Väringerzeit also auf das 8.—9. Jahrh. n. Chr. zu beziehen ist. Dürfen aber deshalb Goten unbedingt nicht früher in dieselben Gegenden gekommen sein? Tatsächlich zogen denselben Weg die Südgoten schon im 2.—3. Jahrh. nach Chr. und noch mehr: schon zu Anfang des 3. Jahrh. vor Chr. taten es ihre nahen Stammverwandten, die Skiren. Das bedeutet einen Spannraum von genau einem Jahrtausend. Oder, um eine noch näher liegende Analogie zu nehmen: betrachten wir die Hauptzüge der ethnischen Entwicklung Ostdeutschland: zuerst war es germanisch; dann wurde es slavisch, wodurch die Verbindung der Nordgermanen mit den Südgermanen halbwegs abgeschnitten wurde; schließlich wurde es wieder germanisch, und die Verbindung zwischen Nord- und Südgermanen wurde durch die Hansa wiederhergestellt. Ähnlich können sich auch die Verhältnisse im hohen Norden gestaltet haben. Demnach bleibt es mir nach wie vor das wahrscheinlichste, daß jene Finnen und Quänen, die nach Tacitus und Ptolemäus im Norden der skand. Halbinsel saßen, und die nach Ottar sprachlich zu den Bjarmern gehörten, auch wirklich in unserm Sinne Finnen waren: frühzeitig eingewandert und durch das Meer abgeschnitten, hätten sie ihre Verbindung mit den Ladoga-Finnen gelockert, und die später einrückenden Lappen hätten sie ganz gesprengt; noch später wäre ein Nachschub der Finnen gekommen und hätte die Lappen wieder zurück-

gedrängt, genau so wie die deutschen Kolonisatoren im Mittelalter die durch die Slaven beeinträchtigte Verbindung zwischen Nord- und Südgermanen wiederherstellten. Wenn ich eine Vermutung wagen dürfte, wäre Fenni vielleicht doch die urgerm. Wiedergabe von finn. Kainulaiset, das später nochmals entlehnt in der Form Quänen übernommen wurde. — Notwendig ist meine Auffassung natürlich keineswegs, und eine anthropologische Untersuchung des echt finnischen Typus wird vielleicht bald ihre Unhaltbarkeit zeigen. Aus den Orts- und Fürstennamen können wir keine Aufschlüsse erwarten, denn jene eigentümlichen Gebilde mit dem 'platzenden' Auslaut wie Bumbl, Sumbl tragen nichts eigentlich Unnordisches in sich, die drei erwähnten Fürstennamen sind sogar etymologisch ganz durchsichtbar: Sumbl 'Trank, Gelage', Thengil 'Fürst', Mattul 'Mantel' und gehören mit Snorres Finnenkönig Froste, d. h. 'frostig' in den Bereich mythisch-poetischer Fiktion. Einen echt finnischen Namen überliefert uns der Widsiđ: *Cælic.*

(S. 244). Die geologischen Aufstellungen Dr. Hansens vermag ich als Laie ebenso wenig zu beurteilen wie die botanischen, usw. Ich möchte jedoch hinzufügen, daß auch in Dänemark zahlreiche Ortsnamen die Niveauveränderung verraten, z. B. an der Mündung des Limfjords hinter dem großen Wildmoorgebiet Seglflod, Refsnæs, Skibsted, und tief im Binnenland SW-Jütlands ein Hejnsvig.

Die Darstellung im ganzen ist sehr lebhaft und anschaulich, jedoch nicht immer übersichtlich genug, wie man vielleicht schon aus den Umstellungen des Referats ersehen haben wird. So gehört z. B. das im anthropologischen Abschnitt über die lappische und finnische Kultur Gesagte entschieden in den Abschnitt 'Finnen, Quänen, Lappen', wohin ich es auch gestellt habe. Es wird natürlich nicht immer leicht sein, bei so vielen verschiedenartigen Einzelheiten die Ordnung ausfindig zu machen, durch die sie sich gegenseitig am schärfsten beleuchten. Jedoch, je schwieriger diese Aufgabe für den Verfasser ist, um so dringender nötig ist auch ihre Lösung aus Rücksicht auf den Leser, der es natürlich viel schwerer hat, sich in der Stoff-Fülle zu orientieren. Auch ein Résumé oder Sachregister wäre wünschenswert gewesen.

Diese einzelnen Ausstellungen an Dr. Hansens Werk bedeuten aber sehr wenig seinem Gesamtwert gegenüber. Es ist jetzt ein Beispiel gegeben, das den Maßstab der befriedigenden Leistungen fast abschreckend in die Höhe rückt, dafür aber hoffentlich auf die berufenen Kräfte nur um so anregender wirken wird.

Kopenhagen. Gudmund Schütte.

Wilser L. Die Germanen. Beiträge zur Völkerkunde. Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig. VI u. 448 S. gr. 8°. 6 M.

"Fast alles, was die folgenden Blätter bringen," sagt der Verfasser im Vorwort, "habe ich schon früher ausgesprochen oder geschrieben; das meiste ist aber in den Verhandlungen wissenschaftlicher Vereine und Versammlungen, in Vortragsberichten, einzelnen Abhandlungen und kleineren Aufsätzen, Bücherbesprechungen und dergl. zerstreut. Eine einfache Zusammenstellung mit Auswahl schien unvergleichlich viel leichter, doch wären dabei Wiederholungen unvermeidlich gewesen. So habe ich denn eine Umschmelzung vorgezogen und will nur hoffen, das Ganze möge wie aus einem Guß erscheinen." Wer also die viele Jahre umfassende Tätigkeit Wilsers kennt, dem wird dieses Werk nicht viel neues

bieten; wem sie nicht bekannt ist, dem wird das seltsamste und bedauerlichste Gemisch von Wahrheit und Irrtum entgegentreten. Wilser hat schon vor Penka Skandinavien für die Urheimat der Indogermanen erklärt, und dieser Gedanke, zuerst arg verspottet, hat mit der Zeit immer mehr an Anhängern gewonnen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die bisher bekannten Tatsachen von der Herkunft der Indogermanen sich besser auf eine nordeuropäische Heimat als auf irgend eine andere Gegend beziehen lassen. Aber bewiesen ist diese Hypothese nicht, wie sich ja Hypothesen zur Erklärung vorgeschichtlicher Erscheinungen selten zur höchsten Wahrscheinlichkeit erheben lassen. Für Wilser aber ist sein Gedanke lautere Wahrheit, während die anderen den Schein für Wahrheit nehmen.

Es ist nur zu natürlich, daß er, da sich in einigen Punkten seine Meinungen manchen Beifall erworben haben, nun an die fast absolute Sicherheit aller seiner Aufstellungen glaubt, und daß er weiter und weiter in seinen Ausführungen gegangen ist. Zweifellos gibt es keinen größeren Feind des wissenschaftlichen Fortschritts als die allgemein geglaubten Lehren, und die Geschichte aller Zweige der Wissenschaft lehrt, daß neue bahnbrechende Entdeckungen zunächst meist unbeachtet bleiben und dann erst unter steten Kämpfen durchgesetzt werden. Es ist daher immer ganz nützlich, wenn man einmal die Dinge von der Kehrseite betrachtet, und dazu hilft Wilsers Buch recht gut. Daß er freilich recht habe, will ich damit nicht sagen. Vielleicht werden aber seine Ansichten eine Zeit lang allgemein von der Wissenschaft anerkannt, um dann dasselbe Schicksal zu erfahren, das Wilser erlitten zu haben glaubt, daß ein energischer Forscher sie in jahrelanger Arbeit bekämpfen muß.

Während man sonst gewöhnlich ein Buch bespricht, um die Leser über dessen Nutzen aufzuklären und auch um den Verfasser hin und wieder auf Fehler oder Unterlassungen aufmerksam zu machen, muß ich dies in diesem Falle unterlassen. Mit den Gründen, die mir und andern zu Gebote stehen, werde ich den Verfasser nicht überzeugen können, daß die Ansicht, die germanischen Runen stammten aus einem antiken Alphabet, richtig ist, ich werde ihn ebensowenig überzeugen können, daß seine sprachwissenschaftliche Vorbildung viel zu mangelhaft ist, als daß er sich irgendwie auf die Sprache stützen könnte. Wer aber in der Sprachwissenschaft und in der Altertumskunde einigermaßen bewandert ist, dem brauche ich meine Behauptung nicht zu belegen, da er sie auf Schritt und Tritt selbst finden kann.

Leipzig-Gohlis. H. Hirt.

Lohmeyer Th. Die Hauptgesetze der germanischen Flußnamengebung hauptsächlich an nord- und mitteldeutschen Flußnamen erläutert. Lipsius u. Tischer, Kiel und Leipzig 1904. 32 S. 1,20 M.

Die Ortsnamenforschung erfreut sich seit Beginn der neueren Philologie einer ziemlich großen Popularität, aber die Qualität des Erzeugten steht leider nicht im Verhältnis zur Quantität. Wer die philologischen Jahresberichte durchblättert, bemerkt mit Bedauern die von Jahr zu Jahr eher an- als abschwellende Produktion von Schulprogrammen und dergleichen Werken namenkundlichen Inhalts, deren einziges Ergebnis so ausgedrückt werden muß: Vergeudung von Zeit, Geld und Kräften. Dr. Lohmeyer führt uns gleich S. 3 ein wahrhaft abschreckendes Beispiel

vor, nämlich die Abhandlung 'Etymologische Studien über deutsche Flußnamen' von einem Oberlehrer K. im Osterprogramm des K.........er Gymnasiums vom J. 1899 (die Namen lasse ich absichtlich bei Seite). Hier einige Proben: "Die folgenden Flußnamen scheinen zum Teil aus *apana* und *aquana* durch Vokalisierung des *p* bezw. *qu* entstanden zu sein . . . Ahne (Fulda), Jahne (Elbe), Hanasa (Sieg), Hunaha (Fulda), Jani-Darja (Turkestan), Oenobarus (Syrien), Una (Mauretanien)." "Wenn er unter *Kana* die großartige Gleichung '*Anisus* = *Panysus* = *Conosus* = *Wanesbach*' aufstellt und gewissermaßen als Begründung hinzufügt: "gall. *abona*, lat. *amnis*, gr. πάνιος Sumpf, schwed. *an*"; wenn er schließlich unter dem Stichworte *Casius* die unglaubliche Bemerkung macht: "daß dies *K* bezw. *G* aus *W* entstanden, beweist z. B. der On. Gießen an der Wieseck": so ist es leider die Pflicht der Kritik, auszusprechen, daß dies ein bodenloses Etymologisieren ist, das nur dazu dienen kann, in Laienkreisen unsägliche Verwirrung anzustiften". — Der Fall ist typisch. Herr K. ist Gymnasialoberlehrer und gelehrter Schriftsteller, und dabei ahnt er nicht, daß seit fast 100 Jahren etwas existiert, was vergleichende Sprachgeschichte heißt. Das ist aber noch nicht das ärgste (denn selbst wenn er sie gekannt hätte, hätte er sie doch kaum beherrschen können). Der Kern des Übelstandes liegt in jener Neigung zum 'bodenlosen Etymologisieren', das allen Dilettanten anhaftet. Sie haben kein Unterscheidungsvermögen: entweder sie nehmen die ganze Stoffmasse in wüstem Durcheinander, oder sie greifen heraus, was ihnen aus feuilletonistischem oder lokalpatriotischem Interesse in die Augen springt. Das wissenschaftlich Interessante, die Typen, zumal die Endungen, werden sie, wenn sie sich selbst überlassen sind, nie und nirgends wahrnehmen.

Ich gehe hierauf ein, weil der Übelstand weit folgenschwerer ist, als man gewöhnlich glaubt. Die Wissenschaft scheint es nicht der Mühe wert zu halten, sich mit den Pfuschern auf dem Gebiete der Namenkunde abzugeben; sie gönnt ihnen ungestört die Freude der Pseudo-Wissenschaftlichkeit. Das ist aber ein großer Fehler. Denn wenn die Wissenschaft sich herabließe, die Schulprogrammler in ihren Dienst zu nehmen, gerade so wie sie z. B bei der Mundartengeographie sich herabläßt, Dorfschullehrer und andere Laien als Stofflieferanten zu benutzen, dann würde die Schulprogrammliteratur, anstatt so viel Makulatur, gewiß eine sehr schätzenswerte Bereicherung des wissenschaftlichen Rohstoffs bieten können.

Als Anregung in der angedeuteten Richtung muß Dr. Lohmeyers Abhandlung willkommen geheißen werden; selbst ein Schulmann, arbeitet er im Gegensatz zu den gewöhnlichen Schulprogrammlern nach echt wissenschaftlichen Grundsätzen. Vgl. seine Worte S. 31: "Wie die Erdrindengeschichte, die Geologie, die zeitliche Aufeinanderfolge der verschiedenen Erdschichten betrachtet, so ist das Endziel der Toponomastik oder der Ortsnamenkunde die Darlegung der zeitlichen Aufeinanderfolge der Namenschichten. Wie das Gestein auf unsern Höhen einem beständigen Verwitterungsvorgange unterliegt, so haben auch die Ortsnamen und besonders die allerältesten, die Bergnamen und die Flußnamen, eine Umwandlungentwickelung durchgemacht, die erst in der neueren Zeit durch die allseitige Festlegung der Namen in Kataster- und andere Karten sowie auch durch die Heimatkunde in den Volksschulen wenigstens teilweise, durchaus nicht völlig zum Stillstand gebracht ist . . . . Werden

nun diese Untersuchungen der Bergnamen und Flußnamen, dieser uralten Edelsteine der germanischen und vielfach der gemeinsamen Muttersprache, der idg. Grundsprache, von vereinten, planmäßig arbeitenden Kräften auf das ganze Europa ausgedehnt unter Berücksichtigung der von idg. Stämmen bewohnten Teile Asiens, so werden sich daraus die wichtigsten Hinweise auf die Bewegung der idg. Völker, insbesondere aber auch auf die Heimat der Indogermanen ergeben. Auf Grund derartiger umfassender Forschungen wird sich dann auch der idg. Grundbestand an Bergnamen und Flußnamen ermitteln, also gewissermaßen eine idg. Bergnamen- und Flußnamenkunde aufstellen lassen. Ein einzelner kann diese Riesenarbeit nicht bewältigen, denn: Vita brevis, ars longa."

Seine vorläufigen Hauptergebnisse, die teilweise von den Aufstellungen Förstemanns abweichen, faßt er so zusammen:

(S. 4.) "Welches ist nun der Unterschied meiner Anschauungsweise von der Förstemanns? Es besteht hauptsächlich ein dreifacher Unterschied.

1. Der erste ist der, daß ich die Suffixa, also Ableitungssilben, nur bei Grundwörtern für Fluß annehme, hingegen die von Förstemann für Suffixa angesehenen Schlußbestandteile bei Nichtgrundwörtern als selbständige Grundwörter für Fluß fasse.

2. (S. 8.) Aus der Betrachtung einer außerordentlich großen Menge von Einzelfällen hat sich mir ein bestimmtes Gesetz ergeben, welches ganz streng in den ältesten germanischen Flußnamen zur Erscheinung kommt . . . Ein germanischer Flußname besteht, wenn er nicht zusammengesetzt ist, aus einem einfachen Grundwort für Fluß, wie *aha*, *apa* usw., oder, wenn er zusammengesetzt ist, aus einem Bestimmungswort mit einem der Grundwörter für Fluß. Ein Suffix tritt nur bei den Grundwörtern auf, und zwar ist das Grundwort ohne Suffix aus dem Grundwort mit Suffix durch Abschleifung hervorgegangen, so *trawa* aus *trawena*, *alta* aus *altena*, *asa* aus *asana*. Als solche Grundwörter habe ich am Ende von Flußnamen *asa*, *rena*, *mana*, *trawa*, *alda* oder *alta*, *scara*, *boda*, *ata* oder *anta* nachgewiesen, während dieselben bis dahin, wenn sie den Schluß von Wörtern bilden, als bloße Ableitungssilben aufgefaßt und *asa*, *mana*, *alta*, *ata* oder *anta*, *boda* in Nichtzusammensetzungen, also als einfache Wörter, unerklärt geblieben oder wenigstens nicht als Grundwort für Fluß erkannt waren.

3. Meine Beobachtungen bezüglich der Bestimmungswörter bei den ältesten Bergnamen und Flußnamen kann ich in folgende zwei Sätze zusammenfassen:

a) Wie der Berg oder die Höhe, so der Bergname.

b) Wie das Quellgelände, so der Flußname."

Lohmeyers Aufstellungen sind gewiß von nicht geringem prinzipiellem Interesse, aber meines Erachtens sind sie etwas verfrüht. Es gibt verschiedene quellenkritische und allgemein methodische Fragen, die ihrer Erledigung harren; erst nach dieser können wir an die von L. angeregten Fragen herantreten. Ich werde jetzt einige der wichtigsten dieser Vorfragen erörtern.

1. Die Dauerkraft der untersuchten Namengattung. Wenn Lohmeyer unterschiedslos die Bergnamen und Flußnamen als 'uralte Edelsteine der gemeinsamen Muttersprache' bezeichnet, hat er sich schon einer irrtümlichen Aufstellung schuldig gemacht. Nur die Flußnamen sind unbedingt

dauerhaft; denn selbst von den Slaven, die doch sonst die vorgefundenen fremden Namen rücksichtslos beseitigen, werden die Flußnamen ganz regelmäßig beibehalten; dagegen die Bergnamen gehören entschieden zu den am wenigsten dauerhaften Namengattungen, vgl. meine Abhandlung 'Über die alte Geographie der nicht-klassischen Völker Europas', IF. 15, 326.

2. Die nationale Herkunft des Materials. Der westliche Teil des heutigen Deutschlands war vor der germanischen Besiedlung keltisch; hier lassen sich wegen der Dauerkraft der Flußnamen zahlreiche keltische Überbleibsel erwarten. Der östliche Teil des heutigen Deutschlands war vor der slavischen Besiedlung germanisch; hier lassen sich wegen der Dauerkraft der Flußnamen zahlreiche germanische Überbleibsel erwarten. Das westdeutsche Material erfordert also eine genaue Prüfung, bevor es als beweiskräftig anerkannt werden kann; anderseits wird es nicht als erschöpfend gelten dürfen, wenn man weiß, daß auf ostdeutschem Boden ein großes Supplement-Material vergraben liegt. Lohmeyer hat kaum die nötige Strenge in der Stoffwahl beobachtet; z. B. wird *Andrida* (Mosel) S. 24 bestimmt zu dem britischen Namen *Andrida* oder *Andredesleah* gehören (Ags. Chr. z. Jahr 477 u. 491).

3. Die aus der geographischen Gruppierung des Materials gezogenen Schlüsse. Auf die überzeugende Beweiskraft der Feststellungen wird von den Philologen viel zu wenig Gewicht gelegt. Man begnügt sich gewöhnlich damit, eine Gruppe von Tatsachen zu konstatieren, vergißt aber meistens die nötige Gegenprobe. Lohmeyer hat, wie er sagt, eine große Menge altgermanischer Flußnamen gesammelt und innerhalb derselben eine Anzahl von Endungen festgestellt, die er als Grundwörter für Fluß auffaßt. Allein welche Gewähr haben wir dafür, daß diese Endungen *allein* den Flüssen zukommen? Es nützt nichts, das Vorhandensein der Endungen bei Tausenden von Flußnamen nachzuweisen, wenn wir nicht sogleich ihr *Fehlen* bei ebensovielen Bergnamen und Siedlungsnamen nachweisen können. Und diesen Nachweis hat Lohmeyer, soviel ich sehe, *nicht* erbracht. Er wird beobachtet haben, daß seine 'Fluß-Grundwörter' nicht bei den uns bekannten altgermanischen Bergnamen und Siedlungsnamen auftreten. Das sagt aber nicht sehr viel. Denn erstens scheint die Siedlungsnomenklatur bei den Urgermanen sehr wenig entwickelt; die Römer bezeugen ausdrücklich das Fehlen der Städte, und tatsächlich überliefern sie uns aus Germanien neben zahlreichen Flußnamen fast gar keine Siedlungsnamen. Zweitens gehören die Bergnamen und Siedlungsnamen zu den weniger dauerhaften Namengattungen: auch dies macht es erklärlich, wenn wir die altertümlichen Namentypen nur bei Flußnamen vertreten finden. Somit fehlt uns auf germanischem Boden das nötige Kontrolmaterial; dagegen sind wir auf keltischem, italischem, griechischem etc. günstiger gestellt; denn hier gibt es genügendes Material aus allen Namengattungen. Und von diesen Zeugen glaube ich die Antwort zu erhalten, daß Lohmeyers Sätze sich in der gegebenen Ausdehnung nicht bestätigen. Denn tatsächlich finden wir die als 'Grundwort für Fluß' aufgefaßten Endungen vielfach bei Namen der Städte und Völker. Zum Beispiel neben den vom Verfasser S. 5 angeführten Flußnamen germ. *Birerna* ital. *Tifernus*, *Aternus* finden wir die Städtenamen ital. *Prirernum*, *Locarnum*, rät. *Vulturnes*, die Völkernamen germ. *Cugerni*, illyr. *Liburni*, und es kann kaum ein Zweifel

bestehen, daß *Tifernus* einfach eine Weiterbildung des Flußnamens *Tifer-* = *Tibris* ist.

4. Die Einzeldeutungen. Wenn schon die Auffassung der Typen Vorsicht verlangt, dann verlangt die Auffassung der Bestimmungswörter eine noch größere. Es ist sehr möglich, daß man in den Bestimmungswörtern ein gewisses System wahrnehmen wird, aber vor der Hand ist die Konstatierung meines Erachtens ganz verfrüht. Man müßte sich zunächst auf Negationen beschränken —, zum Beispiel könnte man nachweisen, daß die Flußnamen keine Namen von Göttern, Menschen oder Tieren enthalten, oder dergleichen —; erst nachher müßte man sich an die Feststellung des positiven Nameninhalts heranwagen.

Wegen der angeführten prinzipiellen Bedenken halte ich es nicht für angebracht, mich auf die einzelnen Aufstellungen Lohmeyers näher einzulassen. Ich werde schließen mit der Wiederholung des Wunsches, daß die von Lohmeyer ersehnte planmäßige Namenforschung endlich das Licht sehen und der unserer Zeit unwürdigen, in der Tat ganz mittelalterlichen Namenpfuscherei ein Ende machen werde.

Astrup, Jütland. Gudmund Schütte.

Walde A. Die germanischen Auslautgesetze. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung mit vornehmlicher Berücksichtigung der Zeitfolge der Auslautveränderungen. Halle a. S., M. Niemeyer, 1900. V und 198 S. 5.40 M.

Unter ungewöhnlichen Verhältnissen schreibe ich die gegenwärtige Rezension. Das Buch ist vor längerer Zeit herausgegeben und in den interessierten Zeitschriften sind bereits eingehende Anzeigen von sachkundigen Fachleuten erschienen; Rezensent selbst hat gleichfalls schon Gelegenheit gehabt, in seinem 'System der langen Endsilben im Altgermanischen' (böhm., Prag 1903; vgl. IF. Anz. 15, 246 ff.) sich mit der Mehrzahl von Waldes Ausführungen auseinanderzusetzen. Trotz alledem hat er bereitwillig die Besprechung für die IF. übernommen, weil diese ganz ohne ihr Verschulden sich mit der Anzeige verspäteten[1]) und er es in gewissem Sinne als Anerkennung eigenen Strebens betrachtete, gerade über dieses Buch berichten und der großen von Walde geleisteten Arbeit sozusagen eine Ehrenschuld abstatten zu dürfen.

Den erwähnten eigentümlichen Umständen nun will ich auch bei der Abfassung meines Referates Rechnung tragen. Einesteils kann ich die Schrift, was ihre äußere Anlage betrifft, wohl als oberflächlich bekannt voraussetzen und ihren Stoff systematisch, so wie er es eigentlich erheischte, ordnen; andernteils gedenke ich die bisher darüber laut gewordenen Urteile und andere neueste Literatur gelegentlich heranzuziehen und, brieflichen Aufforderungen nachgebend, auch meine in böhmischer Sprache vorgebrachten Ansichten hierüber diesmal allen Fachgenossen zugänglich zu machen. —

Walde bietet in einer Reihe von scheinbar lose aneinander gereihten Spezialuntersuchungen[2]) aus dem Gebiete der germanischen Auslautslehre

1) Der zuerst ausersehene Referent ist gestorben.

2) Es seien hier wenigstens die 11 Kapitel dem Inhalte nach wiedergegeben: I. Auslautende Längen im Wgm. — II. Nom. Pl. der *ā*-Stämme

entschieden mehr, als man nach den Kapitelaufschriften erwarten möchte: nämlich wertvolle Zusammenstellungen, Deduktionen und Aufschlüsse über fast alle wichtigen Punkte der germ. Auslautgesetze und zwar im Sinne der von Hanssen und Hirt neu begründeten, von Streitberg in der 'Urgerm. Grammatik' zum erstenmal praktisch durchgeführten Akzent- oder Intonations- oder Morentheorie. Waldes Darstellung geht zwar vom Wgm. und Nord. aus und kehrt gewöhnlich zu diesen Sprachzweigen wieder zurück, aber auch das Gotische, dem kein besonderer Abschnitt gewidmet ist, findet oft ergebnisreiche Berücksichtigung. Freilich, so manche Detailfragen, die in einer systematischen Darstellung unausweichlich wären, mußten naturgemäß aus dem Rahmen der von Walde behandelten speziellen Probleme herausfallen, wie es denn gerade in einigen Hauptfragen der g o t i s c h e n Lautlehre, z. B. in der Frage der got. Vertretung des urgerm. *-*ōn* (vgl. S. 90) oder in der Frage nach Aussprache der got. Enddiphthonge (S. 85), zwar zu unserem Bedauern, jedoch nicht zum Schaden des Ganzen geschehen ist.

Überhaupt kann Walde wegen der von ihm gewählten Form der Darstellung kein ernst gemeinter Vorwurf treffen. Er hatte zwar von allem Anfang die Wahl, entweder systematisch und rein deduktiv, oder synthetisch, aber nicht in der herkömmlichen Weise übersichtlich zu Werke zu gehen. Sein Endzweck, nur gewisse, dabei allerdings die wichtigsten Auslautfragen zu beleuchten und ihnen eine in vieler Hinsicht neue Lösung zuteil werden zu lassen, mußte ihn der s y n t h e t i s c h e n Darstellungsform zuführen: er geht gewöhnlich von schwierigen, einen Keim des Zweifels oder des Widerspruchs in sich hegenden Problemen der bisher vertretenen 'neuen' Theorie aus und versucht von dort, ohne vor den aufgetürmten Hindernissen zurückzuschrecken, durch alle Eventualitäten hindurch einen bequemen gangbaren Ausweg zu der von ihm verteidigten Ansicht zu gewinnen. Und eben das Hinwegräumen jener Hindernisse, die Ebnung und Bahnung des Weges ist eine mühselige Arbeit, die dem Verfasser den leichten Fluß der Darstellung hemmt und uns den reinen Genuß seiner scharfsinnigen Beweisführung ein wenig verbittert. Doch das Grundübel steckt im spröden Stoff — Walde sucht nur seiner Herr zu werden. Es ist ihm auch gelungen; nur hätte ein ausführliches Inhaltsverzeichnis oder noch besser ein Index am Schlusse angefügt werden sollen, der alle die Abschweifungen und gelegentlich erörterten Formen verzeichnete und so die Brauchbarkeit des Buches in jedem beliebigen Zeitpunkte erhöhte. Nicht die Darstellung Waldes, sondern den Mangel eines Wegweisers in derselben sehe ich als Fehler an.

Um nunmehr auf den Inhalt der Schrift einzugehen, sei vor allem bemerkt, daß Waldes Hauptinteresse auf die relative C h r o n o l o g i e der germanischen Auslautveränderungen gerichtet ist. Zugleich muß schon hier zugestanden werden, daß gerade in dieser Richtung seine jedenfalls anregenden Darlegungen nicht immer positive Resultate zutage gefördert haben: ist es doch der wundeste Punkt aller prähistorischen Sprachforschung! Dagegen in der Feststellung der Reihenfolge von Erscheinungen,

im Wgm. — III. Diphthonge in Endsilben des Wgm. — IV. Verkürzung der idg. Langdiphthonge. — V. Nordische und westgermanische 'Dative' auf *-u*. — VI. Nasale im nord. Auslaute. — VII. Nord. Endsilbenlängen. — VIII.—X. Ungedeckte, dann durch *-s* und *-n* gedeckte Kürzen im germ. Auslaute. — XI. Kürzen im nord. Auslaute.

die uns wenigstens durch Inschriften irgendwie bezeugt sind, zeigt er eine sehr geschickte Hand, desgleichen in der lautgeschichtlichen und meist auch phonetischen Begründung derselben. Manchmal — und das finde ich begreiflich — ist er, seinem Scharfblicke vertrauend, gar zu weit gegangen und die Bestätigung seiner Resultate steht zur Stunde noch aus; aber auch in solchen Fällen hat er einen ruhenden Stein zum Rollen gebracht oder in andere Bahnen geleitet, in wieder anderen Fällen die erst gewonnene Erkenntnis in der Form von Exkursen sogar über die Grenzen seiner Aufgabe hinaus sorgsam verwertet.

Kurz gesagt behandelt Walde, wenn auch verstreut, alle drei Arten der germanischen Auslautgesetze: a) die konsonantischen, b) die kurz- und c) die langvokalischen Gesetze. An den Grundlagen der Intonationstheorie hat er keine Änderung vorgenommen.

a) Von Konsonanten bespricht er die Dentale, Nasale und Sibilanten. Die Dentale fallen ohne Unterschied in urgerm. Zeit vor der Kürzung absolut auslautender Längen ab. Heutzutage, da wieder an dieser anscheinend evidenten Tatsache gezweifelt wird, sei hier an Waldes (S. 14) schlagenden Beweis aus den 3. Personen Plur. Opt. wie got. *bairaina*, *bēreina*, aisl. *biópi* usw. [urgerm. *-*n(þ)* + *ē*] ausdrücklich erinnert. Es handelt sich um noch genauere Zeitbestimmung; Walde will der allgemein beliebten Schlußfolgerung entgehen, daß der Dentalabfall früher geschehen sein müsse als der Schwund des *-i* in 3. Silbe, z. B. in **ƀerandi* — und zwar durch seine zwar nicht streng bewiesene, aber recht plausible Voraussetzung, daß beim Abfall eines auslautenden Elements der vorhergehende Konsonant eine Energiesteigerung erfuhr und dann den Apokopierungsgesetzen der einfach auslautenden Konsonanz nicht mehr unterworfen war (S. 13, 163 u. 196). Wie jedoch schon Jellinek Zeitschr. f. österr. Gymn. 1901, 1088 [1]) hervorgehoben, setzt Walde die 3. Plur. als **ƀeranþ(i)* an, woraus sich weder die gotische, noch die ahd. Form ableiten läßt; überdies hat er m. E. von vornherein (auch noch im Nachtrage) zu sehr die Parallelisierung der postdentalen Spiranten mit den doch anders gearteten *-s* und *-z* im Auge. Die Sache liegt doch wohl so, daß nur primär auslautender Dental abfällt, oder wie man es früher auszudrücken pflegte, daß das konsonantische Auslautgesetz nur einmal gewirkt hat. Den Grund dessen wissen wir freilich nicht genau, höchstwahrscheinlich wurde jeder sekundär auslautend gewordene Konsonant, also auch *-đ* in **ƀerand(i)*, gedehnt und so vor dem Abfalle bewahrt. Vgl. erhaltenes stimmhaftes *-z* in **dagōz(e)z* = afr. *dagar*. Recht deutlich sieht man da, daß jede solche chronologische Angabe schwankend werden kann; wie wieder Michels ZZ. 34, 121 richtig bemerkt, kann man mit Waldes Theorie auch die Vulgatansicht widerlegen, daß der Dentalabfall in der 3. Pl. Praet. **ƀērunþ* jünger sein muß als der Übergang von *-n* in die Nasalierung, d. h. auch **ƀērun(þ)* mit gesteigertem *-n̄* mag ganz gut der Nasalierung Trotz geboten haben.

Betreffs der Nasale hält Walde daran fest, daß *-m* in *-n* und dieses in die Nasalität übergegangen; die Nasalierung ist schließlich geschwunden, bei Kürzen früher (was auf S. 99 noch phonetisch hätte be-

[1]) Außer dieser Rezension nehme ich noch Bezug und verweise auf folgende: J. Franck Anzeiger f. deut. Alt. 28, 42 ff., V. Michels ZZ. 34, 114 ff. und H. Hirt Ark. f. nord. fil. 18, 369 ff.

gründet werden können), bei Längen später. Die Chronologie des Eintritts der Nasalierung ist wiederum nicht ganz unverschiebbar. Einmal — so wurde bisher angenommen — soll sie dem Dentalabfall und somit der Apokope des *-i* in dritter Silbe vorangegangen, das anderemal aber (S. 163) erst nach dem Ausfall des *-a-* in dritter Silbe in urgerm. Akk. Sg. **hirdijan* (daraus **hirdīn* = got. *hairdi*) erfolgt sein. Walde gibt zwar zu, daß eine solche Unterscheidung zwischen *a-* und *i*-Abfall in 3. Silbe möglich wäre; er selbst zieht es aber vor, mit Hilfe der erwähnten Theorie von der Energiesteigerung im sekundären Auslaut eben den Vokalschwund in dritter Silbe beidemal vor der Nasalierung geschehen zu lassen.

Übersichtlich und meiner Überzeugung nach richtig sind auf Grundlage von A. Kocks Forschungen die Schicksale der Nasale im Nordischen dargelegt (S. 88 ff.). Walde verficht im Einklange mit der Intonationstheorie die Meinung, daß im Aisl. auslautendes *-n* nach ursprünglich langem unbetonten Vokal schwindet, wenn ihm im Urgerm. und Urnord. eine gestoßene (2 morige) Länge gefolgt war. Nur auf diese Weise werden die sonst schwierigen, dem Lautgesetz in gewöhnlicher Fassung (Noreen, Altisl. Gramm.[3] 193) widersprechenden Fälle klar: die 3. Plur. Konj. *bere* (gegen aschw. *bærin*) und der Nom. Akk. Pl. Ntr. *augo* (aschw. *øghon* usw.). Erstere ist mit got. *bairaina* aus urgerm. **-nē* (s. oben; das *-ē* stammt aus der 1. Plur.), letzterer mit got. *augōna* aus urgerm. **-nō* identisch. Keine der übrigen älteren Erklärungen (vgl. Noreen a. a. O.) vermag zu befriedigen. Und abgesehen von Noreens selbst ganz unwahrscheinlicher Interpretation (er stellt in Pauls Grundriß 1[2], 639 ff. die Endung der 1. Pl. Opt. vorurn., also urgerm. **-ma* dem gotischen *-ma* gleich und vermutet ebenda 613 in *augu* den Rest einer Dualform) kann auch v. Heltens neuester Versuch in PBr. B. 28, 548 ff. nicht als überzeugend gelten. Helten, der auf Walde keine Rücksicht nimmt, setzt voraus, daß die Endung der 1. Plur. Opt. nicht **-mē*, sondern **-mō* war, und folgert im Anschluß daran, daß in nachurn. Zeit der Schwund des *-n* noch vor oder während des bekanntlich erst spät eintretenden *u*-Abfalles erfolgt ist. So stützt er die eine These durch die andere. Gesetzmäßig ist nach ihm aschw. *øghon* aus **-ōnō*, **-ōnu*, analogisch aisl. *augo*. Doch eine solche zeitliche Begrenzung des Verklingens von *-n* ist recht unsicher; denn mag auch *-u* der Synkope und Apokope am spätesten verfallen sein, so war diese doch nicht so ganz von ähnlichen Vorgängen isoliert (vgl. Noreen Altisl. Gr.[3] 113). Überdies harrt noch der Entscheidung die wichtige, von Walde (S. 164 ff.) ebenfalls erwogene Frage, wann gedecktes *-u-*, d. h. urgerm. **-um* in dritter Silbe eigentlich geschwunden sei. Endlich ist auch v. Helten zu einer Menge Analogiebildungen genötigt und zwar überall dort, wo sich seine Hypothese außerhalb der rätselhaften Fälle bewähren sollte. Ich halte daher am obigen von Walde ausgesprochenen Gesetz streng bedingten Schwundes von *-n* im Aisl. fest — einem Gesetz, das im Aschw. gar nicht, im Anorw. nicht vollends (*ougun* neben *ougu*) durchgedrungen ist.

Die strittigste Frage des konsonantischen Auslautgesetzes ist ohne Zweifel die der Weiterentwicklung der idg. Spiranten *-s*(*-z*) im Germanischen. Die Bestrebungen der letzten Jahre haben vorderhand dargetan, daß man wohl kaum mit Verners Gesetz auskommen werde; von Verner hat sich deshalb schon Hirt und nach ihm Walde emanzipiert. Allein Walde wandelt da seinen eigenen Weg. Was ehedem Möller nur in einem ganz singulären Falle, im Gen. Sg. Fem. **-ãz*, zu einer laut-

physiologischen Erklärung heranziehen wollte, daß nämlich die Intonation der Endsilbe auf die Beschaffenheit des Spiranten Einfluß übe (vgl. PBr. B. 7, 507 und die damaligen Einwände Streitbergs in IF. 5, 243), das hat jetzt Walde unter demselben Gesichtspunkte, jedoch als allgemein giltiges Lautgesetz aufgestellt: nach ihm fällt *-s* auf dem Wege über *-z* in wgm. Endsilben nach kurzem oder geschleiftem langen Vokale, sowie nach *-n* ab, hingegen bleibt es nach gestoßener Länge und nach solcher Kürze erhalten, die ursprünglich nicht in letzter Silbe stand (S. 130 ff.). Also *-s* fällt ab in **ʒeƀõs* = ahd. *gëbā*, bleibt aber in *neritōs* = **-dhās* (mit gestoßener Länge) und *tages* = **dageso* usw.

Wenn nun auch anerkannt werden soll, daß Waldes Vorschlag bemerkenswert ist, eben weil er aus der Intonation und Quantität der Endsilbe nicht nur den Vokal, sondern zugleich den Konsonanten derselben erklären will, so glaube ich doch vom kritischen Standpunkt aus, bei grundsätzlicher Übereinstimmung mit allen anderen Rezensenten, eine Reihe Einwände dagegen erheben zu müssen[1]). Walde hat (woraus ich ihm im Gegensatz zu Franck Anzeiger f. deut. Alt. 28, 52 keinen Vorwurf machen will) vorerst die einzelnen Tatsachen äußerlich zusammengestellt, um dann eine innere Verwandtschaft zwischen ihnen herauszufinden — gleichzeitig hat er aber aus dem gesammelten Materiale einige unbequeme und ohne Widerrede beschwerliche Fälle beseitigt. Hieher zähle ich insbesondere das ahd. *wili,* das er gewaltsam vom got. *wileis* getrennt, eventuell auch das nicht ganz klare *ni curi;* seine Auffassung der wgm. Optativformen ist recht gekünstelt. (Vgl. darüber noch weiter unten.) Außerdem darf man sicherlich nicht alle von Walde in eine Kategorie gereihten Fälle identifizieren: der Zischlaut in *neritōs* und *tages(o)* stand jedenfalls unter verschiedenen Bedingungen. Walde schreibt schließlich den gestoßenen auslautenden Längen einen besonderen 'geschnittenen' Ton (S. 131) zu, welchen die geschleiften Längen nicht besaßen; dabei ist es sonderbar, daß dieser eigentümliche Ton den kurzen Endungen (ahd. 2. Sg. Ind. *zugi* aus **-es*) gänzlich fehlte, obzwar sie ihrer Intonation nach einstens ebenfalls akuiert waren. Und so scheint mir Walde aus einem einzigen einfachen Prinzip heraus zu viele der subtilen und verwickelten Dinge erläutern zu wollen. — —

b) Im Bereiche der kurzen Endsilben sind es in erster Linie wieder chronologische Fragen, die in Betracht kommen. Walde unterscheidet hier im Anschlusse an Sievers (S. 110 ff.) in überzeugender Weise urgermanische und einzelsprachliche (gemeingermanische) Apokopen. Innerhalb des Urgerm. erhebt sich die weitere Frage, wann eigentlich Reduktionen der Kürzen im Auslaute stattfanden, ob schon vor Festlegung des germanischen Intensitätsakzentes oder erst nach derselben, wie gemeinhin angenommen wird. Beides ist ja möglich. Ältere Entwicklungen lassen gar oft in der Sprache ihre Spuren zurück, nur ist es mißlich, sie jeweils von späteren Vorgängen zu trennen; in unserem Falle tritt noch

---

1) Dabei verschlägt es nichts, daß ich außer Stande bin, etwas Bewiesenes an die Stelle von Waldes Theorie zu setzen. Ein Versuch ist wohl in meinem 'System usw.' (S. 318) gewagt, und ich beharre darauf noch heute, da ich den neuesten Ausführungen Pedersens KZ. 39, 243 ff. über den Einfluß der Intensität einer Silbe gerade auf die Stimmhaftigkeit der Konsonanten vorläufig nur bedingte Giltigkeit zuerkennen kann.

eine andere Schwierigkeit hinzu, nämlich zu entscheiden, ob vor der Festsetzung des germ. Akzents der traditionelle indoeuropäische Akzent ein exspiratorischer oder eher ein musikalischer gewesen, der nach Finck, Pedersen (vgl. KZ. 39, 233) u. a. eventuell Stimmlosigkeit und Schwund der Vokale bewirken konnte. Halten wir aber an der Vulgatansicht fest, daß alle Reduktionen von Vokalen in Endsilben erst die Wirkung des germanischen Akzentes sind, so kommt uns wieder die Erfahrung zuhilfe, daß die Sprache ihre Sprünge und Kaprizen liebt, daß es in ihrer regelrechten Entwicklung Hemmungen und Hindernisse gibt, die wir oft nur konstatieren, nicht objektiv beurteilen können.

Wie hat sich Walde das Problem zurechtgelegt? Er lehrt vor allem (S. 123), daß schon im ältesten Urgermanisch, noch vor dem Eintritt der neuen Akzentuierung, ungedecktes, nach ieur. Prinzip unbetontes *-i* (und demgemäß auch *-a, -e*) geschwunden ist. Zu dieser Annahme wird Walde durch zweisilbige Formen mit *i*-Abfall, jedoch ohne Umlautwirkung wie ae. *dóm, ʒám* (aus **-mi*) gegenüber den Dat. Sg. ae. *men*, an. *feðr* usw. mit einzelsprachlichem *i*-Umlaut genötigt. Er löst also die Frage wohl im Sinne eines indoeuropäischen Intensitätsakzentes. Eine solche Schlußfolgerung ist aber heute nicht mehr ganz unzweifelhaft, vgl. abermals Pedersen a. a. O. Urgermanischen Abfall von Kürzen, der durch den germanischen Akzent bewirkt ist, nimmt Walde selbst (s. gleich unten) in gedeckter dritter Silbe an, es ist sonach lautphysiologisch durchaus begreiflich, wenn deren Abfall in n i c h t gedeckter und — sagen wir vorläufig — dritter Silbe fast gleichzeitig stattfand. Den dreisilbigen Wörtern pflegen sonst mit Rücksicht auf die Vokalapokope die zweisilbigen langstämmigen zur Seite zu gehen; daß es diesmal (bei urspr. **-i*) nicht gesetzmäßig geschehen ist, bezeugen m. E. die erwähnten Dative, eig. Lokative **-i* deutlich genug. Was liegt also näher, als in ae. (nicht wests.) *dóm* und einmaligem *ʒán* (Sievers Ags. Gramm.[3] 269) dennoch schon früheren und allerdings analogischen Anschluß an die dreisilbigen 1. Personen Sg. **-mi* zu proponieren, zumal diese wegen ahd. *salbōm, habēm* im Wgm. und demnach im Urgerm. sicher vorhanden waren? Läuft doch Walde bei seiner Auffassung von *dóm*, wie ganz richtig Franck Anz. f. d. Alt. 28, 51 ff. bemerkt, ernstlich Gefahr, mit dem konsonantischen Auslautgesetz in Widerspruch zu geraten, d. h. **dōm(i)* im ältesten Urgerm. hätte wohl den Übergang des *-m* zu *-n* (vgl. Ug. Gramm. 147) und zu späterer Nasalierung mitmachen müssen! Nebenbei gesagt, bin ich da in der Ablehnung von Waldes These noch mit Michels ZZ. 34, 116 zusammengetroffen, der auch urwestgerm. *im(m)* für **immi, *izmi* hierherstellen möchte; man könnte, natürlich ohne Beweis aus dem Ae., noch **stām(i)* anreihen.

In dritter Silbe ist also, wie Waldes Belege auf S. 121 beweisen, bereits urgermanischer Schwund des *-i* zu statuieren. Dasselbe gilt natürlich von den weniger widerstandsfähigen Kürzen *-a, -e*, die nicht einmal in Zweisilblern in die Einzelsprachen herübergekommen sind (vgl. urn. *unnam*). Trotzdem gibt es Präpositionen oder eigentlich A d v e r b i a, welche *-i* und andere Kürzen in regelwidriger Weise bis in die historischen Dialekte erhalten haben, z. B. ahd. *upari* u. ä. Walde versucht hier (S. 124) eine einheitliche Erklärung aus solchen Stellungen, wo das Adverb mit folgendem Nomen oder Verbum eine Wort- oder Satzgliedeinheit bildete. In der Tat ist dieser Ausweg der gangbarste, Beweis dessen, daß er in

ähnlicher Weise schon von J. Schmidt KZ. 26, 20 ff. versucht worden ist. In welchen 'Einheiten' aber die Erhaltung der Auslautkürze zuerst verwirklicht worden sei, das glaubt Franck a. a. O. 52 noch näher und scheinbar abweichend von Walde bestimmen zu müssen: nur in der Verbindung mit dem Verbum wie ahd. *ligit in ána*, nicht in der mit dem Nomen *an arme*[1]). Doch meine ich, daß Franck hier Walde mißverstanden hat; dieser hat in erster Linie jedenfalls an die alte und feste Zusammensetzung der Präfixe und Nomina zu éinem Wortganzen gedacht, was ja auch Schmidt im Sinne gehabt.

In dritter Silbe endlich, wie wir wissen, hält Walde selbst an dem schon früher von Sievers PBrB. 5, 156 ff. vertretenen urgerm. Schwund von durch *-n* (*-m*) oder *-s* gedeckten Kürzen fest. Und diese Synkope zusammen mit der früher erwähnten Apokope in 3. Silbe ist bei ihm zu einem wahren Erkenntnisbronnen besonders für die Entwicklung der sekundären Auslautlängen und deren durch Reduktion entstandenen Reflexe geworden. Ich stelle vorderhand die Kategorien zusammen: die 2. Sg. Imper. der schwachen Verba auf **-e̯i̯e*, den Vok. Sg. got. *hairdi* (aus **-i̯i̯e*), die 1. Du. Praet. *bēru* (aus **-u̯u̯e*); den Akk. Sg. *hairdi* und Nom. Akk. Sg. *reiki* (aus **-i̯i̯am*), den Inf. *bairan* (aus **-anam*); den Nom. Pl. as. *dagos* u. ä. (aus **-ōsez*), den Nom. Pl. got. *gasteis* (aus **-i̯i̯ez*) und den Nom. Sg. *hairdeis* (aus **-i̯i̯az*). Nun ist in **hirđi̯i̯az* die Synkope gesetzmäßig vollführt, aber in einer Reihe von mehrsilbigen urnord. Belegen auf *-aʀ* der Vokal offenbar restituiert worden, vgl. *holtiŋaʀ* (Gallehus) und Noreen Altisl. Gr.[3] 215. Hier hätte Walde einen Erklärungsgrund suchen sollen, etwa den analogischer Beeinflussung von zweisilbigen Wörtern, die sehr oft in Zusammensetzungen, also scheinbar in drei- und mehrsilbigen Formationen vorkamen; wie eine Anspielung v. Heltens in PBrB. 28, 525 zeigt, war es notwendig, auch in diesem Punkte etwaigen Zweifeln die Spitze abzubrechen. — —

c) Bei den langen Endsilben wollen wir wieder nur dort verweilen, wo man ohne kritische Anmerkung nicht gut vorübergehen kann; der Übersicht wegen beobachte ich hiebei die in meinem 'System' gegebene Einteilung und bespreche: I. die absolut auslautenden Längen, II. die langen Nasaldiphthonge, III. die *i*- und *u*-Diphthonge, IV. die langen *r*-Diphthonge und V. die durch *-s*, *-z* gedeckten Längen.

Ad I. Walde gebührt das Verdienst, mit scharfem Auge und feinem Gefühl die Reduktionen aller Endsilbenlängen, soweit es eben möglich war, in der altertümlichsten Phase des Germanischen, dem Urnordischen, chronologisch festgestellt zu haben (S. 100 ff.). Das von Walde entworfene Bild, mußte es auch lückenhaft ausfallen, kann nunmehr als Parallele für die Vorgänge im Wgm. betrachtet werden. Als wichtigstes Ergebnis gehört hierher, daß zuerst die gestoßenen oder zweizeitigen ungedeckten Längen im Nord. reduziert werden, nachdem sie bis gegen 600 n. Chr. höchstwahrscheinlich überhaupt unverkürzt geblieben. So darf denn auch der Reflex des zweimorigen **-ō*, das im Nord. und Wgm. schon

---

1) Wie sehr die Ansichten über denselben Gegenstand manchmal auseinandergehen, bekundet auch v. Helten PBrB. 28, 553, indem er die ungesetzmäßige Erhaltung der Kürzen nur den proklitischen Präpositionen in Verbindung mit Nomen oder Pronomen zuschreiben will, was freilich äußerst fraglich ist.

vor der Kürzung zu dumpfem *-ǭ* oder gar zu *ū* geworden, im Beleg des 5. Jahrh. *mīnu liubu* (Opedal) ganz gut als *-ū* gedeutet werden (S. 107); denn ein triftiger Grund, warum man, wie z. B. Noreen Altisl. Gr.[3] 227 tut, hier *-ū*, allein im Praet. 3. Sg. *wrta* langes *-ā* = *-ǣ* (a. a. O. 321) lesen sollte, leuchtet mir nicht ein. Der Dental ist ja nach dem Zeugnis der 3. Plur. Opt. (s. oben) vor aller Auslautkürzung weggefallen. Walde meint freilich für die soeben beregte Verdumpfung des **-ō* eine sichere Stütze in slavischen Lehnwörtern wie *buky* gefunden zu haben (S. 58 ff.); doch ist diesfalls zu beachten, was Hirt Ark. f. nord. fil. 18, 374 gegen Walde betont, daß es gotisches Lehngut mit nasaler Endung **-ōn* sein könnte, was Pogodin (vgl. IF. Anz. 12, 306) allerdings stark bezweifelt. Uns genügt zum Nachweis jenes frühen Überganges in **-ǭ* jedenfalls das Kürzungsresultat *-u* selbst und die Analogie der betonten Einsilbler, z. B. wnord. *sú*.

Die neuentstandene Kürze *-u* ist sodann im Nord. durchaus, im Wgm. in gewissen Stellungen ebenso wie ursprüngliches *-ŭ* abgefallen. Im Ahd., wo die normalen Verhältnisse gestört sind, ist Walde geneigt (S. 76 Anm.; vgl. meine Selbstanzeige), eine einseitige Ausgleichstendenz zugunsten der langstämmigen und endungslosen Formen anzunehmen. Aber seine Voraussetzung trifft nur für den Nom. Sg. F. und Nom. Akk. Pl. Ntr. zu; in der 1. Sg. Praes. ist er gezwungen, das gerade Gegenteil zu erklären, und die unbequemen Instrumentalformen auf *-u* hat er überhaupt aus dieser Kategorie verbannt. Für diese (ahd. *blintu*, *tagu*, an. *blindu*, *kerlingu* u. a.) schlägt er eine neue Instr.-Form Sg. auf **ōū* vor, welche auch in den problematischen slav. Dativen wie *rabu*, *lětu* und in serb. *tȍmū* (ahd. *dëmu*) fortleben soll. Daß besagtes **-ōū* im germ. Auslaut **-ū* und schließlich *-u* ergeben, stützt Walde durch den Hinweis auf inlautendes *-ōu-* in urgerm. **aχtōuđa* und **kōuz* (ieur. **gʷṓus*), woraus ja **aχtūđa* (got. *ahtuda*) und **kūz* (daraus aisl. *kýr*, ae. *cú*) geworden sein soll. Und diese Entwicklung sucht er noch lautphysiologisch zu erläutern. S. 72 ff.

Nun hat zwar Walde hiermit einen beachtenswerten Schritt getan, sich den Erklärungsversuchen Noreens aus zweifelhaften Nebentonverhältnissen zu entziehen, und ich möchte dies auch jetzt gegenüber Hirt Ark. f. nord. fil. 18, 373, der sich Noreen anschließt, festgestellt wissen — allein an Stelle der früheren Schwierigkeiten hat er weit größere treten lassen. Er setzt nämlich voraus, daß serb. *tȍmū* (S. 86) ehemalige geschleifte Intonation bezeugt; dazu bemerke ich, daß die serb. pronominalen Dative *tȍmu*, *kȍmu* nach Miklosich Vergl. Gramm. der slav. Spr. 3, 217 und Maretić Gramatika i stilistika hrvatskoga ili srpskoga književnog jezika 188 ff. gar keine solche Länge aufweisen, die übrigens nach W. nicht ursprünglich, sondern von den Substantiven übertragen sein sollte. So muß der ganze darauf aufgeführte Bau zusammenstürzen. In der germ. Deklination scheint zudem die idg. Endung **-ōū* keine richtige Stelle zu haben, und ihre Entwicklung im Auslaut durch inlautendes gestoßenes *-ōu-* zu illustrieren, kommt mir methodisch nicht richtig vor: erstens ergibt nicht einmal *-ōu-* überall *-ū-* (vgl. Michels ZZ. 34, 122) und zweitens ist die Identität von beiderlei Silben nicht unumstößlich nachgewiesen. Im Germanischen stehen wir heute auf dem plausiblen Standpunkte, daß beim Übergange aus dem Urgerm. in die einzelnen Dialekte gestoßene wie geschleifte Langdiphthonge im Auslaut

gleicherweise verkürzt wurden: also sollte auch *-ōū im Nord. *-a* ergeben, ebenso wie *-ōu* in *átta*. Ähnlich mußte — was ich bereits hier gegen Walde S. 84 ff. vorab bemerke — auslautendes *-ēī* ebenso reduziert werden wie *-ēi*, d. h. im Got. zu *-ai* usw., jedoch kaum zu *-ẹ*. Kann man doch den Dat. Sg. F. an. *heiðe(-i)*, eventuell auch got. *haiþjai* mit hoher Wahrscheinlichkeit aus *-*i̯ēī* ableiten, da für den Akk. Sg. *heiðe(-i)* u. ä. noch heute ein *i̯ē*-Stamm anzuerkennen ist (vgl. meine 'Soustava usw.' 197 und Brugmann Kurze vgl. Gramm. 378).

Waldes obige Erklärung kann demnach nicht befriedigen, umso weniger, als er selbst neben dem Instr. *-ōū* noch einen zweiten und zwar den althergebrachten auf *-ō* für diejenigen Formen benötigt, welche das *-*u* verloren haben. Seine neue Urform ist abzulehnen, mag es auch unmöglich sein, gleich eine positive, alles aufhellende Theorie zu bieten. Im 'System' habe ich es wieder mit der éinen Instrum.-Form versucht und füge jetzt nur so viel hinzu, daß Noreens neuester Ausweg (Altisl. Gr.³ 227), urn. *-u* und *-ū* zu unterscheiden, streng genommen keine Erklärung ist, weil eben die eine der Formen ganz problematisch bleibt. Man wird sich wohl bescheiden müssen: auch im Punkte der Ausgleichstendenzen wird man der Sprache eine gewisse Souveränität nicht absprechen dürfen, zumal wir bei einer andern ganz klaren Form, dem Nom. Akk. Pl. Ntr. im späteren Wests. die Analogie in direkt entgegengesetzter Richtung vollzogen sehen als früher: *wordu*, *weorcu* usw. (Sievers Ags. Gr.³ 123). —

Gleich im Eingangskapitel (S. 3 ff.) erörtert Walde die Schicksale des gestoßenen *-ē* im Wgm. und Nord. Auf Grund der von ihm eigens statuierten Lokative *-ē* will er dartun, daß das durch die erste Kürzung daraus entstandene *-ẹ̄* nicht nur im Nord., sondern auch im Wgm. lautgesetzlich abgefallen sei; erhaltenes *-e* setze immer Analogiewirkung voraus. Nun eröffnet sich aber bei Heranziehung einer anderen recht wahrscheinlichen Form aus *-ē*, des Nom. Sg. *hæle* aus *-*ēþ*, welchen Walde fast mit Stillschweigen übergangen, obwohl er bei **mēnōþ*, **nefōð* asigmatischen Nom. Sg. (S. 13) angenommen, eine etwas veränderte Auffassung der wgm. Verhältnisse. Die Formen ae. *hæle*, an. *hal-r* bezeugen meinem Gutdünken nach, daß jenes erste Kürzungsresultat *-ẹ̄* im Nord. und Wgm. eher wie *-i* behandelt wurde, welchem es infolge seiner geschlosseneren Qualität auch phonetisch nahe kam. Es blieb also im Wgm. nach kurzer Stammsilbe erhalten. Das vermögen nicht einmal die sog. 'kurzen' germanischen Dative von *o*-Stämmen, welche W. als Lokative *-ē* deutet und die in lautlicher Hinsicht tatsächlich *-ē* enthalten können, zu widerlegen. Denn die wgm. Dativformen, von denen allein die Entscheidung der Frage zu gewärtigen ist, sind in Waldes kritisch und musterhaft gesichtetem Material [1]) durchaus langsilbigen Stammes bis auf ae. *tó dæʒ* neben *tó dæʒe*, welch letztere Form Sievers Ags. G.³ 122 als älter bezeichnet. Walde (S. 9) weist freilich auf die gewiß altertümliche nord. Parallele *í dag* hin, doch hat diese eher syntaktische als phonetische Bedeutung. In Verbindung mit dem vorerwähnten Nom. *hæle* darf man auch *tó dæʒe* mit großer Wahrscheinlichkeit als lautgesetzlich ansehen und *tó dæʒ* daraus ableiten: entweder als adverbialen Ausdruck, in dem die gesetzmäßige Form anderen Veränderungen anheimfiel als bei paradig-

1) Besonders was das Nord. anbelangt; fürs Wgm. sieh einige Ergänzungen in 'Soustava usw.' 94 und bei v. Helten PBrB. 28, 543.

matischem Gebrauch, oder aus der naheliegenden Worteinheit *tó dæȝe*, die sich zeitweilig einstellte, dann aber die Apokope in dritter Silbe regelrecht bedingte. Auch im Nhd. ist die Praeposition proklitisch und doch hört man im Verse und außerhalb desselben auf der Bühne und ebenso in der gewöhnlichen Rede Worteinheiten wie *àn mich, wìder mich*; vgl. ae. *héodæȝ*.

Wir müssen schließlich den 'neuen' idg. Lokativ Sg. *-ē einer näheren Beleuchtung unterziehen. Walde kennt da nur zwei Parallelen, den lit. Lokativ *ritkė̀* und die entfernteren Bildungen der *men-* und *i*-Stämme: kret. δόμην und ieur. *-*ēi*. Allein die lit. Lokative sind gewiß Neubildungen, und zwar nicht allgemein baltische, ja nicht einmal gemeinsam litauische, wie übereinstimmend Brugmann Grundr. 2, 617 ff. und 787, dann Zubatý IF. 6, 287 ff. und nun Hirt Ark. f. nord. fil. 18, 370 nachweisen. Die *men-* und *i*-Stämme wiederum dehnen ihren Stammbildungsvokal nach Streitbergs Dehnstufentheorie im Lok. Sg. zum Ersatz für einen geschwundenen Endungslaut, was bei den *e-o*-Stämmen nicht wohl geschehen konnte; hier wäre eher Kontraktion am Platze oder die Endung *-*ē* hat andern Grund und Ursprung. Vom Gesichtspunkt des Kritikers darf man daher betonen, daß Waldes Lok. Sg. *-*ē* sich seine Stelle unter den idg. Fällen erst erobern muß — d. h. man wird, auch wenn man ursprüngliches (urgerm.) *-*ē* hier ansetzt, die Formen trotz ihrer Bedeutung nicht notwendig als Lokative betrachten müssen. —

Von sonstigen Theorien über urspr. *-*ē* erwähne ich noch zustimmend Waldes Auffassung von urn. *wrta* (Etelhem; s. S. 102 ff.) als 3. Sg. Praet. *-ǣ*, welche sich mit anderen, in der Deutung des urn. *-a* identischen Fällen, nämlich mit Nom. Sg. *Wiwila* (= *-ǣⁿ*) und Nom. Sg. *swestar* (= *-ǣr*) zu einer erfreulichen Einheit verbindet. Man kann demnach für die ältesten Runeninschriften die empirisch gefundene Regel dahin formulieren, daß *a* in unbetonter Silbe sowohl den Laut *a* und *ā*, als auch *ǣ* bezeichnen konnte; vgl. Noreen Altisl. Gr. [3] 27 u. 41 ff.

In den Adverbien wie got. *innana,* ahd. *innan* sieht Walde (S. 13) nach dem Beispiele J. Schmidts die recht ansprechende Grundform *-*nē*, in ahd. *innana* im Texte die Gf. *-*ēm*, was er aber im Nachtrage (196) richtig, jedoch ohne Verbesserungsvorschlag, widerruft. Zur Erklärung von ahd. *dannān* u. ä. glaubt nun Walde sich auf ein spätahd. Lautgesetz berufen zu dürfen, wonach aus **dannann* (dieses aus *danne* nach Wilmanns, s. bei Walde S. 174 A.) ohne weiteres das gewünschte *dannān* sich ergab. Allein schon die hypothetische Form **dannann* mit *-nn* am Schlusse, das doch in einfachem ahd. **dan*, *dana*, **danan* und *danana* kein Vorbild hatte, muß unser Mißtrauen erregen, noch mehr das vermeintliche Lautgesetz, welches Walde schon bei der Interpretation von mhd. *künegīn* aus **kuniginn* (S. 173 A.) in Anwendung brachte. —

Die Entwicklung von urgerm. *-*ī* ist im Ganzen klar; unklar freilich bleibt die Scheidung der *i̯ā*-Feminina in got. *bandi* und *sibja*. Walde (Exkurs auf S. 179 ff.) versucht eine — wie er weiß — von vornherein hypothetische Aufklärung derselben: recht wird er wohl darin haben, daß dieser Unterschied bis in die Ursprache (sicher aber ins Urgerm.) hineinreicht. Ebenso halte ich seine Auffassung von got. *mawi* u. *þiwi* als Reflexen älterer langstämmiger Bildungen (urgerm. **maȝu̯ī*, *þeȝu̯ī*) trotz Franck Anz. f. deut. Alt. 28, 54 weiterhin aufrecht, da die im Got. ersichtlichen Stämme **maujā-*, **þiujā-* eben sekundär entstanden sein

können und Solmsens Etymologie urgerm. **þiu-ī* für got. *þiwi* neben evidentem **maʒ̯uī = mawi* um so weniger den Vorzug verdient, als auch das Mask. *þius* (urn. *þewaʀ*) einer Ableitung aus konsonantischem Stamm nicht widerstreitet (vgl. Brugmann Kurze vgl. Gramm. 167 ff.).

In der 2. Sg. Imper. der schwachen *i̯o*-Verba hat Walde (S. 147 ff.) die von Streitberg Urgerm. Gramm. 347 und JF. 6, 154 schon angedeutete Erklärung aus **-i̯e*, woraus zweizeitiges **-ī*, wieder aufgenommen und im Zusammenhang mit seinem urgerm. Synkopierungsgesetz des *-i* (in dritter Silbe) tiefer begründet. Natürlich muß er Analogien in einem Teil des Wgm. und besonders im Got. statuieren: *sōkei* nach dem Ind., und nach *sōkei* wieder *nasei*. Und gerade die letztgenannte Assoziation will ich hier neuerdings in Schutz nehmen, da sowohl Jellinek Zeitschr. f. öst. Gymn. 1901. 1087, als auch Michels ZZ. 34, 117 sich ihr gegenüber sehr reserviert verhalten. Wir haben nämlich im Gotischen nach Vollzug der Auslautgesetze zweierlei Imperativformen der 2. Person Sg.: einsilbige bei starken und zweisilbige bei schwachen Verben. Außer gefordertem **nasi* haben alle zweisilbigen Formen lange Endsilben besessen, zum Teil vielleicht lautgesetzlich (*habai*), aber hauptsächlich durch Anschluß an die Indikativformen (*salbō, sōkei*). Nur bei **nasi* erschien dem Sprachgefühl die Umformung zu **nasji* nach **nasjis* nicht so bequem und zutreffend, und es trat eine jedenfalls nähere Beziehung ein, die zu den zweisilbigen Imperativen und speziell zum lautverwandten *sōkei*. Daß jedoch Assoziation des Imper. und Indik. nicht immer als die nächstliegende und natürlichste (vgl. Jellinek a. a. O.) betrachtet werden muß, kann ich aus dem Altenglischen nachweisen. Dort, im späteren Wests., sind gegenüber den älteren Kurzformen *dém, híer* die Formen *déme, hýre* verbreitet, obgleich in ebendemselben wests. (und kent.) Dialekt gerade im Indikativ solcher langstämmigen Verba Synkope des *-e-* regelmäßig eintrat: ***démst, démð*** gegenüber *fremes*[*t*]. Vgl. Sievers Ags. Gramm. [3] 242 u. 191. —

Ad II. Bei Besprechung der ehemaligen langen Nasaldiphthonge des Auslauts muß ich es Walde besonders hoch anrechnen, daß er ihre Entwicklung von der lautlichen und chronologischen Seite durch das Medium eines nasalierten Übergangsvokals überzeugend hindurchgeführt hat. In der Natur des Gegenstandes liegt es, daß ihm wieder nicht alle Details klar werden konnten, so z. B. nicht das, wann gerade und auf welche Weise die Nasalität, die wir mit sehr bedeutender Wahrscheinlichkeit voraussetzen, geschwunden ist.

Von Einzelfällen nenne ich den Akk. Sg. F. ae. *ðá*, das Walde (S. 81 ff.) nicht erst wie Streitberg aus unbetontem **þō*ⁿ = ae. *ðe*, sondern gleich aus vollbetontem **þō̃*ⁿ herleiten will. Allerdings die Fassung des Lautgesetzes, welches er hierbei für **-ō̃* der betonten Endsilben im Ae. zitiert, ist zu weit ausgefallen; vorläufig ist nur von orthotoniertem zweizeit. **-ōⁿ* festgestellt, daß es zu hellerem ae. *-ā* geworden. Im Nordischen möchte Walde bei *þá* am liebsten denselben Weg einschlagen wie oben: er hätte es aber noch entschiedener tun können, wenn er den dieser Form und dem aisl. Akk. Sg. *kú* usw. zugrunde liegenden Unterschied gestoßener und geschleifter Intonation mehr ausgenützt hätte. Unterdessen haben ihn die scheinbaren Widersprüche zwischen *þá* und *kú* zusammen mit syntaktischen Erwägungen (s. unten) zu einer andern Theorie über die Formen *kú* geleitet, die sich mit der Brugmanns IF. 6, 90 A. 2 deckt. Darnach ist ae. *cú* und an. *kū* (*kýr*) hervorgegangen aus urgerm. N. Sg.

*kū(z) = ieur. *gʷōus. Für die Gf. *kūz spreche nach Zupitza der gänzliche Mangel der Labialisation in den genannten Formen, für den Übergang von -ōu- zu -ū- einerseits got. *ahtuda* mit lang gedeutetem -ū-, anderseits die früher berührten wgm. und nord. Dative auf -u (nach W. = *-ōū).

Doch der besagte Übergang zu -ū- in *gʷōus ist ebenso problematisch wie in den beiden herangezogenen Parallelen (Brugmann Grundr. 1², 211 A. spricht davon recht hypothetisch, got. *ahtuda* aber mit -ŭ- liest und erklärt Bethge bei Dieter Laut- und Formenlehre der altgerm. Dial. 563). Das Fehlen der Labialisation in den historischen Formen 'kū' ist ferner nicht strikte für -ū- beweisend, es kann dieselbe Regel von as. *kō*, ahd. *chuo* gelten, die Walde selbst nach sonstigem Brauch aus idg. Akk. Sg. *gʷōm̃ — hom. dor. βῶν, urgerm. *kō̃ⁿ interpretiert; vgl. Hirt PBrB. 23, 314 und Brugmann a. a. O. 611 ff. Außer diesem Akk. Sg., aus dem sich m. E. sämtliche germ. Formen vorteilhaft ableiten lassen (s. Soustava usw. 182 ff.), bedarf nun Walde noch zweier Nominativformen fürs Nordische, einer z-Form (*kūz) für aisl. *kýr* (ae. *cú*) und einer zweiten z-losen für den Akk. aisl. *kú* (ostnord. *kō*). Dadurch hat er aber die Zahl der Prototypen, vornehmlich mit Rücksicht auf die germ. Akkusativformen, überflüssiger Weise vermehrt. Was zugunsten Waldes zeugen könnte, die eigentümliche syntaktische Vertretung der Nominativ- und Akkusativformen in den einzelnen germ. Dialekten, ist nur scheinbar eine wirksame Waffe in seiner Hand. Im Nordischen hat z. B. der Nominativ Sg. über den Akkusativ gesiegt, aber bloß bei den reinen ō-Stämmen, nicht bei allen Femininen (vgl. *heiđr* — *heiđe*); man darf deshalb von jenen auch keinen Rückschluß auf das Subst. 'kú' tun. Denn dann müßte im Ae. folgerichtig der Nom. vom Akk. bei *cú* wiederum geschieden sein, wie es tatsächlich bei den ō-Stämmen der Fall ist. Indessen trifft die fragliche Schlußfolgerung auch im Altfries. nicht zu, wo bei den ō-Femininen der Akk. Sg. den Nom., ebenso wie im Deutschen, fast vollständig verdrängt hat[1], wo also in *kū* vor allem die Akk.-Form gesucht werden muß — was freilich Waldes Ansätzen direkt widerstreitet. —

Unter anderm Gesichtswinkel als Walde darf man wohl die pronominalen und adjektivischen Formen des Akk. Sg. M. in den germ. Dialekten, besonders im vielgestaltigen As., beurteilen. Walde (S. 89 ff.) hegt zwar die richtige Ansicht, daß eine einzige Grundform hier nicht genügen könne, nimmt aber folgende zwei an, deren eine er nicht völlig zu rechtfertigen vermag: nämlich *-nōm für as. -na (*lefna*), ferner *-(a)nō in Übereinstimmung mit got. -nōh, -na für as. -an (*blindan*). W. hat sich da offenbar die Sachlage dadurch erschwert, daß er Hirts bisher unbewiesene und immer häufiger aufgegebene[2]) These gebilligt, daß unbetontes *-on im Gotischen -aú (*bairaú*?), nicht -a (Akk. Sg. F. *giba*) ergeben müsse. So ist er denn gezwungen, neben den Kurzformen auf *-an, die er selbst eventuell fürs ahd. *blintan* anerkennt, noch jene beiden erweiterten Grundformen anzusetzen, von denen eben die zweite *-ō m. E. überflüssig ist. Fruchtbar ist sicherlich der Gedanke, daß die Adjektiva

1) Daß dies im Fries. vielleicht später als im Deutschen geschehen sei, möchte Walde IF. 12, 377 eben auf Grund des strittigen *kū* ohne alle innere Nötigung erschließen.

2) Vgl. jetzt auch Brugmann Kurze vergl. Gramm. 590.

sowohl in den kurzen, als auch längeren Formen sich nach dem Vorbilde der Pronomina, z. B. auch im nord. *spakan* nach betontem **þan* u. ä. gerichtet haben (vgl. v. Helten PBrB. 28, 549 u. Anm.). Gegen die Ableitung aus **-anō* im An. spricht eigentlich schon der Mangel des *u*-Umlauts in *spakan*. Auch die Behauptung Waldes, daß **-nō* das ursprüngliche Suffix war, zu welchem in **-nōm* der Deutlichkeit wegen der Nasal noch einmal hinzugetreten sei, ist unerwiesen: wie Jellinek Zeitschr. f. öst. Gymn. 1901, 1085 mit Recht bemerkt, hätte ja damals der Nasal schon *-n* lauten müssen und die erweiterte Grundform, die doch niemand als die älteste betrachtet, **-nōn*. — —

Ad III. Auf dem Gebiete der Kurz- und Langdiphthonge mit *-i̯*, *-u̯* sind Waldes Darlegungen (S. 54 ff.) eigentlich eine erneuerte Verteidigung von Streitbergs Standpunkt gegen Hirt, welcher, gestützt auf die Lesung und Deutung des Dat. Sg. F. got. *gibaí* = ae. *ȝiefe* (beides aus urgerm. **-ōĩ*), eine frühzeitige Verkürzung der auslautenden Langdiphthonge bereits im Urgerm. proponiert (vgl. PBrB. 18, 275 und noch jetzt Ark. f. nord. fil. 18, 372 ff.). Dagegen verlegt Walde (S. 59) die Kürzung derselben Langdiphthonge entschieden in die Einzelsprachen, wobei es nicht auffallen kann, wenn die *ē*-Diphthonge (z. B. **-ēi*) im Gotischen gemäß der in andern Auslautlängen sich kundgebenden Tendenz ein offeneres, im Westgermanischen und Nordischen hingegen ein geschlosseneres Kürzungsprodukt liefern (aus **-ēi* wird urgot. **-aĩ*, got. *anstái*, wgm. **-ii* = **-ī*, ahd. *ensti*). Freilich über die Quantität (Intonation) der so resultierenden Kurzdiphthonge (z. B. urgot. *-ai*) kann a priori ein Zweifel obwalten. Walde schließt sich hier der schon vor ihm vertretenen und bis heute nicht widerlegten Lehre an, daß die Langdiphthonge nach der Kürzung vorerst zu dreizeitigen (geschleiften) Kurzdiphthongen wurden, gleichgiltig ob sie vorher drei- oder zweizeitig gewesen waren.

Auf die weitere Frage, was im Westgermanischen und Nordischen aus den gestoßenen und geschleiften, ein ganz gleiches Kürzungsresultat, nämlich einen kurzen Vokal aufweisenden (alten und neuentstandenen) Kurzdiphthongen geworden sei, antwortet Walde im allgemeinen dahin, daß sie insgesamt (z. B. **-ai* wie **-aĩ*) geschleifte Intonation und dreizeitige Quantität erlangt hätten. Demzufolge muß er bei ihnen — wie bei den dreimorigen Endsilbenlängen — eine doppelte Reduktion anerkennen und die Monophthongierung jener Diphthonge ziemlich hoch hinauf, z. B. in vorurn. Zeit, rücken (urn. *haite* liest er *-ē*, S. 109). Man kann aber ohne Beeinträchtigung der Wahrscheinlichkeit noch anderer Meinung sein, daß nämlich bei eben diesen Diphthongen, wo ein Unterschied in der Behandlung gestoßener und geschleifter Laute im Nordischen und Westgermanischen (Ahd.) tatsächlich nicht besteht, sich eine mittelzeitige Quantität herausgebildet habe und dann erst, z. B. im Urnordischen, Monophthongierung und einmalige Reduktion erfolgt sei. Ich hatte diesen zweiten Weg selbständig schon vorher betreten (s. Soustava 209), konnte mich jedoch nachträglich auch auf Hirts Anmerkung über mittlere Quantitäten im Litauischen (Ark. f. nord. fil. 18, 370 ff.) berufen.

Im einzelnen leitet Walde (S. 33) den Nom. Pl. F. ae. *ðá*, *twá*, der wieder analogischen Einfluß auf das Ntr. Pl. gehabt haben kann, aus urgerm. **þōz*, **twōz* ab; ob zwar dies eine Erklärung ist, die schon Paul PBrB. 4, 342 vorgeschlagen, so ist doch die andere mögliche Deutung aus dem dualischen **þai*, **twai* in beiden Fällen viel gesicherter. Franck Anz. f. deut. Alt. 28, 45

verwahrt sich mit Recht gegen Waldes Ableitung, wenn er sagt, daß ein Lautgesetz, wonach auslautendes *-o* im Altenglischen zu *-a* übergegangen, nicht nachgewiesen sei; anderseits kann man nicht verkennen, daß ein bis heute nicht völlig erwiesenes, aber mit Rücksicht auf das ahd. **zwō* — *zwuo* ganz einleuchtendes Gesetz vom Übergang des betonten wgm. *-ō(z) zu ae. *-ā* in *twá* mit der Zeit noch fester begründet werden könnte, und in diesem Sinne sind Waldes Ausführungen gewiß erwägenswert.

Interessant ist, daß Walde zwar nicht im Kontext selbst (S. 55ff.), sondern erst im Nachtrag (S. 197) die unbedingte Giltigkeit von Collitz' Gleichung got. *faura* = ahd. *fora* = griech. παραί, welche Streitberg Urgerm. Gramm. 189 auch der neuen Akzenttheorie angepaßt hatte, bezweifelt. Heute ist neben meiner Ablehnung der These noch die ähnliche Beurteilung v. Heltens in PBrB. 28, 509 u. 553ff. zu beachten. Dadurch scheint mir das Mißverhältnis zwischen zwei- und dreimorigem *ai*-Diphthong im Althochdeutschen, das in *fora* und 3. Sg. Opt. *nëme* angenommen wurde, in Wirklichkeit aber nie bestanden hat, gänzlich behoben zu sein. Vgl. Soustava 231 und 241. —

Von den Reflexen des unbetonten *-ōu* ist wohl der sicherste got. *ahtau*, ahd. as. *ahto* usw. Walde (S. 56) sucht sich nebstdem einige abweichende Formen zurechtzulegen, worin man ihm aber nicht immer folgen wird. Glaube ich doch daran festhalten zu müssen, daß die Achtzahl (uspr. Dual **oktōu*) längst aus ihrer Kategorie herausgefallen war und als pluralisch gefühlte Form den verschiedensten, nicht immer leicht bestimmbaren Analogien, eventuell rascherem lautlichem Verfall unterliegen konnte. Im Ae. ist m. E. das north. *æhtu, -o* (= wests. *eahta*) analogisch nach dem Ntr. Plur. *hwatu* entstanden, und as. *ahte* neben regelrechtem, jedoch seltenerem *ahto* betrachtet Walde nicht als Schwächung, sondern als Nachahmung der Doppelheit *twō: twē*. Allein die Form *twō* ist im As. nur einmal belegt und das gewöhnliche Femininum lautet *twā* neben neutralem *twē* und maskulinem *twēne*. Ließ sich da W. etwa durch Gallées unverläßliche Angaben (Alts. Gramm. 1, 80) verleiten? Warum er ferner (S. 79) ahd. *ahtu* aus Rücksicht auf north. *æhtu, -o* nicht nach dem bei Tatian so naheliegenden Ntr. Plur. *blintu* u. ä. deuten will, ist mir nicht gut verständlich: meinem Bedünken nach ist es bedenklich, zum urwgm. Ordinale **ahtūđa* seine Zuflucht zu nehmen, denn einesteils ist diese Gestalt desselben (s. oben) recht zweifelhaft, andernteils lautet es im Ahd., wo jene Analogie sich bewähren und weiter behaupten sollte, nach Braune Ahd. Gr.[2] 200 *ahtodo* und keineswegs *ahtudo*.

Noch eine Anmerkung über die lautphysiologische Auffassung des Überganges von auslautendem nord. wgm. *-iu*(-) zu *-i*(-), z. B. in an. Dat. Sg. *syni*, Nom. Pl. *synir*. Jellinek Beitr. zur Erkl. der germ. Flex. 20 hatte darin Analogiebildungen nach *ben* < **beni* < **bani̯u* bei den *i̯ō*-Stämmen gesehen, Walde aber (S. 109) wendet sich dagegen, um richtig zu zeigen, welch ein grundsätzlicher Unterschied zwischen *-i̯u* in **bani̯u* und diphthongischem *-iu̯* in *suniu̯*, **suniu̯z* bestehe. Selbst will er freilich den Verlust des *u̯* durch die Wirkung desselben Auslautgesetzes wie in anderen Endsilben, eventuell sogar gleichzeitig mit dem in **bani̯u*, erklären; denn daß im Diphthongen Kontraktion zu einem *i*- oder *y*-artigen Vokal eingetreten wäre, scheint ihm keine 'innere' Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Dennoch können parallele Vorgänge in einsilbigen Wörtern angeführt werden, die den erwähnten Prozeß illustrieren (s. meine Selbstanzeige

a. a. O. S. 264), während Waldes Erklärung gar zu sehr an die ehemaligen primitiven Gesetze Westphals erinnert, wonach in ganz ähnlicher Weise auch der zweite Bestandteil des Diphthongs **-ai̯* schwand, als dieser im Got. zu *-a* reduziert wurde. — —

Ad IV. Eine der glänzendsten Partien in Waldes Buche (S. 62 ff.) ist die über die langen *r*-Diphthonge. Es gelingt ihm da, sämtliche Erscheinungen auf die Tatsache zurückzuführen, welche schon von Streitberg Zur germ. Sprachgesch. 87 hervorgehoben worden war, daß die langen *r*-Diphthonge zwar den übrigen Langdiphthongen parallel zur Seite stehen, daß sie aber eben ihres eigenartigen zweiten Bestandteils wegen eine besondere und zwar langsamere Entwicklung durchgemacht haben. Es fand die Kürzung nur in unbetonten Silben und auch da später statt als bei den *i*- und *u*-Diphthongen. Alles ist hier freilich auf der Interpretation von urnord. *swestar* (Opedal) = *-ær* aufgebaut, allein in sehr geschickter und überzeugender Weise. Ich wenigstens vermag mich Waldes Argumentation nicht zu entziehen und will zur Sicherung seiner Ergebnisse im Anschluß an Michels, der ihm ZZ. 34, 119 gleichfalls zugestimmt, nur noch bemerken, daß mir nicht einmal der zweite Ausweg mehr offen zu stehen scheint — nämlich daß in urn. *wolfaʀ*, *gastiʀ* Murmelvokal, in *swestar* (richtiger *-ǽr*) noch voller kurzer Vokal zu lesen wäre. Ich erinnere da an die ursprünglich nasale Endung in *hlaiwa* (Bø), *staina* (Tune), wo wir ohne Bedenken volles *-a* lesen (vgl. Walde S. 99); überdies an die gewichtigen Fälle, in denen sich die zweite mögliche Lesung des urn. *-a* = *-ǽ* vollauf bewährt hat: 3. Sg. Praet. *wrta* usw. (s. oben); endlich daran, daß sich schon beim Langdiphthongen **-ēu* zwar nicht in der Kürzung zu *-iu*, jedoch in der Monophthongierung zu *-i* eine gewisse Verzögerung gezeigt, die ausschließlich aus der Natur des Diphthongs begriffen werden muß: und diesem Momente hat man jederzeit Rechnung zu tragen.

Walde erkennt im Nom. Sg. der Verwandtschaftsnamen überhaupt nur die éine Grundform **-ēr* an und deckt für Formen mit mutmaßlichem **-ōr* überall ganz annehmbare Analogien auf: an seinen Deduktionen, welche von der erst einzelsprachlichen Verkürzung der *r*-Diphthonge ausgehen und eine weitere Synkope des aus **-ēr* gekürzten *-ĕr* völlig ausschließen (S. 67), können auch die neuesten Einwände Hirts Ark. f. nord. fil. 18, 372 nichts ändern. Hirt stützt sich auf die in solchem Umfang nicht erwiesene These, daß die Langdiphthongenkürzung früher eingetreten sei als die Kürzung der 2- und 3morigen Auslautlängen; er meint, wenn dem auch nicht so wäre, so hätte gestoßenes **-ēr* im Urnord. durch den Stoßton verkürzt werden müssen. Nun kann man aber die Wirkung des Stoßtons in geschlossenen urn. Silben nicht ohne weiteres voraussetzen: denn in den durch **-z* = *-ʀ* gedeckten Silben tritt Verkürzung erst mit der Zeit ein, und als sie eintritt, erfaßt sie ebenso die gestoßenen wie die geschleiften Endsilben (an. *safnader* aus **-ēʀ* und urn. *runaʀ* aus **-ōʀ*). Die Kürzung der übrigen Langdiphthonge ist aber, wie oben gegen Hirt bemerkt wurde, durchaus nicht urgermanisch (got. *-ai*, das sich dann aus urgerm. **-ĕi* aus **-ēi* hätte entwickeln müssen, spricht vernehmlich dagegen). Bei den *r*-Diphthongen muß ferner die besagte einzelsprachliche Kürzung noch später erfolgt sein, weil ihr Lautreichtum nicht so bedeutend war und zu einer Reduktion weniger drängte; indirekter Beweis dessen die einsilbigen betonten, zu aller Zeit

lang erhaltenen Formen wie an. *hér* gegenüber schon gekürztem run. *þau* aus **tōu* (Walde 49 und Soustava 263). — —

Ad V. Von der Grundanschauung, die Walde über die Entwicklung des auslautenden *-s*, *-z* im Germ. (Wgm.) sich zu eigen gemacht, hängt meistens auch seine Beurteilung der Einzelformen ab. Doch sind der strittigen Fragen so viele, daß auf die seinerseits gegebene Erklärung wenigstens der wichtigsten Formen hier eingegangen werden muß.

Vorerst komme ich auf das schwierige urn. *þaʀ* (Einang) zu sprechen. Walde (S. 66 ff.) schließt sich da der einen früher von Bugge Norges Indskr. 1, 81 vorgeschlagenen Deutung an, daß *þaʀ* = *þāʀ* ein (Nom.) Akk. Pl. F. vorurnordisch **þēz* sei, welcher, vom weiblichen Pronominalstamm **tįē-* (ar. *tįā-*) gebildet, im Urgerm. **þ(į)ēs* gelautet habe. Hierzu bemerke ich aber, daß man wenigstens im Germ. solch eine Deklination des Plurals aus einem *įē*-Stamme heraus nicht ohne Bedenken wird annehmen können[1], und dies ist wohl auch der Grund, warum Bugge selbst (a. a. O. und ebenda 288) diesen Ausweg wieder verlassen hat und das urn. *þaʀ* in den Inschriften Einang und Torviken B als in unbetonter Stellung aus älterem **þōʀ* entstandenen Akk. Pl. F. betrachtet. Dasselbe tut für Einang auch Noreen (vgl. jetzt Altisl. Gramm.³ 93 u. 100), indem er ausdrücklich *þāʀ* liest und dieses durch erneuerte Haupttonstellung und dadurch bewirkte sekundäre Dehnung aus **þàʀ* erläutert. Doch eben die Form **þàʀ* hat ihre Schwierigkeiten. Ich meine hiermit nicht den Umstand, daß — wie Walde S. 67 hervorhebt — die Pronominalformen vom Stamme **to-* im Urnord. noch nie die Geltung als Artikel besaßen: kann denn das Demonstrativum selbst, wie wir dies oft genug sehen (z. B. got. *þei* aus **þa-ei*), hier nicht proklitisch gewesen sein? Die Schwierigkeit liegt in der Quantität des Vokals. Denn wenn wir uns streng an die Intonationstheorie halten, können wir nicht ohne weiteres die Kürzung des 3zeitigen **þõʀ* zu **þaʀ* schon in jener Zeit (Einang nach Bugge 400—450) neben *runoʀ* in noch späteren Inschriften (z. B. Järsberg aus dem 6. Jahrh.) zugeben. Ich schlage folgende Auffassung vor: In unbetonter Stellung, die ich auch beim Demonstrativ unanstößig finde, trat die einsilbige Form **þõʀ* unter ähnliche Bedingungen wie später die Endsilbe von **rūnõʀ*, als die eigentliche Auslautkürzung begann, und es erfuhr vor allem die Intonation oder Quantität eine Änderung: **þõʀ* wurde zu 2zeitigem **þōʀ*, welches — wie später das ebenso reduzierte **rūnōʀ*, woraus *runaʀ* — ganz offener Aussprache zustrebte, die es in *þāʀ* vollends erreichte.

Im Ahd. nimmt Walde, was die Mehrzahl der Forscher billigen wird, als die normale Form des Nom. (Akk.) Pl. F. das Notkersche *gëbâ* an. Der von ihm (S. 24 ff.) fürs Wgm. überhaupt aufgestellten Entwicklungsreihe des urspr. **-õz* hält Jellinek Zeitschr. f. öst. Gymn. 1901, 1080 seine eigene entgegen, worin er die Stabilisation der offenen Qualität des historischen ahd. *-ā*, ae. *-æ* zwar auch in urwgm. Zeit, jedoch in die noch 3zeitige Endsilbe verlegt (nach Abfall des *-z* wird **-õ* zu **-ã* usw.). Doch muß ich Waldes Auffassung als chronologisch genauer bezeichnen, besonders mit Rücksicht auf die ahd. Quantitäten, in denen sich der Zustand des jüngsten Urwgm. am reinsten widerspiegelt.

[1] So viel ich weiß, stellt eine analoge Grundform **twēz* für aisl. *tvǽr* und ahd. *zwā* außer Bugge nur noch Kluge Pauls Grundr. 1², 487 auf. Und ihre Begründung?

Die ahd. Pronominalformen mit abweichendem *-o* (Nom. Pl. F. *deo*, *dio* u. ä.) möchte Walde, ob zwar sich gerade da am Ende der Beweisführung eine geringe Verrückung seines Ausgangspunktes fühlbar macht, dennoch vor allem lautgesetzlich erklären, u. z. durch frühzeitige Verschmelzung zum Diphthongen in urwgm. **þi͡oz* — was sicher möglich, aber noch durch weitere Parallelen zu erhärten ist. (S. 32 ff.) Die rätselhafte Form des Adjektivums (Nom. Akk. Pl. F. *blinto*, ae. *ȝóda*) sieht Walde ebenfalls als lautgesetzlich an. Das ahd. *-o* faßt er dabei entschieden als kurz auf. Nun bleibt aber, worauf Jellinek wiederholt aufmerksam gemacht (vgl. jetzt a. a. O. 1083), noch immer die Möglichkeit bestehen, daß in der Benediktinerregel, in der auch *gëba* des Gen. Sg. und Nom. Pl. ohne Doppelschreibung erscheint, bei *blinto* ganz entsprechend langes *-ō* gemeint war. Und dann könnte, wie Rez. selbst gezeigt (Soustava 340), Hirts Theorie vom analogischen Einfluß des **dō* aus **þōz* auf das Adj. *blintō* gerettet w rden. Hat jedoch *blinto* wirklich kurze Endung besessen, dann kann man m. E. getrost nach Brates und nunmehr Waldes Vorschlag (S. 51) diese Form mit urn. *runo* verbinden und beide aus analogisch nach dem Akk. Pl. M. neugebildetem Akk. Pl. F. **-ōnz* herleiten. Eine solche Einflußnahme der Maskulina auf die Feminina und umgekehrt hat ja in vielen Sprachen stattgefunden, und Uniformierung war überall Ziel und Ergebnis der Analogie. Also *blinto* und Notkers *gëbā* wären beide lautgesetzliche Formen, jene Akkusativ-, diese Nominativform. Beim Mask. hat aber in ahd. *tagă* überhaupt der Akk. Pl. **-anz* gesiegt, und nur durch umgekehrte Beeinflussung des Mask. durch das Fem. *gëbā* mag sich manchmal dem Schreibenden oder Sprechenden auch *-ā* in *tagā* eingeschlichen haben.

Vielleicht läßt sich von diesem Standpunkt die Schreibart der Benediktinerregel sogar rechtfertigen. Man sollte dort folgerichtig im Nom. Pl. '*gebaa*' finden. Allein da im Mask. *tagă* siegte, kann eben diese Form einen Einfluß aufs Fem. ausgeübt haben, d. h. auch die Quantität von *gëbă*, welches ja fortwährend noch unter der reduzierenden Wirkung der Auslautstellung stand (vgl. die völlige Verkürzung im As. Agfries.), mag sich nach dem Vorbild von *tagă* ganz und gar als Kürze stabilisiert und der Nom. Akk. Pl. auch den gleichartigen Gen. Sg. mitgerissen haben. Die Tendenz der Kürzung muß außerhalb des Notkerschen Dialekts im Althochdeutschen und speziell im Alemannischen vorgewogen haben. Dann ist aber die Brate-Waldesche Erklärung von *blinto* erst recht am Platze. — Nebenbei bemerke ich, daß die urnordische Akk.-Form *runo* (Einang, Torvik B, Fyrunga) zwar von Kock und nunmehr auch von Bugge N. Indskr. 2, 528 durch Dissimilation aus *rūnōʀ* erklärt wird, daß jedoch Noreen, der lange in dieser Frage geschwankt, jetzt gleichfalls darin einen wirklichen Akk. Pl. mit noch langem nasaliertem *-ǭ* im Urn. sehen möchte (vgl. Altisl. Gr.[3] 227 gegenüber Altschw. Gramm. 250). —

Gewaltsam wurde schon oben die Art und Weise bezeichnet, wie Walde (S. 130 ff.) mit ahd. as. *wili* und den Verbalformen auf **-īz* überhaupt verfahren ist. Ersteres hat er aus dem zu untersuchenden Material im vorhinein ausgeschlossen; denn nach ihm ist *wili* keine ursprüngliche, sondern eine analogische Form. Die ältesten Formen sollen diejenigen auf *-t* sein (ahd. *wilt* u. ä.), Formen also, die den 2. Personen Sg. der Praet.-Praesentia ähnlich sehen, Walde rechnet also auch germ. **ưilt* zu ihnen, und das deutsche *wili* stellt ihm nur einen Versuch vor,

dieses Verb zu den starken Praeterita (2. Sg. Ind. *bāri*) zu überführen, d. h. *wili* selbst ist gleichfalls Indikativ.

Gegen diese Deduktion, welche von *wilt* als der vermeintlich altertümlichsten Form ausgeht, zeugt aber das Faktum, daß im Ahd. die regelmäßige Form *wili*, bei Notker *wile*, *wil*(?) ist, während *wilt* (offenbar analogisch) erst bei Williram im 11. Jahrh. auftritt und dann allerdings im Mhd. immer häufiger wird (Braune Ahd. Gr.² 268). Im As. ist *wilt* ebenfalls nur eine Nebenform, die dreimal vorkommt (Schlüter in Dieters Laut- u. Formenl. d. altgerm. Dial. 480, Holthausen Alts. Elementarb. 178 und auch Hirt Ark. f. n. fil. 18, 374). Im An. endlich wird *vilt* ausdrücklich als spätere Form angeführt (Noreen Altisl. Gr.³ 321). Auch theoretische Erwägungen über die Natur der Verbalform *wili* bringen nichts Beweisendes für Waldes Theorie bei. Ist doch *wili* im System der germanichen Konjugation eine ganz isolierte Form, die sich ihrer Kategorie umsomehr entfremden mußte, je öfter sie den Indikativ vertrat: und da man sie nicht mehr als Opt. fühlte, verfiel sie leicht naheliegenden Assoziationen und überhaupt Veränderungen. Zudem entspricht der begriffliche Inhalt des Verbums 'wollen' besser dem Opt. Praes., der gerade bei ihm an Stelle des Ind. zu treten pflegt, als einem starken Praeteritum: der Begriff des Wollens hat ja nichts Praeteritales an sich (vgl. auch Michels ZZ. 34, 119). Bei den übrigen Praet.-Praesentien sehen wir keinen solchen Übergang zu den starken Praeterita, da in dieser Sprachperiode zwischen den beiden Kategorien weder eine inhaltliche, noch eine formale Beziehung mehr stattfand. Begreiflich bleibt daher einzig und allein der Übergang von *wili* zu den Prät.-Präsentia, jedoch erst als späte, analogische Erscheinung. Und von diesem Gesichtspunkte ist es dann möglich, die einzelnen germ. Formen vorurteilslos zu betrachten und ihr allmähliches Abweichen von der gegebenen Grundlage zu verfolgen, wie Rezensent es fürs Westgermanische und Nordische in seiner 'Soustava' 364 ff. getan.

Übrigens ist das richtig beurteilte ahd. as. *wili* kein in der Luft schwebendes Einzelfaktum; es läßt sich sehr vorteilhaft mit dem nicht zu übersehenden *ni curi* (vgl. auch v. Heltén PBrB. 28, 535), ferner mit den 2. Personen Sg. der Opt. Prät. ae. *bǽre*, *bunde* usw. kombinieren; diese Optative können trotz Walde (S. 131) mit den ursprünglichen Aoristformen **-iz* in der 2. Sg. Ind. Prät. zusammengeflossen sein, wenn wir auch kaum v. Helten a. a. O. 545 zustimmen werden, daß jene Aoristformen überhaupt nicht ins Westgermanische herübergekommen und alle solchen Indikativformen nur aus Optativen entstanden seien, welch letzteren demnach in zweifacher Funktion in der Sprache erhalten wären. Immerhin bieten die von mir hervorgehobenen Momente die Möglichkeit, zu einem ganz anderen Resultate hinsichtlich der Schicksale der auslautenden *-s*, *-z* als Walde zu kommen; und sollte man sich davon nicht gleich in allen Stücken ein klares Bild machen können, so viel ist gewiß, daß in unbetonten Auslautsilben eher wgm. (urgerm.) **-z* als *-s* anzunehmen, daß daher — was auch Michels ZZ. 34, 120 Walde vorgehalten — auf die im Westgermanischen so sehr auseinandergehenden Optativformen der 2. Sg. (Präs. und Prät.) im Punkte der Spirans kein besonderes Gewicht zu legen ist. Eine Erfahrung, die Walde heute sicher beherzigen müßte. —

Wenn ich soeben in Übereinstimmung mit allen übrigen Rezensenten Waldes Interpretation von *wili* abzulehnen genötigt war, so kann

ich hingegen seiner neuartigen Beleuchtung der Formen got. *gasteis* und *hairdeis* nur ungeteiltes Lob zollen. Die Fruchtbarkeit der Lehre von urgerm. Synkope der Kurzvokale in dritter Silbe ist hier noch evidenter geworden, und Walde scheute vor dem bedeutungsvollen Schritte nicht zurück, ein idg. *-*īs* für den Nom. Sg. der langen *i̯o*-Stämme got. *hairdeis* usw. völlig zu leugnen und kurzerhand eine urgerm. Grundform mit sekundärem zweizeitigem *-*īz* zu konstruieren, aus der sich alle historischen Formen, sonach auch ahd. *hirti*, ableiten ließen. So wie nämlich das italische -*īs* nicht aus *-*ı̃s* begriffen zu werden braucht, so wie das lit. -*ỹs* in *gaidỹs* höchstwahrscheinlich erst im Baltischen, wenn nicht gar im Litauischen durch Kontraktion (aus *-*ías*?) hervorgegangen ist: ebenso tritt im Urgermanischen in der Urform **hirđii̯*(*a*)*z* nach vollzogener Synkope in dritter Silbe Kontraktion zu gestoßenem, zweizeitigem *-*īz* ein. Daß -*ii̯*- gerade zweizeitiges -*ī*- ergeben hat, könnte freilich etwaigen Zweifeln Raum geben; Jellinek Zeitschr. f. öst. Gymn. 1901, 1086 fordert denn auch eine nähere Begründung, die seitdem von mir gegeben ist und natürlich leicht zu bieten war (s. Selbstanzeige a. a. O. 248 A). —

Zuletzt sei noch einer wichtigen Kategorie und einer bisher überschätzten Einzelform derselben Erwähnung getan, des Gen. Sg. der *u*-Stämme und des ahd. Belegs *fridoo*. Walde (S. 109) nimmt als Reflex der Genitivendung *-*oũs* (urgerm. *-*aũz*) auch im Nord. und Wgm. 3morigen Diphthongen und später Monophthongen an und muß daher, um die Kürzung des urn. *-*ōʀ* zu -*ar* bequem zu erklären, die Monophthongierung bereits in vorurn. Zeit (s. oben) verlegen; dagegen will Noreen Pauls Grundr. 1², 612 alle Veränderungen des urspr. *-*auz* erst der urn. Zeit zuschreiben. Und Noreen darf man beipflichten: die Monophthongierung in gedeckten Endsilben wird sich gleichzeitig mit der in ungedeckten vollzogen haben und in beiderlei Stellungen schon früher 2- und 3zeitige Diphthonge zu einer mittelzeitigen Kategorie zusammengefallen sein, die sodann nur einmaliger Reduktion unterlag. Diese von mir statuierte Mittelquantität scheint mir auch ahd. *fridoo* der Benediktinerregel nicht zu widerlegen, obgleich es Walde (S. 55) nach dem Beispiele anderer als vollgiltig beweisend für dreizeitige Quantität hält. Indes ist *fridoo* ein ganz vereinzelter Beleg, dessen Endvokal schon in den ältesten Denkmälern mit -*ŭ* (*witu*) wechselt, daher ganz gut statt -*ō* verschrieben sein kann. Neben als lang gefaßtem *gëba* sollte man eben in B auch **frido* erwarten, wenn das belegte *fridoo* nicht eher mit Nom. Pl. M. *andree* zusammenzustellen wäre, wo man ja desgleichen Kürze (*andre* aus *-*ai*) und nicht Länge ansetzen muß. Schon Kögel Keron. Glossar 164 legte dem -*oo* keine große Bedeutung bei und dasselbe tut jetzt, allerdings zugunsten seiner Auslauttheorien, v. Helten in PBrB. 28, 514. — —

Dies sind die wichtigsten Auslautfragen, zu denen Walde Stellung genommen; von seinen weiter strebenden Ausblicken über andere Teile oder das Gesamtgebiet der germanischen Grammatik hin kann hier bloß in der flüchtigsten Weise Notiz genommen werden. Ich nenne vorerst zwei urgerm. Lautgesetze, welche W. am Akk. Sg. M. der pronominalen Deklination praktisch betätigt, eines an got. *ainnōhun* aus urgerm. **ain*(*a*)*nōhun*, das andere an urnord. *minino* aus urgerm. **min*(*i*)*nōn* statt **min*(*a*)*nōn*, ersteres also eine Haplologie, letzteres eine Assimilation betreffend (S. 93 ff.). Mich und andere dünkt nur die erste Beobachtung auf unverrückbarer Basis zu beruhen, ja ich vermute sogar, daß sie sich in jüngeren Ent-

wicklungsphasen ebenso bewähren dürfte; dagegen muß das zweite Gesetz mit Jellinek a. a. O. 1085 und Franck Anz. f. deut. Alt. 28, 50 (vgl. betreffs der Partizipia Praet. der starken *ei*-Verba noch Kock PBrB. 23, 497 ff.) bestritten werden. Ich verweise ferner auf die neue Untersuchung der einzelsprachlichen, besonders wgm. und nord. Endungen in der *n*-Deklination mit einem gesunden, zwischen Klage und v. Helten vermittelnden Standpunkt (S. 164 ff.), dann auf den Exkurs über *-iįi-* (S. 149 ff.), wo er Brugmanns Lehre zum Wanken gebracht und ihn selbst überzeugt hat (vgl. Kurze vergl. Gramm. 257). Auf den Fällen mit *-iįi-* und *-u̯-* hat dann Walde sein germ. Silbentrennungsgesetz (got. *nas-jis*, aber *sō-keis*, S. 157) gegründet, welches für eine Reihe spezieller Spracherscheinungen von der allerhöchsten Wichtigkeit wäre, wenn es sonst die Feuerprobe bestände; aber gleich die Begründung des Vernerschen Gesetzes durch Verner (er trennte *brōþ-ar*, *fad-ar*) und die dagegen sich kehrenden Ausführungen Pedersens in KZ. 39, 243 ff., wo eher die ieur. Silbentrennung fürs Germ. beansprucht wird (P. trennt wie Walde *brō-þar*, aber auch *fa-dar*!), rufen mannigfache Bedenken wach und spornen zu neuer Begutachtung und Überprüfung an. Dasselbe gilt von den weniger einschneidenden, aber m. E. auch nicht immer spruchreifen Fragen, die Walde in origineller und zum mindesten vorsichtiger Weise behandelt: ich denke an seine neue Gruppierung der germ. Kausativa (S. 150 ff.), seine Lehre über Auslautkürzen im Nord. (S. 181 ff.; an *fé* ist auch nach Noreen Altisl. Gr.[3] 58 analogisch), an die von Kocks Theorie abgehende Bestimmung der anord. Umlautperioden (S. 187 ff.) und an die ohne Rücksicht auf *sunjus* (neben *lasiws*) vorgenommene Sichtung der got. Fälle mit *w* (S. 157; vgl. Franck a. a. O. 53 u. Helten IF. 14, 71). —

Um nun alles zusammenzufassen, muß ich meiner Überzeugung Ausdruck verleihen, daß kein Kenner der inhaltschweren Fragen und Probleme, welche die germanischen Endungen bieten, Waldes Fleiß, Scharfsinn, Kombinationsgabe, stilistischem und anderem Geschick seine warme Anerkennung versagen wird; doch seine Arbeit, obzwar vor fünf Jahren erschienen, trägt heute noch in anderer Beziehung ein lebensfrisches Gepräge an sich. Die sogenannte 'neuere' Akzent- oder Morentheorie hat in den letzten Jahren bei der überwiegenden Mehrzahl der Germanisten in der Beurteilung der germ. Auslautverhältnisse gesiegt: auch diejenigen, die einst mit offenem Visier gegen sie in die Schranken getreten waren, haben sich seither ihren Grundanschauungen angeschlossen. Aber eben darin liegt der Keim einer neuen Gefahr für sie. Die bewußten Forscher haben nämlich trotzdem einige ihrer lang gehegten Ansichten beibehalten, welche sich auf diese oder jene Weise mit der Intonationstheorie in Einklang bringen ließen; doch sind es nicht gerade geringfügige Dinge, um deren Entscheidung wiederum gerungen werden soll. Und in einem solchen Augenblicke liest sich Waldes Buch wie eine Apologie und wesentliche Ergänzung der ursprünglichen 'neueren' Theorie, wie sie von Hanssen, Hirt, Streitberg, Michels und Lorentz allmählich vorgebaut worden war. Sehr vieles ist da Walde geglückt, einiges mußte auch ihm mißlingen, es ist eben die gestellte Aufgabe darnach; das Problematische wird daraus wohl nie verschwinden, etwas davon wird jeder Lösung der vorhistorischen Rätsel anhaften. Allein das Zeugnis kann man Walde auch heute nicht vorenthalten, daß er sogar auf unfestem Grunde in solider Weise, mit allen der modernen Philologie zu

Gebote stehenden Mitteln und — wie ich hoffen will — nicht für den Augenblick weitergebaut hat.

Smichov bei Prag. Joseph Janko.

Karsten T. E. Beiträge zur germanischen Wortkunde. Mémoires de la Société néophilologique à Helsingfors III. 8°. 46 S. Helsingfors, Imprimerie centrale, 1901.

Karsten vertritt in seinem Schriftchen folgende neue etymologische Vergleiche: 1. nhd. *drohen* ist nicht mit Kluge zu lat. *torvus* zu stellen, sondern zu ahd. *drōa* 'passio' (mit festem *ō*), ags. *þrēa* 'threat, calamity' und zu griech. τρύχω (mit präsensbildendem kho-Suffix); mit Ablaut gehört dazu ahd. *druoēn* 'leiden', ags. *þrōwian*, gr. τρώω, τιτρώσκω, neuruss. *travitĭ*; — 2. nhd. (*sich*) *sehnen*, ostfries. *senen* bedeutet ursprünglich nicht 'sich dehnen', wie man bisher meist annahm, sondern nach Ausweis von ahd. *sene* 'marceo', neunorw. *sīna* 'eintrocknen', nschw. *sīna*, altdän. *sen* adj. 'keine Milch mehr gebend' (von der Kuh) vielmehr 'verschmachten'; es ist also verwandt mit ai. *kṣīyate* 'vernichtet, schwindet', griech. φθίω, lat. *sitis*; *senen* hatte also von Hause aus Brechungs-*e*; — 3. für den Begriff 'Quelle' erweist K. zwei Arten von Benennungen: zur einen Abteilung gehören altwestn. *kelda*, das nach dem Zeugnis von finn. *kaltio* 'Quelle mit kaltem Wasser' und von verschiedenen durchsichtigen Ortsbenennungen aus dem skandinavischen Gebiete mit altwestn. *kaldr* 'kalt' zusammenhängt; zur andern Abteilung stellt sich einmal altwestn. *vermsl* npl. 'Quelle, die auch im Winter warm ist', ein Verwandter also von altwestn. *varmr* 'warm', sodann aber neunorw. *tida* f. 'Quelle, die nicht zufriert', das selbst wieder zusammengehört mit altwn. *þída* 'schmelzen, tauen', und in weiterer Ferne mit griech. τιτώ 'Tag', ai. *tithás* 'Feuer', lat. *titio*; — 4. mhd. *stunz* 'kurz' und der Fischname *stinz* gehören zu τένδω, lat. *tondeo*; Verwandte dieser Sippe sind noch mhd. *stunze* 'kleiner Zuber', ndd. *stint* 'kleine Lachsart', neunorw. *stinta* 'ein kleiner Fisch'; die Lautstufe von *tondeo* vertritt noch neusch. (dial.) *stänta* 'ein halb erwachsenes Mädchen'; — 5. got. *wis* 'Meeresstille' hat nach K. nichts zu tun mit dem Verb *wisan* 'sein, bleiben', noch mit griech. ἴσος noch mit got. *wizōn*, sondern gehört zu ai. *ávasran* 'sie leuchteten', *vasantás* 'Frühling', griech. ἔαρ; lat. *vēr* (aus *vēsr*, mit Dehnstufe), ferner mit ai. *uṣās* f. 'Frühlicht', gr. ἠώς, lat. *aurora* usw.; in dem Germanischen ist diese Sippe wohl auch noch vertreten durch mhd. *usele* f. 'glühende Asche', vielleicht auch durch ahd. *wasal* 'Hitze' (Muspilli 58); — 6. ags. *dwǣscan* 'extinguish' setzt K. nach Skeats Vorgang mit langem *ǣ* an und führt es auf *dwai-sk-jan* zurück; es ließe sich dann zusammenbringen mit ags. *dwīnan* 'become smaller, waste away'. —

Man könnte bei manchem dieser Vergleiche Anstoß nehmen an der Bedeutungsverschiedenheit; aber K. stützt seine Ansätze durch zahlreiche Beispiele, in denen jeweils ähnliche Verschiebungen vorliegen; und das ist wohl der größte Vorzug seiner Arbeit, die außerdem noch Zeugnis ablegt von einer erstaunlichen Belesenheit in Wörterbüchern, besonders in denen der skandinavischen Mundarten.

Heidelberg. Ludwig Sütterlin.

Pipping H. Nya gotländska studier. Göteb. (högsk. årsskr. 1904, IV). 21 S. u. 1 Facs. Preis 1 Kr.

In diesen neuen Studien hat der Verfasser die Richtigkeit seiner früher ausgesprochenen Auffassung des Verhältnisses zwischen den beiden Handschriften der 'Gutalag' bewiesen. Der Schreiber des Cod. B. hat Cod. A. gekannt und in demselben Zuschriften gemacht. Weiter hat er seine Darstellung des i-Umlaut im altgutnischen gegen Herrn Tuneld, wie es dem Rez. erscheint, glücklich verteidigt. Im übrigen bringt das Büchlein Verbesserungen zum altgutnischen Glossar (Ausschließung fehlerhaft gelesener Wörter wie *ambœtnu*, *ertair*, Hinzufügungen: *ai-* immer, *staþ-* Gestade, Ufer, *tīa*-Zeh) und Grammatik und Erläuterungen schwieriger Stellen der Guta-lag.

Askov. Marius Kristensen.

Storm J. Landsmaalet som Kultursprog. Kristiania 1903. 89 S.

A good deal of the most prominent Norwegian scholars and authors, as S. Bugge and B. Björnson, have reawaked the fight against the 'Landsmaal'. The most learned connoisseur of the 'Landsmaal' and a zelote in the fight against it is the celebrated Phonetician, Prof. Johan Storm. In this book he once more demontrates the inconsistencies and uncultivatedness of the 'Landsmaal', but his views are others than those of most of his countrymen, and notwithstanding all its learning this book will only convert very few of those, to whom the 'Landsmaal' has become a sort of religion.

Askov. Marius Kristensen.

Kluge F. Mittelenglisches Lesebuch. Mit Glossar versehen von Arthur Kölbing. Halle a. S., Max Niemeyer, 1904. 5 M.

Daß die Reihe mittelenglischer Lesebücher sich schon wieder um ein neues Glied vermehrt hat, ist ein erfreuliches Zeichen dafür, welchen Aufschwung das Studium dieser Sprachperiode genommen hat und einen wie ausgedehnten Leserkreis man für Publikationen dieser Art voraussetzt. Ein dringendes Bedürfnis nach einfachen Textabdrücken ohne kritischen Apparat liegt kaum vor, auch wenn sie mit einem bequemen Glossar versehen sind. Denn das die alt- und mittelenglische Periode umfassende Übungsbuch von Zupitza und Schipper ist billig und zuverlässig, ist aus der Praxis hervorgegangen und in immer neuen Auflagen stetig bereichert und verbessert worden. Neben einem Werke von so allgemein anerkannter beherrschender Stellung durfte man von einer neuen Erscheinung wohl erwarten, daß sie ein eigenes und neues Programm aufstellte und diejenigen Seiten betonte, welchen die Vorgänger nicht gerecht werden konnten. Ein wirkliches Bedürfnis wäre z. B. ein Dialektlesebuch, das die Hauptdialekte gesondert und in übersichtlicher Entwicklung vorführt, oder ein Lesebuch der mittelenglischen Lyrik mit ihren mannigfachen Kunstformen und dergl. mehr. Findet man keine neuen Gesichtspunkte, wie es bei Kluge der Fall ist, so sollte man wenigstens Fortschritte in der Durcharbeitung und Zuverlässigkeit erwarten, aber gerade in dieser Hinsicht steht Kluges Buch hinter seinem alteingebürgerten Vorgänger weit zurück. Es geht dies schon äußerlich aus der ungleichmäßigen Art hervor, wie die Hss. bei den verschiedenen

Texten angegeben sind, bald genau, bald ungenau, und zuweilen auch garnicht, bald mit Angabe von Folio und Seite, bald ohne dieselbe (cf. Nr. VI: Fol. oder S. 128!!); geradezu irreführend ist die Notiz bei Nr. XXII Layamon: nach der (!) Londoner Hs. = Madden etc. Leider finden sich auch Übersehungen oder Fehler gefährlicherer Art. So wird, um den schlimmsten hervorzuheben, der Northumbrische Reimpsalter nach der veralteten und nur 1 Hs. berücksichtigenden Surteespublikation von 1843—47 gegeben, während wir in Horstmann's Yorkshire Writers II 129 ff. vom Jahre 1896 eine zuverlässige moderne Ausgabe nach 3 Hss. besitzen; sie wird nicht einmal erwähnt, geschweige denn benutzt, und die Folgen sind denn auch trotz der Kürze der Probe nicht ausgeblieben.

Die Auswahl der Lesestücke ist von dem maßgebenden sprachlichen Standpunkte aus nicht zu billigen, denn es fehlen für die meisten Dialekte gerade Proben aus den ältesten Denkmälern, die zum Verständnis der Entwicklung besonders wichtig, ja oft unentbehrlich sind. So wären für das Kentische die Kentischen Hom. oder das Poema Morale Hs. D zuzuziehen; für den sächsischen Süden hat Zupitza die vortreffliche Hs. e des Poema Morale, während Kluge an ihrer Stelle die minderwertige und (trotz Zupitza!) spätere südmerc. Hs. L gibt und unglücklicherweise auch noch die jüngere Layamon-Hs. wegläßt; East Anglia wird in allen anderen Lesebüchern mit Recht durch Stücke aus dem sehr altertümlichen und metrisch beachtenswerten Bestiary oder Gen. *a.* Ex. vertreten.

Zumal aber fehlt — und dieser Mißgriff ist m. E. der schwerste — das älteste, umfangreichste, in jeder Hinsicht bedeutendste Denkmal des Nordenglischen, der Cursor Mundi, ein Denkmal, von dessen zahlreichen Hss. mehrere mit ihren altertümlichen und hochinteressanten Formen bei großer Reinheit und Konsequenz der Schreibung innerhalb ihres Dialektes ganz allein stehen und für das Studium desselben von unschätzbarem Werte sind.

Für Mängel dieser Art können uns Denkmäler nicht entschädigen wie der von Bülbring edierte Prosapsalter mit seinem unglücklichen Mischdialekte, Richard Rolles Prosatraktate aus dem späten Thorntonmanuskript, ein paar Brocken ältestes Schottisch, die mit zwei Seiten Latein erkauft werden müssen, die Londoner Urkunde von 1320, die sprachlich ebenso unergiebig ist wie der Brief aus dem Jahre 1420. Eine wirkliche Bereicherung gegenüber Zupitza ist dagegen das Stück aus Vices and Virtues. War es wirklich nötig, in einem knappen Lesebuch 1 Hs. des King Horn ganz abzudrucken und ihr mehr Raum zu gewähren als Layamon und Orm zusammen? Auch sonst ist die Auswahl sehr ungleich: auf den mercischen Süden entfallen nicht weniger als 14 Nummern von 41, und doch sind darunter so wichtige Hss. wie das Vernon Ms. und Digby 86 nicht vertreten.

Die Aufeinanderfolge der Denkmäler, die doch soweit wie möglich den Altersverhältnissen entsprechen soll, gibt mehrfach zu schweren Bedenken Anlaß. Es zeigt sich hier, daß der hervorragende Germanist doch wohl nicht so genau mit dem Detail der mittelenglischen Forschung vertraut ist, wie es für sein Buch wünschenswert wäre und wie es bei Zupitza und Schipper der Fall war.

Bei König Alfreds Sprüchen setzt er die Probe aus dem Trinity Ms.

vor das viel altertümlichere von Hickes abgedruckte Fragment mit seinen noch halb angelsächsischen Schriftzeichen; leider hat er außerdem für das Trinity Ms. nur den ganz entstellten nicht auf der Hs. selbst beruhenden Abdruck in Old. Engl. Misc. benutzt und scheint Skeats Collation nicht zu kennen. Als zweites der poetischen Denkmäler, vor dem Poema Morale, vor Layamon und Orm, findet sich das Gedicht Long Life aus der Hs. der Kent. Serm. (nach Zupitza aus dem Ende des 13. Jahrhunderts). A Lutel Soth Sermun aus der älteren Layamonhs. ist hinter Horn und Havelok und die von Böddeker herausgegebenen Dichtungen des Ms. Harl. 2253 gestellt.

Die äußere Textbehandlung zeigt in dem Zusammenschreiben von Wörtern und in der Regulierung von *u* und *v*, *i* und *j* einige kühne Neuerungen, die mir aber für ein Lesebuch berechtigt und praktisch erscheinen. Nur wäre die konsequente Zusammenschreibung der Negation *ne* mit dem Verbum besser unterblieben; Formen wie *ne(h)abbe*, *newas*, *neis* sind nicht allein beleidigend für das Auge, sondern auch neben den wirklich vorhandenen Formen *nabbe*, *nis*, *nas* von sehr zweifelhafter Berechtigung.

Das Glossar ist unter Kluges Leitung von Arthur Kölbing ausgearbeitet, der uns einen in der Anglistik so hochstehenden Namen immer häufiger in Erinnerung bringt.

Wie man mit Bedauern aus der Einleitung ersieht, haben körperliche Leiden den Herausgeber des Buches vielfach auf fremde Hilfe angewiesen; sie tragen wohl auch die Hauptschuld, daß sein jüngstes Werk der Wissenschaft nicht denjenigen Fortschritt bringen kann, den wir von seinen früheren Arbeiten her zu erwarten gewohnt sind.

W. Heuser.

Daniels A. J. (S. I.) Kasussyntax zu den [echten und unechten] Predigten Wulfstans. — Leidener Doktorschrift. — Leiden 1904, Gd. F. Théonville. XVI und 167 Seiten.

Alfred Mohrbutter hat seiner Zeit die vier echten Predigten Wulfstans syntaktisch untersucht in seiner Münsterer Doktorschrift vom Jahre 1885, einer der wenigen derartiger Arbeiten, die nicht unvollständig sind; Daniels hat jetzt die dankenswerte Aufgabe erfüllt, diese Predigten alle zu untersuchen, bietet uns allerdings nur die Syntax der Kasus. In der Einleitung streift Daniels zunächst die Echtheit-Frage, besonders des Amerikaners Kinard Untersuchungen darüber, lehnt aber mit Recht eine Entscheidung darüber ab, weil solche überhaupt erst getroffen werden könne, wenn eine kritische Ausgabe aller angelsächsischen Predigten vorliege; ebenso spricht er von Wulfstans etwaiger Verfasserschaft der Gesetze Aethelreds und Knuts und der Benediktiner-Regel. Dann bezeichnet er seine Arbeit als einen schwachen Versuch, entstanden aus dem Bestreben, einen Beitrag zur angelsächsischen Lexikographie zu bieten; er tut gut daran, so bescheiden zu sein, denn er schließt sich ganz genau an meine Alfred-Syntax an, der er hohe Anerkennung zollt. Und das — beides — dürfte ihm von denen sehr verübelt werden, die sich mit meiner Methode nicht befreunden können; wie meine Stoffsammlung, so lange sie des ergänzenden dritten Bandes noch entbehren muß, fürs altenglische Wörterbuch vielleicht mehr bietet als für tiefere Erkenntnis des altenglischen

Satzbaues, so auch die Danielssche Arbeit, die uns nur den gesammelten Stoff vorlegt, ohne noch — um mich so auszudrücken — "besonderes Kapital daraus zu schlagen", ohne insbesondere zur Frage von Wulfstans Verfasserschaft Stellung zu nehmen. Ja, Daniels hat sich ganz eng und streng an meine Darstellung angeschlossen, weil er sie, wenn auch nur in ihrem ersten Teile, durch seine Untersuchung vervollständigen wollte, und es ihm zu diesem Zwecke mit Recht als das Beste erscheint, bei Einzeluntersuchungen über Syntax 'eine und dieselbe Methode einzuhalten, damit die Aufgabe des Sprachforschers, der einmal eine große vollständige Syntax des Angelsächsischen herausgeben will, erleichtert werde'. Schade nur, daß Daniels allein die Kasuslehre meines ersten Bandes durch seine Wulfstan-Untersuchung ergänzt, nicht auch die Abhängigkeit der Kasus von den Präpositionen behandelt, — die er nicht untersucht hat, weil sonst seine Arbeit 'über das vorgesteckte Ziel hinausgegangen' wäre; der andere Grund, daß ich bei den Präpositionen Wulfstan Beispiele entnommen habe, kann natürlich nicht gelten, denn ich habe nur hier und da einmal ein Reislein aus Wulfstans Predigtwald eingefügt, wie ich es mir grad einmal bei einer gelegentlichen Wanderung brechen konnte, während doch Daniels in dem, was er bietet, kaum ein Beispiel wegläßt und also denn auch in der Präpositionslehre Vollständiges würde haben bieten müssen und können.

Bei den Zeitwörtern mit Genitiv erwähnt Daniels in der letzten Gruppe, der der vereinzelten (S. 14), auch *bakan* mit der Stelle 224, 2 *oþþe hlafes bakeþ*; er setzt zwar gleich dazu 'Part. Gen.', aber dann hätte er die Stelle auch nur bei diesem, etwa in einer Anmerkung am Schlusse, unterbringen dürfen; mit dem Zeitworte selbst hat der Genitiv hier doch gar keinen inneren Zusammenhang, während dieser schon inniger ist bei *habban*, wofür D. auch auf der folgenden Seite (15) einen Beleg bringt. Dort aber gibt er auch *fremman* mit der Stelle 291, 18: *riht agildon alra đinga gehwylces, þæs du ær mid þinum licaman fremedest godes ođđe yfeles*, bemerkt zwar mit Recht, daß *godes ođđe yfeles* partitive Genitive sind, die von *þæs* abhängen, meint aber dieses hänge von *fremman* ab. Nun habe ich zwar, worauf D. hinweist, gleichfalls (I. 29) einen Beleg für *fremman* mit dem Genitiv beigebracht, nämlich Or. 168, 17 *þa tugon hie hiene þæt he heora swicdomes wiđ Alexander fremmende wære*, schließe mich aber jetzt Holthausen an, der 1896 im Lit.-Bl. (S. 337) für hauptwörtliche Verwendung des Partizips an dieser Stelle eintritt, die auch im Altisländischen ganz gewöhnlich ist (vgl. sein Elementarbuch § 409); ganz abgesehen davon aber, daß ich diesen Beleg nicht aufrecht erhalten möchte, darf auch die Wulfstansche Stelle aus einem andern Grunde nicht hierher gezogen werden, denn es handelt sich hier nur um die sogenannte 'Attraktion des Relativs', die hier sogar eine doppelte sein kann, sowohl zurück an *gehwylces* als voraus an *godes ođđe yfeles*, wenn nicht überhaupt ein Schreibfehler für *þæt* vorliegt.

S. 18 erklärt Daniels mit Recht *wordes ođđe weorces* in dem Satze 278, 31 *hwet þær man dreoge w. o w.* für adverbiale Genitive, versäumt aber, diesen Beleg an Ort und Stelle auf S. 26 (Anm. 1) beizufügen. — S. 20 setzt sich D. mit Delbrück u. a. über Objektivität oder Subjektivität solcher Genitive auseinander wie Τρώων ἀγός, *Persa cyning*, *motarje frijonds* usw.; während Delbrück meint, es überwiege doch wohl die

Vorstellung, daß eine Einwirkung auf die im Genitiv stehenden Wesen ausgeübt wird, hält Daniels — und ich muß sagen mit Recht — den verbalen Begriff in all diesen Wörtern in allen Sprachen für verschwunden.

S. 26 bei den Belegen für die adverbiale Wendung *wordes and dæde* hätte Daniels hinzufügen müssen, daß die Handschrift C an beiden Stellen (160, 3 u. 163, 18) *dæda* liest. Und wenn er 73, 18 (*and æghwylene hæðenscype wordes and weorces forhogje man æfre*) *w. o. w.* lieber als attributive denn als adverbiale Genitive ansieht, so muß er das selbe auch 279, 2 tun (*se þe þær deð ænig unnyt wordes oððon weorces*), wo er es nicht erwähnt, obgleich diese Stelle jener genau entspricht. Beide Auffassungen sind übrigens gleich annehmbar.

Einige Male hat sich Daniels durch das Hinweisen auf meine und andere einschlägige Arbeiten zu allzu großer Kürze verleiten lassen, wie wenn er z. B. S. 34 beim Dativ schreibt: "2. Bei den Zeitwörtern des Näherns, Zeigens usw. Vgl. Wülfing 1, 91. Flamme S. 7" und nun als erste Zeitwörter solche des Verlassens und Entrinnens zu verzeichnen hat; der Leser, namentlich der, der Flamme und Wülfing nicht kennt oder zur Hand hat, wird stutzig; Daniels hätte doch hinter 'Zeigens' nicht 'Entfernens' weglassen dürfen. So ist es u. a. auch S. 12 bei den 'Zeitwörtern des Sorgetragens, des Gewalthabens usw.", wo das erste '*agemeleasjan*, vernachlässigen' ist, und wo also das 'Nichtsorgetragen' nicht hätte unterdrückt werden dürfen.

Was Daniels S. 67 zu der Stelle 201, 17 sagt, hier habe Wulfstan den Geist der lateinischen Sprache wohl nicht beibehalten, will mir nicht recht einleuchten. Wenn der Angelsachse das lateinische — griechischem αὐτῶν βλεπόντων ἐπήρθη entsprechende — *videntibus illis elevatus est* übersetzt durch *astah up to heofonum to his halgan fæder eallum þam geleaffullum mannum, þe ðær neah wæron, on locjendum,* so bedünkt mich, hat er den absoluten Ablativ wörtlich wiedergeben wollen; hätte er ihn durch einen Dativus commodi ersetzen wollen, so — habe ich das Gefühl — würde er andere Wortstellung gewählt und geschrieben haben: *eallum þam geleaffullum mannum on locjendum, þe ðær neah wæron.*

S. 148—150 sind mit Druckfehlern und Nachträgen gefüllt; dieser letzten sind eigentlich für ein so kleines Buch reichlich viele, aber ich weiß selbst, wie leicht gerade bei solchen Arbeiten derartige Nachträge nötig werden. S. 151—160 folgt, ganz wie bei mir angeordnet, eine 'Übersicht über die Eigenschaftswörter und die Zeitwörter, die mit einem oder mehreren Kasus verbunden sind'.

Unter den 29 'Stellingen' — wir sagen deutsch 'Thesen' dazu — (S. 161—167) findet sich manches Beachtenswerte, darunter auch einige Änderungsvorschläge zu Judith und Beowulf. Zu den beiden Beowulfstellen (718 und 1138) darf ich Daniels vielleicht auf Trautmanns Erklärungen im zweiten Hefte der 'Bonner Beiträge' (1899) (S. 165 u. 188 f.) aufmerksam machen. — Die zwölfte lautet: 'Ps. 4, 1 *on minum earfoðum & nearonessum þu me gerymdes[t]*. *me* is hier niet acc. (Wülfing, Synt. i. d. W. Alfreds d. G.), maar datief". Ich glaube doch, daß *me* Akkusativ sein kann. *þu me gerymdest* ist zwar nichts anderes als die wörtliche Übersetzung des lateinischen *dilatasti mihi*, die Septuaginta hat ἐν θλίψει ἐπλάτυνάς μοι, und Bäthgen übersetzt den hebräischen Wortlaut durch 'Du hast mir Raum geschafft', aber Luther hat 'Der Du mich tröstest in Angst'. Der englische Bibeltext lautet zwar: '*thou hast enlarged*

me when I was in distress', aber *enlarge* scheint mir da den Sinn zu haben, der im NED. S. 189c unten unter 3c so angegeben wird: "*to enlarge the heart:* to '*expand*', '*swell*' the heart with gratitude or affection (in this sense sometimes with personal object, after 2 *Cor.* 6. 13); now usually, to increase the capacity of the heart for affection, widen the range of the affections;" die ersten beiden Belege dazu sind: "1611 *Bible* 2 Cor. 6. 11 O yee Corinthians, our mouth is open vnto you, our heart is enlarged. *Ibid.* 13 Be ye also inlarged". Die weiteren Belege sind: "1638 ***Rouse Heav. Univ.*** X. 151 Be thou enlarged in thy return of Thanks and Glory to him. 1667 *Milton P. L.* VIII. 590 Love refines The thoughts, and heart enlarges. 1741 ***Richardson Pamela*** II. 156 My Heart is . . . more inlarg'd with his Goodness and Condescension. 1848 *Macaulay Hist. Eng.* I. 162 All hearts . . . were enlarged and softened. 1852 *Robertson Lect.* 177 Enlarge your tastes, that you may enlarge your hearts as well as your plearuses". Ich glaube daher nicht, daß an der Psalterstelle *me* unbedingt Dativ sein muß, wie Daniels meint, und daß also etwas wie *weg* zu ergänzen ist, und auch wo Daniels dies ferner tut (S. 114), Wulfstan 80, 7 *and he us geryme to đære ecan myrhđe*, halte ich es nicht für unbedingt nötig; man kann auch hier *geryman* in dem Sinne nehmen von 'trösten und stärken'. Und an der Stelle, die Daniels nachträglich (S. 149) anfügt, 134, 2 *and heom ic þonne siđđan ræde and ryme*, wo er gleichfalls *þonne weg* einschieben will, liegt m. E. nichts anderes vor als was Ps. 47, 12 vorliegt in ***he ræt us and recđ***, wo *reccean* (lenken) mit einem Dativ verbunden scheint, das so doch sonst nur den Akkusativ hat; *rædan & reccean* sind enge verknüpft, werden gleichsam zu einem Zeitwortbegriff, und so ist es dort bei Wulfstan (134, 2) mit *ræde & ryme*. Um also kurz zusammenzufassen: Ursprünglich ist *geryman* sicherlich nur die ganz wörtliche Übersetzung von *dilatare*; ob aber nicht die übertragene Bedeutung des 'Tröstens' aus der des "Erweiterns und Öffnens des Herzens oder des Weges zu Gott" sehr bald sich entwickelt hat, vielleicht unbewußt schon darin lag, und ob nicht also der von (*ge*)*ryman* abhängige Kasus tatsächlich doch als Akkusativ angesehen werden darf, das läßt sich so schlechthin nicht entscheiden. Mir scheint es, wie gesagt, durchaus nicht unmöglich, daß sich die Bedeutung von *geryman* ebenso entwickelt hat wie die von *enlarge*. Nur eine genaue Untersuchung aller der Stellen, wo (*ge*)*ryman* so vorkommt, und eine solche aller Bibelübersetzungen dazu können darüber Klarheit verschaffen.

Diese kleinen Ausstellungen, zu denen ich bei ziemlich eingehender Prüfung des Buches veranlaßt wurde, nehmen der Danielsschen Arbeit natürlich nichts vom Werte; sie bietet eine gewissenhafte und sorgfältige Aufschichtung des reichen Stoffes in übersichtlicher Ordnung, und sie wird so ein Baustein von Bedeutung sein und bleiben für den ersehnten Gesamtbau altenglischer Syntax.

Dem mir vorgelegten Abzug der Kasussyntax war ein Sonderdruck aus der 'Tijdschr. v. Ned. Taal- en Letterk. XXIII' beigelegt, überschrieben 'Anglosaxonica I'. Hier erörtert Daniels die Ausdrücke *mæssan gestandan* und *mæssan healdan*, besonders den ersten, den Swaen in den Englischen Studien (32. 153) als 'Messe halten' erklärt, während er nach Daniels 'der Messe beiwohnen' bedeutet.

Bonn. J. Ernst Wülfing.

Later K. De Latijnsche Woorden in het Oud- en Middelnederduitsch. (Utrechter Doktordissertation) Utrecht, Kemink & Zoon, 1903. XII u. 170 S. 8°.

Die Doktordissertation Laters will die lat.-romanischen Lehnwörter im Alt- und Mittelniederdeutschen wesentlich nur im grammatischen Sinne erörtern und schließt sich an die Arbeiten von Franz, Pogatscher und Kluge an. Der systematischen Behandlung geht zunächst ein Verzeichnis des altnd. Materials mit sämtlichen Belegstellen voran. Nach den «Vorstudien zu einem altnd. Wörterbuch», das Gallée «für seine Freunde» hat drucken lassen, scheint es nicht ganz lückenlos zu sein, trotzdem dem Verfasser Gallées Material zugänglich war. Dann folgen die mnd. Belege, wobei es aber merkwürdig berührt, daß neben den Wörterbüchern noch 4 einzelne Texte, aber nur diese, als Quellen benannt sind. In diesem Teil sind recht beträchtliche Lücken festzustellen, unter *p* vermißt man z. B. Wörter wie *pasternake, pâr, parre, passen, pedeme, perment, persen, prisen, proren*. Wenn sie, wie man glauben sollte, absichtlich fehlen, so wären die Grundsätze, nach denen das Material ausgewählt ist, genauer anzugeben gewesen. Ein drittes Verzeichnis enthält die Wörter, deren fremde Herkunft als zweifelhaft angesehen wird. Hier erhält man vom Verfasser am ehesten den Eindruck einer gewissen Selbständigkeit, während er sonst durch eine einseitige Richtung und Ausbildung und durch bestimmte Autoritäten zu sehr gebunden erscheint. Trotz der eben erwähnten selbständigen Regung sind Wörter wie *eimer, kaufen, kopf, sohle, stopfen, wie* ohne jeden Vorbehalt als Lehnwörter behandelt. Merkwürdig ist es dem gegenüber, wenn *quitte* in dieser Hinsicht — sicher zu Unrecht — als zweifelhaft angesehen wird. Ein Versuch, die abweichenden Vokale in den Nebenformen von *sante* «heilig», besonders das *e* von *sente*, zu erklären, wird gar nicht gemacht, trotzdem die Frage u. a. schon in meinem Etym. Woordenboek angeregt ist. Zweifellos ist das *e* Umlaut; ob der lat. Genitiv *sancti* allein zu seiner Erklärung genügt, scheint mir fraglich, weshalb ich auch den Vokativ *sancte* herangezogen habe, unter der Voraussetzung, daß das auslautende *e* im German. zum umlautwirkenden Faktor, also zu *i* geworden sei. *Sancte* und *Sancti* wurden als erstarrte Formen vor Heiligennamen gebraucht: s. z. B. die Anmerkung in Pipers Otfridausgabe zu Hartm. 168. Auch die Entstehung von *crûzi crûʒi* aus *crŭcem* wird sich doch wohl kaum anders erklären lassen als unter der Annahme, daß das in den Auslaut getretene *e* von *crucem* zu *i* geworden war.

Neben der 'Kompromißbildung', die auch hier ihre unglückselige Rolle spielt, müßte man auch einem andern Erklärungsmittel, von dem hier häufiger Gebrauch gemacht wird, einmal etwas näher ins Gesicht leuchten. *Modius* soll nur deshalb zu *muddi* geworden sein, weil die Sprache damals *ô* bei *i* in der folgenden Silbe nicht kannte, *pen(te)coste* zu *pinkoston*, *crupta* zu *kruft*, *tractare* zu *trahton*, *buxis* zu *buhsa*, weil sie kein *e* vor Nasalverbindungen und keine Verbindungen *pt, kt, ks* kannte. Sogar ist anzunehmen, daß lat. *strâta*, im Fall es vor der Zeit, da germ. *ê* zu *â* geworden war, entlehnt ist, zunächst als *strêta* aufgenommen wurde (trotz dem Bestehen des Typus *fâhan*?), *cop(u)la* als **cupla*, wenn die Aufnahme erfolgte zwischen der Zeit, wo idg. *o* zu *a* geworden war, und die Brechung von *u* noch nicht bestand. Ich hege gegen diese Annahme schwere Bedenken und kann nicht glauben, daß einem germ. Organ ein *penk* ein *traktôn*, deren einzelne Laute es besaß, nicht genehm ge-

wesen sein sollten, falls nicht die Bedingungen, die seiner Zeit diese Lautkombinationen verändert hatten, noch wirksam waren. Dann sind aber die Änderungen eben lautgesetzlich, ebenso wie wir auch wohl ein Praeteritum *dôfta* von *daupjan*, eine 3. Pers. sing. praes. *côft* aus *caupit* von *caupjan* für lautgesetzlich zu halten haben. Wie hätten wir uns den psychologischen Prozeß zu denken, der den Sprechenden gemahnt haben sollte, daß ein **moddi* mit *ŏ* in der ersten, *i* in der zweiten Silbe nicht ins System seiner Sprache gehöre? Sollte ihm doch die ganze Klangkombination nicht genehm gewesen sein, würde man dann nicht noch eher die 'Substitution' von **maddi* zu erwarten haben? Und würde nicht, wenn eine Vorstellung wie die Laters zu Recht bestünde, ebenso gut auch später die Entstehung von Formen wie das Praet. *thacta* oder nd. *maecte* 'machte', *heect* 'Hecht' unmöglich gewesen sein, weil vorher eben die Verbindung *kt* in der Sprache nicht bekannt war? Und so scheint mir der Terminus 'Lautsubstitution' in dieser Ausdehnung angewandt auch wieder ein Beweis dafür zu sein, wie die grauen Theorien den grünen Baum der Sprachwissenschaft umspinnen.

Auch gegenüber den Schwierigkeiten, die der Vokalismus von *Teufel* bereitet, muß ich bei meinem Zweifel beharren, daß sie sich einfach mit der Franzschen Annahme heheben lassen, für lat. *ia* sei *iu* „substituiert" worden. Wulfila (und seine Goten) hatte doch auch den Diphthong *ia* nicht in seiner Sprache, sagte aber trotzdem ruhig *diabaúlus*. Ich bestreite nicht, daß man den, allerdings noch durch das *b* und den Laut der Mittelsilbe unterstützten Vorgang, der *diabol* in *diobul*, die in mnl. *dievel*, mhd. *tiefel* weiterlebende Form, verwandelte, als Lautsubstitution bezeichnen könne. Aber die Voraussetzung, daß daneben eine zweite Substitution *diubul*, *diubil* als Grundlage für mnl. *duvel*, ahd. *tiufil*, nhd. *teufel* usw. anzunehmen sei, hat für mich keine Wahrscheinlichkeit. Es ist nicht einmal erwiesen, ob ein *diubil*, *diubul* zur Erklärung von mnl.-fläm. *duvel* genügen würde, und letzteres nicht vielmehr nötigt, außerdem noch eine weitere Form *dûbil* oder *dûbil* vorauszusetzen; denn sonst wird *iu* im Fläm. zu *ie* (vgl. meine Mnl. Gramm. § 78). Es sind hier eingehende Untersuchungen der verschiedenen, auch der jetzigen mundartlichen Formen nötig, die auf volksetymologische Umgestaltungen führen könnten, da entsprechende romanische Formen, die die germanischen zu erklären vermöchten, schwerlich nachweisbar sein dürften.

Mit den angedeuteten Einschränkungen zeugt die systematische Darstellung der Laut- und Formenentwicklung von einer guten Ausbildung und von Gewandtheit. Eine Unachtsamkeit wie in § 41, wo zwei ganz verschiedene Laute, *ô* = nnl. *ô* und *ô* = nnl. *oe*, nicht auseinander gehalten sind, ist jedenfalls Ausnahme. Auf eine Reihe von Einzelheiten, die zu beanstanden wären, will ich nicht eingehen. Nach dem grammatischen Teil gruppiert ein Anhang die Lehnworte nach den einzelnen Kulturgebieten, ein zweiter behandelt die jüngeren aus der lat. Schriftsprache entlehnten Wörter.

Die Arbeit bildet nach dem Gesagten eine willkommene Ergänzung der Untersuchungen, an die sie sich anlehnt, die auch Einzelheiten fördert, aber eine grundsätzliche Förderung über die Vorgänger hinaus nicht bedeutet.

Bonn. J. Franck.

Bartholomae Chr. Altiranisches Wörterbuch. Straßburg Karl J. Trübner 1904. XXXII S. und 2000 Sp. Lex.-8°. 50 M., in Halbfranz geb. 53 M.

Die Grammatik der beiden altiranischen Mundarten, der medischen und persischen, welche Bartholomae zu dem Grundriß der iranischen Philologie beigesteuert, und welche außer deren Beschreibung auch die Grundzüge der gemeinsamen ur-iranischen Muttersprache ermittelt hat, ließen wohl bei allen, die das vortreffliche Werk zu ihrer gründlichen Belehrung benutzt haben, den Wunsch entstehn, auch das medisch-persische Wörterbuch von diesem Gelehrten, der die erstaunlichste Begabung für grammatisch-lexikalische Untersuchungen besitzt, bearbeitet zu sehn. Ein mächtiger Band, der durch eine an die grammatischen Kunstausdrücke oder Kunstbuchstaben der indischen Pandits erinnernde Menge von Zeichen und Abkürzungen [1] sehr viel Raum spart, um ausgiebige Anführung von Belegstellen aus dem Schrifttum zu ermöglichen, umfaßt auf genau 2000 Spalten lückenlos den altiranischen Sprachschatz.

Vierzig Jahre sind verflossen seit dem ersten Versuch, ein Handbuch der Sprache des Awesta zu verfassen. Dieses hatte weniger den Anspruch erhoben, ein genaues Verständnis des in seinen Anschauungen uns noch sehr fremden Religionsbuches zu vermitteln, als vielmehr das, was der Begründer dieses Forschungszweiges, Eugène Burnouf, und seine wenigen Nachfolger durch die von ihnen angewendete philologische Methode gewonnen hatten, zusammenzustellen, um weitere Arbeiten zu erleichtern. Leider machten sich gleichzeitig Bestrebungen geltend, lediglich mit Hilfe der Sprachvergleichung in das Verständnis einzudringen, indem man sich einredete, daß die noch heute das Awestā als liturgisches, erbauliches und gesetzgeberisches Buch gebrauchenden Dastūrs dessen wahren Inhalt nicht kannten, der schon in älterer Zeit unter den Sāsāniden mißverstanden worden sei. Man bedachte nicht und war auch noch nicht davon unterrichtet, daß bei der letzten Zusammenstellung der heiligen Schriften zu Anfang der Herrschaft jener Dynastie, deren Vorfahren selbst Magier gewesen waren (wie noch zur Zeit der arabischen Eroberung der Fürst von Istachr oder Persepolis den Titel *Hirbaδ* [Herbed, Priester] führte, was die Legende auch auf Wištāspa, den Beschützer Zarathustras, übertrug), die in der unvollkommnen vokallosen Pahlawīschrift überlieferten Bücher, und zwar nicht allein das Awestā selbst, sondern auch die exegetischen Überlieferungen, die *āzaiñti* [2]), in die damals gesprochene Pahlawīsprache übertragen und kommentiert, und zugleich in ein vervollkommnetes, auch die Vokale bezeichnendes Alphabet umgeschrieben worden waren; hierbei aber haben die Gelehrten eine so genaue Kenntnis der altmedischen Sprache gezeigt, daß ihr Alphabet in allen Feinheiten der Aussprache die Prüfung unsrer phonetischen Analysen besteht. Damit verträgt sich wohl, daß die ältesten Teile des Awestā, welche wesentlich eine esoterische Lehre vom Fortgang der Welt und von den letzten Dingen enthalten, und zwar als heilige Aussprüche des Stifters und seiner Jünger verehrt, jedoch durch die geschichtliche Entwicklung des volkstümlichen Gottesdienstes mehr und mehr dem Verständnis entrückt worden waren, schon in der Zeit, als die

1) Abkürzungen von Schriftstellern und ihren Werken: 235, sonstige Abbreviaturen: 359, Zeichen: 8, insgesamt 602.

2) Jasna 57, 8; vgl. Mills American Journal of Philol. 3, n° 12, S. 3. Manekji B. Davar, the Pahlavī version of Yasna 9. Leipz. 1904, S. 6.

Pahlawī-Übersetzung zustand gekommen ist, mit augenscheinlicher Unsicherheit und oft mit Hilfe sehr kindlicher etymologischer Versuche zu verstehen gesucht wurden.

Wenn man bedenkt, daß die als einziges Hilfsmittel der Interpretation verwendete Sprachvergleichung selbst nach Überwindung mehrerer unvollkommner Methoden erst in neuerer Zeit in den Besitz einer richtigen Auffassung der Sprachgesetze gelangt ist, wodurch zahlreiche frühere Etymologien als unrichtig erkannt worden sind, so kann man sich die Folgen eines ungezügelten Hanges zu Wortableitungen vorstellen, der ohne Berücksichtigung der noch vorhandenen von den Priestern durch Jahrhunderte erhaltenen exegetischen Überlieferung ein Religionsbuch erklären will, in dem der indogermanische Name der Lichtgötter, *deiwōs*, die Bedeutung 'Teufel' hat, und der Name der Gottheit, *Ahura* dem indischen *Asura*, dem Namen eines Dämonen, entspricht, dessen Tötung dem Gott Indra zugeschrieben wird (*asura-hán*). Damals waren gerade jene ältesten und schwierigster Stücke, deren Verständnis erst spät durch die ernste Arbeit verschiedener Gelehrten, unter ihnen auch des Verfassers unseres Wörterbuches, mehr und mehr gesichert worden ist, Objekt eines wüsten etymologischen Verfahrens, welches z. B. *šjaoma* 'Fortgang, Handlung', für eine lautlich veränderte Form des bekannten *haoma* 'heiliger Trank', erklärte, woran die religionsgeschichtliche Folgerung geknüpft ward, daß die Athrawas der ältesten Zeit den Haomadienst verfolgt hätten, weil ihn die von ihnen gehaßten wedischen Rischis ausgeübt hätten: in Wirklichkeit ist, wie Tiele vermutet hat, der indische Sōmadienst erst später von Indien und Afghanistān her eingeführt worden[1], wobei die Jascht des Haoma (Jasna 9) verfaßt ward, die ihm bereits von Zarathustra Verehrung zollen läßt und die Großtaten aufzählt, welche die Helden und Weisen der Vorzeit durch ihn vollbracht haben. Gerade die Schriften in Pahlawīsprache, früher schwer zugänglich, sind seit unsrer nähern Bekanntschaft mit ihnen als wichtige Quelle für die Kenntnis der persischen Literatur während der Herrschaft der eifrig zoroastrischen und Mazda-gläubigen Sāsānier erkannt worden, und abgesehn von den Arbeiten einiger europäischer Gelehrten verdanken wir die namhaftesten Fortschritte in der Pahlawī-Kunde wiederum den gelehrten Dastūrs in Bombay, deren Kenntnis dieser Sprache sowohl in den Ausgaben und Übersetzungen zahlreicher Werke, als in scharfsinnigen Abhandlungen über schwer verständliche wissenschaftliche Texte (wie einige in dem von Jivanji Jamshedji Modi herausgegebenen K. R. Cama Memorial volume, Bombay 1900 enthaltene astronomische) zutage tritt.

Dieser allein richtigen und auch jetzt überall anerkannten Methode, bei der Erklärung des Awestā von der Auffassung der zoroastrischen Überlieferung auszugehn und diese mit der bei uns ausgebildeten philologischen und sprachvergleichenden Methode zu prüfen, hat Bartholomae auch sichtbar dadurch Ausdruck gegeben, daß er die Äquivalente der medischen Wörter in der Pahlawīübersetzung und auch vielfach in der Übersetzung der letztern in Sanskrit beigefügt hat. Die altpersischen von Griechen u. aa. erhaltenen Eigennamen hat der Verfasser nicht verzeichnet, sondern nur gelegentlich angeführt, wie *Mithradāta* unter *miþra* S. 1185, oder *Diaixis* unter *djaw* S. 762. Sie haben bisweilen sonst verschollene altpersische

---

1) Vgl. Mills The Zend-Avesta 3 (Sacred books of the East 31) S. 231. Justi Preuß. Jahrb. 88 (1897) S. 57.

Wörter bewahrt, wie *pūla* 'Fohlen' in *Arbupales*. Sie sind jedoch in des Refer. Iranischem Namenbuch bereits verzeichnet und können jetzt aus den zahlreichen, u. a. von Hilprecht entdeckten babylonischen Urkunden aus persischer Zeit beträchtlich vermehrt werden.

Es sei gestattet, ein Beispiel anzuführen, welches die Wichtigkeit der Überlieferung sehr deutlich zeigt. In dem von Jima auf Befehl Ahuramazdā's angelegten Wara (nicht War, wie Barth. 1363 wegen des unrichtig erklärten *warefšwa* ansetzt) oder Wohnort der Seligen gibt es nur menschliche Wesen im Blütenalter des Lebens: 'fünfzehnjährig von Ansehen wandeln Vater und Sohn beide' (J. 9, 5), wie die himmlische Jungfrau als fünfzehnjähriges Mädchenbild erscheint (Jt. 22, 9). Es finden sich da keine durch Ahriman mit leiblichen Gebrechen geschlagene und mit teuflischer, vielleicht im Äußern wahrnehmbarer Sinnesart behaftete Menschen [1]: *nōiṭ apra frakawō, nōiṭ apakawō, nōiṭ apāwajō, nōiṭ hareðiš, nōiṭ driƀiš, nōiṭ daiƀiš, nōiṭ kaswīš, nōiṭ wīzbāriš, nōiṭ wīmītō-dañtānō, nōiṭ paēsō jō wītereͤtō-tanuš*. Die zum Teil nur hier (Wend. 2, 37, ähnlich 29) vorkommenden, auch in der Pahlawi-Übersetzung schwer verständlichen Ausdrücke, sind von Spiegel, Westergaard u. a. übersetzt worden (1852): 'nicht (war) dort Streit (üble Nachrede, W.) noch Zank (Tadel, W., Lästerer, Geldner), nicht Abneigung (Verletzung, Windischmann, Grobiane, G.), noch Feindschaft (Verfehlung, G.), nicht Bettel noch Betrug, nicht Armut (Zwerg, G.), nicht Krankheit (Tücke, W., Krüppel, G.), keine übergroßen Zähne (Zahnlückige, G.), keine Gestalt, die das Maß des Körpers überschreitet (riesenhafter Körperwuchs, G.)'.

Die Bedeutungen waren zum Teil bekannt, die unbekannten durch etymologische Untersuchung gewonnen, gegen die nicht viel einzuwenden war. Darmesteter [2]) hat fast 30 Jahre später diese Stelle nach der Überlieferung der Pahl.-Übersetzung wiedergegeben: 'da war kein Dickbauch noch ein Buckliger, kein Zeugungsunfähiger, kein Irrsinniger, kein Bettel, kein Belügen, keine Gemeinheit, keine Eifersucht, keine faulen Zähne, kein Aussätziger, den man aussperrt'.

Von vornherein macht diese Übersetzung einen vorteilhaftern Eindruck als die teilweise in Tautologien sich bewegende frühere. Sie läßt sich aber auch sprachlich rechtfertigen und ist ein Beweis für die Zuverlässigkeit der hier strenger befolgten Überlieferung in den schon angedeuteten Grenzen.

In *fra-kawō* und *apa-kawō* hat man den Gegensatz der Präpositionen *fra* 'vorn' und *apa* 'hinten' übersehen; *kawa* [3]) geht auf eine Wurzel *ku* (stark *kaw*) zurück, die wahrscheinlich in lat. *cumulus* (wie *tu-mulus* gebildet) vorliegt, denn die Herleitung dieses Wortes von *k̂u* (skr. *śwā*, med. *spā*, κύω, κύαρ) ist weniger wahrscheinlich, weil *k̂u* den Begriff des Aufblähens, des Hohlseins bezeichnet, *cumulus* aber und die medischen Wörter vom Aufschichten oder Häufen ausgehn. Die einfache Wurzel erscheint determiniert mit *d* in ai. *kakúd* und *kákuda* 'Kopf' (mit altertümlicher Reduplikation), *kakúdmant*, *kakudmin* 'mit Höcker versehen'; mit *bh*:

---

1) Wie nach jüdischem Gesetz ein Priester ohne Fehl sein muß, 3. Mose 21, 18; Sergius praetor ward vom Opfer ausgeschlossen, ut debilis, Plin. 7, 105.

2) Sacred books of the East 4 (1880).

3) Barth. 442.

kakúbh cacumen, vgl. got. *haubiþ*; mit *k* in lit. *kaũkas* got. *hauh(a)-s*, endlich mit *p*: med. *kaofa* 'Kamelbuckel', altp. *kaufa* 'Berg', lit. *kaũpas*, nhd. *Haufe*; so konnte Dastur Dārāb mit Recht übersetzen: *pīš-kūh* und *bāz-kūh* 'Berg (Höcker) vorn und hinten habend'[1]). Das erste Wort ist wohl nicht 'Dickbauch', sondern 'einer mit Hühnerbrust' zu übersetzen.

Apāwajō (B. 80) ist bereits von Darmesteter (Revue crit. 1882, 265. Études iran. 109. 113) aus *apa* und **āwaja*, griech. ὤιον, ᾠόν, wälsch *wy*, altsl. *jaje*, russ. *jajitso* erklärt worden. Die Bildung ist wie med. *apa-ḫšapra* skr. *apa-jaśas* oder griech. ἀπό-θριξ = ἄ-θριξ. Von *āwaja* kommt np. *ḫājah* (ovum, testis), dem ein älteres pehl. **āwjak* entsprechen würde. Das *ḫ* kann bereits im Pahl. eingetreten sein, wie in *ḫām* (so sprechen die Dasturs, Jamaspi D. Minoch. Jamasp Asana, Pahl. Dict. 2, 295) aus *āma*, arm. *houm*, ὠμός; eine jüngere Pahl.-Form ist *ḫā(j)ā*, päz. *ḫāẹaa* und *ḫā(j)ak*, Phl. Dict. 245. 247. Ein denominatives Verbum von *apāwaja* ist armen. *japauel* (*j* ist vorgesetzt wie in *jaṙnel* [ὄρνυμαι], imper. *ari*, u. a.) 'beschneiden, von Bäumen, Haaren, Flügeln und Menschen' (letzteres z. B. Jerem. 9. 25. 26). Die phl. Übersetzung ist *zapīr* (bei Spiegel S. 15, 6), was Aspendiargi durch guz. *bobaḍo* 'Stammler' wiedergibt, und *zīpar* (S. 17, 8); erstere Form könnte richtiger, und wie *kabīr* gebildet sein; aram. *tsĕfīrā* 'Abgeschornes'[2]), dürfte kaum angezogen werden; de Harlez[3]) stellt es zu ar. *zīf* (richtig *zaif*), was doch das *r* nicht enthält und 'unecht', z. B. von Münzen, bezeichnet. Die Pahl.-Übers. hat die Erklärung: *mūn-aš saḫtūk andar war frōt škast estēt*, dessen membrum virile unten zerbrochen ist (*šikastan* gebraucht wie hebr. *kātat* in *kātūt*). Zu der hier bezeichneten Anschauung vgl. 3. Mose 21, 20 (*mĕrōaḥ āšek*).

Hareδi-š ist von B. 1789 richtig übersetzt und erläutert. Die hier nach D. Jamaspgi angeführte Pahl.-Form *hālak* scheint nach dem np. *hālah* geformt zu sein; in echten Pahl.-Texten findet sich, entsprechend der Pahl.-Übersetzung unserer Stelle, die vordere Silbe mit kurzem *a*, was nicht unwichtig ist, weil aus dem altiran. **hardi* zunächst *hal-*, mit dem Adjektivaffix *hal-ak* entstehen muß. Diese Form findet sich in Wests Ausgabe des Schikand gumānī wigār (Bomb. 1887): *h^ar^ak*, päz. *halaa*, skr. Übers. *grahila*, von bösen Geistern besessen, verrückt[4]), S. 57,4. 247b; in der Zusammensetzung *zaki druǵ harak-kārīh* der irrsinniges tuenden Teufelin, skr. *drūǵasja* (masc.) *dušṭa-kārjatājās* (fem.) Übeltaten ausübenden Druǵ, 195, 9. 11; das Nomen abstr. ist *halakjā* in dem von D. Peshotan B. Sanǵānā herausgegebenen Dīnkart Vol. IV (1883) S. 184,15, päz. *halaja* 215,19, und Glossar 23; endlich die Adverbialform *harakīhā* Schik. gum. S. 54,6, päz. *halaihā*, skr. *grahilatajā*. Im Wēda bezeichnet *sridh* 'der Irrende, auch wohl Falschgläubige' (P. W.), was denselben Ursprung hat, da *r̥* und *ar* (in diesem Wort ursprünglich *l̥* und *al*[5]) mit *ri* und *rai* (*srēdhati*) wechseln können, wie in skr. *wri-ṇā-ti*, *wrī-ṇā-ti*, causat. *wrē-p-ajati* neben *wr̥-tá* 'bedeckt', *war-aṇa* Bedeckung; *bhrī-ṇā-ti* und *bhr̥-nī-ja-tē* zürnt; *ǵri-ṇā-ti*, *ǵráj-a-ti* und *ǵr̥-ṇā-ti*, *ǵar-a-ti*, altert; *tri*, drei, *tr̥-tīja* der dritte, *tŕ̥-tīja* Drittel, *tri-tá*, im 4. Weda *tr̥-ta* (med. *þrita* n. pr.) *triṇa* Gras. für

1) S. Spiegel Commentar 73.
2) Aruch complet. auct. Nathan b. Jechiel 7, 81.
3) Gramm. pehl. 253.
4) Petersb. Wtb. 5, 1396.
5) S. Thumb in dieser Zeitschr. XIV, 346.

tr̥ṇa: *trip-u* Dieb, *tr̥p-u* (nur Variante) *krívi* und *kŕvi* Schlauch: ähnlich ist κριτός und κρίνω neben lat. *certus* und lit. *skirtas*; auch findet sich dieses Lautverhältnis in dem folgenden Worte *dribiš*, auch personifiziert als Dämon: *dribiš daewō*: die Pehl.-Übers. hat *drifak* d. i. mit *dribi* behaftet, und erklärt: 'was Schmerz verursacht'; das in einer pers. Übersetzung gebrauchte *sipūr*[1]) kann nicht das 'vollkommen' bedeutende Pehl.-Wort *spor*, paz. *sēpur* (z. B. Dīnkart vol. IX, S. 456, Z. 3. 571,8) sein, eher würde np. *uspōr* 'dumm, zornig' passen; vielleicht ist es jedoch das griech. ψώρα, Krätze. D. Dārāb hat 'arm', hielt es also für verwandt mit *drigu*. Es ist vielmehr das von Fick in seinem vergleich. Wtb. der idg. Sprachen (unter *dardru*) beigebrachte lat. **derbis*, wovon *derbiosus* 'krätzig' kommt, das sich nur einmal bei Theod. Priscianus, einem Schüler des unter Valentinianus I († 375) wirkenden Vindicianus, findet (1,10): derbiosos oculos, quos nos impetiginosos dicimus. Das ind. *dardrú*, *dadru(ka)* ist das med. *druka* (ohne Redupl.), Wend. 20,3. Unser *dribi* gehört zu skr. *dr̥bh* 'zu Büscheln oder Ketten machen', also 'flechten', *dr̥bdhi* 'Winden, Aneinanderreihen', wie wir 'Flechte' neben 'Grind' gebrauchen, was noch deutlicher dadurch wird, daß die *dribi* eine endlos sich am Körper verbreitende ist: *akaranem dribjå*, also wohl die Ichthyosis oder Schuppenflechte bedeutet (Wend. 7, 2). Dies führt auch auf ai. *dŕbhīka*, den Namen eines von Indra erlegten Dämonen, der ebenso als 'der Krätzige' bezeichnet wird, wie die Δέρβιοι oder Δέρβικες, Δερβίκκαι von den bei ihnen wahrscheinlich endemischen Hautübel 'Grindköpfe' genannt worden sind[2]). Dieser Name entspricht dem med. *dribika* wend. 1,8, welches mit *saraska*[3]) als Gegenschöpfung (Patjāra) Ahrimans in *Haraiwa* (Harēw, heute arab. Herāt) genannt wird. Dies gibt die Phl. Übers. mit *drifakīh* (in entstellter Lesart *dīrspakīh*) wieder, wonach es als das Abstraktnomen 'das Behaftetsein mit *dribi*' anzusehen ist. Formell ist *dribikā-ka* ein Neutr. Plur. Akk., etwa in der Bedeutung 'die verschiedenen Arten von Hautkrankheiten', vielleicht aber ist diesem späten, wahrscheinlich im 2. Jahrh. vor Chr. verfaßten Stück grammatisch ungenau der Nom. Sing. Fem. gesetzt. Darab hat auch hier 'Bettel', *gadā'ī*. Die Pāzend-Umschrift hat *grūih*, welches Barth. 778 zu der von ihm vermuteten Lesung *grīstakīh* 'das Weinen' für jenes *dīrspakīh* geführt zu haben scheint. Er weist darauf hin, daß das Beweinen der Toten als sündhaft betrachtet wird, und zitiert die pahl. Ausdrücke *šēwan u mūjak* des Bundahišn, die sich auch im Mīnōikhirad Kap. 6, 12, ed. by Darab D. Peshotan Sanjana S. 19 (*šēw(n)-mūjak*): ed. West 111. 164. 324, und im Ardā wīrāf nāmah Kap. 16, 4. 57, 3 finden und von Neriosengh durch *açrupātam* und *kēšatrōṭanam*, Tränenfluß und Haarausraufen, wiedergegeben werden. Sie sind jedoch nicht die Äquivalente für med. *saraskem* und *dribika*, sondern für *hš(i)jas-ka amajawajås-ka* J. 71. 17 (Spiegel Comment. 2, 253. 465 Barth. 141. 554). Jenes *grūw(i)h*, welches man für eine irrige Transskription von *dribika* halten könnte, bestätigt aber die Erklärung dieses medischen Wortes; denn es ist offenbar das np. *garīwan* oder *agarjūn*, auch *girīwand*, *giriwand*, Flechten, ein

1) Spiegel Comment. 1, 74.

2) Diese Identifikation gibt A. Weber Sitzungsber. d. Akad. 14. Juni 1900, S. 612; vgl. Grundriß d. ir. Phil. 2, 421.

3) So in Geldners Ausgabe; Barth. *sraska*, wegen der Ableitung von *srask* träufeln.

Synonym von np. *adarfan* lichen, impetigo, herpes, aus **dribana* (sowohl *dr* wie *gr* werden im Neupersischen im Anlaut durch Zusatz eines Vokals gemildert). Desselben Ursprungs ist auch np. *garr* (aus *garn*) med. *garena* (Räude) (Darmesteter Et. ir. 95). Das g dieser Wörter muß für w stehen, weil die Nebenformen *barēwan, birjaun, birjūn* (richtig wohl *birūwan*) vom Wörterbuch verzeichnet werden: das gleichbedeutende np. *āgrah* gehört nicht dazu, sondern entspricht dem med. *agra*, Wend. 20, 9. Barth. 50.

Die Totenklage ist nicht eine Plage, womit Ahriman ein Land heimsucht, wie mit den übrigen schlimmen Dingen in Wend. 1, sondern ein tadelnswertes Nachgeben des Schmerzes, welches überall vorkommt.

Statt *grīw(i)h* findet sich Wend. 7, 2 (s. oben) in der Phl.-Übers. *grīm*, was nicht schlechte Lesart sein kann, denn es wird auch von D. Darab mit einem andern Wort übersetzt, mit *pāreh* 'Stück', weshalb man 'mit endloser Zerstückelung' übersetzt hat. Die Pahlawizeichen können auch *drīm* (*dlīm*) gelesen werden, und daher hat Scheftelowitz (ZDMG. 57, 133) das np. *dulum* (Ausschlag, Pustel) angenommen. Doch muß *grīm* festgehalten werden; denn es ist dasselbe Wort wie *grēhmō* (*j.* 32, 12. 14), welches die Phl.-Übers. zwar nur *grahmak* transskribiert, aber in der Glosse durch *pārak* übersetzt, was nicht 'Stück', sondern in abgezogenem Sinn 'Bestechung', bei Neriosengh *lank'ā* 'Geschenk', np. Übers. arab. *rišwat* 'Bestechung' bedeutet [1]). Undeutlich ist, aus welchem Grund die Überlieferung diesem Wort *dribjå*, Genitiv von *dribiš*, eine ganz andere Bedeutung zuschreibt.

Zu bemerken ist noch, daß die Bedeutung 'Weinen' dem med. *saraska* [2]) gar nicht zukommt; das angezogene np. *sirišk* (reimt mit *bizišk* Fird. 843, 1244, Salemann Abdulqādiri Lexic. S. 32; auch *sarašk* und *sirašk* vokalisiert) ist wohl von *srask* 'tropfen' (B. 1644), abzuleiten, bedeutet nicht das Weinen, noch viel weniger 'Hagel', wie man, um ein ahrimanisches Übel zu haben, übersetzt hat, sondern Tropfe (des Regens), Träne [3]), und bildlich Funke (Tropfe des Feuers). Auch ist nicht zu übersehen, daß die Perser selbst das Wort für eine Zusammensetzung oder Izafetverbindung mit unterdrücktem *i* von *ašk* (Träne, auch *išk* gesprochen, schwerlich mit *ars*, skr. *aśru* verwandt) mit *sar* 'auf' (eigentl. 'Kopf') nach Art von *sarpanǰ'ah* 'Hand samt Fingern', eigentl. 'Überhand, starke Hand, auch starkhandig = Bedrücker', und *sark'ašmah* 'Kopf der Quelle, Urquelle' erklären [4]).

Die Phl.-Übers. gibt *saraska* durch *sarak'ā* (*srk'a*) wieder, was an das russ. *saranča* 'Wanderheuschrecke' [5]) anzuschließen und mit skr. *śalabhá* 'Heuschrecke' verwandt ist; das ursprünglich identische skr. *śarabha*, welches ein fabelhaftes vierfüßiges Tier bezeichnet, könnte durch irgend ein Gleichnis zu dieser neuen Bedeutung gekommen sein, wie z. B. die

---

1) Barth. 530. Spiegel Comment. 2, 248. Mills A Study of the Gathas. Leipz. 1894, S. 105.

2) Die Lesart *saraska* (nicht *sraska*) ist handschriftlich vorzüglich bezeugt.

3) Hafiz t 1, 2; Tränenstrom ist *sīlāb-i sirišk* t 72, 4.

4) Vullers Lex. pers. lat. 2, 279 a. Asadī's np. Wtb. hrsg. von P. Horn. S. 41 s. v. *ašk*, S. 66, 21.

5) S. die slawischen Formen bei Miklosich Etym. Wtb. 288 b.

Heuschrecken umgekehrt mit Rossen verglichen werden [1]); griech. κάραβος und lat. *carabus* 'Meerkrabbe' wird nach Hardouin zu Plinius auch *locusta* genannt. Sowohl *sko* wie *bho* sind Affixe an Tiernamen, np. *gunǵišk* oder *binǵišk*, phl. *winkišk* 'Sperling' [2]), griech. χοιρίσκος, ἱππίσκος, Λυκίσκος, nhd. *frosch* aus *fruch-ska-*, engl. *frog* [3]), und skr. *gardabhá* u. aa. [4]), griech. ἔλαφος aus ἐλλός für ἐλνός. Ähnliche Affixe an Tiernamen bemerkt man in armen. *grouič* und *ḳarnič* 'kleine Heuschrecke', *karič* 'Skorpion'; dies *ič* entspricht nicht dem griech. ισκος, sondern dem *g* in κόκκυξ aus κοκκυγ-ς, und ai. *iǵ* in *uçiǵ* 'verlangend', *bhuriǵ* 'Arme' und dem deutschen *ch* in Habicht, Kranich. Auch im Semitischen findet man als Tieraffix *ol*: hebr. *ḥarĕgol* 'Heuschrecke' (ἀττάκης, LXX), ar. *ḥarǵūl*, aram. *tarnegol* 'Hahn'. Da neben *śarabha* auch *śirí* (aus *śr̥-r-í*) steht und die Bedeutung 'Pfeil, und 'Heuschrecke' hat, so wird auch in *śarabha* das Wort *śara* 'Rohr' Pfeil' (von *śr̥-ṇā-ti* 'zerbrechen') enthalten sein — Isidorus Hispal. erklärte *lŏcusta* [5]) aus *longa hasta* (!).

Diese Etymologie dürfte wohl begründet sein, doch wäre die Ansicht lautlich nicht unmöglich, daß *sara* mit der griech. Wortform für 'Horn' in κερο-ειδής und κερό-δετος, die neben κέρας steht, übereinstimme; gibt es doch noch andere Stämme dieses Wortes, med. *sruuua*, nhd. *horn* und skr. *śr̥ñ-ga*, wozu Hirt (BB. 24, 253) auch das deutsche Hornisse und lat. *crabro* stellt. Die Heuschrecke würde dann die 'gehörnte' bedeuten, wegen ihres starken Brustschildes oder Thorax und helmartigen Kopfes, den Luther mit 'Münchskappen' verglichen hat, ähnlich wie die Hornviper oder κεράστης (was auch Name eines Käfers ist) nach ihren hornartigen Fortsätzen über den Augen benannt ist. Daß med. *madaka*, phl. *maraḳ* [6]), np. *malaḫ* (B. 1114) ebenfalls Heuschrecke bedeutet, zeigt, daß es nicht nur Eine Benennung dieses gefährlichen Insektes gab, wie auch in andern Sprachen: np. noch *guftān*, kurd. *kulleh*, *kuli* (im Georgischen *kuĕli*, *kalia*), *čekurjek*, *kumil*, im Russ. *skačikŭ* 'Springerchen', *kuznečikŭ* 'Schmiedchen', *prugi* 'Springer' (mit 'Frosch' verwandt), im Arabischen *ǵarādeh*, *dabāt* ('kleine Heuschrecke, Ameise'), *sirwet* ('eben ausgekrochene'), hebr. *arbeh*

1) Joel 2, 4 ff.; Apokal. 9, 7; vgl. ital. *cavalletta*, russ. *kobylka* 'Heupferd'.

2) Horn Grundr. iran. Phil. 2, 65.

3) Brugmann 2, 260. Osthoff Etymol. Parerga 378.

4) Benfey Vollst. Gramm. S. 147.

5) Aus *tlocusta*, s. Schrader Reallex. 369.

6) Diese Form auch im Armenischen. Der im Bundahišn genannte Vertilger der Heuschrecken, der Vogel *kāskīnak*, np. *kāskīnah* ist der *malaḫ-ḫ*ᵛ*ār* 'Heuschreckenfresser', ar. *zurzūr*, türk. *śyǵyrǵik* 'Star', der in Schīraz *gāv-tang* (Vullers Lex. u. *sār*), d. i. Rindernachbar, weil er den Rindern auf der Weide das Ungeziefer vom Rücken liest, auch *murg-sār* (Polak Persien 2, 134) oder *sārek*, was ebenfalls ins Armenische drang; die Heuschrecke ist die bevorzugte Nahrung des Rosenstars, sturnus oder pastor roseus; s. Ethés Ḳazwini 1, 392, 6. Dorn Bullet. de l'acad. 1862, 4, 361. Brosset Deux historiens armén. 173. 174: hier beschreibt Kirakos von Gandzak eine furchtbare Heuschreckenplage vom Jahr 1252/3; der Star heißt hier *tar*, was entweder für *sar* verschrieben ist oder eine echt-armenische Gestalt des Wortes *star* (sturnus) mit abgestoßenem *s* ist; sonst heißt der Star armen. *sard*, griech. ψάρ.

(assyr. *aribi*), *gāzām*, *ḥāgāb*, *ḥāsīl*, *ḥargol*, *jelek*, *šāl'ām*[1]). Es gibt neben *maδaka* noch einen Namen der Heuschrecke, np. *maig*, der bereits im Pahlawi ebenso lautete, aber von B. *maδag* transskribiert wird (*d* und *i* haben dasselbe Zeichen); wie phl. *paig* 'Fußgänger, Bote' (syr. *paigā*), arm. *pajik*[2])) auf *paδaga*, skr. *padika* zurückgeht, np. *keik* 'Floh', im Balūči *kitak* noch altes *t* zeigt[3]), so beruht *maig* auf **maδaga*, welches trotz seiner Ähnlichkeit mit *maδaka* doch ein andres Wort als dieses ist, wie schon die beiden np. Wörter *maig* und *malaḫ* ergeben. Der Übergang des *δ* des zweiten Wortes in phl. *r* und np. *l* ist auch in np. *bēluft* neben *bēduḫt* 'Abendstern', in altp. *Bāḫtriš*, med. *Bāḫδiš*, phl. *Bāḫr*, arm. *Bahl*, np. *Balḫ*, oder in armen. *Mar-k̄* 'die Meder' zu beobachten. Das *ka* von *maδaka* kann nicht Affix sein, denn ein solches gibt es nicht im Arischen, sondern muß als abgekürzte Form einer Wurzel betrachtet werden, sodaß wir ein Kompositum wie np. *šakar-ḫā(j)* 'Zucker kauend' (vom Papagei) annehmen müssen; *ḫāj* in diesem Worte steht für *ḫād*, np. *ḫāīdan*, skr. *khādati*; auslautendes *d* (aus dem np. *j* entstanden ist) kommt im Medischen nicht vor (nur *t*), im Persischen fällt es stets ab, wie *napā*, vollends im Pahlawi, *rāj*, np. *rā*, altp. *rādij*. Das nun auslautende *ā* wird gekürzt, wie das *ā* der *ā*-Wurzeln: med. *ākā-sta* (Akk. Pl. *ākāstēṅg*, B. 309), *armaę-šta* B. 197; *ā-da* 'Vergeltung' (Instr. Pl. *ādāiš*, B. 320), oder wie skr. *anna-da*, *śajana-stha*, wo man Schwundstufe mit Affix *a* anzunehmen pflegt. Sonach bedeutet *maδaka* die 'Matte (Wiese, viell. die Felder) abfressend', wie auch im ahd. *mato-scregh* 'auf der Matte springend' locusta bezeichnet[4]). Das Wort Matte muß im Arischen *madha* gewesen sein, germ. *madwa* oder *mēdwa*, engl. *meadow*. Das andre Wort **maδaga* zeigt den dem Medischen und Skythischen eignen Übergang von *ka* zu *ga* (s. Ir. Namenb. 521). Dies Wort wird den Fresser bezeichnen, wie hebr. *šālĕ'ām*, *gāzām*, von dem Wort, welches im Gotischen *matjan* 'essen' lautet, *mati-s* 'Speise', ahd. *mezi-ban* 'Speiseverbot', *mezi-sahs* (unser 'Messer'), und erinnert an Hesychs μίδας 'die Made, welche die Bohnen zerfrißt' (διεσθίον τοὺς κυάμους), engl. *mite*, was zu got. *maitan* 'schneiden', einer Variante von *matjan*, gehören wird. Über diese Wörter, die mit skr. *mádati*, *mándati* verwandt sind, haben gehandelt Thurneysen IF. 14 (1903) 132. 133; Wiedemann BB. 28 (1904) 50; Johansson das. 333.

Das vor *maδaka* stehende Wort *sūnō* (Wend. 7, 26) hat man früher für den gleichlautenden Genitiv von *spā* 'Hund', gehalten und daher in *maδaka* eine Hundeart gesucht. Die Pahl.-Übers. gibt es nicht durch *sak*, Hund, sondern durch *tūn* wieder, worin B. 1612 sehr scharfsinnig einen Ausdruck für die Spinne gefunden hat, die im Kurdischen *pē-tawent*, die mit dem Fuß webende, heißt: *tūn* in Pāzend geschrieben, könnte statt *tanan(d)* 'Spinne', von np. *tanīdan* 'spinnen', verlesen sein (*n* und *u* haben dasselbe Zeichen). Im Kurdischen ist *pīre-tūn* das Spinngewebe, die Spinne wird als altes Weib (*pīre*) bezeichnet. Indessen scheinen diese Erwägungen zu keinem sichern Ergebnis zu führen. Wäre irgend eine Überlieferung vorhanden gewesen, daß das Awestawort 'Spinne', bedeute, so würden

1) Vgl. Schrader a. a. O.

2) Horn Grundr. ir. Ph. 1, 2. 37. 44. 65.

3) Fr. Müller Wiener Z. f. k. d. Morg. 9, 295. R. von Stackelberg ZDMG. 54, 107.

4) Graff Althochd. Sprachsch. 2, 653.

wir dem phl. Ausdrucke, np. *tandu* 'Spinnerin' (vgl. skr. *tántuvāja* 'Weber', 'Spinne') oder *gūlāhak* 'Weberchen', begegnen. Ja es ist die Spinne offenbar nicht als ahrimanisches Tier betrachtet worden, obwohl sie auch *dīw-pā* 'Diws-füßig' genannt wird; *dīw-* kann hier das geheimnisvolle und ungewöhnliche bezeichnen, wie *dīw-bād*, ein Dīw-wind-ähnliches, sehr schnelles Roß, in *dīw-dast*, dessen Hand rasch vollendet, *dīw-dil* energisch, beherzt. Die Spinne fängt in ihrem kunstvollen Netz, auf dem morgens in unzähligen Tautropfen die Sonnenstrahlen spielen, Mücken und andere ahrimanische Tiere, und die Sonne selbst wird von Dichtern die Goldfäden webende Spinne, *'ankabūt-i zarīn-tār* genannt. Es ist vielmehr jenes *tūn* (auch *atū*, Wend. 1, 14) der Pahl.-Übers. dem *sūnō* so ähnlich, daß es nahe liegt, in ihm nur eine Transskription zu vermuten, die meist da stattfindet, wo der Sinn eines Awestawortes nicht mehr bekannt ist; das *t* erklärt sich aus einer undeutlichen Schreibung; denn die Zeichen von *tūn*, *sūn*, *atū* haben in Pahl.-Schrift große Ähnlichkeit.

Wenn aber auch die Pahl.-Übers. keinen Aufschluß gibt, so besitzen wir in einer Riwajetstelle, deren Bekanntmachung wir Darmesteter verdanken[1], die wirkliche Wiedergabe des Wortes, und zwar in derselben Verbindung mit *maδaka* wie Wend. 7, 26: *sīn u malaḫ*. In der Handschrift ist *paššah* 'Mücke' über *sīn* geschrieben, was indessen nicht genau ist, denn np. *sīn*, dessen hier in Betracht kommende Bedeutung die Wörterbücher nicht verzeichnen, bedeutet eine Wanze oder Blattlaus (vgl. lat. *cimex*); Polak[2]) bestimmt das Tierchen als graphozoma lineata, Houtum-Schindler[3]), der die Verwüstungen dieses Insekts an den Weizenfeldern erwähnt, als aphis cerealis. *Saęnę* ist ein Dīw, der Jt. 4, 2. 3 unter den 1000 mal 1000, 10000 mal 10000, zahllos mal zahllosen Daęwas genannt wird. Die von B. 1548 angeführte np. Übersetzung ist ohne Wert, da sie nur eine verderbte Wiederholung der gar nicht passenden Worte *šēwan u mūjak* (s. oben S. 88) sind. Ist nun die Lesart *sūn* (*sūnō*) oder *sīn* (*saęnę*) richtig? *sūnō* hat Anspruch auf Echtheit, *saęnę* könnte in der späten Jascht nach dem np. *sīn* geformt sein. Dann müßte man annehmen, daß das ū in ī übergegangen sei, wie in np. Mundarten, np. *mīrūk* neben *mūrčeh* 'Ameise', kurd. *pīst*, np. *pōst* 'Haut' u. a.[4]).

Merkwürdig ist, daß auf einem Berg bei Harē (Herāt), dem Ahriman die Heuschrecke *saraska* beschert hat, ein Feuerhaus oder Ātašgāh gestanden hat, das von Narēmān, dem Vater des Sām, nach anderen von Luhrasp, Wištāsp und Bahman erbaut worden ist; Alexander soll es erneut haben, wie er auch als Erbauer von Herāt, Ἀλεξάνδρεια ἡ ἐν Ἀρείοις (Isid. Charac.) bezeichnet wird; dieses Pyreum ward unter Abdullāh bin Taher († 844) zerstört[5]). Der Name des Heiligtums war Ātašgāh-i Sirišk[6]). Dieses Wort hat mit *saraska* nichts zu tun, sondern ist der Name eines Baumes, nach einigen von Meninski benutzten pers. Wörterbüchern einer

1) Études iran. 2, 199.

2) Persien 2, 134.

3) Eastern Persian Irak. Lond. 1896, S. 27. 114.

4) Horn Grundr. d. iran. Phil. 1, 2, 27, unten.

5) Istachri 265, 15. Jāḳūt 4, 958, 23. Mīrchōnd, Rauzat as-safā (Bombay) 4, S. 3.

6) Barbier de Meynard, Dict. géogr. de la Perse 592 hat Nachrichten nach Hamdullāh Mustaufi gegeben.

Zypresse, die gewöhnlich *sarw* heißt. Castle[1], den auch Meninski benutzt hat, gibt die Bedeutungen Cyparissus und Rosa alba ad rubedinem vergens, quae hyeme et aestate viret ('die weiße ewig blühende'); in dem von Horn herausgegebenen Wtb. des Asadī aus Tūs Fol. 41, S. 67, 5 wird die Pflanze beschrieben: "ein Baum ist's im Gebiet von Balch, und diese Art kommt in jenem Landstrich häufig vor: das Blatt von ihm ist (gestaltet) wie das der Arghawānblume (syringa persica, cercis, Judasbaum), seine Farbe artet nach der des Veilchens, wie die Blüte des (violetten) Chērī (Wunderblume, also wohl dunkelgrün ins Violette spielend), seine Blüte aber ist weiß. 'Unçurī sagte: die Wange ward von dem Auge mit Tränen bemalt, und jene ihre Tränen waren in der Farbe der frischen weißen Rose (hell wie weiße Perlen)". Vielleicht ist das oft in indischen Gedichten erwähnte *śirīša*, mimosa oder acacia sirissa, und np. *sirīš*, asphodelus, verwandt[2]. Der Feuertempel bei Harē stand wohl in einem Hain solcher Bäume, wie die Zypresse, *sarw*, neben dem Feuerhaus von Kischmar (bei Turšīz) gepflanzt ward[3]. Ein Dorf Sereshk bei Natanz[4] wird seinen Namen ebenfalls von dem Baum haben. Daß gerade bei Harē der Saraska erwähnt wird, mag, da ja dies Insekt über alle südlichen Länder verbreitet ist, den Grund haben, daß der Verfasser des I. Fargard des Wendīdāt, einer Aufzählung der ostiranischen Provinzen zur Zeit der früheren Parther, eine bestimmte Heuschreckenplage im Sinn gehabt hat, welche die Umgegend von Herāt, wo dieser Vorgänger des Māh[5] und anderer Schriftsteller aus Harēw vielleicht lebte, heimgesucht hat.

Das Wort *saraska* 'Heuschrecke', steht, wie noch bemerkt sei, im Singular, *driϑika* im Plural, ähnlich wie man im Deutschen sagen würde, der Teufel habe die Heuschrecke geschaffen, aber er habe den Leib mit Flechten bedeckt. So steht auch der Name eines anderen ahrimanischen Tieres in der Einzahl, in welchem B. 1586 nach Darmesteters Vorgang, doch zweifelnd, die Heuschrecke sieht, nämlich *skaitīm jām gawa-k'a daja-k'a pourumahrkem*. Kawasji E. Kanga[6]) schließt sich Darmesteter nicht an, sondern übersetzt richtig cattle-fly; auch andere Destūrs sehen hier eine Art Fliege, da sie *magas* übersetzen, wie auch die Pahl.-Übers. hat[7], nicht *madag* (richtig: *maig*), auf welcher falschen Lesart indessen die von B. erwähnte Übersetzung durch *kamk'ā* 'Heuschrecke', d. i. aram. *kamtsā*, beruhen mag. Die Pahl.-Übers. lautet: *kūrakē-magas gōspandān dājat-k'i pūr-mark*, und die Erläuterung: *ē magas bē-ājet gūrtāk ē bawāstar bē-ājet, gāw bastanē na-šājat, gōspandan-či margīh bēt*[8]), d. i. 'die Fohlen (Pferde)-fliege, die dem Kleinvieh und seinen Jungen voll Tod ist; nämlich die Fliege kommt zum Getreide, nämlich zum Futter kommt sie, die Rinder vermag man nicht zu fesseln, für das Kleinvieh (Schafe) ist

---

1) Edm. Castellus Lexicon heptaglotton: Lond. 1669, 2, 338.

2) Castellus 1, 2627. Polak 1, 59. ZDMG. 28, 701. Houtum-Schindler Zeitschr. d. Geogr. Ges. 1881, 337.

3) Firdusi 1499, 75. 77.

4) Houtum-Schindler Irak 102.

5) Statthalters von Harē (nicht Rai, Namenb. 188b. Z. 17) und Gewährsmann Firdusis.

6) Diction. of the Avesta 1. Bombay 1900, 531.

7) Bei Spiegel Avesta S. 3, Z. 5 und Commentar 1, 19.

8) Die Uzwāriš-Ideogramme sind in pāz. transskribiert.

es der Tod'. *kurakē* (*u* plene geschrieben) ist np. *kurrah* 'Pferdefüllen' (Fird. 7. 418, 12); man sagt *kurreh asb* (Polak 2, 107); hiernach wäre die Pferdebreme (gastrophilus equi) verstanden; da aber *gava-ka daja-ka* (pahl. *dājat*) "für die Kuh und ihr Junges (skr. *dhajá* 'Säugling'; beide Worte bilden ein Dwandwa-Compositum mit Endungen des Nom. dual. als allgemeiner Dualform) todbringend" bedeutet, so ist wohl zunächst die Rinderbiesfliege (hypoderma bovis), der οἶστρος der Odyssee 22, 300 gemeint, ein wahres Teufelsgeschöpf, welches sich in schnellem Zickzackflug auf die weidenden Tiere stürzt, die brüllend und schnaubend mit aufwärts gestreckten Schwänzen fortrennen. Nach der Pahl.-Glosse soll das Insekt Eier in das Futter legen, welches die Tiere mit ihnen in den Körper einführen; in Wirklichkeit werden sie an den Haaren der Lippen abgesetzt oder mit einer Flüssigkeit in ihre Nasen gespritzt, worauf sie in Backen und Luftröhre tödliche Geschwüre erzeugen[1]).

Der Name des Tieres muß vom Stechen kommen, also mit gr. κοντός, lat. *contus*, skr. *kunta* (wohl aus dem Griech.) und κέντρον, Stachel der Bienen, Wespen und Skorpione gleicher Abstammung sein. Die Wurzel von κεντέω (stechen, von der Biene) hat zwar, wie es scheint, das *k*, welches in den s-Sprachen als *s* auftritt, weshalb man es mit med. *snap* zusammengestellt hat; das lett. *fihts* (d. i. *šīt-s*), Spieß, ist aus *šinta-s* (*in* ist *ẹ*) entstanden, das *sk* würde lett. *fch* sein, wie *fchehps* 'Spieß', von *skip*, ξίφος, zeigt. Aber das gr. κεντ, indog. *k̂ent*, könnte ein *skent* neben sich gehabt haben, wie es ähnlich mit κύτος (Höhlung, einmal auch Fell) und σκῦτος (Haut, Schild), lat. *cutis* und *scutum*, got. *skauda*-(Leder) der Fall ist; die Wurzel könnte die Doppelform *skent* und *sk̂ent* gehabt haben, woraus (*s*)*kent* und (*s*)*sent* entstanden wäre. Das *s* vor *k* wäre jenes bewegliche, vielleicht aus einem Präfix entstandene, welches noch jüngst von Schroeder (in Sievers' Beiträgen z. Gesch. d. deutsch. Spr. 29, 479) und von Siebs (Z. f. vgl. Spr. 37, 277) ausführlich behandelt worden ist. So haben wir die nahe verwandten Wurzeln, die in med. *skeñda*, 'Bruch', skr. *skhadatē*, und *skiñdajeiti* (*k̂* wegen *i*, B. 1586), σκεδάννυμι, σκίδναμαι und κίδναμαι (sich zerstreuen) mit beweglichem s, und andrerseits skr. *k̂hiná-d-mi*, med. *hi-sid-jāt*, σχίζω, *scindo*, wozu auch lit. *skėdrà* (Spahn) wieder mit *sk*, nicht mit dem zu erwartenden *sz* gehört, obwohl das lit. Wort zu got. *skaidan* und lat. *caedo* gestellt wird; lit. *skélti*, spalten, russ. *skolokŭ* 'Splitter', von *skolotĭ*, abstechen, abhauen, aber skr. *śalka* 'Spahn'[2]). Selbst der Wechsel von *k̂* und *k* (ohne jenes *s*) ist vielfach beobachtet worden, ohne daß er sich nur aus einer Entlehnung aus den k-Sprachen von seiten der s-Sprachen erklären ließe. So findet sich skr. *knath*, 'verletzen, töten', neben *śnath*, med. *snap*. Das Armenische hat *ḫtel*, 'stechen' (*ḫ* kann aus *sk* entstehen, wie in *ḫer* 'Gassenjunge', lit. *skeȓsas*, russ. *skverenŭ*, 'unzüchtig', *ḫorot* 'Knoblauch', σκόροδον, neben vulgär. *sḫtor*); davon *ḫtan* und *ḫajfots*, 'Stachel, Sporn', *ḫajt* 'Stachel' (der Biene), wovon *ḫajtel*, 'stechen'; die Formen deuten auf eine Nebenform *skit* oder *skip*. Auch med. *ava-skasta*[3]) (aus *skat-ta* für *sk̥nt-ta*, da *k̂* wohl wegen einstigem

1) Ch. Fellows spricht hiervon in seinem Account of discoveries in Lycia 200.

2) Zahlreiche Beispiele bei Zupitza Z. f. vgl. Spr. 37, 401. Hirt BB. 24, 286.

3) Bartholomae 177.

e in bestimmten Flexionsformen) scheint ursprünglich 'gestochen', dann 'geärgert, beleidigt', frz. *piqué*, mit *skaiti* verwandt zu sein. *skāpra* (von Wölfen) gehört nicht hieher, sondern ist wie das vorhergehende *ǵā-pra* von (*ǵan* zu tötende) von *skam* (kürzen) abzuleiten, ahd. *skam*, kurz, *skemi*, Kürze; dazu gehört auch *Schan-de*, mhd. daneben *schamede*; 'zu schanden machen' ist 'verderben'; vielleicht sind es Wölfe, denen man das Leben abkürzen, die man erlegen soll.

Nach dieser Abschweifung in die ahrimanische Tierwelt, wobei mehrfach der Wert der Überlieferung zu erkennen war, bleiben uns noch die letzten Ausdrücke der Stelle Wend. 2, 37 zu betrachten.

Daivi-š kann, obwohl B. 680 es nicht anerkennt, nichts andres als 'Betrug', wahrscheinlicher noch 'Betrüger' bedeuten, da die Phl.-Übers. *frēftār* hat. Dieses geistige Gebrechen steht deshalb hier, weil es diejenige Tätigkeit der Daēwas bezeichnet, durch die sie den Menschen um irdisches Glück und ewige Seligkeit bringen (J. 32, 5) und das höchste Wesen selbst durch Heuchelei hintergehn zu können vermeinen (J. 45, 4). So erscheint Daiviš als Dīw Wend. 19, 43.

Kasvīš gibt Aspendiargi durch 'Neid' wieder, die Phl.-Übers. durch *kīn-ḫūn* 'haßblutig', wahrscheinlich ungenau geschrieben für *kīn-ḫvāh* 'rachsüchtig'; das Wort ist zusammengesetzt aus *kaçu* und *īš* (*iš*), das kleine, geringfügige aufsuchend, also der neidische Splitterrichter. Auch dieses Wort ist Name eines Dīw. Wend. 19, 43. Hier folgt noch ein ebenfalls mit *iš* zusammengesetzter Dīw-Name, *paitišō daewō daewanām daewōtemō*, P. der Dīw, der größte Dīw der Dīwe. Dieser Name kann nicht identisch sein mit *paitiša*, in der Richtung hin, entgegengewendet (B. 836), was für einen Erzdīw viel zu matt ist, sondern er ist der Begehrliche, *paiti-iša*, wie *paitišañt* (B. 30), und wie ein Dīw Āzi (Gier) genannt wird. Von derselben Wurzel kommt der Name des Aešma, des verderblichsten Teufels nächst Ahriman, und dieser selbst hat Wend. 19, 1 das Beiwort *daewanām daewō*.

wīzbāri-š scheint von der Phl.-Übers. nur transskribiert zu sein, denn sie gibt *wīzwātak rēšak*, wo die Zeichen *tk* irrtümlich eingeschaltet sind; möglich wäre indessen eine jener Worterklärungen, welche zuweilen gewagt werden, wo die Bedeutung nicht mehr bekannt ist: *wī-zbāta raeša* 'die verwünschte Krankheit', das np. *rēšah*, die vom Guineawurm, filaria medinensis, erregte Krankheit des Zellgewebes, ar. *'irk madīnī* [1]), die auch np. *rišteh, nārū, pajūk* heißt, und bereits von Kämpfer (Amoenitates exoticae. Lemgo 1701, S. 525) beschrieben worden ist. Die Bedeutung 'Verkrümmung' ergibt sich unschwer aus der des Zeitworts *zbar*, welches entsprechend dem skr. *hwárati* oder *hwálati* (schwanken, taumeln, umfallen) bedeutet: krumm gehn, von den bösen Wesen gebraucht, welche nicht aufrecht wandeln wie die Gerechten, sondern *frašnaoš apazaδanhō* (Wend. 7, 2 von der Druǵ, pahl. *fnāk-šnūh apāk-kūn*, Ardā-Wīrāf-nāmeh c. 17 [2])) einherstürzen (*pateñti*).

wīmītō-dañtānō gibt die Phl.-Übers. wieder durch *saḫt kakā (dandān)* starke Zähne habend; in der np. Paraphrase des Ardāwīrāf nameh [3]) hat der Unhold Zähne, jeder wie eine Säule. In den Prachthandschriften des

1) Jāḳūt 4, 509, 10.
2) Ausg. von D. Kaikhusru D. Jam. Jamasp Asa. Bomb. 1902, S. 27, 3.
3) Das. S. 21, Z. 16.

Schähnameh werden die Dīws mit vorstehenden Hauern abgebildet, wie die Dämonen der Babylonier. B. 1166. 1451: mißgestalte Zähne habend. Die Phl.-Übers. erklärt, daß damit Spötter gemeint seien, welche die Zähne blecken, und fügt hinzu, daß einige Gelehrte erklären: ihre Zähne sind faul. Weniger treffend würde sein: deren Zähne ausgefallen sind, was durch *wīmiti* Zerstörung, Vernichtung, B. 1450 gestützt würde. Dann wäre das Verbum skr. *mi-nō-ti*, lat. *minuo*, anzunehmen, wovon man *wi-mīta* bilden könnte.

paesō jō wīterᵉtō-tanuš ein Aussätziger, dessen Körper (Person) weggeschafft (isoliert) ist (werden muß). Die Leprakranken werden aus dem Ort gebracht[1]). Die Phl.-Übers. hat ungenau *pēš*, daneben aber noch *kūft*, sekundäre Syphilis; auch erwähnt sie, daß das Beiwort von einigen Dasturs erklärt werde: "welcher getrennt (isoliert) wird". Barth. 818. 1441 übersetzt: Aussatz, wobei die Person weggebracht (isoliert) werden muß; nach dem Neupers. kann *pēs* Aussatz und aussätzig (eigentl. weiß, wegen der weißen Flecke) bedeuten, doch wird erstres genauer durch *pēsī* oder *pēsagī* ausgedrückt. Die folgende Stelle, worin von noch andern Malen oder Zeichen 'Ahrimans' gesprochen wird, hindert nicht die Annahme der konkreten Bedeutung; denn schon vorher ist ja von Personen die Rede gewesen. Möglich wäre auch die Übersetzung: ein Aussätziger dessen Körper durchdrungen (bedeckt) ist (von der Krankheit): das dem *wīterᵉtō* entsprechende np. *guδašteh* bedeutet 'verkommen, von üblem Geruch'.

Die vorstehende Besprechung einer Stelle aus der halb mythischen Heldensage, wo die Überlieferung des Verständnisses nicht einmal durch den stetigen Gebrauch des heiligen Buches beim Gottesdienst oder Rechtsprechen gesichert war, sollte zeigen, wie wertvoll trotz vieler Unzulänglichkeiten die Arbeiten der Dasturs der sasanischen Zeit für die Interpretation sind, und wie nützlich und methodisch richtig ist, daß B. stets die Tradition verhört hat, selbst wenn er sie für unzuverlässig halten mußte.

Die Schriftdenkmale, deren Wortvorrat das Altiranische Wtb. verzeichnet, sind für das Altpersische die Inschriften aus achämenischer Zeit, für das Medische das Awestā. Für die Sprache des Awesta sind auch allerlei Fragmente und Stellen herangezogen, die in Pahlawischriften angeführt werden und noch nicht in der großen Geldnerschen Ausgabe, deren Abschluß noch schmerzlich vermißt wird, Aufnahme gefunden haben. Eine Anzahl dieser schwierig zu verstehenden Bruchstücke hat Bartholomae in dieser Zeitschrift zuerst erläutert.

Das Wörterbuch gibt die Stichworte (wie die iranischen Wörter überhaupt) nicht in der einheimischen Schrift, wie das neuerdings erschienene Dictionary of the Avesta language von Edalji Kanga (Bombay 1900), sondern in Umschrift, und zwar in einer so genauen, daß man jedes Wort mit Sicherheit in die Awestā- oder in die Keilschrift zurückschreiben kann. Wenn dem vor 40 Jahren erschienenen Handbuch der Zendsprache der Vorwurf gemacht worden ist, daß es eine der Phonetik nicht genügende Transskription befolgt habe, so war dies unberechtigt, weil damals für ratsam erachtet ward, die von Burnouf in seinem grundlegenden Werke Commentaire sur le Yaçna vorgeschlagne Transskription vorläufig beizu-

---

1) s. Herod. 1, 138; πισάγας ὁ λεπρός, Ktesias 41 (ed. Gilmore S. 165) Brisson., de regio Pers. princip. II, 180. Polak, Persien 2, 305; man vgl. noch 3. Mose 13, 12. 13. 46.

behalten, um Verwirrung zu vermeiden[1]); die spätern Versuche, eine einheitliche Umschrift wenigstens der orientalischen Sprachen zu vereinbaren, sind noch nicht zum Ziel gelangt, und auch die von Bartholomae befolgte Transskription, die sich an die des Iranischen Grundrisses anschließt, ist noch der Verbesserung bedürftig, und doch hätte sein Werk, welches für die iranische Sprachforschung von größter Bedeutung ist, die Gelegenheit geboten, die bisher übliche Transskription durch eine bessere zu ersetzen. Gerade weil die Umschrift nicht bloß Schrifttransskription sein, sondern auch dem phonetischen Wert der Zeichen möglichst gerecht werden soll, ist es empfehlenswert, unter den zur Verfügung stehenden deutschen (lateinischen) Buchstaben solche zu wählen, die keinen Zweifel an diesem Wert aufkommen lassen (vgl. Geldner Studien zum Awesta 1, 5). Gerade die deutschen Alphabete, insbesondre die ältern der gotischen, althochdeutschen, sächsischen und nordischen Schrifttümer, sind so reich und dem lautlichen Wert so eng angeschlossen, daß sie für die Umschrift nicht bloß der indogermanischen Sprachen mit Nutzen verwendet werden. Zugleich haben diese Buchstaben den Vorteil, daß sie von den Germanisten bereits längst im Druck verwendet werden, also die Herstellung neuer Typen mit beschwerlichen Punkten, Haken und Strichen unnötig machen. Freilich waren sie manchen Gelehrten, die sich mit der Umschrift fremder Alphabete befaßt haben, unbekannt, sonst wäre unbegreiflich, warum man u. a. für den dentalen Spiranten nicht das germanische *þ*, vielmehr das neugriechische θ verwendet hat. Das medische Zeichen des bilabialen Halbvokals ist ein doppeltes *u* (double *u*), gerade wie in den altnieder- und hochdeutschen Denkmalen, deren Schreiber sich große Mühe gegeben haben, die Zeichen der Aussprache anzuschließen: im Heliand, Cod. Cott., wird stets *uu* geschrieben, aber *Dauides* und *Olireti* mit dem Zeichen, welches unserem *v* näher steht; Otfried schreibt sogar drei *u* in *uuuafan* (d. i. *wuafan*), während awestisch in diesem Falle nur zwei *u* geschrieben werden: *juuānem* (*jwānem*) statt *juuuānem* (*juwānem*), skr. *júwānam*. Treffender wäre daher für diesen labialen Halbvokal das vorzüglich geeignete deutsche *w* einzuführen oder vielmehr beizubehalten, denn das lateinische *v* ist als Unzial (in Inschriften) mit *u* identisch, bezeichnet also das *w* nur halb; wenn nun das *w* des deutschen und englischen Alphabets eine vorzügliche Umschrift für den iranischen, indischen (Roth schrieb *Weda*, obwohl im Pāṇinischen Alphabet der Laut als labiodental, also unserm *v* ähnlich charakterisiert wird[2]), slawischen (man schreibt russ. *Wladimir*, pol. *Warszawa*), arabischen (Fleischer schrieb persisch, arabisch, türkisch *w*)[3]), hebräischen (Gesenius schreibt *māwĕth*, Tod, von *mūth*, sterben), ägyptischen (Erman schreibt *pwj*, dieser, *mjw*, Katze, da die Zeichen auch die Aussprache *u*, *i* haben) u. s. w. Halbvokal ist, so muß der bis jetzt nach Vorgang Burnoufs mit *w* bezeichnete labiodentale Spirant, der als stimmhafter Laut neben dem stimmlosen *f* steht[4]), mit *v* bezeichnet werden, das den Wert des deutschen und holländischen *v* hat; so hat auch Friedr. Müller[5]).

1) S. Handbuch d. Zendsprache 11.

2) Skr. *śwānwant* ist zu sprechen *śúwanwant*.

3) In Salemann und Shukovskis pers. Grammatik steht S. 5: Waw . . . deutsch *w*, engl. (?) frz. *v*, Transskription *v*; aber S. 11 *hwêš*.

4) Med. *Āþvija* ist bei Firdusi *Ātbīn*, bei Tabari *Āthfiān*.

5) Sitzungsber. d. Wiener Akad. 136, 1897, S. 6.

der in seinem Grundriß der Sprachwissenschaft zahllose Alphabete durchmustert hat, zu schreiben empfohlen. Die Engländer schreiben *f* für deutsches *v*, weil sie letzteres in den lateinischen und romanischen Wörtern verwenden, doch noch *vane* neben *fane*, noch treffender würde das altsächsische *ƀ* verwendet werden, denn das medische *aⁱvi* (Barth. *aⁱwi*, skr. *abhi*) enthält denselben Spirant wie alts. *aƀand*, was in den Psalmen *auond* geschrieben wird, nhd. Abend, spr. *Aƀn̥d*; so daß neben gath. *aⁱbi* das spätere *aⁱƀi* stünde, wie neben *dadē daⁱðē*. Die Rücksicht auf den Gebrauch des latein. *v* bei den französischen Kollegen darf uns nicht abhalten, die uns näher liegende und bessere Umschrift zu gebrauchen, denn man schreibt selbst französisch *wiskey* und *Westphalie*, ja wir Deutsche schreiben richtig *Walhalla* und *Walküren*, obwohl in den nordischen Handschriften, die zum Teil von lateinisch gebildeten Geistlichen geschrieben sind, *v* steht (z. B. *Vølundr* 'Wieland'). Es sei noch hingewiesen auf eine Lautverbindung mit *w*, wo dieses in *v* (*ƀ*) übergeht[1]: med. *tūm* 'du' ist aus älterem (atropat.) *t(u)wēm* zusammengezogen, altp. *tuw^am* (S. 660), und wird im Akkus. mit der Aspiration *þ* gesprochen, die durch das in *w* übergegangene *u* bewirkt wird; hierbei geht das *w* aber in *v* (*ƀ*) über, weil es hinter dem Spirant *þ* selbst zum Spirant *v* wird: *þvām* S. 786; im Altp. lautet die Form ebenfalls *þuwām*, wo *u* nur ein Artikulationsvorschlag für das *w* ist, welches gleichfalls das ursprüngliche *t* aspiriert; hier bleibt jedoch das *w* vielleicht nur in der Schrift, während in der Aussprache ebenfalls *v* aufgetreten sein wird, für welches kein Keilzeichen vorhanden ist, denn auch med. *aⁱvi* (*aⁱƀi*) ist altp. *abij* (wahrscheinlich *aƀij*). Dieses Gesetz des Übergangs vom Halbvokal zum Spiranten wird durch B.'s Schreibung *t(u)vēm*, *t(u)v^am* und *ϑwąm*, *ϑuvām* für diejenigen verdunkelt, welche von den meisten verwandten und auch fremden Sprachen her gewohnt sind, *w* als die richtige Bezeichnung des bilabialen Halbvokals anzusehen.

Ähnlich steht's mit *j*, wofür wir, ursprünglich aus Höflichkeit gegen die Engländer[2], welche *young* für *jung*, lat. *juvencus* schreiben, das *y* eingeführt haben; im Iranischen Namenbuch ist aus unberechtigter Besorgnis vor Mißverständnissen auch noch *y* gebraucht. Im Awesta steht hier ebenfalls das doppelte Zeichen *i*, welches man daher etwa mit dem holländischen *ij* schreiben könnte, wenn dies nicht *ei* gesprochen würde (z. B. *wijn* Wein); das *j* ist jedoch gleichsam ein doppeltes oder nach unten verlängertes *i*. Wie genaue Phonetiker die alten Dastūrs waren, zeigt sich darin, daß sie für den Spirant *j*, der np. als *ǵ*, griech. als ζ auftritt, wie skr. med. *jawa*, np. *ǵaw*, griech. ζεά zeigt, ein besonderes Zeichen gebildet haben. Die Verwendung von *y* statt *j* ist schon deshalb zu verwerfen, weil sie in keiner anderen europäischen Sprache als im Englischen stattfindet, und weil der Laut dieses griechischen Zeichens (Ypsilanti, Nymphe, auch für fremdes ü: Kῦρος) doch nicht *j*, sondern *ü* ist, so daß es nicht unpassend für das russische ЫI und für den Umlaut des *u* im Altenglischen und Nordischen angewendet wird. Nur im Spanischen lautet *y* in einer Anzahl Wörter an, wie *yacer*, lat. *jacēre*, weil das *j* bereits die Aussprache *dž* und gelegentlich *ch* (χ) hat. Die Verwirrung, welche

---

1) Über *gaṅdarewa* (*v* oder *ƀ*) und skr. *gandharbá*, *gandharwá*, siehe Bartholomae ZDMG 42, 158.

2) Socin ZDMG. 49, 182.

im Spanischen das *y* angerichtet hat (vor der neuesten Regelung der Orthographie schrieb man *iura, jura, yura*, Eid), gleicht der in unserem Transskriptionssystem, welches weit geringere Mißgriffe aufweisen würde, wenn wir uns an die deutschen Alphabete gehalten hätten, die von Ulfilas Zeiten her die besten Umschriftzeichen darbieten. In sprachvergleichenden Schriften, wie in dieser Zeitschrift und in dem großen Brugmannschen Werk, ist *i̯, u̯* für *j, w* eingeführt, was sehr treffend den beständigen Übergang dieser Halbvokale in die Vokale *i, u* nachbildet. Immerhin wird dieses phonetische Verhältnis ebenso deutlich in den von Alters her geltenden und uns geläufigeren Zeichen *j* und *w* dargestellt, für die man beim Schreiben nicht zweimal die Feder anzusetzen hat wie bei den neueren. Nicht aber sollte man das ganz zu vermeidende[1] *y* für *j* verwenden, denn auch *j* ist für alle Völker verständlich, welche die Namen Jesus, Josua und Joseph schreiben. Auch hier sind die Slawisten, Semitisten u. a. unbefangener, wenn sie den russischen, litauischen, arabischen, hebräischen Halbvokal *j* schreiben. Ist es nicht sonderbar, wenn wir altp. *yauna*, skr. *yavana*[2]) neben *Jawan* der Bibel und der Hebraisten, *Iōnes* der Griechen und Römer, *Ionien* und *Ionian* der Franzosen und Engländer lesen? Lepsius, der sein Standard Alphabet englisch herausgegeben hat, schreibt überall das engl. *y*, auch *Yardēn* (Jordan), *Yåwån* (Jawan), hier also *w*, nicht *v*, welches er für das Sanskrit reserviert, während er wieder den Hindustani-Laut *w* schreibt. Das armen. *j*, welches auch in der Figur mit dem deutschen identisch ist, wird von den Armeniern *hi* benannt, weil es im Anlaut leicht aspiriert wird, z. B. *jišel* spr. *hišiel* 'sich erinnern'; in der Mitte klingt es *i*, z. B. *hajr* spr. *haïr* 'Vater'; auch der pers. Name phl. *Jazdkart*, syr. *Izdgerd*, arm. *Iazkert* (bei Sebeos) wird später *Hazgierd* gesprochen. P. de Lagarde[3]) transskribierte dieses arm. *j* mit dem hebr. Aleph, א. Vollends widersinnig erscheint *y* in sogenannten deutschen Drucken, wie in den Zeitungen bei chines. und japan. Namen, wo wir Deutsche die englische Umschrift beibehalten, oder in Übertragungen aus dem Indischen, worin u. a. der Name eines Helden des Mahābharata Jajāti durch die Transskription Yayati unliebsam an den Ruf des Esels erinnert.

Es sei noch bemerkt, daß in der Instruktion für die alphabetischen Kataloge der preußischen Bibliotheken (Berlin 1899) für die Umschrift des Arabischen, Hebräischen, Äthiopischen, Syrischen, Armenischen *w, j* vorgeschrieben ist, ebenso für das russische *ja, ju*, jedoch für das Sanskrit, vielleicht um hier nicht mit dem Herkömmlichen zu brechen, oder nach dem Rat eines Sanskritisten, *v, y* statt *w, j*.

Ebenso vorzügliche Zeichen bieten unsere deutschen Alphabete für die dentalen Spiranten, welche sowohl im Grundriß wie im Wörterbuch mit den neugriechischen Zeichen θ und δ transskribiert werden. Hierbei muß der Sprachbeflissene vorher darauf aufmerksam gemacht werden, daß diese beiden Zeichen nicht alt-, sondern neugriechisch gesprochen werden sollen. Es gibt für die Wiedergabe beider altiranischer Laute keine treffenderen Zeichen als das *þ* und *ð* der sächsischen, englischen und nordischen Denkmäler, die in den Werken der Germanisten allgemein beibe-

1) Fr. Müller a. a. O. 5.
2) Roth schrieb Jama, Jamunā, Jāska usw.
3) Abhandl. der Gött. Ges. d. W. 22, 1877, S. 1. 2.

halten werden, und die auch der große dänische Kenner des Altiranischen, Westergaard, angewendet hat, auch im Keltischen hat Holder, Urkelt. Sprachschatz S. 38, *ð* verwendet. Die gutturalen Spiranten werden von Bartholomae mit griech. χ γ transscribiert, wobei die Drucktype leider *x* gibt. Die Semitisten, auch die Assyriologen schreiben treffend *ḫ*, bisweilen auch deutsches *ch*; der stimmhafte Spirant, der sich dem Ghain nähert, ist passend mit *ǵ* zu bezeichnen. Auch hier besitzt das Altenglische ein Zeichen, welches oft zugleich das anlautende *j* der andern germanischen Sprachen vertritt (wie in *geár* Jahr), doch fällt es etwas aus dem Rahmen der sonstigen Zeichen heraus. Diese Ausführungen sind nicht ganz unwichtig, sobald man eine Umschrift erstrebt, die nicht nur ein praktischer Ersatz der Originalschrift für deren Kenner, sondern auch eine alle fremden Zeichen vermeidende wissenschaftliche, die phonetischen Werte der Buchstaben darstellende Transskription für die Linguisten sein soll.

Es sei erlaubt, noch auf zwei Zeichen hinzuweisen, deren richtige Umschrift auch für die Erkenntnis ihres Lautwertes von Bedeutung ist, die Zeichen, welche Bartholomae mit *ą* und *n* (vor Dentalen und Palatalen) bezeichnet. Wie die Vergleichung mit dem Sanskrit ergibt, ist *ą* oder geeigneter nach Burnouf's Vorgang *ã* das anuswärierte *a*, z. B. *ãzō*, skr. *ãhō*; das zweite Zeichen ist in der ältesten Schrift die nasalierte Länge *ā̜* oder *ā̃*, wie noch in den alten Alphabeten angedeutet ist. Da indessen das *ã* für Kürze und Länge in Gebrauch kam, z. B. *nãma*, skr. *nāma*, *ãiþjå* (Türpfosten, vgl. skr. *ā́tā*, lat. *anta*), so ward das Zeichen der Länge *ā̃* nur noch für die Verbindung mit folgendem Dental und Labial vorbehalten: *heñti* skr. *santi* (nachlässig geschrieben *sãti*), nicht *henti*, *njåñkō*, nicht *njånkō*; das dentate *n* hat ein anderes Zeichen, ebenso das palatale, welches aber nur noch als Verstärkung eines *h* gilt, dem in der folgenden Silbe ein *j* folgt oder gefolgt ist, wie *dańhu* neben *dahju* (Land): es ist also das ursprüngliche *ā̃* wie das sog. stellvertretende Anuswara (vor Momentlauten) verwendet, während die Kürze *ã* für nasaliertes *a* und *ā* vor Dauerlauten erscheint[1]). Statt der litauischen Bezeichnung *ą* dürfte daher Burnoufs und Lepsius' *ã*, und auch für den zweiten Laut, der figürlich sich als Länge des andern darstellt, das früher übliche *ñ* beizubehalten sein.

Noch sei auf die sonderbare Wiedergabe des altmedischen *e* aufmerksam gemacht. Man hat den unbestimmten Vokal, der sich in schwierig zu sprechenden Konsonantengruppen einstellt, mit einem umgekehrten *ə* zu bezeichnen sich gewöhnt, z. B. idg. *pətḗr*, skr. *pitā́*, gr. πατήρ. Im Awestā wird er mit dem griech. ϵ geschrieben, welches demnach wie unser deutsches *e* für *e* und *ə* (*ĕ*) verwendet ward[2]). Dieses griech. ϵ, welches bei der Neugestaltung des medischen Alphabets in der ersten Zeit der Sasaniden eingeführt ward, bezeichnet hauptsächlich den aus arischem *a* entstandenen Laut *e*, *aspem* neben skr. *aśwam*, lat. *equom*; dieser Laut ist ein volles *e*, kann also nicht mit *ə*, dem Zeichen für den unbestimmten Vokal oder das Schĕwa transskribiert werden, und vollends unstatthaft ist es, die Länge dieses *e* durch *ə̄* umzuschreiben, denn nur *e*, nicht *ə*, der bloße Vokalanstoß, kann eine Länge haben. Es ist daher

1) Lepsius Standard Alph. 123.

2) B. 1463, ult. findet sich sogar ein umgekehrtes großes E.

e wie *ä* (nicht *ö*, wie behauptet worden ist), zu sprechen, wie auch das im Neupersischen aus *a* entstehende *e ä* lautet: *bändäh* aus älterm *bandah* (so noch in Mundarten), ap. *bandaka* (Wahrmund, Gramm. d. np. Sprache 15. Salemann u. Shukovski, Pers. Gr. 6); und *ē* wie *œ* (*erepē* wahrscheinlich aus dem gr. ἀρετή), während das andere *e*, z. B. in *urwaęsē* was Barth. *urwaēsē* schreibt, zu *i* neigt, wofür passend das in manchen Sprachen eingeführte *ę* geschrieben werden kann; *aē*, wie auch die Geldnersche Ausgabe hat, dürfte richtiger *aę* (für *ai*, neben *oi* ungenau *ōi*, griech. αι und οι, skr. beidemal *ai*, spr. *ē*) sein; das schließende *ē* ist Kontraktion dieses Diphthongs *aę* (*ai*), also lang.

Geringere Bedenken gegen die Umschrift mögen unerörtert bleiben, es war nur festzustellen, daß Bartholomae zwar die richtige Vorstellung von dem phonetischen Wert der Zeichen hat — läßt er doch z. B. sein *w*, unser *v*, im Alphabet richtig auf *b* folgen — und im Iran. Grundriß S. 153 ff. sehr feine Bemerkungen über die Transskription der Awestā-Handschriften macht, daß aber in einem Werk, welches alle Wörter nur in Umschrift verzeichnet, diese von großer Wichtigkeit für die phonetische Auffassung der Zeichen und auch für etymologische Untersuchungen zu sein pflegt, denn wenn *aiwi* transskribiert wird, so würde man zunächst irrig auf eine Gleichsetzung mit skr. *awi* (*avi*) statt mit *abhi* verfallen, was medisch mit *aibi* oder wenigstens *aivi* (mit deutschem *v*) treffender bezeichnet ist; daß ferner die in den neusten Werken durchgeführte Transskription, die doch bereits im Iranischen Namenbuch durch Einführung von *þ*, *ð*, *w* usw. verbessert ist, während leider auch hier aus Besorgnis vor Mißverständnissen noch Konzessionen an die frühere Schreibweise gemacht sind, durchaus nicht dem Ideal einer solchen nahe kommt.

Eine weitere allgemeine Bemerkung knüpft sich an die Benennung der Sprache, in der das Awesta verfaßt ist. Der neupersische Ausdruck *Awestā*[1]) lautet niemals Awistā (Foy); Neriosengh schreibt *awistā* (z. B. J. 28, 1) mit *i*, weil *e* im Sanskrit fehlt; ebensowenig *Uwastā* (Andreas unter Zustimmung von Geldner und Bartholomae S. 2), ebensowenig mit *š*: *Abištāka* (Fr. Müller). Die Dastūrs, welche doch die erste Autorität für die Aussprache dieses Namens ihrer Heiligen Schrift waren und sind, schreiben pehl. *afstāk*, in Awestāschrift *avastā(k)* (*v* ist der Spirant), selten und weniger gut *awastā(k)* (mit dem Halbvokal); die Gruppe *fs* bleibt noch im Neupersischen bestehen, z. B. *tafsīden*, muß aber gemildert werden, wenn noch *t* antritt; dies geschieht durch Einschiebung des *a* (altertümelnd für *e*), worauf das *f* stimmhaftes *b*, *v* wird[2]). Die neupers. und arab. Schriftsteller haben das für *v* und *w* dienende Zeichen *w*, doch erscheint auch *b*, welches als *b*, *v* aufzufassen ist. Einige Beispiele sind: syr. *abestāgā* (mit aspirirtem *b*, iran. *b*, *v*, *ā* ist syr. Endung)[3]), arab. *kitāb*

---

1) Für das altp. *abaštām* (Beh. 4, 64), in welchem Oppert das Awestā sehen wollte, ist von Foy scharfsinnig *arštām* vermutet worden, was Jackson wirklich auf dem Inschriftfelsen gefunden hat.

2) Beispiele dieser Schreibungen: Bundah. (ed. Justi) 68b. Dīnkart vol. I, 19, 5 v. u., pāz. II, 14, 3. IX, c. 420, S. 450, 2 v. u. und S. 565, Z. 6. adject. *afistākīk*, pāz. *avistākja* VIII, 387, 4. 486, 12 (wie np. *pistān*, med. *fštāna*).

3) Th. Hyde Veter. Pers. Relig. historia 337.

Afdastāk[1], *al-Abastāḳ*[2]) *Alwastāḳ*[3]) *Bestāh* und *Albestāh*[4]) *Zand u Astā*[5]), *Abestā*[6]).

Die richtige Erklärung des Wortes ist bereits im Bundahischn (1868) S. 68b gegeben: *tāk* ist dieselbe Bildungssilbe wie in pehl. *rōstāk* (aus *rōtas-tāk*) np. *rōstā* und *rustā*[7]), und die Wurzel ist *afs*, welches nach Barth. aus *pas* entstanden und mit dem deutschen *fügen* verwandt ist, und von welchem *afsman*, der Vers, kommt. Das Buch ist demnach das Vers- oder metrische Buch (zunächst auf die Gāthās bezogen), wie auch der Wēda Ṛk (Vers) oder Ṛg-wēda heißt, wie die alten prophetischen und Psalmenbücher, orphische Hymnen, Edda, metrisch und strophisch verfaßt sind; denn die dichterische gilt für die von der Gottheit eingegebene und für sie angemessene Redeweise[8]).

So lange das Vorurteil herrschte, daß die Arier aus den Hochgebirgen von Zentralasien gekommen seien, ließ man sie in Baktrien oder in Kafiristan Halt machen und eine Kultur begründen, aus welcher die indische und iranische Religion entsprungen sei. Seitdem R. Roth zum letzten Mal diese unhaltbare Ansicht verteidigt, aber zugleich zugegeben hat, daß alle seine geographischen und kalendarischen Argumente auch zugunsten von Medien als Mutterland der Awestareligion gelten könnten[9]), ist man von der Bezeichnung 'altbaktrisch' abgekommen, und hat die Sprache aus Angst, daß 'medisch' doch eine unsichere Benennung sein könnte, vielleicht auch weil man den Gebrauch dieser Bezeichnung nicht einem andern verdanken wollte, awestisch genannt. Wir haben daher bei B. auf dem Titel die richtige und vernünftige Bezeichnung 'altiranisch' für die Sprachen der Meder und Perser, der Träger der wesentlich westiranischen Bildung und Geschichte; aber für 'medisch' gebraucht B. wenigstens im Vorwort 'awestisch', was indessen im Wörterbuch nicht verwendet wird, wo vielmehr j. und g., was nach S. XXX jung Awestisch und gāθisch-awestisch bezeichnen soll. Wenn man 'awestisch' für 'medisch' sagt, so müßte man auch 'inschriftlich' für 'persisch' sagen. Wenn irgend ein Name dem Tatbestand entsprechend gewählt ist, so ist es nach den einmütigen Zeugnissen der Perser, Armenier, Griechen, Römer und Araber 'medisch' für die Sprache des Zarathustra, des Hauptes und Propheten der medischen Magier oder *Moǧu*[10]) die sich nicht nur auf alten Siegeln so nennen, sondern noch heute Mōbed, d. i. **moǧu-paiti* heißen; Raga in Medien ist die Stadt Zarathustra's[11]).

Wo es sich wie hier nicht um historische oder religionsgeschichtliche Erwägungen, sondern um Sprachschatz und Grammatik handelt,

---

1) Albērūni by Ed. Sachau XIV (nach al-Ghaḍanfar † 1291).
2) Jāḳūt Geogr. Lex. 1, 86, 8.
3) Ibn Moḳaffa' im Kitābu'l-fihrist ed. G. Flügel S. 13.
4) Masudi ed. Barbier de Meynard 2, 124. 125. 167. 168.
5) Firdusi (ed. Vullers) 1501, 106.
6) Asadi's np. WB. hrsg. v. Horn 6, 14. 15. 29, 15.
7) Horn Grundriß d. ir. Ph. I, 2, 45. 146. Barth. 1496.
8) S. Justi Archiv für Religionswiss. von Th. Achelis 1900, 197.
9) ZDMG. 34, 715.
10) S. Bartholomae S. 1111; vgl. Scheftelowitz ZDMG. 57, 168.
11) Jasna 19, 18.

mögen nur wenige, bei der großen Ähnlichkeit des Medischen und Persischen nicht leicht aufzufindende sprachliche Beweise für die Gleichheit von Awestisch und Medisch, also für die alleinige Berechtigung des letztern Namens angeführt werden [1]).

Der Diphthong *au* wird im Awesta *ao* gesprochen: med. *fraore*^{i}*ti*, pers. *Fraw̥rti*, bei Herodot Φραόρτης (Barth. 991); *Staor* (al. Straton) nennt Ptolemaios und Plinius einen medischen Fluß; in Ἄορϲοι scheint *ao* für med. *a*^{u} zu stehn, wenn es mit *a*^{u}*ruša* (weiß) identisch ist. In der Sprache des Awesta findet sich die Epenthese des *i* und *u*, nicht so im Persischen: Die Mederin Amytis heißt beim Synkellos Ἀμυΐτη, wahrscheinlich für **amū*^{i}*ti-š* (verwandt mit *amujamna* B. 147); die bosporanischen Namen *Pairisades* (nach P. Kretschmer 'περι-κλύμενοϲ') und *Pairisalos* enthalten med. *pa*^{i}*ri*, pers. *parij*; Marquart sieht auch im Namen *Sauromatae*, das er mit med. *Sa*^{i}*rima* zusammenstellt (*t* ist Pluralzeichen) Epenthese des *u*. Das *e* in *Artembares* (ein Meder) ist awestisch, gemeiniranisch wäre *a*. Das *o* steht für arisch *a* in *moġu*, pers. *magu* 'Magier'; daher haben die Nachbarn der Meder, die Armenier, die medische Aussprache *mog*, und auch das np. *muġ*, *moġ* ist nicht das persische, sondern das medische Wort [2]). Die Verbindung *sp* findet sich in med. ϲπάκα ('Hund', Herod. 1, 110, im Awesta nur als Adjektiv belegt), das entsprechende pers. Wort ist *sag*; alle medischen Mundarten haben noch heute das *sp* (*sb*): Jāḳūt 3, 41, 17 erwähnt beide Ausdrücke *sag* und *isbāh* gelegentlich einer Erklärung der Namen Sagestān und Ispahan; tālisch *sipā*, natanz. (noch südlich von Kāšān, nach Shukowski) *ispē*, semnan. *esbeh*, auch afghan. *spai*; die Einführung einer medischen oder sauromatischen Hundeart brachte das awestisch-medische Wort *sobaka* ins Russische [3]). Die Verbindung *gd* (*ġð*) statt gemeiniranischem *ḫt* (ar. *kt*) ist awestisch und skythisch-sauromatisch: *haġðaṅha* ('Sättigung') [4]), *duġða* ('Tochter'), *aogĕdā* ('sprach', gath. neben *aoḫta*), daher auch in medischen Namen: *Agdabates* (Hagdabates?) skyth. *Ard-agdakos*, u. aa. [5]). Der pers. Name *Bardija* (Smerdis) heißt mit medischer Aussprache *Barzija* (in der babyl. Übersetzung der Dareios-Inschrift), im Awesta *berezi*, *bere*^{z}*zañt*, np. *bālā* (*āl* aus *ard*, med. *arz*), B. 960; ebenso *Artawardija*, babyl. und med. *Artawarzija*.

Die zoroastrische Religion ist nicht in Ostirān entstanden, wo gar kein Anlaß war, die arische Götterlehre umzugestalten. Ein solches Ereignis tritt nur bei der Berührung mit einer fremden Religion und Bildung ein, und die Meder waren es, denen eine alte Kultur entgegentrat, als sie Niniveh erobert hatten. Selbst den Persern hat erst Kyros die medische Bildung gebracht und mit ihr die Religion, die Phraortes (d. i. der Bekenner) zur Staatsreligion erhoben hat. Die Bildwerke von Pasargadae und Persepolis und zahlreiche Siegelsteine mit hieratischen Darstellungen bezeugen, daß mit der Kunst auch religiöse Gedanken in Iran eingedrungen

---

1) S. P. Horn, der diese Benennung, welche auch Darmesteter Zend-Avesta (Sacred books IV) S. XLVI verwendet, als selbstverständlich anzunehmen scheint, Grundr. d. iran. Phil. 1, 2, 18. 91; auch Foy gebraucht die Bezeichnung medisch-ostiranisch, Zeitschr. vgl. Spr. 37, 490.

2) Marquart Erānšahr. Berlin 1901, S. 162.

3) Vgl. P. Horn a. a. O.

4) Die Erklärung dieses schwierigen Wortes B. 1743 befriedigt nicht.

5) ZDMG. 47, 690; s. auch Horn Grundr. 1, 2, 70.

sind, und zwar schon zur Zeit der Meder, denn schon Dējokes hat seinen Hof in Agbatana nach assyrischem Muster eingerichtet und seine Burgmauern mit den Farben der Planeten nach babylonischem Vorbild geschmückt[1]).

Da der Ausdruck 'medisch' für die Sprache des Awestā bereits in Anspruch genommen ist, so hatte der Lexikograph wenigstens in einer Anmerkung die Gründe anzugeben, warum er ihn nicht statt seines j. und g. verwendet hat. Das erstre ist mindestens sonderbar und hat höchstens den Vorzug der Raumersparung; das g. = gāthisch mag (wie 'wedisch' innerhalb des Altindischen) für das vorliegende Werk, nicht aber für die Einführung in die allgemeine Sprachwissenschaft geeignet sein; g. könnte mit gotisch, gälisch, gallisch verwechselt werden und erst in Verbindung mit medisch (med. oder allenfalls m. g.) deutlich werden; denn auch die sonstigen Sprachen werden völkisch benannt; awestisch ist deshalb unpassend, weil es gewiß auch profane medische Inschriften gegeben hat, und noch Namen medischer Fürsten und Feldherrn erhalten sind, wie ja auch die biblische Sprache des A. T. ebräisch heißt nach dem Volk, welches sie auch außerhalb des Tempels gesprochen hat; Jesus hat aramäisch gesprochen, aber seine Worte sind biblisch. Man konnte jede Bezeichnung der awest. Sprache fortlassen und nur durch ein g. anzeigen, daß ein gāthisches, durch p., daß ein altpers. Wort folge. Die Gründe für den Gebrauch von 'medisch' sind vom Unterzeichneten schon mehrfach erörtert worden[2]), sie scheinen indessen weder einer Widerlegung noch einer Annahme gewürdigt worden zu sein, und doch verlangt die Gerechtigkeit, daß man einem Volke, das die Gründung eines Jahrhunderte lang weltbeherrschenden Reiches inauguriert hat, durch die Verbindung seines Namens mit einer weltgeschichtlichen Tat die gebührende Ehre erweise.

An diese allgemeinen Betrachtungen, zu denen das hochbedeutsame Werk Veranlassung gab, möge sich eine Reihe von Worterklärungen schließen, die von den im Wtb. gegebenen abweichen. Es sei nochmals auf die berühmten Sätze der Dareiosinschrift (Beh. 1, 66 ff.) hingewiesen, welche durch das Wtb. und schon vorher durch die sehr gründlichen Untersuchungen von Foy (ZDMG. 54, 1900, 341 ff.) neues Licht empfangen haben.

Der König zählt hier nicht beliebige Übeltaten des Usurpators auf, sondern sagt in wohlgeordneten Sätzen: 1) ich habe die meiner Dynastie entrissene Herrschaft ihr zurückgegeben, 2) ich habe den freiern persischen Gottesdienst gegenüber der starren Orthodoxie der Magier verteidigt, 3) ich habe in politischer Hinsicht die aristokratische Verfassung, welche der Magier durch die Entziehung des Rechtes, in der Versammlung auf dem Freimarkt Staatsangelegenheiten zu beraten, beseitigt hatte, hergestellt, 4) in gesellschaftlicher Beziehung hab' ich die Konfiskationen von Land-

1) Herod. 1, 98; vgl. Preuß. Jahrb. 88 (1897) 235. Scheftelowitz ZDMG. 57, 168. 171. Spiegel das. 745.

2) Preuß. Jahrbücher 88 (1897) 59, 3 v. u. 255. 257 (hier Z. 18 zu lesen: gegründet und, Z. 19 Kai Pischin). Grundriß d. iran. Phil. 2. 402 (hier ist zu berichtigen, daß Arran nicht Ariana, sondern Albanien ist, s. Marquart Erānschahr 10⁴. 116. 118²) und 403. Berliner philol. Wochenschrift 29. Nov. 1902, S. 1491. Archiv f. Religionswiss. hrsg. v. Th. Achelis VI, 1903, S. 252.

gütern des Adels, Wohnplätzen und Häusern rückgängig gemacht. 5) in Summa: ich habe das Reich und seine Provinzen geordnet und unter die Herrschaft meines Hauses zurückgebracht.

In diesen Sätzen, in denen man deutlich die 4 Stände der Priester, Krieger, Landbauern und Gewerbtreibenden, welche J. 19, 17 aufgezählt sind (s. B. 908), angedeutet findet, handelt es sich besonders um das Wort *abāk̓ariš* (nicht *abik̓ariš*, wie Foy nach der susischen Übersetzung lesen zu müssen glaubt und auch Bartholomae 89 gibt), das 'Weideplatz' bedeuten soll. Die susische Übersetzung ist nur in der zweiten Worthälfte deutlich, deren Bedeutung 'das Gehen' Oppert[1]) mit 'zugunsten' (des Volkes) interpretiert hat, indem er offenbar an skr. *abhik̓ara*, 'Diener', dachte. In der babyl. Übersetzung ist das Wort zerstört, die susische Silbe *-taš* übersetzt aber das pers. *k̓ariš* 'das Gehen', woraus indessen noch lange nicht der Begriff 'Trift' zu entstehen braucht. Auch dürfte man von Weideplätzen kaum sagen können, daß sie der Magier konfisziert habe, wie die adlichen Güter, auf denen der Dihkān saß, der seine Gefolgschaft zum Heer des Königs stellte. Zudem ist wahrscheinlich, daß *kārahjā* eng zu *abāk̓ariš* gehört, denn es ist im engern Sinne der militärische Adel mit dem Volk in Waffen, der in Persien neben dem König regierte, die höchsten Stellen bekleidete und dem Usurpator gefährlich werden konnte, wenn er auf dem *abāk̓ariš* oder der vor den βασίλεια befindlichen ἐλευθέρα ἀγορά[2]) sich zu dessen Sturz verschwor. Der griechische Ausdruck ist die Übersetzung des np. *bāzār*[3]), welches bei Firdusi (ed. Vullers 47, 250) noch den am Königspalast liegenden Versammlungsplatz des Volkes, später auch den Handelsmarkt bezeichnet, wo die Menge der Käufer und Straßengänger einherwandelt (*k̓aratij*). Es gibt weder im Iranischen noch im Indischen ein Wort *abā* oder *abhā*, welches mit *k̓ar* zusammengesetzt werden könnte, und wenn man *bāzār* in die altiranische Form zurückbilden wollte, so würde man phl. *wāk̓ār* (daraus armen. *wačar*) mit dem *w*, welches für das behauchte *b* oder *ƀ* des Altpersischen zwischen Sonanten eintritt[4]), und altp. *abāk̓ariš* ansetzen, was fast identisch ist mit skr. *sabhāk̓ará*. Die Dehnung des *ā* der zweiten Silbe fand infolge veränderter Betonung statt, wie u. a. in *gōšwāreh* med. *gaošāware*, *kuđām*, skr. *katamá*, *kadār* schon med. *katāra* neben *kataras-kiṭ*, s. Horn Grundr. I, 2, 22. 23. Johansson (IF. 2, 5) hat die Zusammenstellung als nach den Sprachgesetzen richtig anerkannt. Das vor *a* anzunehmende *h* von **habā*, skr. *sabhā*, im Weda die Versammlung der Könige und des Adels[5]), ist nicht geschrieben, findet sich aber in dem medischen Namen *Habāspa*, wie B. 1767 nach Vorgang des Handbuches der Zendsprache 320b und des iranischen Namenbuches S. 486 anerkennt. Das altp. *h* wird mehrfach durch das Aleph, d. h. den Spiritus lenis, ersetzt, wie in dem bekannten *p^aatij* für *p^ah^atij*, med. *sanhaiti*, neben *ap^ah^a*; *a^hmahj*, wir sind, für *hm^ahj*, wed. *smási*; *Wiw^aan^a*, statt *Wiw^ah^an^a*, med. *Wīwanhana*, *a^hmāh^am*, unser.

---

1) La langue dès Mèdes 119. Records of the Past 7, 91.

2) Xenophon Kyrop. I, 2, 3. Brisson. de reg. Pers. princ. II, c. 76. 77.

3) Zuerst von Darmesteter, Mém. Soc. de ling. 5, 72. Études iran. 1, 111. 2, 129 bemerkt.

4) S. Horn Grundriß I. 2, 49, Nr. 3.

5) Alfr. Ludwig Der Rigweda 3, 253.

für *ahmāk^{a}m* skr. *asmākam*; wahrscheinlich auch *Fr^{a}h^{a}da*, *Arš^{a}h^{a}dā*. Hier steht das Aleph wie das arab. Hamzah, und auch griech. schreibt man προέδρος ohne den Hauch vor ε anzudeuten. Im Neupersischen ist der Eintritt von *a* für *ha* sehr häufig, wie in den zahlreichen Verba mit dem Präverb *ham*, welches meist *an* ist [1]); schon im Pahlawi, welches *han* und *an* in der Schrift nicht unterscheidet, ist u. a. *andarč* (Lehre, Rat, vgl. skr. *san-tarǵanā* Drohung) ohne *h* zu sprechen, wie das syr. *andarz-bedh* Lehrer (der Magier [2]) und das arm. *mogats anderdzapet* [3]) zeigen: ferner in *and* neben *hand*, altp. *hātij* u. dgl. [4]) Das sicherste Beispiel für altp. Aphaerese des *h* ist der medische Name (*H*)*apijā-baušna* d. i. 'wahrhaftige Erlösung habend', ein ächter Magiername, bei B. 323 wenig überzeugend, richtig vom Unterz. ZDMG. 51, 248 erklärt; (*h*)*apijā* hat gedehnten Auslaut wie med. *haipjā-war^{e}z*, wahr machend, und ist die medische Form des altp. *haši-ja* [5]); dieses könnte auch 'freundlich, aufrichtig, redlich' (im Gegensatz zu 'lügnerisch') bedeuten und aus **hahja* (zu *hahāi* 'Freund', dat. *hašē*) entwickelt [6]) sein, sodaß es dem griech. ὅσιος und lat. *socius* entspräche. Ein anderes Beispiel hat B. 1765 selbst in (*h*)*aparijāja* 'bezeigt Ehrfurcht', das er sonderbarer Weise, wahrscheinlich um der Annahme eines ungeschriebenen *h* nicht Raum zu geben, *āparijāja* transskribiert, während es offenbar der auch im Susischen *a* und *ha* bezeichnende Buchstabe ist. Sehr oft schwankt die Aussprache *ha* und *a*, besonders im Munde von Nichtpersern, welche den dünnen Hauch leicht überhört haben, lyk. *Arppago*, *Harpagos*, arm. *Amazasp* und *Hamazasp*, griech. Ἀχαιμένης, *Hahāmaniš*, griech. Ἀρτύκας, arm. Artikis, assyr. *Hardukka*. Es ist dieselbe unbestimmte Artikulation wie im Griechischen, wo ἁ-δρυάς (ἁμαδρυάς) und ἀ-δελφός denselben Anlaut (skr. *sa*, iran. *ha*) mit und ohne Hauch zeigen. So ist auch wohl der Name des Gebirges, wo Gaumāta sich erhob (Beh. 1, 37) und durch welches ein Felsenpaß mit ungeheuern Schluchten in die Ebene von Pasargadae und das Tal des Medus oder Pulwar führt [7]), und welches im Bundahischn *Was-* (uzw. *Kebad-*) *šikuft* (schluchtenreich) genannt zu werden scheint, (*H*)*ara-kadriš* (bab. *Arakatri* (A-ra-ka-at-ri-') sus. '*Arakkatarriš*) zu sprechen: 'die Bergschlucht' (vgl. skr. *kandarī*), von med. *hara* 'Berg', welches in der neueren Wortform *Arburz* oder *Alburz* (*hara-ber^{e}zaiti* und *haraiti bar^{e}z*) ebenfalls *h* abgestoßen hat. Daß auch die babyl. Übersetzung nicht *Hara* hat, zeigt daß das nicht geschriebene pers. *h* nicht mehr als ein Spiritus lenis gewesen ist. In der Inschrift Tiglatpilesers II (Tafel von Nimrud L. 29) findet sich *Arakuttu* geschrieben, welches wenigstens lautlich das altp. *Hara*(*h*)*uwati* 'Arachosia' sein kann, obwohl in der Dareiosinschrift bab. *Aruhatti* geschrieben ist (Edwin Norris Assyr. Dict. 1, 51. 53); hier ist das erste Wort nicht *hara* Berg, sondern *harah* 'Wasser', skr. *sáras*(*watī*). Die Erklärung

1) Vullers Supplem. Lex. pers lat. S. 19.

2) Nöldeke Gött. Gel. Anz. 1880, 876.

3) Faustos Byz. ed. K. Patkanean 4, c. 47, S. 134, 5.

4) Horn Grundriß 1, 2, 96.

5) Ἀσιαδάτας von *hašija* , nicht von *apri*, Ir. Namenb. 43.

6) Ascoli Saggi greci 424. Brugmann 1, 72. 2, 117.

7) Ker Porter Travels 1, 483. Astyages zog durch einen Engpaß über zerrissene Felsen nach Pasargadae. Nikol. Damasc. in C. Müllers Fragmenta histor. graec. 3, 405, § 66.

des Gebirgsnamens als 'Burgberg', von *ark* und skr. *ádri* 'Berg' ist deshalb sehr unwahrscheinlich, weil dieses Wort nach eigentümlich indischer Anschauung gebildet ist [1]), und *ark*, np. *arg*, d. i. lat. *arx*, erst in römischer Zeit im Gefolge der Kriegsläufte in den Orient gelangt ist: zuerst taucht das Wort auf in der hybriden Zusammensetzung ἀργαπέτης 'Burgherr, Befehlshaber der Zitadelle einer Festung' einer palmyrenischen Inschrift; dies muß ein sasanisches oder parthisches Wort sein, keinenfalls schon achämenisch [2]). Das arm. *argel-k* 'Verhinderung, Verbot' mag zwar mit *arceo* verwandt sein, aber ein *arg* gibt es nicht, welches etwa einem altp. *ark-* entsprechen könnte. Pasargada wird mit altp. *Pišijā-(h)uwāda* bezeichnet, wie bereits Oppert [3]) bemerkt hat; keinenfalls ist aber die griech. Benennung auch lautlich dieselbe wie die einheimische. Der zweite Teil dieses Namens bedeutet 'Wohnort' und findet sich als Name eines Ortes *Chodda* südöstlich von Karmana (Ptolemaios); es entspricht genau dem griech. ἦθος 'Wohnsitz, Wohlbefinden', das nahezu identisch ist mit ἔθος und skr. *swadhā́* 'Heimat'; bekannt ist, daß Anaximenes (3. Jahrh. vor Chr.) Πασαργάδαι durch Perserlager erklärt hat (Stephan. Byz. u. d. W.), was kaum richtig sein kann; *gada* scheint von *hᵘāda* verschieden. Die Stadt war von Kyros erbaut und nach dem Namen seines Stammes benannt. Der erste Teil *pišija* ist mit np. *pēšah* 'Kunst, Handwerk' verwandt und vom Aoriststamm *piš* der Wurzel *piś*, skr. *piś* abgeleitet, deren *š* durch *ḫ* verstärkt ist in *frapiḫšta* (B. 817); die einfache Wurzel erscheint in med. *paęsa* 'Schmuck'. Da aber von demselben Aoriststamm auch das Präter. *nijapišam* 'ich schrieb' kommt, so dürfen wir vermuten, daß der Name 'Ort der Schriften', d. h. Ort, wo sich das Archiv und gemäß zahlreichen Nachrichten späterer Schriftsteller auch die Bücherei der Priester oder Magier mit dem Awestā befand [4]), welche das Schriftenschloß, *Diz-i napišt* hieß.

Neben *(h)abākariš* ist bisher nicht einleuchtend erklärt *wiphiš kā*, Beh. 1, 65, dessen Lesung durch Jackson (the great Behistan rock 85) mit Lebensgefahr festgestellt ist; das zerstörte *k* ist durch die susische Übersetzung gesichert. Foy hat richtig erkannt, daß das Wort wie die drei vorhergehenden akkusativisch zu konstruieren sei; er hat mit großem Scharfsinn ein Kompositum *wip-ᵃbišᵃ(kᵃš)-kā* 'die Gutsleute' gebildet, dessen Silbe *kᵃš* vergessen worden sei wegen der Wiederholung des *š* und *k*; skr. *abhiṣāk* bedeutet 'folgend, anhänglich'. Indessen dürfte das Verbum *adinā* 'er stahl, konfiszierte' für dieses Objekt nicht passen, und die Annahme eines Fehlers des Steinmetzen ist ein verzweifelter Ausweg. Vielmehr steht der Instrumental *wiphiš* (skr. *widbhiš*) für den Akkusativ und ist ein Instrum. partitivus, der dem Genit. partit. parallel geht, wie einige

---

1) S. Johansson IF. 3, 235.

2) S. Levy ZDMG. 18, 90. Nöldeke das. 24, 107. Tabaris Gesch. d. Perser v. Nöldeke 5. 111. Tabari 1, 815, 1 (ar. *arǵabað*).

3) La langue des Mèdes 110. Piš-, nicht Paiš-, ist richtig nach der babyl. und sus. Wiedergabe. Die Erklärung von *pišija* als 'Quelle' (Oppert Records of the Past 7, 1873, 89) beruht auf einem Irrtum, da das angebliche pers. *fīšeh* bei Castellus nicht Quelle, sondern Haupt bedeutet und auch das Haupt (Quelle) eines Flusses, caput torrentis, bezeichnen kann, und außerdem arabisch ist: *faišat* bei Lane S. 2471 a.

4) Dīnkart ed. Peshotan D. B. Sanjana 9 (Bombay 1900), 456, 7. 571, 12. 577, § 15. Tabari 1, 676, 5 u. oft.

Beispiele zeigen: altp. *14 raukabiš pakatā* 'an (von) Tagen (des Monats Wijahna) gingen 14 vorbei', d. h., 'am 14. Wijahna', B. 1, 38, wie man mundartlich sagt 'Tagener 14 vergingen'; med. *dadūžbīš raokēbīš* 'schöpferische Lichter (möchten wir sehen)' J. 58, 6 (Barth. 1490); *azdibīš* 'Knochen' (in unbestimmter Zahl, franz. *des os*); genetiv.: *astanąm ahmarštanąm garemanąm wā hwarᵉpanąm dadāiti* 'er gibt unzerkleinerte Knochen oder heiße Speisen' (*il lui donne des mets*) Wend. 15, 3. Es wären demnach die drei Wörter der Inschrift 1, 65 zu übersetzen: 'Gehöfte' (med. *gaępa* Wend. 13, 10. 18, 45) 'Hauskomplexe' (*mānija* von *māna* 'Haus', np. *mān*[1]), wie *nāwija* 'Flotille', von **nāu*, also 'Plätze, wo etwa Gewerbetreibende oder Händler, Repräsentanten der bürgerlichen Untertanen, wohnen') und '(einzelne) Häuser' (*wip* ist in der Inschrift des Dareiospalastes die Bezeichnung dieses Gebäudes, nicht des ganzen Schlosses oder der Burg[2]) von Persepolis, welche in der susischen Bauurkunde an der südlichen Mauer (*halwarraš*, d. i. pers. *didā*, np. *diz*, heißt).

Das Wort *wip* unterscheidet sich durch sein *p* von dem med. *wīs* und darf nicht mit *wisa* 'all', einer einfachen Form von *wispa*, verwechselt werden, wie mit Bartholomäs Übersetzung des *wipbiš-kā* durch 'und überhaupt' (Grundriß 1, 226, § 404) oder 'alles was' (der Magier entwendet hatte, B. 1458, 2) geschieht; denn beide Wörter, *wisᵃm* 'alles' und *wipᵃm* 'den Stamm, die Tribus' stehen in der Inschrift NRᵃ Z. 49 und 53 dicht hintereinander in ganz sicherer Bedeutung, und es ist nicht anzunehmen, daß die sonst im Altpersischen nicht nachweisbare Vertauschung von *s* und *p* einzig bei diesen Wörtern stattgefunden habe. Die Instrumentalform *wipbiš* in der angeblichen Bedeutung 'all' kann nun weiterhin nicht eine Nebenform *wipᵃibiš* in der Verbindung *hᵃdā wipᵃibiš bᵃgᵃibiš* haben, und es können diese Wörter nicht heißen 'mit allen Göttern' (NR. 22. 24), sondern es ist zu sprechen *hᵃdā wipibiš*[3]) *bᵃgᵃibiš* und zu übersetzen 'mit den vom Stamm verehrten Göttern', indem *wipi-biš* von **wipin* (γνήσιος) kommt, welches von *wip* gebildet ist wie *mjazdin, parᵉnin, sraošin* von *mjazda, parᵉna, sraoša*. Schon Spiegel hat diese richtige Auffassung und hat auch erklärt, weshalb die babylonische und susische Übersetzung 'mit allen Göttern' haben: in den großen, von despotischen Alleinherrschern regierten Reichen von Babel und Susa wurden zwar viel aus alten Stadtgöttern entstandene Götter mit Einem höchsten an der Spitze verehrt, aber nicht Stammgötter, die nur bei einem Volke, welches wie die Altperser nach Stämmen gegliedert war, denkbar sind. Dem Dareios, der viel von seinem Stamm und Familie (*wip* und *taumā*) spricht, lag es nahe, die Götter seines Hauses zu nennen, sein Sohn Xerxes spricht nur von den Bagas (göttlichen Wesen neben dem großen Gott Ahuramazdā); die Griechen nennen die persischen θεοὶ βαλισήϊοι (Herod. 3, 65. 5, 106) und die πατρῷοι θεοί (Plutarch, de Fort. Alex. 1, 2)[4]).

Eine Anzahl von Namen von Menschen, Tieren, sowie Benennungen von Gegenständen u. dgl. gibt Anlaß zu Bemerkungen. Es seien nur

---

1) *Mān* bei Vullers mit einem Vers Asadīs belegt. In der Bedeutung 'Gerät, fahrende Habe' ist *mān* aramäisch, Nöldeke Pers. Studien 2, 40.

2) Wie B. 1456 hat.

3) Das Wort ist zwar an beiden Stellen verstümmelt (*wip(ib(i)š* und (*wi*)*p*(*ib*)*iš*, kann aber mit Sicherheit hergestellt werden.

4) Vgl. Brisson 2, 12. Rapp, ZDMG. 19, 67.

solche kurz erwähnt, welche in sprachlicher oder sachlicher Hinsicht von erheblichem Interesse sind.

Der Name des *Þraētaona* ist, seit Roth[1]) ihn mit dem wēdischen *Trāitaná* zusammengestellt hat, oft erwähnt worden. B. 800 führt den wedischen Namen zur Vergleichung an und bezeichnet Justi's Erklärung als 'schwerlich richtig'. In Wahrheit ist *Trāitaná* gänzlich verschieden von dem Namen des iranischen Helden[2]), der wegen seiner Haupttat, der Erlegung des Drachen (*aži*), neben den wedischen Indra, der den Ahi tötete, gestellt werden muß, während Trāitana an der einzigen Stelle, wo er genannt wird (Rigw. 1, 158, 5) eine menschliche Persönlichkeit, nach Sājana ein Dāsa ist. Der wedische *Tritá* hängt mit ihm nicht zusammen, sondern ist ein Gott aus der Götterordnung *Āptjá*. In der iranischen Sage ist *Þrita* ein Vorfahr des Rustam, also nur ein Namensvetter des *Tritá*. In den alten Religionen wird viel mit heiligen Zahlen gespielt, und dem indischen Trita hat man später einen *Ekata* und *Dwita* zugesellt, wie der iranischen *Þritak* eine *Bitak* zur Mutter gegeben ward. Der Name Þrita, der dritte, rührt wohl von dem häufigen Zug der Sage her, daß der dritte Bruder das Glückskind ist, wie auch Þraētaona selbst der jüngste unter drei Brüdern war, dem die ältern nachstellen (Fird. 49, 279)[3]). Die Zahl der indischen Götter ist 33, und 33 'Herren der Reinheit' werden J. 1 genannt[4]), wie auch die Priester der arischen Religionen nach Namen, Rang und Zahl geteilt sind und Gilden oder Konvente bilden, die ind. *widátha* heißen[5]); *stutó widáthe* ist ein Gott, der in einer solchen gepriesen wird. Dies erinnert an die Worte des Gātha-Verses J. 28, 9 *dasemē stūtąm*, die B. 1238 übersetzt 'Lobgesänge darzubringen', eigentl. 'in Darbringung von Lobgesängen'. Diese Interpretation der schwierigen Stelle ist gegen die Überlieferung, indem diese *stūt* hier nicht wie sonst durch *stājišn*, 'Lob', sondern durch *stājiđārān*, Neriosengh: *stōtṛbhja*:, 'Lobsänger', wiedergibt. Daher hat Mills[6]) 'im zehnfachen Chor der Lobsänger' übersetzt, möchte jedoch, da die Pahl.-Übers. für *dasemē* 'er gibt' (unrichtig) übersetzt, 'in der (gesungnen) Darbringung (im Liedopfer) eurer Lobsänger' vorziehen. Das Wort kann nicht von *dap*, 'geben', kommen, es würde *dapma* heißen. Vielleicht ist nach der sehr undeutlichen Erklärung der Pahl.-Übers. von J. 11, 9, wo der Vers zitiert wird, der Sinn: 'die wir uns angestrengt haben in der Zehnschaft der Lobsänger', d. h. wir wünschen, daß unser Lohn so groß sein möge, als ob 10 Sänger ihre Stimme erhoben hätten, als ob es ein Chor von 10 Sängern wäre. Vielleicht gibt auch der ind. Ausdruck *śrōtrijā daśapurušam*, 'Schriftgelehrte seit 10 Generationen', einen Anhalt für die Auffassung des Verses. Das Wort *dasma* 'Darbringung' (ohne das *e* von *dasema*, skr. *daśamá*) findet sich wirklich in dem Namen *Parōdasma* B. 859.

Auch die Zusammenstellung von skr. *āptjá*, des Beiworts Trita's, und med. *āþrija*, des Namens von Þraētaonas Vater, muß trotz der Ähn-

---

1) ZDMG. 2, 216.

2) Wie Alfr. Ludwig (der Rigweda 4, 44) bereits 1881 gesagt hat.

3) So die Pahl.-Übers. von J. 9, 30; s. Manekji B. Davar, The pahlavī version of Yasna IX. Leipz. 1904, S. 37; vgl. Benfey Pantschat. 2. 283.

4) Worüber Spiegel, Awesta übersetzt 2, 40.

5) Geldner, ZDMG. 52, 751. 758.

6) A study of the Gathas S. 15.

lichkeit, und trotzdem neben dem richtigen np. *ātbīn*, phl. *āsfiān* (*s* steht für *þ*), ar. *āthfiān* (im Fihrist S. 12), das umgestellte *ābtīn* sich findet, das ohne Belang ist, weil die Lautfolge durch das medische Wort feststeht, verworfen werden, denn wenn auch die Ableitung des indischen Wortes von *ap* 'Wasser' (wonach man den Charakter als Wasserwesen für Trita und Trāitana angenommen hat) möglich ist — man könnte das Wort auch an *ápti* 'Erreichung, Gewinnung' anschließen, wie *gấtja* (γνήσιος) an *gấti* —, so ist das nicht der Fall bei *āþvija*, welches nur von einem Stamm **āþu* abgeleitet sein kann, wie *raþvija* von *ratu*, *wāþrija* von *wāþra*. Jenes **āþu* kann sachlich nicht von *āþ* 'verderben' kommen (B. 322), sondern ist zur germanischen Wurzel *aþ*, ablaut. *ōþ*, idg. *át* zu stellen, wovon mit *l*-Affix ahd. *adal* 'Geschlecht' und got. *haim-ōþli* (ἀγρός), ahd. *uodal* (Erbgut), ags. *ēðel*, an. *ōðal* abstammt, ja neben den Namen *Uodal-rīch*, *Adal-ger* und zahlreichen mit *Adal* zusammengesetzten Namen findet sich *Aþu-ger*, *Adager*, *Adiger*[1]). Praẹtaona wäre der vom Adligen, *Āþrija* stammende, eine geeignete Benennung, weil nach der Unterbrechung der legitimen Herrschaft durch die Regierung des *Aži dahāka* (nach der rationalistischen, nationalen Auffassung der Repräsentant der assyrisch-babylonischen, später mit Zügen der arabischen Eroberer ausgemalten Herrschaft) die Tadellosigkeit der für die Königswürde erforderlichen adlichen Abkunft des neuen Herrschers von besonderer Wichtigkeit war. So heißt Praẹtaona 'der Sohn des āthvijanischen Hauses, des erlauchten Hauses' (J. 9, 7. Jt. 5, 33). Āþvija war ein Sohn des Jima und der Vater des Praẹtaona, jedoch hat die spätere Genealogie der Magier[2]) das Geschlecht in zehn Generationen, alle Āþvijāni genannt, zerlegt, an deren Ende erst der Held geboren ward, für dessen neuen Vater aus *pourugāw* (Jt. 23, 4 'viel Kühe habend') der Name *Pōrgāw* entnommen ward, nach welchem die bis zu Aþvija zurückreichenden neuen Vorfahren Namen mit *gāw* (Kuh) bekamen. Firdusi 41, 130 gibt dem Ābtīn (Ātbīn), Vater des Ferīdūn (älter: Frētōn) eine Gattin *Ferānek*, die in dem erweiterten Stammbaum dem letzten Aþvijān Pourugaw zufällt. Es ist nicht unmöglich, daß die mit Gāw (Kuh) zusammengesetzten Namen der Generationen ursprünglich Namen von Frauen waren, denen Āþvija nach und nach Kinder erweckte, wie diese Ausgeburt einer fanatischen Legitimitätsvorstellung gelegentlich der Abkunft des Manuskiþra, der erst nach einer Reihe von weiblichen Generationen zuletzt als Sohn seines Urahnen Praẹtaona zur Welt kam, sich wiederholt[3]). Diese mit der Verwandtenheirat in Zusammenhang stehenden Spekulationen der Genealogen über adliche Abkunft und über die Legitimität, das Chwarĕno des Königs, worüber außer der 19. Jascht auch eine Stelle des großen Bundahišn[4]) handelt, zu welcher wiederum eine Parallele bildet das metrische Stück bei Mose von Choren (1, 31) über Wahagn Wišapakạl, Werethraghna den Drachentöter, geben die Berechtigung, in dem Namen Āþvija einen Ausdruck für die schon sehr frühen aristokratischen Anschauungen der Perser zu erblicken.

Verwandt mit Aþvija könnte *Āþriju* sein, welches B. 308 mit Geldner *āiþrjaoš* (Genet.) mit Wṛddhi liest. Das Stammwort dürfte im Iranischen

1) Förstemann Altd. Namenbuch² 155; s. Schrader Reallex. 815.
2) Iran. Namenb. 390.
3) S. Iran. Namenb., Vorwort XVI, Z. 36.
4) West Sacred books of the East 5, 138.

schwer zu finden sein. Vielleicht könnte man an das got. *aiþ* 'Eid', ir. *oeth*[1]) und an skyth. *Ardagdakos*[2]) denken.

Þraętaona gehört zu den Namen, deren erster Teil die Gunaform zeigt, die der skr. Wrddhi entspricht; sie tritt ein, wenn das neue Affix *a* sich anschließt, wie in *Haosrawañha*, skr. *sāuśrawasá*, *Haomanañha*, skr. *sāumanasá*. In unserm Namen hat der zweite Teil bereits ein *a*: denn dieser ist **taona* 'Stärke', welches wahrscheinlich auch in *Pitaona* (B. 905) vorliegt, gebildet von *tu* 'stark sein', wie *gaona*, *jaona*, sodaß der Name bedeutet '(drei(fache) Stärke habend', 'der dreimal oder sehr starke', wie τρι-βάρβαρος, τρι-πάλαιος, τρίς-μακαρ, lat. *tri-fur*, skr. *tri-bhadra* (n., concubitus). Die Stärke scheint sich außer auf die Überwindung des Drachen auch auf Þraętaonas Zauber- und Heilkraft zu beziehen, da er als eine Art Asklepios gilt, wie u. a. aus einigen Besprechungen hervorgeht, worin seine Kraft, Stärke und Glanz angerufen wird[3]).

Der Name *Gobryas*, altp. *G^aub^aruw^a* (B. 482) ist dunkel, B. gibt keine Etymologie. Foy (ZDMG. 54, 360) läßt mit Recht den Vergleich mit βουφορβός nicht gelten: aber 'Stierbrauen habend' nennt man kein Kind, auch hat das Rind weder Brauen noch Tränen (B. 130, 14). Die Bemerkung Foys, daß in zusammengesetzten Namen eines der beiden Wörter bedeutungslos sein könne, da die Namen aus den Bestandteilen andrer Namen der Familie willkürlich komponiert werden (wie bereits im Iran. Namenb. S. VIII bemerkt ist), trifft für das Germanische zu, wie man aus den Stammbäumen alter Geschlechter erkennt, weniger für das Iranische, und selten entspringt zudem ein sinnloser Name, weil die Namengebung eine wichtige und ominöse Handlung war. Ein Beiname wie der arab. *ðu 'l-ḥāǵib* ('der mit den Brauen, dessen starke Brauen die Augen beschatten')[4]), ist für ein Kind undenkbar. Im Griechischen gibt es außer εὔοφρυς keine Zusammensetzung oder Namen, dessen zweites Wort ὀφρύς bildete. Das *a* ist nicht anaptyktisch, sondern gehört zum Stamm, wie nicht nur die babyl. und susische Umschrift *ku-bar-ra* und *kauparma* zeigt, sondern auch der Name des Feldherrn des Kyros, *Ug-baru*, in der babyl. Kyrosinschrift. Damit gewinnen wir ein altp. *baruwa*, welches wie med. *a^urwa*, *ha^urwa* 'schützend', *ta^urwa* gebildet ist, und 'tragend, besitzend' bedeutet, nahe verwandt mit skr. *bharú* 'Herr' und φορεύς, sodaß der Name bedeutet 'Rinder (Kühe) besitzend, reich an Herden' (Βούκολος).

Der Name *Ḫšajāršā* (B. 550), dessen Aussprache den Fremden so viel Schwierigkeit machte, daß er von den Ägyptern *Ḫšiarša*, den Babyloniern *Ḫiši'arša'*, von den Armeniern *Šavarš*, von den Griechen *Xerxēs*, den Römern *Xersēs*[5]), von den Juden *Achaschweroš* geschrieben ward, findet sich auf einem Siegel, welches Menant Recherches sur la glyptique orientale. Paris 1886, S. 172 zuerst veröffentlicht hat, und welches vom Unterz. in den Göttinger Anzeigen 1882, 495 diesem Achämeniden zugeschrieben worden ist. Die Worte Bartholomaes zeigen, daß er die Attribution ablehnt, denn als wirkliche Lesung der Legende führt er S. 532 *Ḫaršādašjā* an, ohne natürlich einen solchen Unnamen erklären zu können.

---

1) S. Osthoff Bezzenbergers Beitr. 24, 207.
2) Iran. Namenbuch 21.
3) Kawasji Ed. Kanga The Cama Memorial Volume 144.
4) Iran. Namenb. 374, Nr. 7.
5) Vgl. Kretschmer, Z. f. vgl. Spr. 37, 143.

Wer mit einigem archäologischen Verständnis die Abbildung des Siegels betrachtet, wird zwar von der künstlerischen Leistung des babylonischen Graveurs (der den Künstlern der altbabylonischen Siegelsteine von Ur nicht das Wasser reicht) nicht sehr erbaut sein, doch erscheint die Arbeit nicht geringer als andere Königssiegel der Perserzeit, wie der Unterz. sich aus einem Abdruck überzeugen konnte. Der König, von babylonischen religiösen Emblemen umgeben, trägt den Ring der Herrschaft in der linken, und die aufrechte, von der Mütze der Adlichen verschiedene medische Tiara auf dem Haupte, wie der König auf allen Münzen und Siegeln. Die Legende des Namens ist umgestellt, entweder durch ein Versehen des Graveurs, oder wahrscheinlicher noch aus abergläubischer Rücksicht, etwa weil man mit dem geschriebnen Namen eines Menschen Zauber zu üben vermag. Die Zeichen sind bis auf eines deutlich, welches man *d* liest; es stehen aber nur die beiden senkrechten Keile des *d* da, der kleine wagrechte Keil oben fehlt, weil er keinen Platz mehr hat. Mit demselben Recht, womit man diesen ergänzt, kann man auch die zwei kleinen wagrechten Striche des *i* hinzudenken. Diese Ergänzung, welche genau dieselbe Berechtigung hat wie die andre, nicht anzuerkennen und statt des nahe liegenden persischen Königsnamens lieber einen unmöglichen Namen hartnäckig fortzupflanzen, vermag durchaus nicht den Eindruck sublimer Wissenschaftlichkeit zu erwecken. Daß der Nominativ *ḫišjaršā* erscheint, muß der Steinschneider verantworten, der als Babylonier mit der persischen Deklination noch weniger vertraut gewesen zu sein scheint, wie der Steinmetz des Artaxerxes, der den falschen Genetiv *ḫšajārk̆ahjā* eingegraben hat, für welchen auf dem kleinen Siegel kein Platz war. Wenn die babyl. Form in den Inschriften *ḫišiarša* lautet, und die des Siegels *ḫišjarša*, 'so kann man diese doch nicht eine Unform des Namens nennen', wie Foy Zeitschr. vergl. Sprachf. 37, 566 sagt. Der Ausdruck für Siegel, der nur durch *ma* angedeutet ist, kann nicht **mudrā* (skr. *mudrā́*, np. *muhr*) sein, welches vielleicht erst in spätrer Zeit aus Indien entlehnt ist [1], sondern **māraka*, np. *mārah*. Ehe daher die Lesung *ḫišjāršā* verworfen werden darf, muß man entweder aus den auf dem Siegel stehenden Zeichen *ḫ*, *r*, *š̌*, *ā*, *i*, *š*, *j*, *ā* einen andern Namen zusammenstellen, oder den angeblichen *ḫ^ar^šād^a^šjā* unter den Namen des achämenischen Königshauses nachweisen.

Auch die im Ir. Namenb. 497 vorgeschlagene Erklärung des Namens Διαῖξις († 480 bei Salamis) aus dem arischen *ǵaja*, das zufällig im Awestā nur in der Bedeutung 'Anregung' vorkommen soll (B. 604), findet keine Anerkennung. Das Wörterbuch verzeichnet drei Wurzeln (oder Basen, wie der richtige Ausdruck sein soll) *gaj*, deren 3. Sing. im Sanskrit lautet: *ǵiwati*, *ǵinwati* und *ǵájati*; man hat das Recht, das med. *ǵaja* an die dritte von diesen anzuschließen, sobald es der Sinn erlaubt. Jasna 50, 7 sagt der Dichter: "ich euch anschirre die förderlichsten (für mein Heil), die schnellen (Renner, die metrischen Lobpreise werden mit Rossen verglichen, die rasch ans Ziel kommen; in der folgenden Strophe werden die *pada* 'Versfüße' erwähnt), die mit Gewinnen (oder Siegen, *ǵajāiš*) breiten (die sieghaft für die Ausbreitung der Lehre wirken) eures Lobpreises". Neben diesem mask. *ǵaja*, skr. *ǵajá*, steht fem. *ǵōjā* 'Gewinn' B. 608, welches skr. *ǵajā* (als Name gebraucht) entspricht; der Diphthong *ai* erscheint in den Gathas bald als *aę* (d. i. *ai*), bald als *ōi* (griech. οι).

1) Salemann, Grundriß 1, 259.

Das zweite Wort des Namens Διαῖξις ist *īža* 'Mehrung, Erfolg' B. 378 [1]), sodaß er bedeutet: 'Siegeserfolg habend', sehr passend für einen Krieger. 'Im Himmel wohnend', wie B. im Grundriß 173, 1 erklärt und B. 762 wiederholt, ist schon deshalb unrichtig, weil das Wort *djau* B. 761 nicht 'Himmel' bedeutet, sondern nach dem bekannten Vorgang in der zarathustrischen Weltanschauung die Hölle, wo auch die ehemaligen *Deiwōs* (Götter) als *Daęwā* (Teufel) hausen. Der Ahriman ist nicht vom Himmel (*asman*) gestürzt, wie in der jüdischen Angelologie, sondern 'er stürzte aus der Hölle', Jt. 3, 13, wie Geldner zuerst ausgesprochen und Söderblom [2]) sachkundig ausgeführt hat.

Das Land *Asagarta* wird im ersten Verzeichnis der Provinzen (Beh. 1, 14) [3]) nicht genannt, wird daher als ein Teil von Medien, wohin es auch Ptolemaios 6, 2 versetzt, betrachtet (Beh. 2, 91. 92), weshalb der asagartische Empörer in Arbela, einer großen Stadt am Ausgang der Heerstraße von Atropatene nach Assyrien, hingerichtet ward, wo ihn viel Volk sehen konnte, oder weil Arbela, wie Marquart vermutet hat, den Asagarten für ihre Dienste bei der Eroberung Assyriens durch die Meder zugefallen war. Im zweiten Verzeichnisse (J. 15) wird es an der Spitze der östlichen Satrapien genannt, denn ein Teil der Sagartier schweifte in Chorasan, wohin Herodot 3, 93 sie versetzt, wie er auch 7, 85 andeutet. In der dritten Liste (NR.) sind sie nicht genannt und wahrscheinlich in die parthische Satrapie samt den Hyrkaniern (*Wr̥kāna*), die in keiner Liste genannt sind, inbegriffen.

Dieses Reitervolk kann nicht so roh gewesen sein, daß es in Felswohnungen gewohnt hätte, wie die bereits von Foy [4]) im voraus zurückgewiesene Etymologie B. 207 [5]) ergeben würde. Die Asagarta sind zwar persische Nomaden, sie bilden aber im Heer eine Schar von 8000 leichten Reitern mit Lassos und Dolchen bewaffnet. Ihr Häuptling Tschithrantachma rühmt sich von Kyaxares abzustammen und erhebt sich als König von Asagarta gegen Dareios. Um eine Etymologie des Namens wahrscheinlich zu machen, muß zunächst bemerkt werden, daß *Asagarta* das Land, *Asagartija* dessen Bewohner bezeichnet. Immerhin kann man geltend machen, daß die Länder meist einfache, nicht zusammengesetzte Namen haben, außer wo das Wort 'Land' selbst mit einem Bestimmungswort auftritt, wie *Huwārazmiš* oder Schoen-land. Das Affix *ija* findet sich noch in *Arminija*, *Bābiruwija*, *Huwžija* [6]), *Huwārazmija*, neben *Mārgawa* (eine Wrddhibildung) oder *Mārgaja*. Daneben aber sind fünf Namen von Ländern mit denen der Bewohner gleich: *Pārsa*, *Māda*, *Saka*, *Jauna*, *Mudrāja* (von **Mudrā*, ar. *Miṣr*, bei Steph. Byz. Μύσρα, hebr. *mētser*, im Dual *mitsrajim*, gebildet wie *Arabāja* von ar. *'Arab*), von allen sonstigen Landes- und Ortsnamen der Inschriften sind keine Ableitungen vorhanden. Das Kompositum *Þataguš* für das Land der Sattagyden geht entschieden vom Volksnamen aus, da skr. *śatagu* '100 Kühe habend' bezeichnet, und die

---

1) Griech. ξ für ž, wie ἄρξιφος für med. *erezifja*, armen. *artsiv*.
2) La vie future d'après le Mazdéisme. Paris 1901, 104, Nr. 2.
3) Grundriß 2, 454.
4) Z. f. vgl. Spr. 37, 533.
5) Hier ist zu lesen: G. Ir. Ph. 2, 405. 438.
6) Uxierland; Huwaža würde nicht syr. *ḫūz*, np. *ḫūzistān*, ar. *hūz*, Plur. *Ahwāz*, ergeben, sondern *ḫuwaz*, wie *Choaspes* aus *Huwaspa*.

verwandten *Nárvagra*, *Daśagwa* und med. *Hwōgwa* Personen oder Familien benennen. Es ist daher anzunehmen, daß das Kompositum *Asa-garta* zunächst das Volk, dann das Land bezeichnete, nachdem es von dem bis dahin nomadischen Volk besiedelt war, worauf später auch *Asagartija* für seine Bewohner galt.

Asagarta enthält nicht das von B. angezogene skr. *gárta*, denn dies lautet in der ältern Sprache *kartá*, bedeutet auch nicht 'Höhle', sondern 'Loch, Grube', wozu *asan* 'Stein' nicht paßt. Es ist vielmehr das andere skr. *gárta* 'Wagenkasten' und 'Wagen' anzuziehen und der Name als 'Pferdewagen besitzende' zu deuten. Meist fahren nomadische, sogar seßhafte Völker mit Kühen, wie z. B. die Puršta (Philister) auf den ägyptischen Bildwerken sogar in der Schlacht auf Kuhwagen kämpfen[1], und die Opferwagen und die Bundeslade der Juden von Kühen gezogen werden[2]. Auch die deutsche Nerthus fuhr mit zwei Kühen (Tacitus Germ. 40); in den Götterverhältnissen klingen oft vorzeitliche Zustände der Völker nach. Der merowingische Frankenkönig fuhr auf einem mit zwei Rindern bespannten Wagen (Einhard Vita Caroli Magni c. 1). *Asa* würde dasselbe Wort für Pferd sein wie in *Asabāri* (B. 219, *asbāri* würde *azbāri* werden)[3], welches doch mit Recht aus einer euphonischen Vereinfachung (Haplologie) von **aspabāri* erklärt wird, da die volle Gestalt in den assyrisch überlieferten medischen Namen *Išpabāra* und *Ašpabara* erhalten ist; auch ein älteres pers. **aspet* (**aspapati*) wird durch armen. *aspet* erwiesen[4]. Der Name *Asabana* könnte nach Darmesteter 'mit dem Stein(beil) tötend' bedeuten, also nicht *aspa*, sondern *asan* enthalten. Bei np. *as-lunǵ* neben *asplunǵ* (scorzonera, eigentl. Pferdelippe, auch Bocksbart genannt), sowie *asrēs* neben *asprēs* 'Pferdelauf, Stadion' ist nicht sicher, ob in der pers. Schrift das *b* oder *p* nicht durch Zusatz eines Punktes unter *s* ergänzt werden könnte. Das Wort *ask* (auch *isk*) 'Courierpferd', *ask-dār* 'Courier' ist etymologisch unsicher[5]. Dagegen ist in der Tat ein Beispiel von Ausfall des p. uralten w. hinter s ohne jenen euphonischen Grund das Wort *sag* 'Hund', dem das medische *spaka* (B. 1610) entspricht und welches noch heute in den Mundarten des alten Mediens mit *sp* anlautet; auch das lat. *canis* hat das *w* verloren. Ein anderes Beispiel dieses Ausfalls von *u*, *w* ist der Name der Perser selbst, die, wie bekannt, als *Parśua* (mit Samech) neben den *Amadai* (Medern) noch in ihren ehemaligen Wohnsitzen im spätern Atropatene in einer Inschrift des Salmanassar II. 835 zuerst genannt werden. Später lautet der Name *Parśu*, auf dem Nabunid-Zylinder Col. 2, Z. 15.

Die Etymologie des Namens ist noch nicht ermittelt worden. Der Vorschlag, das ahd. *firahi* (Menschen, gegenüber den Niedrigen und Fremden) zu vergleichen (Grundr. 2, 409), den Wiedemann (BB. 28, 1904, S. 17) nicht beanstandet hat, B. 891 aber verwirft, ging davon aus, daß die Bedeutung

---

1) Ed. Meyer Gesch. d. alten Äg. (Onckens Allg. Weltg.) 1887, 314.

2) 4 Mose 7, 3; 1 Sam. 6, 7.

3) Np. *aswār*, *suwār*, arab. *iswār*, *uswār*, Plur. *asāwir*ᵘ. Die Pahlawiform *asubār* (d. i. *asuvār*) lesen die Dastûrs *aswabār*, s. The Kârnâmê î Artakhshîr by Darab D. Pesh. Sanjana 8, 13, S. 42.

4) Hübschmann Armen. Gramm. 109.

5) S. Liber Mafātīḥ al-ʿolūm ed. G. van Vloten 64, 4. 78, 11; Fleischer zu Levys Neuhebr. u. chald. WB. 1, 280.

'Leben' altd. *verch*, der got. Bedeutung von *fairhwus* 'Welt' vorausgehe und das Wort ursprünglich ein Organ des Lebens im Körper bezeichne, wahrscheinlich das Zwerchfell, πραπίδες[1], was ebenso wie φρήν als Sitz des Lebens und Geistes betrachtet wird. Bei dieser Zusammenstellung würde das pers. *s* dem griech. κ und got. *h* entsprechen, mit denen zusammen das *w* des Affixes *sw*, π, *hw* (wie in **as-wa-*, *as-pa-*, ἵππο-[2]), *aih-wa-*) gebildet hätte, oder ein auch sonst belegter Wechsel von *k̂* und *kw* stattgefunden haben, der auch für das Verhältnis gerade von πραπίδες zu lit. *pirszis* und altsl. *prŭsi*, r. *persi* 'Brust, Bauch' anzunehmen ist[3]. Die *Parśua* als 'die zur Seite (skr. *parśu*) eines Landes, Volkes (der Meder?) oder Berges wohnenden' zu deuten, würde weniger Beifall finden. Im Sanskrit ist *Pārśawa* (Perser oder Parther) eine Wr̥ddhi von *Párśu*, Mann und Frau des Stammes Pārśawa; die neuere Sanskritform ist *Pārasīka* (Petersb. Wtb.). Ein ähnlicher Lautvorgang findet sich in θεο-πρόπος, dessen zweites *p* aus *k-w* entstand, was ursprünglich *k̂-w* war, wie med. *frasna*, skr. *praśná* zeigt[4]).

Das indische *gárta* ist wohl auch der zweite Teil des indischen Namens *Trigarta*, der wie altp. *Pārsa* für das Volk und das Land, auch für dessen Fürsten gebraucht wird: er bedeutet demnach 'die Drei-Wagen Besitzenden'. Ihre Kriegswagen sind wohl, wie der Wagen der Aświnā, 'dreisitzig, dreidrehend, dreiräderig' (*tri-wandhurá, tri-wr̥t, tri-kakrá*) ist, weshalb auch außer ihnen noch die Jungfrau (*juwatí*) einen Platz findet[5]), wenigstens dreiräderig, auch dreisitzig gewesen, wie die der Hithiter, die zu dritt auf ihren Wagen stehn[6]); der König von Assyrien fährt auf die Jagd und in die Schlacht mit drei Rossen[7]). Über die Lage der drei Räder am Wagen der beiden Aświn, die *antarāṇi kakrāṇi* 'die innern Räder' heißen, hat Böhtlingk[8]) gesprochen, und er nahm an, daß sie in der Längsachse unter dem Wagen liefen, ohne daß dieser umfiel, worin eben die Kunst der Ribhus sich zeigte. Ein in Schlesien gefundnes Wagengestell in Miniaturnachbildung von Erz ist von Virchow[9]) abgebildet und beschrieben; es diente als Opfergerät und hat eine Querachse mit drei Rädern, deren mittleres unter dem Kasten lief, den man sich leicht über den Rädern hinzudenken kann, um eine Vorstellung von dem Wagen der Trigarta zu haben. Der assyrische Wagen war durch einen beweglichen Stab mit Öhr an einem Bolzen im Innern der Gabeldeichsel am Umkippen nach vorn oder hinten verhindert[10]).

Eine Bemerkung (B. 1801) über den Namen *Phraates*, der noch

---

1) Windisch Ber. d. sächs. Ges. d. W. 1891, 155 ff.
2) Viell. päonisch, s. Kretschmer Gesch. d. gr. Spr. 248.
3) Bechtel Nachr. d. Gött. Ges. d. W. 1888, 401.
4) Schrader Z. f. vgl. Spr. 30, 472.
5) Rigveda 1, 118, 1. 5; 'dreidrehend', nämlich nach beiden Seiten und nach hinten; vgl. *suwŕ̥d ráthō wartatē* 'leicht-drehend bewegt sich der Wagen'. Von *wr̥t* kommt auch np. *gardūn* 'Wagen', pehl. *wartīn*, West Pahl. texts 5, 149, § 4. Horn Iran. Grundr. 1, 2, 64.
6) Ed. Meyer das. 283.
7) Hommel Gesch. Babyl. u. Assyr. (Onckens Allgem. Gesch.) 573. 576.
8) Berichte d. sächs. Ges. d. W. 23. April u. 4. Nov. 1902.
9) Sitzungsber. Berl. Akad. 16. Nov. 1876, S. 715.
10) Durnford im Athenaeum 2. Aug. 1884, S. 153.

hie und da irrig aus *Phradates* abgeleitet wird, könnte den Anschein erwecken, als ob die im Grundriß 2. 485 vom Unterzeichneten gegebene Deutung dieses Namens zweifelhaft oder irrig sei, weil gelegentlich Phradates statt Phraates steht, und auch im Grundriß I, 2. 44. 95 Farhād und das armen. Hrahat zu altp. Phradates, med. *fraδāta* gestellt wird. Beide Namen sind ganz verschiedener Herkunft.

1. *Frahāta* bedeutet 'der Gewonnene' (skr. *prasāta*), vielleicht 'den die Eltern sich durch Rechtschaffenheit bei Gott verdient haben': ähnlichen Sinn hat griech. Κτησίας, Κτῆτος, Ἐπίκτητος[1]. Phraates (in der syrischen Schreibung ist das *h* erhalten) wird von den griechischen und römischen Schriftstellern schon der erste Herrscher dieses medisch-parthischen Namens genannt, der 181—174 regierte (Justin. 41. 5), dessen Vater den ganz altertümlichen medischen Namen Phriapites (med. **frija-pita*) führt. Wäre der Name aus *fradāta* entstanden, so würde das *d* damals noch erhalten sein, denn Horn (Grundriß I. 2, 44) hat gezeigt, daß der Übergang des alten *d* (*δ*) in *h* nicht vor dem 4. Jahrh. nach Chr. stattgefunden hat. Daher heißen dann die übrigen Parther dieses Namens immer Phra(h)ates, auch bei Horaz in der ao. 24 gedichteten Ode 2. 2. 17, wo Phraates IV (37—2) gemeint ist. Fast in demselben Jahr, nämlich 25, errichteten die Bürger von Telmissos (Makri in Lykien) einem Perser Phrates ein Grabmal[2]). Wenn nun von Hübschmann und auch im Namenbuch Phradates aus Memnon[3]) angeführt wird, so kann dieser etwa zur Zeit der Antonine lebende Schriftsteller, selbst wenn er den Namen aus seinem Vorgänger Nymphis entnommen hätte, den Namen des Phraates Theos (67—60) nicht in der von ihm geschriebenen Form vernommen haben, denn das angebliche *d* des Namens wäre doch schon im Namen seines Großoheims zu *h* geworden.

2. *Fradāta* bedeutet 'geschaffen' (B. 720), kann also als Eigenname nur vorkommen, wenn es den zweiten Teil eines Kompositums bildet, wie in *daevō-fradāta*, und Phradates kommt in der Tat nur als Kurzform für *Auto-phradates* (d. i. vom Genius des Windes, Wāta, geschaffen oder geschenkt) vor. Einer dieses Namens wird, wie das Namenb. 53a zeigt, von Q. Curtius abgekürzt Phradates genannt. Die Form Phradates bei Memnon für den König, den andere Schriftsteller[4]) Phraates nennen, kann ihm daher nur dadurch in die Feder geflossen sein, daß er die beiden ältern in der Geschichte den Griechen bekannt gewordenen Autophradates, die kurz Phradates genannt wurden, im Gedächtnis hatte.

Die Auffassung von *H(u)wāfrita* (Jt. 5, 130) als Eigenname ist nach B. 1854 ganz unwahrscheinlich. Man darf im Gegenteil sagen, daß sie sehr wahrscheinlich, ja sicher ist, weil die Dasturs ohne eine bestimmte Überlieferung wohl ebenso wenig wie wir europäischen Gelehrten

---

1) Der im Namenbuch 89b 494 unrichtig erklärte Name *Euphratas* ist wahrscheinlich zu deuten als *Hu-frāta*, wie *Weh-āδar*, 'dem das heilige Feuer gut oder gnädig ist', von dem untergegangenen, im Armenischen als *hrat* (z. B. Sebeos 24. 5. 92. 12 vom Feuer Āδar Guschnasp) erhaltenen altpers. **frāta* (Namenb. 105a) in Phratagūnē, Phratraphernes.

2) Corpus Inscr. graec. I, 3, 127, Nr. 4199, 2.

3) Photius Bibl. ed. I. Bekker 239a, 13 = C. Müller Fragm. hist. gr. III, 556.

4) Z. B. Phlegon ebenso bei Photius a. a. O. 84a, 17.

auf den Gedanken verfallen wären, hier einen Namen zu finden. Die Stelle des Dīnkart, welche die Überlieferung enthält[1]), zählt die iranischen Dynastien auf, die Pēšdadier, die Kajanier (Achämeniden), die Nachkommen des Hūāfrīt (Parther) und die Sasanier. Diese Aufstellung entspricht freilich nicht der Geschichte, es ist Hūāfrīt nicht der Name des Stammvaters, sondern der eines spätern Königs zwischen Chusrau und Balāš (Vologeses), der in der Liste der Arsakiden bei Tabari[2]) *Bihāfrīd* heißt, ein Name, der mit *Hūāfrīt* nahezu identisch ist, da np. *bih*, altp. *wahu*, die vollere Gestalt von *hu* (skr. *wasu* und *su*) ist, weshalb die Verbesserung B.'s *wahu-āfrīt(ān)* unnötig ist. Auf die Reihenfolge in den Arsakidenlisten ist kein Verlaß, denn schon ehe die des Tabari bekannt war, hat man entdeckt, daß sie aus zwei willkürlich verarbeiteten Reihen von Namen bestehen[3]), und nicht einer der auf Chusrau (Osroës) folgenden, sondern der erste Vologeses (phl. *walkaš*) ist mit *Huwāfrita-Bihāfrīd* gemeint, der von den armenischen Geschichtschreibern *Dareh* (Dareios) genannt wird, derselbe der nach der oft zitierten Stelle desselben Dīnkart[4]) die zarathustrische Religion durch die Sammlung der verzettelten Awestā-Schriften neu belebt hat. Für dieses Einlenken in nationale Bestrebungen spricht auch die Tatsache, daß neben der üblichen Aufschrift seiner Münzen in griechischer Sprache zuerst sein persischer abgekürzter Name Wal(gaš) geprägt steht[5]). Die Priesterschaft hat ihm wahrscheinlich wegen dieses Verdienstes den Beinamen 'der hochgesegnete' beigelegt, unter dem er im heiligen Buch erscheint. Die Jascht der Anāhita zählt Könige, Helden und Weise der Vorzeit auf, denen sie zu Sieg und Erfolg verholfen hat. Die stehende Wendung ist hierbei: 'es verehrte sie N. N. und bat um Gnadengabe': 'gib mir, Anāhita, daß ich dies und das erlange'. Zuerst werden 16 vorzarathustrische Pēšdādier (*Paoirjōṭkaēša*) genannt, woran sich ein Lobpreis der Anāhita anschließt; es folgen die zur Zeit Zarathustras und Wistāspas lebenden, und ein abermaliges Loblied auf die Göttin. Dann tritt Huwāfrita selbst auf und spricht in der ersten Person: 'Jene Gnadengabe erflehe ich, o Anāhita, daß ich H(u)wāfrita große Reiche ersiege' usw. Wäre hier nicht ein Personenname genannt, so würde man nicht wissen, wer der 'ich' ist; der Dastur, welcher die Jascht zur Zeit des Vologeses I (51—77) gedichtet hat, läßt seinen König selbst sprechen. Vologeses war einer der größten Herrscher der Parther, der durch Siege über die Römer und Ausdehnung des parthischen Einflusses über Medien, Armenien und andre Länder seine Regierung mit großem Ruhm bedeckt hat. Er war der Zeitgenosse nicht nur, sondern auch der Bundesgenosse des Nero[6]), von dem geglaubt ward, daß er nicht gestorben, sondern in

---

1) The Dinkard by Peshotan D. Behramjee Sanjana Bd. VI. p. 283. 2 v. u., Übers. S. 376.

2) S. diese Liste im Iran. Namenb. 413. Kārnāmak-i Artakhshīr by Edalji Kersāspji Āntiā. Bomb. 1900, p. 5.

3) s. A. v. Gutschmid, ZDMG. 15, 687. Blau das. 18, 686.

4) The Dinkard vol. IX, p. 456, § 16 *Warḫaš-i Ašakānān*, pāzend falsch transskrib. *wa rāsī-i Aškānān* p. 571; vgl. West, Sacred Books 32. 413. Geldner, Grundriß II, 33.

5) Percy Gardner The Parthian coinage. Lond. 1877. 50. 51. Pl. V. Nr. 30.

6) Sueton. Nero c. 57. Tacit. Ann. 15, 24. 28.

den Orient entflohen sei, von wo er von dem Parther und den übrigen morgenländischen Fürsten, die sich auf *Armagedōn* (Apokal. 16, 16, d. i. Berg (*har*) von Megiddo [1]), ein berühmtes Schlachtfeld; 'Berg' statt 'Ebene' wegen des Orakels des Ezechiel 38, 8, 21, 39, 2, 4) versammeln, zur Zerstörung Roms zurückgeleitet werden wird [2].) Ein andrer Herrscher, der um die Pahlawi-Literatur große Verdienste hat, ist ebenfalls in der religiösen Literatur, nicht zwar im Awestā selbst, sondern in dem in Pahlawi (Pazend) verfaßten Āfrīn-i Rapitan erwähnt [3], nämlich Chusrau I, Sohn des Kawāt, der 531—579 regierte und den Beinamen *Anōšak-ruwān* (dessen Seele unsterblich sei) vielleicht den Magiern verdankte.

Der 2. Fargard des Wendidad erzählt die beiden Sagen von der Herrschaft Jima's über die Erde, die für die zunehmende Fülle ihrer Bewohner dreimal auf wunderbare Weise erweitert werden muß, und von der Erbauung einer Burg, in welcher Menschen und Tiere vor der großen Flut Schutz finden. Beide Erzählungen sind ursprünglich selbständig gewesen, wie daraus hervorgeht, daß die Burg nicht alle Wesen umfassen konnte, welche die dreimal erweiterte Erde trug.

Wie aus Geldners Ausgabe ersichtlich ist, besteht der Fargard aus einer Anzahl alter metrischer Stücke, denen die Zusammensteller in später Zeit vervollständigende Sätze, besonders umfangreich vom 15.—19. Abschnitt an, hinzugefügt haben. In der zweiten Sage sind Verse sehr selten erhalten. Die Sprache ist vielfach unrichtig gehandhabt, sogar in den Versen, z. B.: *awi ahūm astwañtem | ağem zimō ġañheñtu* (22) 'zu der Welt der lebenden Wesen sollen die Übel des Winters kommen', wo *ağa* oder *ġañhatu* stehn müßte. B. 47 bezieht unrichtig *ağem* auf *ahūm* und übersetzt 'über die böse Menschheit sollen die Winter kommen'. Dieses Überschreiten der Zeile ist in solchen kurzen Versen nicht üblich, und, was wichtiger ist, es würde bei dieser Übersetzung die Flut infolge einer außerordentlichen Schneeschmelze (24) als Strafe für Sünden anzusehen sein, was nicht zulässig ist, weil Gott ja die Menschen vor der Flut schützt, und der Winter von den Teufeln gemacht ist (*daēwō-dātā*), die sich freuen müssen, wenn die Welt schlecht ist. Genau ebenso unrichtig: *jōi heñti dahštem* (29, 37), qui sunt signum, statt *jaṭ asti d°* oder *jā heñti dahšta*.

Zu der Erweiterung der Erde erhält Jima von Gott zwei Geräte: *suwrãm zaranaēnīm aštrãm-ća zaranjō-paēsīm* [4]). Beide sind golden (der Stecken wohl mit goldnem Griff versehen), als von Gott geschenkt, und Jima handhabt sie symbolisch, wie es vom Priester bei kirchlichen Bräuchen geschieht, und das Gebet an *Ārmati*, die Erde auseinandergehen zu lassen, begleitet die Handlung.

Über die Bedeutung der Geräte sind die Gelehrten nicht einig, selbst die Überlieferung ist, wie Spiegels Commentar 1, 53 zeigt, unsicher. Für *aštra* steht die Bedeutung als Stecken oder Gerte zum Antreiben des

---

1) Der Name ist im Griechischen mit Spir. lenis vor a, in der syr. Peschitha mit Aleph geschrieben, wie *Arākadri*.

2) S. die biblischen Handbücher von Riehm, Guthe, und Hausrath in Schenkels Bibel-Lexikon 1, 153. Mommsen, Röm. Gesch. 5, 339.

3) Kleukers Zendawesta 2, 143.

4) Durch Umstellung in *aštrãm z°* und *suwrãm-ća z°* würde man ein Distichon erhalten.

Viehs fest, auch im Wēda ist *aštrā* das Attribut des Ackergottes Pūšan. Durch Befestigung eines Riemens an den Stecken entsteht die Geisel (ein Wort, welches ursprünglich Stecken bedeutet), die genauer durch Roßgeisel, *aspahē aštra*, bezeichnet wird, und welche knallt (Jt. 10, 113). Das got. *gazd-s* (nhd. *Gerte*) übersetzt das griech. κέντρον 'Stachel' (des Todes, 1. Kor. 15, 55. 56), und *hnuþo* (Knute) steht für σκόλοψ 'Pfahl' (im Fleisch 2. Kor. 12, 7); bei Zeuß-Ebel S. 1062 steht *virgae, gerthi* unter altkymrischen Ackerbauwörtern, und welsh *garthon* ist die Gerte zum Treiben der Ochsen. Jima empfängt die Aštra nicht als Hoheitszeichen, als Herrschaftsstab; denn den würde er doch beim Antritt seiner Herrschaft bereits erhalten haben, sondern, wie die Sage zeigt, er soll mit dem Stecken über die Schollen streichen, welche die *Suvra* aufwirft. Diese kann nicht ein Pfeil sein, wie Bartholomae annimmt [1]. Grammatisch hat diese Bedeutung keine Stütze, denn das ganz vereinzelte *surb* 'Pfeil' in der Pāmirmundart Schighni ist nicht das med. *suƀra*, sondern, wie Tomaschek bemerkt hat, das med. *srū* oder *sr^uva*, pahl. *srūb* (*b* ist nur verstärktes *v*), np. *s^urū*, *s^erū*, kurd. *st^uru* 'Horn', welches nach dem gewöhnlichen Verfahren der Sprache, Geräte nach dem Stoff, aus dem sie verfertigt sind, zu benennen, für den Hornschaft des Pfeils und für diesen selbst gilt [2]. Auch im Awestā (Jt. 10, 129) haben die mit Geierfedern besteckten Pfeile des Mithra Schäfte von Horn, wohl nur mit Horn oder Elfenbein (Juba bei Plinius 8, 3, 4 nannte ebenso wie Martial 1, 3, 4 das Elfenbein *cornu*) eingelegte, *sr^uvī-sti*, wie das Handbuch der Zendspr. 308b gibt und Geiger ZDMG. 37, 130 gebilligt hat, aber nicht Widerhaken von Horn, wie B. 1650 erklärt, denn solche würden doch von Bronze oder Eisen sein; und goldne Mäuler, *zaranjō-zafar*, nicht goldne Spitzen, B. 1680, denn auch diese müssen von härterm Metall sein, sondern sie haben eine von goldner Zwinge gefaßte Kerbe, womit sie auf der Sehne sitzen, sie gleichsam ins Maul nehmen: denn der Ausdruck für diese Kerbe ist np. *dahan*, *dahān* (Mund) [3], med. *zafan* [4]. Eine von Geldner eingeklammerte Glosse *asti jā a(ja)nhaęna sparega* bedeutet: es gibt auch eiserne Widerhaken.

Auch die Bedeutung 'Ring' für *suvra* (*suƀra*), wie Spiegel [5]) und andre wollten, weil die Pahl. Übers. irrig *sūrāḳōmant* 'mit Loch (Löchern) versehen, durchlocht' hat, ist für ein Gerät, die Erde aufzuwühlen, nicht geeignet; zudem kann das np. *sūfār* nicht herangezogen werden; denn es ist nicht Loch, noch weniger Ring, sondern Nadelöhr, wie in *hamī*

---

1) B. 1583 und schon ZDMG. 46, 294. 295, wo Tomaschek Unrecht geschieht, wenn ihm die Hinweisung auf *surb* (Blei) für schighni *surb* (Pfeil) vorgeworfen wird. Es ist vielmehr in der ausgezeichneten Arbeit Tomascheks in den Wiener akad. Sitzungsber. XCVI, S. 801 (69 bes. Abdr.) *s^urū* 'Horn' zuerst, und nur wegen der Ähnlichkeit auch *surb* 'Blei' angeführt.

2) Np. *taḫš* 'Pfeil' ist τόξον 'Bogen', eigentl. *taxus* 'die Eibe', von deren Holz auch die Germanen ihre Bogen verfertigten: np. *tīr-i ḫadang* 'Pfeil von Weißpappel', Fird. 188, 1067, auch nur *ḫadang* das. 603, 1465; ebenso *tīr-i gaz* 'Tamariskenpfeil', das. 1711, 3778, nur *gaz* 1712, 3788 (arab. *ṭarfā'* bei al- Tha'ālibī Hist. des rois des Perses, publ. et trad. par Zotenberg S. 368, 6. 372, 6).

3) Vullers Lex. 1, 944a. 2, 350b.

4) Bartholomae Grundr. 102. B. 1657.

5) ZDMG. 38, 498.

kašīd-aš rištah dar sūfār 'zog den Faden durchs Öhr'[1]; *sūzan-i sūfār šikastah* 'eine Nadel mit zerbrochenem Öhr'[2], oder die sonst *dahān* genannte Pfeilkerbe, z. B. Fird. 950, 1408 (bei Vullers angeführt): "als (des Pfeiles) Kerbe (beim Anziehen der Sehne) bis an die Fläche des Ohres kam".

Die Bedeutung 'Pflug', die Kawasji Edalji Kanga (Diction. 528 b) richtig gibt, hatte bereits Westergaard aus sachlichen, nicht etymologischen Gründen erkannt, und eine Etymologie oder ein verwandtes Wort in andern Sprachen wird es kaum geben, denn das np. *supār* 'die Pflugschar', in der Jidghah-Sprache *spūr* (Tomaschek 70), skr. *phāla*, ist lautlich verschieden, nur das ebenfalls 'Schar' bedeutende np. *sūl* und *saulī* (*sawlī*) (bei Vullers ohne Belege) könnte auf eine ältere Form *suwl(a)* mit *w* für *v* (*b*) zurückgehen, und auch np. *sawīd* und *sawīdaš* 'Schar', mit einem d-Affix gebildet, verwandt sein. Wahrscheinlich enthält np. *suftan* 'durchbohren', Präs. *sumbad*, die Wurzel für *suvra* (*subra*) 'das die Erde durchwühlende Gerät'. Diese Wurzel ist nicht *sup* (*sump*), sondern *sub* (arisch *śubh* und *śvabh*), deren *b* in *f* übergeht vor stimmlosem *t*, wie *ā-šūbad*, *ā-šuftan*, skr. *kšubh*, oder *guftan*, Präs. *gūjad* statt **gūbad*, altp. *gaubatij*, wahrscheinlich umgebildet nach *ǵūjad* 'sucht' von *ǵud*. Zu der Wurzel *sub* gehört nicht skr. *kūpa* 'Höhle', κύπη (Grundriß 72), sondern skr. *śvábhra* 'Erdspalte, Loch, Grube', *śvabhravant* 'löcherich' (vom Boden), mit *subra* fast gleich, aber in verschiedener Wendung der Bedeutung.

Jima betet zu Ārmaiti: "aus Liebe (zu Mensch und Tier), heilige Ārmaiti, geh fort (werde weiter und größer; sie ist zugleich die Erde und deren Genius, wie Haoma die Pflanze und der in ihr verborgene Gott), bücke dich zum Tragen (der Geschöpfe, wie die Menschen sich bücken, wenn sie eine Last auf den Rücken nehmen)". Der Pflug wirft beim Ziehen der Furchen Schollen nach beiden Seiten, deren Anhäufung die Erdmasse zu vermehren scheint, und diese soll Jima mit dem Stecken bestreichen und glatt machen, *sifa* (richtig bei B. 1548), wie mit der Zauberfeder des Vogels Wāreñgana der Körper glatt gestrichen und gefeit wird gegen Feinde (Jt. 14, 35)[3].

Diese mit dem Pflug und Stecken bewirkte Vergrößerung der Erde erinnert an die Erzählung zu Anfang der Snorra Edda (ed. Rafn 1, 30; Grimm Mythol. 288), wie Gefiun, eine Meergöttin (alts. *geban*, ags. *geofon* 'Meer') mit einem Pflug (*plóg-r*), den vier Ochsen aus Jotunheim zogen, ein großes Land in Sviþiod (Schweden) lospflügte und westwärts ins Meer versetzte, wo es seitdem die Insel Selund bildet.

Die Sprache des zweiten Abschnittes (20 bis Schluß), in dem die Geschichte von der Flut und dem Ort der Seligen erzählt wird, ist mehrfach inkorrekt und voll ermüdender Wiederholungen. So ist zu Anfang gesagt, Ahuramazdā und Jima hätten Genien und Menschen zu einer Versammlung berufen, während das Richtige ist, daß der Gott die Versammlung veranstaltet, zu der auch Jima und die Seinen Zutritt finden. Es wird verkündigt, daß ein strenger Winter mit ellentiefem Schnee kommen werde: *aredujå* 'eine Ardwi oder Witasti tief', genau: 10 Finger (eine Spanne) und 2 Finger, wie die Pahl. Übers. lehrt, die jenes Wort mit *čand*

---

1) Vullers 2, 350 b.

2) Abdu 'l-ḳādirī Lex. Schahn. ed. Salemann 127, 15.

3) Für *sif* vgl. einige rätselhafte Wörter im Petersb. Skr. Wtb. 7, 187, welche eine Wurzel *śip* in der Bedeutung kahl oder glatt enthalten.

īrat 'wie eine Elle' übersetzt: dies Wort, np. *ārat* (*ārang*), skr. *aratní* (B. 1021) übersetzt sonst med. *frārāþni* 'Elle' zu 2 Witasti [1]). B. 963 übersetzt 'bis zu den Tiefen, wie sie die Ardwi hat', der mythische Strom, von dem in der kirchlichen Geographie alle Flüsse der Erde ausgehen, den aber niemand gesehen hat. Jima soll daher eine Burg (*wara* 'Wehr') von Backstein (wie 31 beschrieben wird) oder einen Bezirk mit einem großen Gebäude und reichlichen Gefilden mit Wasserleitungen anlegen. Der Satz *api-ka tem warem mareza*, 30 (38) B. 766, Z. 10, dürfte richtiger zu übersetzen sein: "'Feg' ab die Burg" (laß sie blinken in glänzenden Ziegeln und Metall, wie es bei den Königsburgen der Assyrer und Achaemeniden geschah, man vgl. die zahlreichen Belege dieses Gebrauchs im Indischen unter *marǵ* im Petersb. WB. und den Ausdruck *dhawalagr̥ha* 'das weiße Haus, Palast' und *sāudha* 'Palast', von *sudhā* Stucco); dies ist ein Vers von 8 Silben, und es folgt die Prosa, die zum Überfluß hinzufügt: 'Tor, Fenster' (im Singular, *raokana* ist np. *rōzan* 'Fenster' Handbuch 251a, Horn Grundriß 1, 2. 168), 'welches gut leuchtet' (gebildet wie *hwāsaoka* 'guten Vorteil bringend') 'nach Innen (scil. mache)'. In den Bezirk soll er Menschen, Tiere und Pflanzen bringen, um sie vor der durch die Schneeschmelze verursachten Flut zu retten; und alles soll von bester Art sein, bis daß die Menschen sich selig fühlen: *aętę narō ware-fšwa anhen* (28. 36). Dann folgt die früher besprochene Stelle (S. 5), und Jima soll *airi-ka tę warefšwa suwrja zaranaenja* (scil. *upa-bara*) 'hinzu (zur Burg bringen) die Seligen mit dem goldnen Pfluge' (30); später *hō* statt *tę*, 'er (Jima, brachte sie) die Seligen herbei' [2]). Jima läßt sie hinter seinem goldnen Pflug gehen, dem Gerät und Symbol des Ackerbaus, der auch in den Gefilden des Wara betrieben wird, wie in den elysischen Feldern der Ägypter. Man darf vielleicht an der Echtheit des letzten Satzes zweifeln, da die Suvra, womit das Wunder der ersten Sage vollbracht war, in der zweiten nicht vonnöten ist. Bartholomae, der *warefšwa* bereits in der ZDMG. 46, 295 behandelt hat, nimmt zwei *warefšwa* an, indem er 30 und 38 übersetzt: "zeichne die Brücken mit dem Bild des goldnen Pfeiles"; er nimmt *airi warefšwa* als Imperativ med. eines Zeitworts *warep*, wovon skr. *wárpas* und *rūpa* (aus *wr̥pa*) stammen [3]), wozu er auch S. 976 *fraorepa* 'Berg' zieht, was man mit ῥίπτω, got. *wairpan*, sächs. *warf* 'aufgeworfener Hügel' zusammenstellen möchte, wenn das deutsche Wort nicht zum russ. *weržu*, *wergaju* 'ich werfe' gehörte, und wovon doch die Bedeutung 'zeichnen (signieren)' weit abliegt. Das *warefšwa* 28. 39 soll dagegen nach jenem Imperativ verzerrt sein aus *warešwa*, dem echten Lokativ von *ware*. Dieser Vorgang, daß in demselben Stücke zwei ganz gleiche Wörter ganz verschiedenen Ursprungs sein sollen, ist weder wahrscheinlich, noch hat er irgend einen Anhalt in der Überlieferung: die Phl.-Übers. hat an allen Stellen "die Männer, welche den War bewohnen", *martān* (uzwär. *gabnā-ān*) *warmānašn-ān* [4]), indem sie vielleicht in *šwa* eine Bildung aus *šu* 'gehen' fand.

1) So hat Darmesteter richtig erklärt: Sacred books 4, 16.

2) Sowohl *tę* als *warefšwa* ist (wahrscheinlich nach 28. 36) Nom. Plur. statt des Akkus., wie nicht selten in den spätern Stücken.

3) S. P. v. Bradke ZDMG. 40, 351. Brugmann[2] 1, 473.

4) S. 15, 3. 21. 17, 3 usw. in Spiegels Ausgabe der Pehl.-Übers.; Anquetil erklärt *warefšwa* mit: der War reich an Segen (*fšu*), Kleuker Zend-Avesta 2, 307.

'die in den Wara gegangnen'. Es kommt hinzu, daß B. 1363 das Wort als *war* ansetzt und als Mask. bezeichnet, während die einsilbigen Substantiva Neutra (wie *hwar*ᵉ) oder Fem. (wie *gar*ᵉ) sind; *wara* Mask. (*fem warem*) müßte im Lok. *waraęšwa* haben. Es ist vielmehr *ware-fšwa* ein Kompositum mit *war*ᵉ 'Wunsch', gebildet wie *gar*ᵉ 'Lobpreis', *sar*ᵉ 'Vereinigung', *hwar*ᵉ 'Sonne'; dies *war*ᵉ 'Wunsch' findet die Pehl.-Übers. J. 30. 2b in *āwarenā*, freilich mit Unrecht, aber sie verbürgt doch die Existenz des Wortes. Das zweite Wort ist *fšwa*, von *fšu* abgeleitet wie in *kamna-fšwa*; die andern Komposita haben das Affix *a* nicht; sie sind im Handbuch 206, bei Bartholomae in dem S. 1914 beginnenden Verzeichnis aller Wörter nach den Endbuchstaben S. 1941b. 1950. 38. 1955b. 1975b verzeichnet. In allen diesen Wörtern übersetzt B. *fšu* (aus *pasu*) mit 'Vieh'; doch ist bekannt, daß diese Bedeutung in die von Reichtum und Wohlfahrt übergeht, und so wird J. 46. 2 *kamna-fšwa* 'geringes Gut oder Besitz' übersetzt; phl. *hwāstak*, Nerios. skr. *wibhūti* 'Fülle, Glück', und *fšumañt* J. 58. 4, eigentl. 'Vieh besitzend' durch *wṛddhimant* 'wohlhabend, glücklich' erklärt. Vieh und Reichtum wird durch dasselbe Wort ausgedrückt, da vor der Verbreitung des Geldes Naturalien getauscht wurden. Der Lohn des Seelsorgers und Arztes bestand in alter Zeit aus Tieren oder Hausrat, wie der 14. Fargard veranschaulicht. In der gotischen Bibel bedeutet *faihu* niemals Vieh, sondern Vermögen, Geld, ags. *feoh* ist Erbgut (engl. *fee*), lat. *pecunia* kommt von *pecu* (med. *fšu*), unser 'Schatz' bedeutet im Gotischen Geldstück, *skattja* den Wechsler und die Bank, *skotŭ* ist russ. Vieh, altsl. Vieh und Geld, russ. *skotnitza* ist Viehmagd, kleinr. Schatzkammer [1]; got. *faihu-praihns* ist Reichtum, *faihu-geiga* φιλαργυρία. Ein andrer med. Ausdruck für 'reich' ist *raęwañt*, welches weniger auf den Besitz als auf die reiche Erscheinung sich bezieht und für Könige, Fürsten, auch Berge, Flüsse und Tiere gebraucht wird. Im Gotischen wird μακάριος 'selig' durch *audags* übersetzt, von *aud*, ahd. *ōt* 'der Besitz'; die Reichen sind glücklich und selig, ja göttlich (lat. *dives*, russ. *bogačĭ*), und die Perser halten den Reichtum für ein großes Glück, weil man damit gute Werke verrichten kann, aber Armut leicht zu Sünde und Schande führt. Man darf demnach dem *warefšwa* die Bedeutung 'Wunsch-Reichtum, Fülle des Erwünschten, die Seligkeit besitzend' beilegen. In den Sätzen, wo das Wort sich findet, steht es im Nominativ Plur. 28. 36, und danach auch 30. 38, wo der Akkusativ stehen müßte, was bei der Vernachlässigung der Grammatik nicht wundern darf, zumal auch sonst in den jüngern Schriften oft der Nominativ für andre Kasus steht, vgl. z. B. *aęsma* als Akk. Pl., sogar *aęsmō* statt *aęsmą*, B. 27.

Am Schluß des Fargard, der noch später hinzugesetzt zu sein scheint, heißt es, daß die Burg ihr Licht empfange von den ewigen Lichtern Sonne, Mond und Sternen oben am Himmel, und von den vergänglichen unten, welche die Menschen anzünden, aber jene gehen den Seligen nur einmal des Jahres auf und unter, sodaß ihnen das Jahr wie ein Tag erscheint, und alle 400 Jahre wird ihnen ein Kinderpaar geboren *aętaęšwa warefšwa, jō Jimō kerenaot* (39. 42), was offenbar heißen soll: in den Waras, welche (*jō* ist Nom. Sing. Mask.) Jima gemacht hatte. Der Wara ist nur Einer, die richtige Auffassung ist demnach dem Schreiber dieser letzten Sätze nicht mehr bekannt gewesen, und er hat sich nur an die Silbe *ware* gehalten, in welcher er irrig das Wort für den Bezirk sah.

1) Vgl. Schrader Reallexikon 281. 282.

Jasna 29, 3, welches außer Spiegel, de Harlez, Mills usw. auch Roth ZDMG. 25, 8 übersetzt hat, gibt Bartholomae nach seinen Arischen Forschungen 2 (1886) und den verschiednen Stellen des Altir. Wtb.'s wieder: "Ihm antwortete Ascha[1]: es gibt für das Rind keinen leidlosen Helfer: jene dort können es eben nicht begreifen, wie recht handelnde gegen die geringen verfahren. Der seienden stärkster ist der, dem ich zu Hülfe komme, wenn er ruft."

Die Seele des Rindes beklagt sich über die Leiden, welche sie von bösen, dem Landbau feindlichen Ungläubigen zu erdulden habe. Der 'Bildner des Rindes', ein Wesen wie der Demiurg der Gnostiker, tritt als ihr Anwalt vor die Himmlischen, welche ihn auf ihre Absicht hinweisen, einen Schützer auf die Erde zu senden, den es bis jetzt noch nicht gegeben habe und den nur sie kennen, weil sein Geist (Frawaschi) vor der irdischen Geburt in der Welt der Unsterblichen weilt; erst Zarathustra ist's, der den Landbau und die Kultur unter den Schutz der neuen Religion stellt. Die Seele des Rindes antwortet beruhigt, jener Schützer werde gewiß die Macht haben, ihr Anliegen und die Absichten Gottes zu erfüllen.

Das Wort *sareǵā* leitet B. 1566 von einer idg. 'Basis' *χalg-* (*k̂helgᵘ*) ab, wozu got. *hilpan* gehöre. Vielmehr ist dieses Wort zusammengesetzt wie *kamereδa-ǵa* (Nomin.), *hazaꝺhra-ǵa*, *aęwō-ǵa*, *wereþraǵa* (-*ǵå*, *ǵā*) u. aa. aus *ǵan* 'tötend, schlagend' und *sarᵉ* 'das Böse, injuria, was die Sünder zufügen', altp. *saraᵃ* (Abl. Gen. von *sᵃr*, wie *þᵃrdₐ* von *þᵃrd*, Beh. 4, 4); die Bedeutung dieses Wortes ist ähnlich der von *gᵃstā* und *arᵘikᵃ*, welche durch dasselbe babyl. *bīši* (sus. *mušnika*) übersetzt werden. Der Schützer heißt also 'der Böses schlagende'.

In der zweiten Zeile ist *ādrēñg* nicht das von Roth unter Mißbilligung von Spiegel[2]) vorgeschlagne und von B. 322 ebenfalls verglichne skr. *ādhrá*, dessen Bedeutung nicht zu dem Gedankengang paßt, sondern gehört zu *ā-dereǰeitē*, skr. *ā-drijatē* 'er beachtet' in einem Fragment bei B. 689, und zu *a-derᵉtō-ṭkaęša* 'den Lehrer nicht achtend', B. 60: die Bedeutung würde demnach sein: Achthaben, Absicht, Ziel; letztres ist sogar lautlich verwandt, indem *derᵉǰęitę* dem ags. *tiljan*, got. *ga-tilon* 'erlangen', *til-s* 'schicklich' entspricht. Hiermit stimmt auch die Übersetzung von Mills: how the lofty ones move their plans[3]).

Kereduš kann nicht dasselbe sein wie skr. *k̂hardíš* 'Schutz', got. *skildus*[4]). Den Wechsel von *k* und *k̂*(*h*), skr. *ś* und *k̂h*, kann man nur in ganz sichern Fällen wie lit. *akmen-* und skr. *áśman-* anerkennen, nicht um ein dunkles Wort zu erklären. Im vorhergehenden Liede findet sich in ähnlicher Verwendung *rafeδrāi*, 'zum Beistand', nach der Trad. *rāmišn* 'Freude, Vergnügen'. Der Zusammenhang empfiehlt die Bedeutung 'Nutzen', was auf gr. κέρδος, 'Nutzen, Gewinn, auch Klugheit', führt (*er* die betonte, *erᵉ* die schwache Wurzelgestalt, *uš* neben *os* wie *ǵanuš* neben γένος). Wenn die Grundbedeutung von κέρδος 'Klugheit' wäre (wie in κερδώ 'Fuchs', κερδοσύνη), wofür auch das ir. *cerd* 'Kunst, Handwerk' spräche, so würde der Sinn sein: mit Klugheit, weise handle ich, wenn ich mich an euch

1) *ašā* statt des Nomin. *ašem*, wie B. 230, 10. 24. 231, 9. 233 2 u. 1 v. u. nachweist. Vgl. Bartholomae, d. Gathas. Straßb. 1905, 6.

2) ZDMG. 25, 316.

3) The Gathas of Zarathushtra. Leipz. 1900, S. 22.

4) Worüber Schrader, Reallexikon 721.

wende. Der Einwurf, daß κέρδος ein *k̂*, arisch *s* voraussetze, weil seine Bedeutung 'Klugheit' vom 'Herz' als Sitz des Verstandes ausgehe, und daher dem skr. *śrad* in *śrad-dhā*, med. *zrazdā* entspreche, ist deshalb nicht von Gewicht, weil diese Zusammenstellung von Schrader, der sie zuerst ausgesprochen hat, jetzt [1] mit einem leisen Zweifel wiederholt ist. Man könnte geneigt sein, κέρδος an skr. *krátu*, med. *χratu*, 'Ratschluß, Verstand', anzuschließen, in welchem Falle das *d* in *krd* determinativ an skr. *kar*, *kakarmi* angetreten wäre. Jenes *śrad* hat vielmehr die Bedeutung 'Vertrauen, Glaube', und gehört zu derselben Wurzel wie *śaraṇá*, *śárman* 'Obdach, Schutz, Zuflucht', die auch mit *śri*, *śrájati*, im medium 'sich anlehnen, um Hilfe angehen', gr. κλίνω verwandt ist. Sie hat also mit 'Herz' nichts zu tun, das med. *zrazdā* hat nur seinen Anlaut volkstümlich an *zareδa* Herz angeschlossen, B. 1702.

Die Strophe wäre daher zu übersetzen: „ihm antwortete Ascha: (noch) ist nicht ein Schützer ohne Anfeindung (durch Boese) für das Rind; du vermagst nicht zu wissen, durch welchen von jenen (von den Himmlischen für ihr Vorhaben ausersehenen) zu ihrer Absicht gelangen die Gerechten (stets nach Gerechtigkeit verfahrenden). Unter den Wesen (spricht die Seele) ist er der stärkste (wie ich fest vertraue) — er ist's, zu dem ich mich mit Anrufungen erfolgreich wende".

Mit der kurzen Besprechung einiger beliebig entnommenen Wörter möge dieser Aufsatz über das Bartholomae'sche Werk, worin über alle Fragen der Grammatik und Etymologie des Altiranischen unmittelbar Antwort gegeben wird, und dessen Bedeutung durch die Mitteilung abweichender Auffassungen nicht verringert werden soll, schließen.

Das Überschreiten der großen Ströme Mesopotamiens geschieht von den ältesten Zeiten bis heute auf dreierlei Weise, wie für das Altertum auf den Reliefbildern assyrischer Bildhauer, für die Neuzeit auf den Abbildungen in Reisebeschreibungen veranschaulicht wird. Die Perser des Dareios machten es wie die Assyrer. Man schwamm, von luftgefüllten Schläuchen unterstützt, hinüber, oder man zimmerte Flöße (Pontons), die hauptsächlich als Fähren an den Übergangsstellen der Heerstraßen dienten und auch Rosse und Kameele überführten; auch an diese Fahrzeuge befestigt man viele Schläuche [2]). Auf der großen Straße von Susa nach Sardes mußten die Heere auf solchen Fähren übergesetzt werden, denn es gab keine stehende Brücken. Die Bezeichnungen für 'Brücke' gehen von der Furt zum Durchwaten, von dem Holzsteg, bisweilen über Stricke gelegt, oder vom Damm (γέφυρα) aus [3]). Die Hithiten in Kappadokien haben zuerst eine Steinbrücke über den Halys erbaut, welche mit Brückenköpfen bewehrt war und als Wunderwerk galt [4]). Die Armenier, die aus Phrygien, also über den Halys in ihr Land gewandert sind, nennen die

---

1) Schrader Reallexikon 470.

2) Leonharti Rauwolfen . . beschreibung der Raiß etc. Augsb. 1583. 163. 240. Von den zahlreichen Abbildungen möge nur auf Ker Porter, Travels 2, 259. Chesney, Exped. to the river Euphrates 1, 57. 2, 636. Dieulafoy, A Suse 169. 178. 181 usw. verwiesen werden. Xenophon (Anab. 2, 4, 28) erwähnt Flöße aus Häuten, und der Periplus des erythr. Meeres (ed. B. Fabricius 64) σχεδίαι δερματίναι ἐξ ἀσκῶν.

3) Schrader Reallexikon 114.

4) Herodot 1, 75. 5, 52.

Brücke *kamourj*. Dies ist nicht das griech. γέφυρα, sondern das von **kamen* (ruß. *kamy*, lit. *akmū̃*) 'Stein', abgeleitete gr. καμάρα 'Gewölbe', lat. *camara* (u. a. auch Brücke oder Verdeck des Schiffes und Schiff mit Verdeck), iran. *kamara* 'Gürtel', np. *kamar* 'Stein, Fels, Körpermitte, Gürtel'; ein osetisches Rätsel [1]) vergleicht den Gürtel an einem langen Menschen mit der Brücke (*hid*, med. *haetu*) über ein Gewässer. Auch Schiffe mit Segeln gab es schon seit alter Zeit von verschiedener Größe und Gestalt, auch ganz runde von verpichtem Holzgeflecht. Der babylonische Empörer Nidintubēl erwartet den Dareios auf einer Tigrisflottille, *nāvijā* B. 1065; 'die Soldaten müssen auf Schläuchen hinüberschwimmen', *maškāʰuvā*, Loc. plur. von *maškā*, 'unrichtig' *madjakāʰuvā* B. 1116. Jackson [2]) hatte *mjkauva* auf dem Felsen zu erkennen geglaubt, worauf ihm der Unterzeichnete die Vermutung ausgesprochen hatte, daß dennoch *š* statt *j* möglich sein dürfte, worauf der amerikanische Iranist so freundlich war zu schreiben (7. Dez. 1903): 'Your conjecture *maškāʰuvā* ist so brillant, that I am almost tempted to doubt my reading on the rock as *mayakāuvā*, but the *y* did seem quite certain in my notes, for I examined the word with great care. In every case I tried to be as conscientious as possible and to study each mooted word again and again'. — Inzwischen hat Foy in einem wichtigen Aufsatz Z. f. vgl. Spr. 37. 553 [3]) ebenfalls *maškāhuvā* vermutet, und auch Hüsing hatte nach brieflicher Mitteilung vom 1. Okt. 1904 diese Lesung vorgeschlagen. Bei der Schwierigkeit, den betreffenden Charakter auf der verwitterten Stelle zu erkennen — was doch Rawlinson nicht gelungen war — ist also eine Verwechslung des *š* (welches die susische Übersetzung bietet) mit *j* nicht ausgeschlossen, da beide Zeichen aus 3 Keilen bestehen, von denen ein Winkelkeil beiden gemein ist. Das Wort scheint nicht aus dem assyr. *mašku* [4]) entlehnt zu sein, sondern aus der aramäischen emphatischen Form *meškā*, deren *ā* der Perser als weibliche Endung auffaßte und jenen Locativ. fem. bildete [5]). Das Wort findet sich in np. *mašk*, aus welchem das arab. *mask* [6]) und arm. *mašk* [7]) stammen. Das ägyptische hat *mesek*, 'Hesychios' μέσκος· κώδιον καὶ δέρμα (Nikandros), was offenbar aus dem Syrischen stammt. Merkwürdigerweise ist das griech. ἀσκός nach indogermanischem Gesetz

1) Osetische Texte von Tschonkadze und Tsorajef, hrsg. von Schiefner, Petersb. 1868, S. 30, Nr. 2.

2) Journal of the American Orient Soc. XXIV, 1903, 85. 86.

3) Der vom 1. Juli 1901 datiert erst mit Abschluß des Jahrgangs 1904 dem Unterzeichneten bekannt ward.

4) *maš-ku-u* Tierhaut, z. B. im Gilgamiš-Epos bei Jensen in Schraders Keilinschr. Bibl. VI, 1901, Taf. II, 42, S. 138. X, 32, S. 226. XI, 253, S. 248 und Bemerk. S. 401. 515. In den histor. Inschriften oft mit Ideogramm geschrieben, z. B. Inschr. des zerbrochenen Obelisken Tiglatpileser I (um 1000) *elippē* (*mašku*)*taḫ-ši-e* in Schiffen aus Häuten, s. Annals of the Kings of Assyria ed. by Wallis Budge a. King S. 131, 22. 355, 34. 365, 64.

5) Nach Rauwolf S. 133. 239 ist *meska* grobes Zeug von Ziegen oder Elselshaaren für Zeltdecken oder rauhe Gewänder, was in der Bibel *Saḱ* heiße.

6) Dozy Supplément des dict. arabes 592ª: umgekehrt: Fleischer Ber. d. sächs. Ges. d. W. 11. Dez. 1886, S. 183.

7) Hübschmann ZDMG. 46, 244.

aus *mskōs* (mit sog. *m* sonans) formiert [1]). Nicht gehört hieher das russ. *měḫŭ* 'Schlauch', welches de Lagarde zu arm. *mašk* gestellt hat; das *ḫ* ist nicht aus *sk*, sondern aus *s* entstanden, wie die Ableitung *měšokŭ* ('Sack') lehrt; es ist vielmehr lett. *maiss*, 'Sack', ahd. *meisa* ('Kötze, Korb auf dem Rücken'), und gehört zu skr. *mēšá*, 'Widder und dessen Vlies' [2]). Das ferner von de Lagarde als Stammwort bezeichnete arm. *mašel*, das er mit *mactare* zusammenstellte, hat mit *mašk* nichts zu tun, bedeutet auch nicht *mactare*, sondern 'verbrauchen, abnutzen', z. B. *handerdz mašeal* 'ein abgetragenes Kleid', *mašouk* 'Trödelkram'.

Der Ausdruck für das aus Balken gezimmerte Floß scheint altp. *pisa* Beh. 5, 25 zu sein. Aus den nur ganz lückenhaften Worten der Inschrift, von Oppert teilweise ergänzt und übersetzt [3]), geht hervor, daß zur Besiegung des *Skunka*, des Häuptlings der Saka mit Spitzhüten (Z. 23), Dareios auf Flößen (*pisā*, Instrum. des kollektiven Singulars) über das Meer (*draja*) setzt. Das Floß nimmt seine Bezeichnung vom gezimmerten Balken her, wie σχεδία von σχέδη, σχίδη, altn. *beit* (Floß, Háwamál 90) von *biti* (Balken), verschieden von an. *bōtr*, dän. *baad*. Daher würde man eine Etymologie gewinnen, wenn man *pīsā* (wie *Hīduš*, *Wīdafarnā*) läse und es zu πίναξ (für die Schiffsbalken, Odyssee 12, 67) stellte; die Wurzel würde *pik* in starker und schwacher nasalierter Form sein, *pi-na-k* und *pi-n-k*, wie got. *a-na-ks* (ἐξάπινα), skr. *a-ń-ǵasā*, *ma-na-gs* zu *magan*, griech. ποδηνεκής 'bis zu den Füßen reichend' (ein Rock, η-νε-κ) und ἐπηγκενίδες 'Schiffsplanke', τὰ διηνεκῆ ξύλα, η-γ-κ-). Die Wurzel (worüber schon oben S. 107 gesprochen ist) erscheint im indischen *pīśáti* und bedeutet 'zurechtschneiden, gestalten, bilden', *piśīla* 'Gefäß, Napf', *piśitá* 'ausgehauenes, zugerichtetes Fleisch'; dann erst 'schmücken', *pēśalá* 'ποικίλος'. Das Persische hat das Wort besonders für 'Schreiben' verwendet (B. 817), was nicht vom Schmücken, sondern vom Aushauen und Eingraben der Schriften auf Stein ausgeht: γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ 'ritzend auf eine gefaltete Tafel' (Diptychon Il. 6, 169). Das griech. πίναξ 'Brett, Schüssel, Schale' ist selbst wieder in die asiatischen Sprachen gedrungen, z. B. ins Armenische *pnak*, und ins Persische als *ping*, *pingān*, woraus wieder ar. *finǵān* entlehnt ward [4]).

Jaoḫšti, welches nach B. 1229 Fertigkeit, Gewandtheit, Geschick bedeutet, ist nach der Pahl.-Übers. genauer die Fähigkeit zu untersuchen oder zu beobachten. Der Drache Dahāka ist *hazaṅra-jaoḫštiš*, phl. *hazār-waǵōstār* '1000fach lauernd oder aufsuchend' (wo er schädigen kann), in üblem Sinne; doch auch in günstigem Sinne ist Mithra *jaoḫštiwañt*, weil er als Sonnenwesen alles mit seinem Licht erspäht (er ist ein *spas* 'Späher', B. 1614); dann ist dieses auch Beiwort eines verständigen Mädchens. Ein verwandtes häufiges phl. Wort ist *waǵōjišnē* Dīnkart vol. IX, 451, 15. 566, 3, was der gelehrte Herausgeber Peshotan D. Behr. Sanjana mit search, investigation, scrutiny übersetzt. Diese phl. Wörter sind nicht desselben Ursprungs wie das medische Wort, welches, wie B. richtig bemerkt, auf *jug* zurückgeht, welches auch von geistigen Dingen gebraucht wird und

1) Prellwitz Etymol. Wtb. d. gr. Spr. 1892, 35.

2) Petersb. Wtb. Miklosich Etymol. Wtb. 194. Schrader 457.

3) Records of the Past 9, 68.

4) Fleischer a. a. O. 190. Nöldeke Pers. Studien 2, 38. Horn ZDMG. 49, 730; Grundriß 1, 2, 6.

besonders im Indischen mit *manas* oder *kittam* verbunden 'den Geist auf einen Punkt richten' bedeutet. Das phl. Wort ist aber mit np. *ǵūjam* 'ich suche' aus **ǵūðam*, Infin. *ǵus-tan* verwandt. altp. *jud* 'kämpfen' mit demselben Übergang der Bedeutung wie got. *sakan* 'streiten', *sōkjan* 'suchen'. B. 1230 hat das Phl.-Wort unrichtig *ni-čōðišn* gelesen (das phl. Zeichen *n* ist mit *w* und *č* mit *ǵ* identisch) statt *wa* (genau: *wi*) *-ǰōðišn*, später *-ǰōjišn* (nach der Pāzendumschrift). Unrichtig ist auch np. *čust* 'flink' hieher gestellt, welches zu skr. *kud*, *kōdati* und dem deutschen *hetzen* (got. *hwatjan*) gehört und ein Partizipium von einem nicht mehr vorhandenen *čus-tan* aus *čud-tan* ist.

Ein häufiges med. Wort ist *ḫwāþra*, phl. *ḫwārīh*, skr. (Neriosengh) *śubham*, wofür B. 1876 richtig die Bedeutung Wohlbehagen aufgestellt hat, aus der sich die weitern von Leichtigkeit, Glück, Glanz ergeben. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob *āþra* von *an* 'atmen' komme, einer zweisilbigen Wurzel, skr. *ani-ti* 'er atmet', *ani-lá* 'Wind, Luft'. Im Sanskrit gibt es kein *ātra*, wohl aber *antrá-m*, welches aus *antara* 'der innere' verkürzt ist und dem griech. ἔντερον 'Eingeweide' entspricht, und die Dehnstufe *āntrá-m*, griech. ἠτρο-ν 'Bauch' und ἦτορ 'Herz' neben sich hat, wie Fick im Vergleich. Wtb. verzeichnet hat.

Die Namen der Organe im Körper, die Eingeweide, σπλάγχνα, werden auch als Bezeichnungen geistiger Regungen verwendet, wie Zwerchfell für Verstand (φρήν), Herz für Gemüt, Leber für Mut, Liebe und Kummer (pers. und lat.), pers. *tēġ-i ǵigar* 'Degen der Leber', d. i. des Mutes, *ǵigar garm* 'Leber-warm, ein Verliebter'[1]); im Alten Testament, welches uns die morgenländischen Anschauungen besonders geläufig gemacht hat, prüft Gott Herzen und Nieren, Jerem. 11, 20. 20, 12. Psalm 7, 10. Apokal. 2, 23: mein Eingeweide (*mē'a-i*) summt wie die Kinnōr (Zither), und mein Gedärm (*ḳirb-i*) über (die Stadt) Kir hāres, Jes. 16, 11 (vgl. Jerem. 48, 36, wo *lib-i* 'mein Herz'): alle meine Eingeweide (*kāl-ḳirāb-i*, parallel zu *napēš-i* 'meine Seele', eigentl. Hauch, Atem) loben den Namen Jahwehs, Ps. 103, 1; ich will mein Gesetz in ihre Eingeweide geben und in ihr Herz schreiben, Jerem. 31, 33. Merkwürdigerweise wird im Persischen das Gehirn als Sitz eines körperlichen Zustandes aufgefaßt in der vom Kopfweh ausgehenden an den Gast gerichteten Frage: *demāġ-i šumā čāḳ est* 'befindet sich Ihr Gehirn in gutem Zustand[2])?'

Das Wort *ḫwāþra* bezeichnet daher nicht das Atmen in der Hochlandluft[3]), sondern das Wohlbefinden des innern Menschen, dessen er durch die innern Organe des Körpers sich bewußt wird, wie man äußere Tätigkeit im Persischen überaus oft nach der Hand benennt. Im Griechischen ist εὐ-σπλαγχνος bei Hippokrates einer mit gesunden Eingeweiden, später ein Mitleidiger, εὐσπλαγχνία bei Euripides Mut, später Mitleid. Erst aus der ursprünglichen Bedeutung entwickelt sich die von Glück und Glanz: die Berge sind *aša-ḫwāþra* von reinem Glanz (im Sonnenlicht), die Götter bewohnen die Welt des Lichtes und der Seligkeit (*pouru-* und *wīspō-ḫwāþra*).

Das Gegenteil ist *duž-āþra* 'Mißbehagen, Unglück' B. 756, δυσήτωρ, δύσπλαγχνος.

---

1) Vgl. Schrader Reallex. 470.

2) Brugsch Reise der preuß. Gesandtschaft 1, 204.

3) Wir hatten (in Teherān) kaum Luft und Atem geschöpft nach den Mühen der großen Reise durch das iranische Hochland, Brugsch das. 203.

Das Pahlawi-Wort, welches *h̯ᵘāþra* wiedergibt, *h̯ᵘārīh*, ist np. *h̯ᵘārī* (spr. *h̯ārī*), welches aber nicht mit dem med. Wort gleich ist, denn dann müßten wir im Phl. *h̯ᵘāsar*, im Np. *h̯ᵘāhar* finden. Vielmehr entspricht es dem altp. (*huwāra* in (*H*)*uwāra-zmi-š* (Chiwa), med. *H̯ᵘāⁱri-zem* B. 1855. 1878; ohne das Wort *zem* 'Land': *H̯ᵘār* (arab. *al-h̯uwār* Istachri 208, 9), die Stadt östlich von Rai, von welcher die Landschaft Χοαρηνή (Isidor. Char. 13) benannt ist: np. *bar-ō hamak kār-i dušwār h̯ᵘār* (*h̯ār*) 'für ihn jedes schwere Geschäft leicht ist'. Die Bedeutung von **hu-wāra* ist: was sich dem Wunsch oder Belieben gut fügt, angenehm, leicht, zart, z. B. *h̯ᵘār-tan* 'von zartem Körper', und in nachteiliger Bedeutung: gering, verächtlich. Anquetil hörte von seinem Parsilehrer, daß der Name des Landes Chārizm 'lieux délicieux' bedeute [1]).

Hamaspaþmaęδaja ist von B. 1776 unerklärt gelassen, und doch konnten die bisherigen Versuche, eine Etymologie zu gewinnen, leicht auf eine solche führen. *Maęδa* ist das np. *maida* 'feines Weizenmehl', dann aber der Name eines Konfekts oder süßen Brotes von diesem Mehl, Milch und Zucker, auch wohl mit Zutat von Fruchtsaft: daher auch *maida-sālār* 'ein Brotbäcker' [2]). Dieses Wort hatte schon Roth ZDMG. 34, 706 angeführt, ohne es seiner Erklärung zugrunde zu legen. *Hamaspat* [3]) ist insofern nicht ohne Interesse, als es die volle Form des bekannten skr. *śáśwant* ist, welches, wie Roth noch nicht erkannt hatte, für *sa-śwant* (mit Assimilation des *s* an *ś*) steht und dem griech. ἁπαντ- entspricht. Statt *sa*, iran. *ha* steht in dem medischen Wort das vollständige *hama*, skr. *sama*. Das Fest hat also seinen Namen von den süßen Broten, den Draona, welche an den letzten fünf heiligen Tagen des Jahres fortwährend gebacken und gegessen werden [4]).

Die Zusammenstellung von *hamaspat* mit *śáśwat* und die Assimilation des *s* hatte bereits Burnouf im Commentaire sur le Yaçna (1835) S. 332, 333 ausgesprochen: er behält also recht, wenn er übersetzt 'relatif au sacrifice perpétuel', oder etymologisch: 'immerwährende Süßbrote (Lebkuchen) habend'. Wenn man an dieser materiellen Bezeichnung eines heiligen Festes Anstoß nimmt, muß man bedenken, daß nicht nur bei der Schilderung des Lebens der Glücklichen bei Jima, sondern auch des Paradieses selbst süße, wohlriechende Speisen nicht vergessen werden, und daß gerade bei der Feier der Gahanbars ausdrücklich von Essen und Trinken (*taršu h̯šuδra-ka*) die Rede ist, wie auch in der römischen und germanischen Religion das Verzehren von Kuchen (lat. *libum*, deutsch *hlaif*) die wichtigste Handlung ist [5]), daß engl. *solmónath* 'mensis placentarum' bedeutet [6]), und das jüdische Pesach das Fest der süßen Brote,

1) Vullers Lex. lat.-pers. 1, 737.

2) Vullers Lex. pers. 2, 1252 a.

3) *t* ward zu *þ* nach Barthol. Grundriß 1, 182, Nr. 44.

4) Später dauerte dieses Fest der Ahnen 10 Tage, weil man nicht einig werden konnte, ob die 5 letzten Tage des 12. Monats oder die auf ihn folgenden 5 Schalttage gemeint seien, und man daher beide Tageszahlen addiert hat. Richtig ist, daß die seligen Geister zwischen den Jahren an ihren irdischen Aufenthalt zurückkehren, wo der Kreislauf gewissermaßen unterbrochen, das alte 12 × 30 Tage lange Jahr vergangen ist, und der erste Monat des neuen noch nicht begonnen hat.

5) Grimm Mythol. 56 u. oft.

6) Schrader Reallex. 112.

hag ha-mazzōth 2. Mose 23, 15; 3. Mose 23, 6, auch kurz *ha-mazzōth* 'die Kuchen' 2. Mose 12, 17, griech. (ἑορτὴ) τῶν ἀζύμων Marc. 14, 12 genannt wird.

Eine der wichtigsten Stellen der Gāthās, Jasna 30, 3, führt den Dualismus des Guten und Bösen im Bild eines Zwillingspaares uranfänglicher Geister vor, die jeder für sich schaffend wirken, das Gute und Böse (personifiziert) sind, und allen Geschöpfen ihr Wesen aufprägen: alles reine und nützliche ist die Schöpfung des *speñtō* (fördernden oder heiligen), alles unreine und schädliche die Gegenschöpfung des *aṅra maⁱnju* (bösen Geistes); dem Menschen ist die Wahl gelassen, ob er sich von seinem Verstand geleitet zur frommen Schar gesellen oder in Verblendung den Dämonen anhangen will; so heißt es:

"aber im Anfang (der Schöpfung) die beiden Geister, welche als Zwillinge mit eigner Wirksamkeit gehört worden sind (von denen dies offenbart ist) — (sie sind) in Gedanken, Wort und Werk die beiden: das bessere und das böse — zwischen diesen beiden haben die Verständigen recht gewählt (sich recht entschieden), nicht so die Unverständigen".

Die Strophe enthält eine bündige Zusammenfassung der dualistischen Lehre, und in späterer Zeit hat man ihr noch den Satz (Wend. 19, 9): "ich will besiegen den Bösen durch das Wort, wodurch der heilige Geist schuf (als Schöpfer tätig war) in der unbegrenzten Zeit", verbunden und die unbegrenzte Zeit (med. *Zruwan*, np. *zarwān*, Mask.) als ein männliches, vielleicht Zwitterwesen aufgefaßt, aus welchem die beiden Geister entsprungen seien. Sie ist daher in der danach benannten Lehre der *Zarwāñier* 'Zerwaniten' das Urwesen, während sonst, namentlich bei den Gajomarthiern, Gott als ewig und unerschaffen, Ahriman aber als geschaffen galt, oder wie Lactantius berichtet[1], Gott den Logos und den Teufel schuf; wie dies in den oft angeführten persischen und armenischen Darstellungen aus sasanischer Zeit[2]) und in Schahrastānis († 1153) Werk über die Religionsparteien[3]) ersichtlich ist.

Das schwierigste Wort der Strophe *ḫᵛafĕnā*, welches 'mit eigner Wirksamkeit' wiedergegeben ist, hält B. 1863 für dasselbe wie *ḫᵛafna*, 'Schlaf' (skr. *swápna*, gr. ὕπνος, lat. *somnus*, alts. *sueƀan*), und übersetzt: "die sich durch ein Traumgesicht offenbarten (S. 1292)". Diese Übersetzung streitet gegen die Überlieferung, welche *ḫᵛafna* sonst stets durch *ḫᵛāp* (Schlaf) wiedergibt, hier aber ein ganz anderes Wort sieht, das sie mit dem Ideogramm für *ḫwad*, 'selbst', schreibt (Nerios. *swajam*). Diese Übersetzung gibt freilich nur den ersten Bestandteil *ḫwa* des medischen Wortes wieder, aber es folgt ihr noch eine Glosse: 'nemlich sie sprachen

1) S. Franz Cumont Mithra 1, 139, n. 8.

2) Spiegel Traditionelle Literatur 2, 161. Elischē, der das Religionsedikt des Mihr-Nerseh, ao. 451, mit der Darstellung des damals herrschenden Zarwānismus aufbewahrt hat (übers. Saint-Martin Mém. sur l'Arménie 2, 472. Langlois Collection d'histor. armén. 2, 190b) und dessen ersten Abschnitt auch Eznik in seiner Widerlegung der Ketzer gibt (siehe Wilson the Parsi religion 542. Langlois 2, 375); Thoma Artsruni erwähnt nur kurz die Zwillingsgeister, s. Brosset Collect. des hist. armén. 1, 21; vgl. Jackson, Grundriß 2, 630. Benfey, Pantschatantra 1, 49 ff.

3) Übersetzt von Haarbrücker 1. Halle 1850, 277; vgl. Ulemā-i Islām in Vullers, Fragm. über die Relig. Zoroasters 44.

sich aus (erklärten) sich selbst als die Sünde und das gute Werk', was auf das folgende Bezug nimmt. Keinenfalls hat die Phl.-Übers. hier das Wort Schlaf gefunden, und Mills hat den in *ḫᵘafĕnā* enthaltnen Gedanken richtig durch 'freiwillig handelnd' wiedergegeben; es kommt unserm 'selbständig' nahe, denn die Zwillingsgeister schaffen nicht, wie man erwarten könnte, gemeinsam, sondern jeder für sich.

Das Wort 'Schlaf oder Traum' ist aber hier auch außerdem nicht treffend, weil im Awestā religiöse Wahrheiten nicht durch Träume, wie bei Chaldäern und Juden, vermittelt werden, sondern im Zwiegespräch des Propheten mit der Gottheit. Erst in später Zeit versetzt sich Ardā Wīrāf durch Banha oder Hanf[1]) in Exstase, um seine Vision von Himmel und Hölle zu haben; im Altertum ist der Mensch erst nach dem Erwachen, wann der Hahn Parōdarš gekräht hat, in der Verfassung, seinen Pflichten nachzukommen, während er im Schlaf, in den er durch den weiblichen Dīw Būšjāsta mit den langen Pfoten (np. *būšāsp*, Barth. 970) mit den Worten „schlaf lange, o Mensch, deine Zeit ist noch nicht um" (Wend. 18, 16) eingelullt wird und in welchem ihm nach Jt. 13, 104 böse Träume (*ḫᵘafna*), böse Erscheinungen oder Gesichte (*daęsa*)[2]), böse Befleckung (*aoifra*)[3]) und böse Parika (Nerios. *rākšasī*, nächtliche Unholdin, also Nachtmahr oder Alp) beunruhigen. Hiermit ist nicht unvereinbar, daß Gott *ḫᵘafnem-ka zaęma-ka*, 'Schlaf und Wachen', geschaffen hat (J. 44, 5), daß es einen 'von Mazdā geschaffnen' Schlaf gibt (Wisp. 7, 3), denn der Schlaf ist ja als Erquickung nach der Arbeit eine Wohltat, jedoch infolge der Bewußtlosigkeit, in die er den Menschen versetzt, für die Einwirkung der Dämonen leicht zugänglich, weshalb es verdienstlich ist, den Schlaf abzukürzen und zu beten, bevor man sich legt[4]). Es würde daher das Wort, welches einen von ahrimanischen Erscheinungen begleiteten Zustand des Körpers bezeichnet, nicht für den Vorgang göttlicher Eingebung verwendet worden sein, selbst wenn das Traumorakel zarathustrisch wäre[5]).

Um die Erklärung der Pehl.-Übers., daß beide Geister für sich selbst handeln, jeder für sich das gute und böse Prinzip sind, etymologisch bestätigen zu können, muß man *ḫᵘafĕnā* als Zusammensetzung von *ḫᵘa* 'selbst' und **afna* betrachten. Die beiden in der Fuge zusammentreffenden *a* verschmelzen zu kurz *a*, wie in *frapajęmi* (aus *fra-ap°*, von derselben Wurzel wie **afna*), *upajana* (*upa-aj°*), *pourušaspa* (*pouruša-aspa*), *sjāwaršan* (*sjāwa-a°*) *sjāwaspi* (*sjāwa-a°*)[6]); es entspringt der Wurzel *ap*, skr. *āp*, und ist dasselbe wie skr. *ápnas* (Besitz, Habe, d. i. was erreicht ist) und *apnarā́ǵ* (über Besitz gebietend), und verwandt mit *ápas*, lat. *opus*, welches im

1) Wie die Assasinen (von *ḥašīš* Hanf).

2) D. i. was sich zeigt oder erscheint, np. *dēs* in *ḥūrī-dēs* das Ansehn eines Paradiesmädchens habend, *ḥājeh-dēs* Eierpilz (Pilz von Gestalt eines Ei's), *dēsah* Person, Jemand.

3) *ḫšudrå frāraoδajeitę* wend. 18, 46.

4) Spiegel, Awesta übers. II, XLIX. vgl. Buch Tobit 6, 19. 8, 6.

5) Die Geschichten von Traumorakeln der Magier bei den Alten beziehen sich, abgesehen von ihrem zweifelhaften Ursprung, nicht auf göttliche Eingebung, sondern auf abergläubische Deutung der Träume, und stehen auf gleicher Linie mit der Wahrsagerei aus Körpermalen, Wasser, Schüsseln u. dgl., s. Brisson. II, c. 63.

6) Handbuch d. Z. 358a. Barth. Grundriß 154, Nr. 3.

med. *h(u)wapa* und *hwāpå* enthalten ist. Näher jedoch steht ihm in Bildung und Bedeutung das nordgermanische *afn*, welches im altn. Verbum *efna* (Perf. *efnda* 'ausführen, tun'), ags. *äfnan*, *efnan* und besonders im niederländischen *oefenen* enthalten ist, welches in zahlreichen Verbindungen mit Hauptwörtern im Sinn von bewirken, behandeln, sich beschäftigen verwendet wird; auch ostfries. bedeutet *oronia*, *ofnia*, nordfries. *oeffenjen* 'tun'[1]). Die deutschen Sprachen haben 'üben', ahd. *uoban*, alts. *ōbean*, auch dän. *öve*, skr. *āpas*. Das medische Wort erinnert daher in der Bildung an das lat. *magnopere* neben *magno opere*, *summopere*, *tantopere* (also auch *opus* mit Pronomen) und an die Wendung *sui operis esse credens* (Livius 36, 34). Es hebt demnach hervor, daß beide Wesen ihre eigne Tätigkeit haben, daß also, wie Eznik und Elišē ausführen, Ormizd die Engel, Arhmen die Dīws, jener alles Glück, Gesundheit, Schönheit und Ehren, dieser alles Leiden, Krankheit, Ungemach und Tod geschaffen habe, und daß alle Menschen taub und blind sind (phl. *karr u kōr*), die Gott den Tod schaffen lassen.

Marburg. **Justi.**

Mitteilungen.

Otto Böhtlingk.

Am ersten April 1904 starb in Leipzig, achtundachtzig Jahre alt, Otto Böhtlingk, ein Heros der Wissenschaft. Ich habe diesen außerordentlichen Mann beinahe vierzig Jahre lang gekannt, habe fünfzehn Jahre hindurch im vertrauten persönlichen Verkehr mit ihm gestanden und mich bis zu seinem Tode seiner Freundschaft erfreut. So darf ich denn hoffen, daß bei dem Versuch einer Schilderung von Böhtlingks wissenschaftlichem Wesen, die ich auf Wunsch des Herausgebers dieser Blätter versuche, der Einblick in die Persönlichkeit ersetzen wird, was mir etwa an Fachkenntnissen abgeht.

O. Böhtlingk ist 1815 in Petersburg geboren, hat dort eine deutsche Schule besucht und einige Jahre an der Universität orientalische Sprachen, namentlich Arabisch, getrieben. In das Sanskrit wurde er durch Bollensen eingeführt, der sich damals vorübergehend in Petersburg aufhielt. In seinem zwanzigsten Jahre ging er zur Krönung seiner Studien nach Deutschland. Hier hatte ein junger Mann in Böhtlingks Lage damals nur die Wahl zwischen Berlin und Bonn, die lebhaft rivalisierten. In Berlin war der Mittelpunkt der Sprachvergleichung, in Bonn, wo A. W. v. Schlegel und Lassen lehrten, der Sitz der beginnenden Sanskritphilologie. Schlegel und Lassen wollten, wie bekannt, Bopp nicht als Sanskritkenner gelten lassen und machten ihm namentlich zum Vorwurfe, daß er die indischen Grammatiker weder kenne noch richtig beurteile. Böhtlingk ging zuerst nach Berlin, aber sein auf das Spezialstudium gerichteter Sinn fand bei Bopp keine Befriedigung, und bald erfüllte sich die Prophezeiung des Lehrers: ich sehe schon, Sie gehen doch noch nach Bonn. Hier wurde Böhtlingk auch nicht eigentlich ein Schüler von Schlegel, denn er war der Schülerschaft schon entwachsen, aber er empfing die nachhaltigste

---

1) Woordenboek der nederlandsche taal, door M. de Vries u. a. 10, 38.

Anregung, und zwar zunächst für sein erstes großes Werk, die Ausgabe des Pānini, welche 1839 und 40 erschien. Pāninis acht Bücher grammatischer Regeln zu verstehen ist auch jetzt noch trotz aller Hilfsmittel keine leichte Sache und war damals außerordentlich schwer. Man besaß zwar eine in Kalkutta gedruckte Ausgabe nebst Scholien, aber zur Einführung in die Fülle der technischen Formeln und das schwer verständliche System hatte man nur die unvollendete Grammatik von Colebrooke, welche in Kürze und Schwierigkeit des Ausdrucks mit dem zu erklärenden Autor wetteiferte. Es war deshalb ein außerordentliches Verdienst, daß Böhtlingk den Text neu abdruckte, Indices, Erklärungen der Kunstausdrücke und einen fortlaufenden Kommentar hinzufügte, so daß es demjenigen, der genug Vorkenntnisse und Fleiß mitbrachte, möglich wurde, sich einzuarbeiten. Die Größe der Leistung wurde von den Zeitgenossen gebührend anerkannt, z. B. in einer noch heute lesenswerten Rezension von Lassen im vierten Bande der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, in der zugleich auch Westergaards radices besprochen wurden (vgl. auch Weber Indische Studien 5, 1 ff.). Die Darstellung ist in dem Jugendwerke dieselbe, die sie immer geblieben ist. Sie geht ohne weiteres auf die Sache, ist knapp, kunstlos und in der Fassung durchaus esoterisch. In Bonn faßte Böhtlingk auch schon den Plan zu einem Thesaurus der Sanskritsprache, zu dessen Herstellung er sich mit seinem eben genannten ebenbürtigen Freunde Westergaard, mit Gildemeister und Delius (der sich später der Shakespeare-Forschung zuwandte) zu vereinigen gedachte. Indessen wurde der strebsame Kreis dadurch getrennt, daß Böhtlingk 1842 an die Akademie der Wissenschaften in seine Heimatstadt berufen wurde. Diese Anstalt hat vor anderen die Einrichtung voraus, daß sie ihren Mitgliedern genügendes Einkommen gewährt, wofür sie nichts anderes verlangt als wissenschaftliche Arbeit. So kam denn Böhtlingk früh in die Lage, in welcher er sein Leben hindurch geblieben ist, sich ohne Rücksicht auf die Pflichten eines Lehramtes lediglich den Aufgaben widmen zu können, die seiner Anlage und Entwickelung gemäß waren. Zunächst erschien noch in demselben Jahre die Ausgabe der Sakuntala mit einer Übersetzung von der Art, wie der Verfasser sie später noch öfters geliefert hat, nämlich eine rein philologische Wiedergabe ohne ästhetische Anforderungen. Böhtlingk war stets der, wie mir scheint, sehr richtigen Meinung, daß genaue Übersetzungen in allen Gattungen der Philologie sehr förderlich seien und daß sie viel zu wenig geliefert würden. Dann erschien eine Anzahl von Aufsätzen, denen man anmerkte, daß ihr Verfasser sich mit dem Gedanken an eine vollständige Sanskritgrammatik trug, unter ihnen der erste Versuch über den Akzent im Sanskrit, womit ein Gegenstand behandelt wurde, der in den bisherigen Grammatiken völlig vernachlässigt worden war. Der Verfasser mußte die Lehre vom Akzent lediglich aus den grammatischen Schriften ziehen, denn von den akzentuierten Texten, die wir jetzt in Fülle besitzen, war noch nichts vorhanden. Auch Rosen hatte in seinem Anfang einer Rigvedaausgabe, der bald durch den Tod des Herausgebers ein Ziel gesetzt wurde, auf den Akzent keine Rücksicht genommen. Erst nachdem die Arbeit in der Hauptsache vollendet war, kam Böhtlingk in den Besitz einer akzentuierten Handschrift des Rigveda. Er hat mir gelegentlich erzählt, wie erschrocken er war, als ihm in dem Texte ein völlig abweichendes Akzentbild entgegentrat, bis sich dann zu

seiner Beruhigung herausstellte, daß das Befremdende nur in der Bezeichnung lag, in der Sache aber die Grammatiker und die Handschriften übereinstimmten. Wie man schon aus dieser Bemerkung sieht, war damals die Zeit des Veda gekommen. Auch Böhtlingk wandte sich mit aller Energie den neuen Aufgaben zu. Davon geben nicht nur die Abschriften Zeugnis, die er für seinen Gebrauch anfertigte, sondern namentlich auch die Anmerkungen zu den vedischen Hymnen in seiner 1845 erschienenen Chrestomathie, die noch heute gelesen zu werden verdienen. Aus dem, was die nächsten Jahre brachten, erwähne ich nur die Ausgabe eines indischen Grammatikers, des Vopadeva, die als ein Nachklang zu der Bearbeitung des Pānini anzusehen ist. Ich führe, um die damalige wissenschaftliche Stimmung Böhtlingks zu kennzeichnen, aus der Vorrede die folgenden gegen Bopp gerichteten Sätze an: „Der zweite Grund (für den Entschluß, dies Buch herauszugeben) war der, daß Carey und Forster bei ihren Grammatiken Vopadevas Werk zugrunde gelegt haben, und Bopp, der weder bei seinen grammatikalischen noch bei seinen lexikalischen Werken andere als sekundäre Quellen benutzt, teilweise dem letzteren von den beiden eben genannten englischen Grammatikern folgt. Ich hielt es demnach nicht für eine verlorene Arbeit, wenn ich denjenigen, die auf eine selbständige Weise mit der Sprache der alten Inder vertraut zu werden wünschen — und solche gibt es jetzt zum Glück viele — den Zugang dazu erleichterte.“ In späteren Jahren kam Böhtlingk im Gespräch gelegentlich auf dieses Urteil zurück, erklärte es für zu schroff und gab seiner Bewunderung für die Boppsche Gesamtleistung lebhaften Ausdruck.

Haben wir Böhtlingks Bestrebungen bis jetzt stets auf dasselbe Gebiet, die indische Philologie, gerichtet gesehen, so betrat der unermüdliche Arbeiter mit seinem nächsten großen Werke Über die Sprache der Jakuten, Grammatik, Text und Wörterbuch, 1851 das Feld der allgemeinen Linguistik. Die Veranlassung zu der Digression gibt der Verfasser in der Einleitung selbst an. Der Naturforscher Middendorf hatte 1845 von einer sibirischen Reise u. a. auch Sammlungen über die Sprache der Jakuten mitgebracht, Böhtlingk wünschte sie im Interesse der Sprachwissenschaft verwertet zu sehen und übernahm, da kein anderer sich finden wollte, selbst die Bearbeitung, wobei er übrigens außer Middendorfs Beiträgen nicht bloß die übrige Literatur, sondern auch als wichtigste Quelle einen in Petersburg lebenden Russen benutzte, der des Jakutischen vollkommen mächtig war. Liest man in dem Werke, so bekommt man den Eindruck, daß der Verfasser desselben nicht bloß das Jakutische, sondern auch die türkisch-tatarischen Sprachen überhaupt vollkommen beherrscht. Die Energie, mit der Böhtlingk ein ihm bis dahin fremdes Gebiet eroberte, ist bewunderungswert und das Ergebnis der Anstrengung würdig; denn ich glaube, daß die jakutische Grammatik eine seiner besten Arbeiten ist. Streitberg äußert sich darüber in der „Frankfurter Zeitung“ vom 2. April wie folgt: "Die jakutische Grammatik ist wohl die beste deskriptive Darstellung, die wir von einer nicht indogermanischen Sprache besitzen. Man hat noch jüngst das Werk ein Zukunftsbuch genannt, weil es durch seine Methode berufen ist, als Muster und Vorbild zu wirken. Schon heute hat es durch die unbefangene, rein sachliche, vom Schema der indogermanischen Grammatik völlig abstrahierende Darstellung eine große Bedeutung für die

Untersuchungen der allgemeinen Sprachwissenschaft und der Sprachpsychologie gewonnen."

Über diesen Studien hatte aber die Beschäftigung mit der indischen Welt, wie sich denken läßt, nicht geruht. Böhtlingk hatte den Plan einer Herausgabe des Rigveda erwogen, war aber durch Umstände, die hier nicht erzählt werden sollen, an der Verwirklichung gehindert worden, so kam er denn auf den Jugendgedanken eines großen Wörterbuches zurück, dessen Fehlen jeder Freund der Sanskritstudien täglich empfand. Er sah ein, daß er für den Veda der Hülfe eines Spezialisten bedürfe und fand ihn für kurze Zeit in Aufrecht, dann in Rudolf Roth, mit dem zusammen er das Werk zu Ende geführt hat. Im Laufe der Zeit traten noch andere Freunde hinzu, namentlich Stenzler, Weber (dessen Beiträge leider von Roth oft zu sehr verkürzt wurden), Whitney. Da die Akademie die nötigen Mittel zur Verfügung stellte und auch die Ausarbeitung in deutscher Sprache bewilligte, so war das große Unternehmen gesichert, das Böhtlingk ungefähr ein Vierteljahrhundert hindurch beschäftigt hat. Die objektive Leistung war außerordentlich. Wohl gab es schon ein Sanskritwörterbuch, das 1819 erschienene von H. H. Wilson (über welches man den lehrreichen Artikel von A. W. v. Schlegel in der Indischen Bibliothek 1, 295 ff. nachlesen möge), aber es war wesentlich aus den indischen Wörterbüchern gezogen, ohne Belege aus der Literatur, und überdies kaum zu haben, so daß, wie erzählt wird, Rückert es sich abschreiben mußte, um es benutzen zu können. Das neue Werk aber stellte sich auf eigene Füße. Die Literatur, deren man in Ausgaben oder Handschriften habhaft werden konnte, wurde mit unermüdlichem Fleiß ausgebeutet und in jedem Artikel die chronologische Anordnung durchgeführt. Es wurde also völlig mit der alten jetzt immer noch in manchem Wörterbuch einer lebenden Sprache befolgten Methode gebrochen, welche Schlegel in dem angeführten Aufsatz geistreich verspottet, indem er als Musterartikel der alten Schule für das englische fox die Bedeutungen ansetzt: 1. Ein berühmter Staatsmann und Redner im Parlament. 2. Ein schlauer und in Verstellungskünsten geübter Mensch. 3. Ein kleines vierfüßiges Raubtier. Überall wurde die älteste Bedeutung, welche meistens auch die älteste belegte ist, an die Spitze gestellt, und damit sowohl eine Fülle verschlungener Bedeutungsentwicklungen entwirrt, als auch der Etymologie manch unschätzbarer Dienst geleistet. In der Tat darf man behaupten, daß das Petersburger Wörterbuch nicht nur eine unentbehrliche Grundlage für die Sanskritphilologie geworden ist, sondern auch die Sprachvergleichung mächtig gefördert hat, indem es die Etymologen von den Wurzeln mit oft erträumten Bedeutungen auf die belegten Wörter lenkte. Auch Böhtlingks subjektive Leistung ist außerordentlich hoch einzuschätzen. Die Arbeit war so geteilt, daß Roth ein Wörterbuch, in welches bereits Whitneys und Webers Beiträge aufgenommen waren, von Tübingen nach Petersburg schickte und Böhtlingk nun mit Benutzung dieser Vorarbeit den ganzen Artikel verfaßte. Schätzt man nach dem Raum, so kommen auf Böhtlingk neun Zehntel der Gesamtleistung. Aber seine Arbeitskraft war damit noch nicht gesättigt. Ihm war während der Arbeit unangenehm aufgefallen, daß die in der indischen Literatur so zahlreichen Sentenzen, welche einen wichtigen und sozusagen den menschlichsten Teil derselben ausmachen, nicht selten in schwankender und verderbter Gestalt überliefert sein. Er entschloß sich daher, die Weisheit der Brahmanen zusammenzustellen, kritisch zu

bearbeiten und zu übersetzen, und auf diese Weise eine sich in zahllosen Einzelfällen aufdrängende Arbeit auf einmal und im Ganzen abzutun. So entstanden seine indischen Sprüche, ein Werk, in dem die reife Kunst des Philologen glänzend hervortritt.

Als Böhtlingk sein größtes Werk vollendete, war er sechzig Jahre alt, und seine Freunde waren gespannt, was er nun beginnen würde. Ich redete ihm zu, den Stoff des Wörterbuches in eine beschreibende Grammatik größten Stils umzugießen, womit er, wie ich betonte, nur auf einen alten Plan zurückkommen werde. Aber er war nicht dazu zu bewegen. Die Zeit, in der ein Mann neue große Originalwerke schafft, war für ihn vergangen. Was er noch leistete, wäre genug gewesen, um das Leben eines anderen Mannes auszufüllen, für ihn ward es nur eine Nachlese im großen Stile. Er war in das Zeitalter der zweiten Auflagen eingetreten. Zuerst bearbeitete er die Chrestomathie aufs neue. Er wollte ihr zunächst lediglich ein Spezialglossar beigeben, dann entschloß er sich, dieses etwas zu erweitern, und da sich bald ergab, daß die Grenze der Ausdehnung eine willkürliche sein müsse, entschloß er sich zu einer Revision des Petersburger Wörterbuches. Er unternahm das Sanskritwörterbuch in kürzerer Fassung, welches ihn zehn Jahre lang in Anspruch nahm. Als Roth den ersten Korrekturbogen mit der Bitte um Durchsicht und etwaige Beiträge erhielt, schickte er ihn mit den bezeichnenden Worten "infandum regina jubes renovare dolorem" an den Freund zurück. Böhtlingk aber war glücklich, denn er hatte nun eine große Arbeit vor sich, an die er gewöhnt war. Er absolvierte auch diese und ging nun an den Pānini, den er mit einer Übersetzung und anderen bequemen Hilfsmitteln für den Gebrauch versah. Der vielerfahrene Mann fand es richtig, dem Leser weiter entgegenzukommen, als einst der Anfänger getan hatte. Es folgten nun noch kritische Ausgaben und Übersetzungen zweier Upanishaden, Dandins Poetik und eine Fülle kleinerer Aufsätze, die sich meist mit Verbesserung schwieriger Stellen der Literatur, namentlich auch der vedischen, beschäftigten. Er las und schrieb für den Druck, bis ihm Auge und Hand den Dienst versagten.

Fragt man nun nach der natürlichen Ausstattung, welche eine so ungeheure Lebensarbeit ermöglichte, so wäre zuerst zu erwähnen, «daß die Natur ihm als Erbteil der Familie eine vielleicht zarte, aber sehr dauerhafte Organisation verliehen hatte. Als er mit 88 Jahren starb, lebte noch eine 99jährige Schwester. Namentlich ist mir stets auffallend gewesen, daß sein Gehirn keine Ermüdung zu kennen schien. Erholungsreisen, wie sie jetzt bei Gelehrten üblich sind, kannte er nicht. Er arbeitete jeden Tag, und auch die Gleichförmigkeit schreckte ihn nicht. Als er sich gelegentlich überzeugen wollte, wie die periphrastischen Perfekta im Çatapathabrahmana gebildet seien, las er das dicke unergründlich langweilige Buch sozusagen in einem Sitz durch, wozu er zwei bis drei Wochen gebrauchte, täglich etwa acht Stunden. Sein Gedächtnis war beneidenswert. Indische Sprüche oder sonst eine schwierige Stelle hatte er sich schnell eingeprägt und trug sie auf Spaziergängen und sonst im Gedächtnis mit sich herum bis die gewünschte Erklärung oder Konjektur sich gefunden hatte. Eigennamen von Personen, auch solcher, die er erst in späteren Jahren kennen gelernt hatte, pflegte er, soviel ich sehen konnte, nie zu vergessen. Dazu gesellte sich ein leidenschaftlicher Eifer für seine wissenschaftlichen Aufgaben. Er war immer mit ganzer Seele bei der Sache und erwartete von Freunden und Fachgenossen, daß sie

das gleiche Interesse hätten und sich erklärten, ob sie seiner Ansicht zustimmten oder nicht. Gehenlassen oder gar Blasiertheit lag ihm ferne. An ihm konnte man lernen, daß Fleiß und Liebe nötig sind, damit etwas Großes geschaffen werde. Wo er hingriff, betätigte er einen hellen und scharfen Verstand, der auf das Begreifbare losging und sich abwendete, wenn er auf die Grenze stieß, wo der Glaube beginnt. Inwieweit ihm die gestaltende Phantasie verliehen war, welche große Massen ordnet und weite Räume überfliegt, ist schwer zu sagen. Er hat gewiß etwas davon besessen, aber man arbeitet nicht ungestraft ein Menschenalter hindurch an Wörterbüchern, die den Geist auf zufällig angeordnete Einzelheiten hinlenken. So kam es, daß seine größte Virtuosität sich da entfaltete, wo es galt, die Bedeutung eines Wortes scharf zu fassen, die Fäden der Entwickelung zu entwirren, den Bedeutungsgang einzelner Wörter, z. B. viel gebrauchter Verba mit allen Kompositis lichtvoll zu ordnen, ferner einzelne schwierige Stellen eines Autors völlig zu verstehen, oder wo das Verständnis unmöglich schien, der Überlieferung durch Konjekturen aufzuhelfen. In letzterer Beziehung hat er nicht selten über das Ziel geschossen, indem er nicht die Überlieferung sondern den Autor verbesserte. Darin hat er der Zeit, in der er aufwuchs, den Zoll bezahlt. Vieles aber, was er für die Wissenschaft getan hat, wird stehen bleiben für lange Zeit.

Jena. B. Delbrück.

Friedrich Ratzel †.

Am 9. August 1904 starb unerwartet zu Ammerland der Geograph Friedrich Ratzel. Der vorzeitige Tod des genialen Begründers der Anthropogeographie wird auch in den Kreisen derer, die der indogermanischen Völkerkunde ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben, als schwerer Verlust empfunden werden. Wer das Glück hatte, dem ausgezeichneten Manne persönlich nahe zu stehn, wird sein Bild als den vollendeten Typus reinen Menschentums unvergeßlich im Gedächtnis tragen.

Friedrich Ratzel war am 30. August 1844 zu Karlsruhe geboren. Nachdem er anfänglich die Absicht gehabt hatte, Apotheker zu werden, wandte er sich später dem Studium der Naturwissenschaften zu und machte als Korrespondent der Kölnischen Zeitung große Reisen in Europa und Amerika. 1876 ward er Professor der Geographie an der technischen Hochschule zu München, 1886 an der Universität Leipzig.

Von seinen zahlreichen Werken sind für den Indogermanisten folgende von Bedeutung: Anthropogeographie 1882—91, 2. Auflage 1899. — Politische Geographie 1897. — Völkerkunde 1885—88, 2. Auflage 1895. — Die Erde und das Leben 1901—02. — Die Frage nach dem Ursprung der Indogermanen suchte er auf geographischem Wege der Lösung näher zu bringen: ihr sind die beiden, in den Sitzungsberichten der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlichten Untersuchungen über den Ursprung und das Wandern der Völker gewidmet, die in den Jahren 1898 und 1900 erschienen sind.

W. Str.

Hardys Nachlaß.

Am 10. Oktober 1904 starb in Bonn nach langem Leiden Edmund Hardy. Im 'Hochland', 2. Jahrg. Bd. 1, 427—45, hat Streitberg ein Bild seines Lebens und Strebens entworfen, das so ausgezeichnet, erschöpfend und richtig gezeichnet ist, daß jede andere Darstellung daneben matt und farblos erscheinen muß. Indem ich auf diesen Nekrolog verweise, will ich hier nur einige Angaben machen über Hardys wissenschaftlichen Nachlaß, dessen Sichtung und Ordnung mir von Hardys Testamentsvollstrecker, Herrn Professor Dr. Gottlob in Bonn, anvertraut worden ist. Dieser Nachlaß legt beredtes Zeugnis ab von der gewaltigen Arbeitskraft Hardys, der gewissenhaften Durchforschung der Quellen, auf die er seine Arbeiten gründete, und der Sorgfalt, mit der er seine Entwürfe ausführte. In meiner Anzeige von Hardys Buch: "Die Vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens" in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1894, S. 417 ff. konnte ich die Selbständigkeit und Umsicht rühmend hervorheben, die in diesem Buche wie in Hardys Buddhismus sich zeigt. Die Sammlungen, die Hardy hinterlassen hat, beweisen, daß er die mühselige Kleinarbeit des Philologen nicht verschmähte, sondern durch Einzelforschungen sich ganz allmählich zu einer Gesamtdarstellung einer größeren Aufgabe emporarbeitete. Mit rastlosem Eifer und ohne Rücksicht auf die Kosten schaffte er alles erreichbare Material herbei, das er neidlos und selbstlos den Mitforschern jederzeit zur Verfügung stellte. Soweit der Nachlaß der Wissenschaft noch zugute kommt, bezieht er sich ausschließlich auf das Pāli, dem sich Hardy mit Vorliebe zugewendet hatte. In der Pāli Text Society veröffentlichte er 1894 Dhammapālas Kommentar zum Petavatthu, 1901 den zum Vimānavatthu, 1896, 1899, 1900 Teil 3—5 des Aṅguttaranikāya, dessen Herausgabe durch Morris' Tod unterbrochen worden war, 1902 das Nĕttipakaraṇa mit Auszügen aus Dhammapālas Kommentar. Streitberg hebt hervor, daß Hardy auf dem Gebiete der Philologie Autodidakt war, und daß man ihm daher 'eine gewisse Unsicherheit, die sich anfangs im Gebrauche des philologischen Handwerkszeuges zeigte', verzeihen müsse. Ohne Zweifel haben die Ausgaben manchen Mangel, namentlich die ersten. Aber zum Teil war auch das handschriftliche Material recht mäßig, und wenn man andere von der Pāli Text Society herausgegebene Texte, z. B. die von Feer, mit Hardys Texten vergleicht, wird man leicht einsehen, wie geringfügig die Fehler im Vergleich zu den Vorzügen der Texte sind. Die Herausgabe von Pālitexten ist im allgemeinen viel schwieriger als die von Sanskrittexten. Schon die Regelung der Orthographie ist keine leichte Aufgabe, da die singhalesischen und birmanischen Handschriften oft weit auseinandergehn. Sodann bieten diese Texte eine Fülle von Worten, über die kein Wörterbuch Aufschluß gibt. Childers' Dictionary war für seine Zeit eine bewundernswerte Leistung, die nicht genug anerkannt wird. Noch heute sind viele Artikel mustergiltig, und sie haben bahnbrechend gewirkt. Inzwischen ist aber der Stoff riesig gewachsen, und ein neues Pāli-Wörterbuch ist eine dringende Aufgabe der Wissenschaft. Hardy hatte sich das Ziel gesteckt, diese Aufgabe zu lösen. Er hatte zu diesem Zwecke die gesamte Pāli-Literatur durchgearbeitet und verzettelt. Die Buchstaben *a* und *ā* lagen druckfertig da; von *a* fand sich im Nachlaß ein Spezimen gedruckt vor, zu allen andern Buchstaben reiche Sammlungen, die für

den größten Teil abschließend sein dürften. Nach dem Plane von Rhys Davids soll eine größere Zahl von Gelehrten das neue Wörterbuch auf Grund des von Hardy und Davids gesammelten Materials ausarbeiten. Hardy war kein Freund dieses Planes. Er fürchtete, daß die Arbeit sehr ungleichmäßig werden würde. Als ich ihn Pfingsten 1904 in Bonn zum letzten Mal sprach, hoffte er noch, obwohl er bereits schwerkrank war, die Arbeit allein machen zu können. Ohne Zweifel wäre dies das Beste gewesen. So vorzüglich seine Sammlungen sind, so bleibt ihre Benutzung für jeden andern immer mißlich, und außer Rhys Davids ist augenblicklich kaum jemand so in das Pāli eingearbeitet, wie Hardy es war. Die Sammlungen, zu denen noch Hardys Handexemplar von Childers' Dictionary mit überaus reichen Nachträgen kommt, sind jetzt in den Händen von Rhys Davids. Vielleicht veranlassen sie ihn, seinen Plan zu ändern und allein das neue Wörterbuch unter Hardys und seinem Namen herauszugeben. Jeder der in Aussicht genommenen Mitarbeiter wird gern beisteuern, was er eigenes hat, auch gern bestimmte Texte nochmals durcharbeiten und ausziehen. Dann wird eine größere Einheitlichkeit erzielt werden und Hardys Lieblingswunsch der Erfüllung näher kommen. Auf diesen Wunsch Rücksicht zu nehmen, scheint mir umsomehr Pflicht zu sein, als voraussichtlich die Hardy-Stiftung einen Teil der Kosten des Wörterbuches tragen wird. Daß Hardys Name für alle Zeit mit dem Wörterbuch verbunden bleibt, und sein Anteil daran gebührend hervorgehoben wird, dafür ist Sorge getragen.

Im Nachlaß fanden sich ferner eine Abschrift und Kollationen von Handschriften des Kommentares zum Aṅguttaranikāya, eine sehr umfangreiche Arbeit. Bis 1, 14 war der Text musterhaft für den Druck fertiggestellt. Auch diese Arbeit ist nun in den Händen von Rhys Davids, um von der Pāli Text Society veröffentlicht zu werden.

An Handschriften fanden sich solche des Peṭakopadesa, des Jinālaṃkāra, des Sāsanavaṃsa und des Mahāvaṃsa, darunter die Abschrift der Pariser Handschrift des Kambodscha-Mahāvaṃsa, über den Hardy im JRAS. 1902 S. 171 ff. berichtet hat. Hardy trug sich mit dem Gedanken, eine neue Ausgabe des Mahāvaṃsa zu geben, eine Arbeit, die nun Geiger übernommen hat. Die Handschriften sind mit Zustimmung des Testamentsvollstreckers der hiesigen Königlichen Bibliothek überwiesen worden.

Meine Bekanntschaft mit Hardy rührt von dem Orientalistenkongresse in Paris 1897 her; sie wurde erneuert und fortgeführt in Rom 1899 und in Hamburg 1902. Ich habe auf diesen Kongressen Gelegenheit gehabt, mit Hardy über viele Fragen zu sprechen, die uns beide beschäftigten. Immer habe ich ihn vorurteilsfrei und ausgezeichnet orientiert gefunden. Er war ohne Zweifel der beste Kenner des Pāli in Deutschland. Sein früher Tod ist ein herber Verlust für die Wissenschaft. Sein Andenken wird dauernd in Ehren bleiben.

Berlin-Halensee. R. Pischel.

Hardy-Stiftung.

Der am 10. Oktober in Bonn verstorbene Pāliforscher und Religionshistoriker Prof. Dr. D. E. Hardy hat der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften die Summe von c. 70000 Mark vermacht, die zu einer Stiftung

für indologische Studien verwendet werden sollen: das Vermächtnis soll den Namen 'Hardy-Stiftung' führen. Über die Verwaltung der Stiftung hat Hardy folgende Bestimmungen getroffen:

"Der Zinsertrag soll alljährlich am 9. Juli [dem Geburtstag Hardys] entweder a) zur Unterstützung eines jungen Gelehrten, gleichviel welchem deutschen Bundesstaat er angehören mag, der seine Universitätsstudien bereits vollendet hat, behufs Fortsetzung seiner Fachstudien oder

b) zu Preisen für vorliegende wissenschaftliche Leistungen oder

c) zur Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen verwendet werden — alles jedoch unter Beschränkung auf das Gebiet der Indologie in dem Umfang dieses Begriffes, wie er wissenschaftlich anerkannt wird.

Die Verleihung eines Preises für gedruckte Werke ist auf solche zu beschränken, die im Laufe der letzten 3 Jahre, vom Verleihungstermin an gerechnet, erschienen sind. In diesem Falle, aber auch nur in diesem allein, soll die Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit des Verfassers zu einem deutschen Bundesstaat keinen Unterschied begründen.

Bei der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften soll es stehen, im Falle, daß es sich um eine wissenschaftliche Reise oder um Unterstützung größerer wissenschaftlicher Unternehmungen handelt, auch über den Zinsertrag von zwei oder mehreren auf einander folgenden Jahren kraft eines einmaligen Beschlusses zu verfügen. Für die Verlängerung über das dritte Jahr hinaus soll es jedoch eines erneuten Beschlusses bedürfen.

Die Verwendung des Jahresertrags der Hardy-Stiftung soll jedesmal an einer geeigneten Stelle bekannt gegeben werden.

Wenn Verhältnisse irgendwelcher Art die Inanspruchnahme der Zinserträge der Stiftung für ihren eigentlichen Zweck der Förderung der Indologie ausschließen, so bleibt es der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften anheimgegeben, sie für andere Zweige der orientalischen Forschung, jedoch unter Bevorzugung solcher Zweige, welche sich mit der Indologie berühren, entsprechend zu verwenden. —

Möge diese Stiftung Zeugnis ablegen von meiner Vorliebe für ein Forschungsgebiet, das mir den Vorteil gewährte, in geistigen Verkehr mit vielen Mitstrebenden zu treten, ältern und jüngern, aus der alten und der neuen Welt, und manche derselben mir als Freunde zu erwerben."

Hardy-Bibliographie.

Vorbemerkung. Nur solche Schriften sind in das Verzeichnis aufgenommen worden, die dem Gebiete der Religionswissenschaft oder dem der indischen Philologie angehören. Selbständig erschienene Werke sind durch Fettdruck kenntlich gemacht, Zeitschriftenaufsätze durch einen Stern charakterisiert. — Hrn. Dr. Erich Schröter in Leipzig und Hrn. Gymnasialoberlehrer K. Hoeber in Straßburg bin ich für fr. Unterstützung verpflichtet.

1882.

* Max Müller und die vergleichende Religionswissenschaft. Katholik 1882 Bd. 1, 244—72; 355—89; 449—78; 561—85.
Vgl. die Entgegnung Lükens ebd. Bd. 2, 272—93.

1884.

Der Begriff der Physis in der griechischen Philosophie. I. Teil. Berlin Weidmann 1884. III u. 229 S. 8°.

v. Schröder Pythagoras u. die Inder. Lit. Handweiser 1884 Sp. 690 ff.

1886.

* Die Beicht bei den Buddhisten. Katholik 1886 Bd. 1, 207—20; 268—93; 397—413.

van den Ghein Essais de mythologie et de philologie comparée. Lit. Handw. 1886 Sp. 234 f.

1887.

Die allgemeine vergleichende Religionswissenschaft im akademischen Studium unserer Zeit. Eine akademische Antrittsrede. Freiburg i. Br. Herder 1887. 39 S. 8°.

Tiele Compendium der Religionsgeschichte. Lit. Handw. 1887 Sp. 76 f.

1890.

Der Buddhismus, nach älteren Pâli-Werken dargestellt (Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte. Band I). Münster i. W. Aschendorff 1890. VIII u. 168 S. 8°.

* Der 8. Orientalistenkongreß. Katholik 1890 Bd. 1, 26—41.

1891.

Müller M. Natürliche Religion. Lit. Handw. 1891 Sp. 313—15.

1893.

Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens. Nach den Quellen dargestellt. (Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte Bd. IX u. X.) Münster i. W. Aschendorff 1893. VIII u. 250 S. 8°.

Giesswein Die Hauptprobleme der Sprachwissenschaft. Katholik 1893 Bd. 1, 571—4.

Müller M. Physische Religion. Lit. Handw. 1893 Sp. 255—58.

1894.

Pāli Text Society. **Dhammapāla's Paramattha-Dīpanī.** Part III being the commentary on the Peta-Vatthu. London Frowde, Oxford University Press. X u. 303 S.

Bohnenberger Der altindische Gott Varuna. Lit. Rundschau 1894 Sp. 87 f.

Caland Altindischer Ahnenkult. Lit. Rundschau 1894 Sp. 128 f.

Kunze Unsterblichkeit und Auferstehung. Lit. Rundschau 1894 Sp. 248 ff.

1895.

* Buddhismus und Christentum. Aula 1, 14—20; 46—9; 76—80. Vgl. Buddhismus Kap. 7.

Oldenberg Religion des Veda. LCB. 1895, Nr. 5 Sp. 164 ff.

v. Torma Ethnographische Analogien. LCB. 1895 Nr. 10 Sp. 328.

Sankaracharya Atma Bodha übers. von Fr. Hartmann.

Ders. Das Palladium der Weisheit übers. von Mohini Chatterji. LCB. 1895 Nr. 39 Sp. 1407 f.

Lüders H. Die Vyāsa-S'ikṣā. LCB. 1895 Nr. 49 Sp. 1759 f.

1896.

Pāli Text Society. **The Aṅguttara-Nikāya.** Part III. Pañcaka-Nipāta and Chakka-Nipāta. X u. 460 S.

Hopkins The religions of India. LCB. 1896 Nr. 1 Sp. 2 ff.

Robiou L'état religieux de la Grèce et de l'orient au siècle d'Alexandre. LCB. 1896 Nr. 3 Sp. 96 f.

Windisch Māra und Buddha. LCB. 1896 Nr. 4 Sp. 133 f.

Jolly Recht u. Sitte. LCB. 1896 Nr. 36 Sp. 1313 f.

Zimmern Vater, Sohn u. Fürsprecher. LCB. 1896 Nr. 38 Sp. 1379.

Garbe Sāṃkhya u. Yoga. LCB. 1896 Nr. 51 Sp. 1846 ff.

Catalogue of the Skr. Mss. in the library of the India office. Part. V. LCB. 1896 Nr. 52 Sp. 1878 f.

1897.

* Ein Beitrag zur Frage, ob Dhammapāla im Nālanda-Saṅghārāma seine Kommentare geschrieben. ZDMG. 51, 105—27.

Kern Manual of Indian Buddhism. LCB. 1897 Nr. 2, Sp. 80 f.

Fick R. Die soziale Gliederung im nordöstl. Indien zu Buddhas Zeit. LCB. 1897 Nr. 5 Sp. 179 f.

Hillebrandt Vedische Opfer und Zauber. LCB. 1897 Nr. 23 Sp. 751 f.

Chantepie de la Saussaye Lehrbuch der Religionsgeschichte². LCB. 1897 Nr. 51/52 Sp. 1668 f.

Macdonell Vedic mythology. LCB. 1897 Nr. 51/52 Sp. 1695 f.

Caland Die altindischen Toten- u. Bestattungsgebräuche. Lit. Rundschau 1897 Sp. 45 ff.

Caland The Pitṛmedhasūtras of Baudhāyana etc. Lit. Rundschau 1897 Sp. 270 f.

1898.

Indische Religionsgeschichte. (Sammlung Göschen Bd. 83) 152 S. Kl. 8°. In zweiter Auflage erschienen.

* Was ist Religionswissenschaft? Archiv f. RW. 1, 9—42.

Vgl. zu S. 41, wo die Stellung der empirischen Psychologie zur Religionswissenschaft bestimmt wird, den Jugendaufsatz: Psychologie ohne Metaphysik? Katholik 1879 Bd. 2, 449—77.

* Der Gṛhya-Ritus Pratyavarohaṇa im Pālikanon. ZDMG. 52, 149—51.

* The story of the merchant Ghosaka (Ghosakaseṭṭhi) in its twofold Pāli form, with reference to other Indian parallels. JRAS. 1898, 741—94.

Pavolini Buddismo. LCB. 1898 Nr. 11 Sp. 354.

Dahlmann Buddha LCB. 1898 Nr. 32 Sp. 1192 ff. — Literar. Rundschau 1898 Sp. 309 ff.

Bühler On the origin of the Indian Brāhma alphabet. LCB. 1898 Nr. 39 Sp. 1582 f.

v. Negelein Zur Sprachgeschichte des Veda. LCB. 1898 Nr. 40 Sp. 1617.

Uhlenbeck Kurzgefaßtes etym. Wtb. der altindischen Sprache. 1. Bd. LCB. 1898 Nr. 45 Sp. 1790.

Bloch Gṛhya- und Dharmasūtra der Vaikhānasa. IF. Anz. 9, 21.

Johansson Bidrag til Rigvedas tolkning. IF. Anz. 9, 179 f.

Ludwig Das Mahābhārata als Epos und Rechtsbuch. Literar. Rundschau 1898 Sp. 18 f.

Baumgartner Die Literaturen Indiens und Ostasiens. Literar. Rundschau. 1898 Sp. 174 ff.

1899.

Pāli Text Society. **The Aṅguttara Nikāya.** Part IV. Sattaka-Nipāta, Aṭṭhaka-Nipāta and Navaka-Nipāta. VI u. 477 S.

* Glaube und Brauch oder Brauch und Glaube? Archiv für RW. 2, 177—81.

* Eine buddhistische Bearbeitung der Kṛṣṇasage. ZDMG. 53, 25—50.

Jastrow The religion of Babylonia and Assyria. LCB. 1899 Nr. 10 Sp. 330 f.

S'rīvara's Kathākāutukam hrsg. von R. Schmidt. LCB. 1899. Nr. 17 Sp. 590 f.

The Atthasālinī, Buddhaghosa's Commentary etc. ed. by E. Müller. LCB. 1899 Nr. 21 Sp. 725 f.

Vodskov Sjæledyrkelse og Naturdyrkelse. IF. Anz. 10, 7—16.

1900.

Pāli Text Society. **The Aṅguttara-Nikāya.** Part V. Dasaka-Nipāta and Ekādasaka-Nipāta. XIII u. 422.

Catalogue of the Skr. Mss. in the library of the India office. Part. VI. LCB. 1900 Nr. 5 Sp. 242.

Uhlenbeck Kurzgefaßtes etym. Wtb. der altindischen Sprache. 2. Bd. LCB. 1900 Nr. 7 Sp. 312.

Oldenberg Aus Indien u. Iran. LCB. 1900 Nr. 9 Sp. 399.

Eklund Nirvāṇa. LCB. 1900 Nr. 36 Sp. 1467 f.

Caland Een idg. Lustratie-Gebruik. IF. 11, 73 f.

Smith Die Religion der Semiten. Archiv f. RW. 3, 207—16.

1901.

Pāli Text Society. **Dhammapāla's Paramattha-Dīpanī.** Part IV, being the commentary on the Vimāna-Vatthu. XV u. 374 S.

* Zur Geschichte der vergleichenden Religionswissenschaft. Archiv f. RW. 4, 45—66; 97—135; 193—228.

1. Die Religionsstudien vor der Begründung der vgl. Religionswissenschaft. — 2. Die Entdeckung und Durchforschung der Religionsurkunden. — 3. Max Müller u. die vgl. Religionswissenschaft. — 4. Die Mythologie: historisch-kritische Übersicht. — 5. Die Ethnologie, Volkskunde, Archäologie; die Psychologie. — 6. Die Neuzeit.

Die Quintessenz des Aufsatzes hat Hardy auf dem fünften internationalen Kongress katholischer Gelehrter zu München (24.—28. Sept. 1900) vorgetragen (am 26. Sept.). An den Vortrag knüpfte sich eine lebhafte Debatte, die den ganzen Vormittag ausfüllte. Es beteiligten sich an ihr Dahlmann, Kurth-Lüttich, E. Müller-Straßburg, Hardy, Sepp. Hardys historischer Betrachtungsweise stellten seine Gegner die apologetische Behandlung der Religionswissenschaft entgegen. Vgl. die Akten des Kongresses (Herder, Freiburg i. Br.) S. 155 f.

* On a passage in the Bhabra edict. JRAS. 1901 S. 311—15.
Dazu A. Smith S. 574 und E. Hardy S. 577.

* The sūtra of the burden-bearer. JRAS. 1901 S. 573.

Borchert Animismus. LCB. 1901 Nr. 9 Sp. 354 f.

Foucher Étude sur l'iconographie bouddhique de l'Inde. LCB. 1901 Nr. 33 Sp. 1349 f.

1902.

Pāli Text Society. **The Netti-Pakaraṇa** with extracts from Dhammapāla's commentary. XLI u. 289 S.

Indiens Kultur in der Blütezeit des Buddhismus. **König Asoka.** (Weltgeschichte in Charakterbildern. 1. Abteilung: Altertum.) Mit einer Karte u. 62 Abbildungen. Mainz Kirchheim. 72 S. Lex. 8°.
Erschienen Ende 1901.

* Narrenfest in Altindien. Archiv f. RW. 5, 132—41.

* A Cambodjan Mahāvaṁsa. JRAS. 1902 S. 171—74.
Vgl. Verhandlungen des 13. internationalen Orientalistenkongresses in Hamburg (1902) S. 38 f.: Notes on an enlarged form of the Mahāvaṁsa extant in a Cambodjan Manuscript.

* Māra in the guise of Buddha. JRAS. 1902 S. 951—55.

* Jahresbericht über vergleichende Religionswissenschaft. Theol. Revue 1, 265 ff. 297 ff.

Jolly Altindische Medizin. LCB. 1902 Nr. 10 Sp. 337 ff.

Franke Geschichte u. Kritik der einheimischen Pāligrammatik u. Lexikographie. LCB. 1902 Nr. 39 Sp. 1302 ff.

Friedländer Der mahāvrata-Abschnitt des Çāṅkhāyana-Āraṇyaka. IF. Anz. 13, 27 f.

Caland Altindisches Zauberritual. Archiv f. RW. 5, 86—92.

1903.

Buddha (Sammlung Göschen Nr. 174) 132 S. kl. 8°.
In zweiter Auflage erschienen.

Pavolini Mahābhārata. LCB. 1903 Nr. 1 Sp. 19 f.

Franke Pāli und Sanskrit. LCB. 1903 Nr. 4 Sp. 140 ff.

Pleyte Buddha-Legende. LCB. 1903 Nr. 7 Sp. 239 f.

Catalogue of the library of the India office. Vol. II Part. III. LCB. 1903 Nr. 7, Sp. 251.

Bertholet Buddhismus u. Christentum. LCB. 1903 Nr. 11 Sp. 379 f. — Archiv f. RW. 6, 259 f.

Stenzler-Pischel Elementarbuch der Sanskritsprache. 7. Aufl. LCB. 1903 Nr. 20 Sp. 681.

Sieg Sagenstoffe des Rigveda. LCB. 1903 Nr. 21 S. 712f.

Pischel Zur Kenntnis des Apabhraṃśa. LCB. 1903 Nr. 23 Sp. 781.

Garbe Beiträge zur ind. Kulturgeschichte. LCB. 1903 Nr. 38 Sp. 1268f.

Rāja-çekhara's Karpūra-mañjarī. LCB. 1903 Nr. 44 Sp. 1474f.

Life and Letters of the R. H. F. **Max Müller**. IF. Anz. 15, 209f.

Oldenberg Literatur des alten Indien. IF. Anz. 15, 221f.

Örtel Contributions from the Jāiminīya-Brāhmaṇa. IF. Anz. 15, 222.

Happel Die religiösen u. philosophischen Grundanschauungen der Inder. Archiv f. RW. 6, 80—84.

Bertholet Die Gefilde der Seligen. Archiv f. RW. 6, 344f.

1904.

Bousset Wesen der Religion. LCB. 1904 Nr. 3 Sp. 89f.

Gunkel Zum religionsgeschichtl. Verständnis des Neuen Testaments und

Pfleiderer Das Christusbild des urchristl. Glaubens in religionsgeschichtl. Beleuchtung. LCB. 1904 Nr. 4 Sp. 121ff.

Deussen Erinnerungen an Indien. LCB. 1904 Nr. 4 Sp. 129.

Winternitz A Catalogue of South Indian Skr. Mss. LCB. 1904 Nr. 5 Sp. 167.

Bertholet Der Buddhismus u. seine Bedeutung für unser Geistesleben. LCB. 1904 Nr. 14 Sp. 453f.

Neumann Die Reden Gotamo Buddho's. 1—3 Bd. LCB. 1904 Nr. 15/16 Sp. 507f.

Vgl. die Replik Neumanns, Nr. 23 Sp. 765 und die Duplik Hardys ebd. Sp. 765f.

Somanātha The musical compositions ed. by R. Simon. LCB. 1904 Nr. 15/16 Sp. 516.

Pfungst Aus der indischen Kulturwelt. LCB. 1904 Nr. 17 Sp. 541f.

Jacobi Mahābhārata. LCB. 1904 Nr. 19 Sp. 622f.

Rhys Davids Buddhist India. IF. Anz. 16, 1—4.

W. Str.

Curtius-Stiftung.

Das unterzeichnete Kuratorium hat den vorjährigen Zinsertrag dem Stud. philol. Erich von Voss (aus Fellin in Rußland) zur Förderung seiner wissenschaftlichen Studien verliehen.

Leipzig, 2. Februar 1905.

Dr. K. Brugmann, Dr. R. Meister, Dr. H. Lipsius.

Personalien.

Geheimrat Brugmann in Leipzig ist zum auswärtigen ordentlichen Mitglied der R. Accademia dei Lincei in Rom ernannt worden.

